This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830
294

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Zweiundfünfzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1905.

Sec. Hist.
Harrar.
1-23-31
23211

Inhalt.

Abdul Hamid s. Notizbuch 264.
Afrika s. Bülow, s. a. Notizbuch 268.
Aktie s. Kux.
Aktionär s. In Vertretung, s. a. Notizbuch 344.
Albion 197
Amerikanische Versicherungs-Gesellschaften s. Equitable.
Am Wege 368
Arzt, der charmante 410
Auf dem Lande 449
Bank, die, der Hochwohlgeborenen . 260
Bluff 121
Böcklin, der Fall 137
s. a. Notizbuch 490.
Briefe eines Offiziers aus Deutsch-Südwest-Afrika s Kurtchen.
Briefe, zwei 180
Briefe, drei 70
Britannica s. Pax.
Bücher, zwei 294
Bülow Africanus 311
Chinesische Lyrik 35
Deutsche Kunst 359
Deutsch-Luxemburg 182
Deutschlands Entdeckung, die 228
Diagnose 273
Dividendenpolitik 381
Du Barry, die 225
Eduard, Onkel 235
Equitable & Co. 40
s. a. Briefe 181.
Figaro 73
Flaubert 10
Flottenmeuterei s. Bluff.
Frieden zwischen Rußland und Japan s. Pax Britannica, s. a. Portsmouth.
Gebäudesteuer 53
Geburt der Lieder 412
Gnesener Kaiserrede s. Diagnose.
Griechische Legende 60
Großdeutschland 506
Hausse 415
Heimstätten 83
Homburger s. Notizbuch 491.
Jaluzot & Co. 307
s. a. Notizbuch 271.
Japan s. Rußland
Jaurès s. Bluff.
Industriesünden 229
In Vertretung des Aktionärs . . . 340
Italien 251
Kaiser-Begegnung s. Polarstern.
Kämpfe, die, in Ungarn 285
Kanalflotte, die, in der Ostsee . . . 440
Kettenhund, der 28
Komm! 520
Konfektion 349
Kunst s. Deutsche.
Kupfertrust, der 457
Kurtchen 321
Kux und Aktie 481
Lamber, Juliette s. Notizbuch 270.
Leben, neues 448
Legende, s. Griechische.
Leutwein s. Pax Britannica.
Lied der Sehnsucht 358
Lüge, die 25
s. a. Notizbuch 266.

Luxemburg s. Deutsch.
Lyrik s. Chinesische.
Mann, Heinrich 515
Marokko 45
s. a. Yachtklub, s. a. Bluff, s. a. Notizbuch 348.
Menschenfischer, der 109
Morgenwind, der 228
Moritz und Rina 493
Musik der Welt 174
Naivetätkultus 356
Norrland 220
Notizbuch 153, 264, 344, 418, 485.
Obrenowitsch, das Ende der 116
Onkel Lulu, wie mein, sich manifestirte 374
Paradetage s. Notizbuch 485.
Paragraph 175, s. Briefe 180.
Paragraphen, unehrliche 245
s. a. Notizbuch 420.
Parsifal 167
Pax Britannica 389
Polarstern, der 159
Polen s. Diagnose.
Port Arthur s. Notizbuch 486.
Portsmouth 425
Rassenfrage, die, in den Vereinigten Staaten 471, 525
Raumwahrnehmung 208
Reichstag, der 467
Ruhstrat s. Notizbuch 272.
Rußland und Japan 149
Sand, George und Flaubert 96
s. a. Flaubert.
Schutzverbände 66
Seehandlung, die 117
Selbstanzeigen 177, 304, 522.
Seraphim, die 298
Shakespeares, Leben 413
Sveker, Sebald 62
Sommernachtstraum s. Theater 186.
Sozialpolitik, der Verein für 405
Stoessel, General 386
s. a. Notizbuch 486.
Südwest 461
Syndikat oder Trust 232
Theater 186
s. a. 73 und 167.
Transvaal-Werthe s. Briefe 70.
Treppe, die, von Jade 470
Trotha s. Bülow Africanus.
s. a. Südwest.
Trust s. Syndikat.
Unehrliche Paragraphen s. Paragraphen.
Ungarn s. Kämpfe.
Urtheile des Oberverwaltungsgerichtes s. Notizbuch 418.
s. a. Notizbuch 485.
Verse, stille 94
Volksgesundheit s. Briefe 71.
Vermögenverwaltungstelle für Offiziere und Beamte s. Bank der Hochwohlgeborenen.
Vulkan-Aktiengesellschaft s. Notizbuch 344.
Werkring 370
Witte s. Notizbuch 153.
Wunsch, letzter 24
Yachtklub, im 1
Zehnmillionenfonds s. Notizbuch 157.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Juli 1905.

Im Yachtklub.

„Und hat nicht einer unserer besten preußischen Männer, hat Clausewitz uns nicht gelehrt, daß im Krieg, nur mit veränderten Mitteln, die vorher begonnene Politik fortgesetzt werden soll? Wozu aber der Appell an die ultima ratio regum, wenn durch kluge Staatskunst, ohne der Nation schwere Opfer zuzumuthen, alles Nöthige erreicht werden kann? Jedem Kameraden schlägt das Herz höher, wenn er der Waffenthaten gedenkt, die unsere Väter vollbringen durften. Und heute, am Tag des Löwen von Nachod, am Vorabend der Tage von Fehrbellin und Trautenau, Alsen und Langensalza, heute ist sicher unter uns Keiner, jung oder alt, in Königs Rock oder in der blauen Klubjacke, kein Einziger, der nicht freudig bereit wäre, für Kaiser und Reich den letzten Blutstropfen hinzugeben. Mancher hätte während der hinter uns liegenden Wochen wohl geradezu gehofft, solche Hingabe werde gefordert werden. Wir treiben hier nicht Politik, meine Herren, und ich will mich jeder Anspielung enthalten, die irgendwo etwa mißdeutet werden könnte. Wir Alle wissen ja, was geschehen ist. Man wollte uns auf die Hühneraugen treten. Man glaubte, unsere Mutter Germania wie ein einsames Mädchen behandeln zu dürfen, um dessen Meinung sich Niemand zu kümmern braucht. Isolirt sollten wir werden, in den Kellerwinkel gesperrt, bei den größten Entscheidungen gar nicht erst gefragt. Na, schlecht genug ists den Herrschaften bekommen. ‚Durch Hunderttausend zuckt es schnell und Aller Augen blitzen hell.‘ Das deutsche Nationalgefühl hat so kräftige Lebenszeichen gegeben, daß man Aehnliches nicht noch einmal probiren wird. Wir haben Alles durchgesetzt, was wir wünschten; in kürzester Frist und ohne Verlust an Blut und Gut. Mit gerechtem Stolz dürfen wir uns dieses Erfolges freuen, auf den unsere

Ahnen und vor Allem die hochseligen Fürsten, denen das Reich seine Größe verdankt, mit Wohlgefallen herabsehen. Niemals aber hätte ihn der alte Herrgott uns geschenkt, wenn unser Schwert nicht scharf, unser Pulver nicht trocken wäre. Blicken Sie aus diesen Fenstern hinunter: da glänzen die Lichter unserer Flotte, die unser Allergnädigster Kaiser und König geschaffen hat. Horchen Sie ins Land hinein: da warten Millionen nur auf den Ruf, um in Reihe und Glied zu eilen und jede dem Vaterland angethane Unbill zu rächen. Das weiß man draußen; weil wir stark sind, muß man uns achten. Und deshalb, meine Herren, lassen Sie uns hier, wo wir zum Spiel versammelt sind, das doch heiliger Ernst ist, zu einem Vergnügen, das dem Vaterland Frucht tragen wird, hier wie immer und gerade hier die Gläser erheben und in einmüthiger Begeisterung rufen: Das Heer, das Deutschlands Grenzen in Ost und West schirmt, die Flotte, die der Reichsgewalt die Seegeltung sichert, und der erhabene Repräsentant der Wehrkraft zu Land und See, der Allerhöchste Kriegsherr: Hurra!"

„Hurra! Hurra! Hurra!"

„Mahlzeit, meine Herren!"

„Meukow, Sherry Brandy, Chartreuse?"

„Sherry. Nee, keine Milch; aber drei Stückchen Zucker ... Was für die Gondelonkels. Denen geht solcher Speech wie Oel 'runter. Unsereinem imponirt er weniger. Sache ist ja tadellos gefingert. Nicht dran zu tippen. So viele Mauselöcher giebts gar nicht, wie die lieben Franzosen suchten, um schleunig reinzukriechen. Friedlich und höflich, daß es 'nen Hund jammern konnte. Offenbar kommt auch die Konferenz. S. M. soll ja dem ollen ehrlichen Tiefseeforscher aus Monako gesagt haben, Alles sei wieder in Ordnung. Schade. Kann mich nicht drüber freuen. Man hätte endlich erfahren, wofür man auf der Welt ist. Die aufgehetzten Kerls, mit denen man sich schinden muß und die Krach machen, wenns Eins hinter die Löffel setzt, hätten Respekt in die Knochen gekriegt. Enfin, man wäre nicht mehr Kinderspott gewesen und jedem Schmierfinken hilflos preisgegeben. Auch, trotzdem Geschützreparatur noch nicht ganz fertig, keine schwierige oder riskante Angelegenheit. Zweierlei denkbar. Entweder stieg England mit in die schwarze Geschichte hinein: dann hatten die liebwerthen Kameraden mit den gestärkten Hemdkragen nichts zu lachen. Oder Frankreich erschien allein am Start: dann war für die Wässerigen nicht viel mehr zu holen als 70. In jedem Fall kamen wir wieder mal an die Tete und das geschätzte Aquarium brachte uns nicht noch länger um Ehre und Reputation. Die Excellenz hat gut reden. Wer nicht Flügeladjutant war, ist oder noch zu werden hofft, möchte den Ochsenschritt endlich auch mit einem etwas muntereren Trab vertauschen. Schöner Gedanke. Aber es kommt anders."

„Immer. Zu blödsinnig, noch von der berühmten Wendung zum Besseren zu träumen. Uns blühen diese Rosen nicht. Soll auch meine letzte Illusion gewesen sein. Rette sich, wer kann! Wollte die Erhöhung der Pension abwarten; dann kam das Gerede vom Krieg. In solcher Zeit läuft man nicht aus der bunten Jacke. Jetzt wirds aber höchste Eisenbahn. Weiter in der Tour, ewig Parademarsch bimsen, sich täglich, mit grauen Schläfen, anhauchen lassen, daß man die Zähne zusammenbeißen muß, um nicht vor Wuth zu heulen, und so gegen Fünfzig dann um die Ecke: danke gehorsamst. Nicht zehn Percheronshalten mich länger; nicht mal die Aussicht auf den Bezirksoffizier. Lieber noch in Fine Champagne reisen. Da weiß man doch, warum man wacht."

„Brav, mein Junge, daß Du hier draußen Backbord- und Steuerbordlichter studirst. Kann nie wissen, wozu es gut ist. Da drinnen ists fürchterlich; Hitze, Pathos und englischer Tabak: drei Errungenschaften, die meines Vaters Sohn zusammen nicht verträgt. Auf dem Balkon hier läßt sich wenigstens athmen und an der Henry Clay Freude erleben. Auch hat der Breitstreifige uns ja feierlich aufgefordert, herunterzugucken. Das Vernünftigste, was er gesagt hat. Also schiebe Dein Kaffeetäßchen anderthalb Zoll seitwärts und reiche mir die gerettete Pulle. Grüne Chartreuse? Dann passe ich. Wenns der gelbe Tropfen wäre, der aus der guten Zeit, ließe sich drüber reden. Aber diese Franzosen zerstören selbst muthwillig Alles, was ihnen in der Welt noch ein Bischen Sympathie warb. Ihre Theaterstücke taugen nichts mehr, ihre Rundreisemädchen haben keinen rechten Nachwuchs und ihre Automobile (die einzige Maschinenindustrie, mit der sie Staat machen konnten) sind überholt. Blieb der Sekt und der Mönchsschnaps. In der Champagne wächst noch höchst Anständiges. Den nützlichen Mönch aber haben sie aus dem Thal der Großen Kartause und aus Fecamp vertrieben. Alle Mönche. Das war ihre Hauptleistung während der letzten sechs Jahre. Den Papst, den sie zu Haus und namentlich im Orient verdammt nöthig haben, geärgert und alle feinen Zungen rebellisch gemacht. Die Leute bringen sich um den Rest ihres Liebreizes und bilden sich noch was drauf ein. Seit sie, nach all den Renommistereien, nun gar so jämmerlich feig geworden sind, will Niemand . . ."

„Bitte, Walter, nicht diesen Ton! Von Dir mag ich ihn nicht. Wer gescheit ist und so viel gelernt hat wie Du, hat die Pflicht zu selbständigem theil und darf nicht nachsprechen, was die Masse vorgesagt hat. Wieso sind Leute denn feig? Mir scheinen sie nur gewissenhaft. Die Ungeschicklichkeit nes eitlen Ministers hat sie in die Gefahr eines Konfliktes mit der Nachbarlion gebracht und sie haben den Störenfried weggejagt. Sie waren verlei-

tet worden, Unrecht zu thun, und bemühen sich jetzt, den Ruf ihrer Gerechtigkeit wieder aufzufrischen. Solche Tendenzen soll man nicht verspotten, sondern loben. Dazu braucht man noch lange kein Philister zu sein. Ich hätte es für ein großes Unglück gehalten, wenn durch einen Krieg neue Feindschaft zwischen zwei Kulturvölkern entstanden wäre, die auf einander angewiesen sind."

„Wie der Fuchs auf die Gänse. All right. Du sprichst nach der Mode, Herr Schwager, und kannst es auf diesem Wege zu hohen Graden bringen. Womit nicht gesagt sein soll, Du seiest unter die Streber und Schuster gegangen. Du hast schrecklich viel gelesen und glaubst, das Heil sicher zu haben. Nur scheint mir, daß wir von Rechtes wegen die Rollen wechseln müßten. Trotzdem ich, wenn irgendwo jubilirt wird, den Dragonerrock trage, bin ich nur ein schäbiger Civilist, dabei nicht mal Yachtbesitzer, sondern ein armsäliges Diplomätchen im Ruhestand. Und der Kriegsmann im rothen Atilla predigt mir Frieden und Menschenliebe. Bis in diese Nacht hinein war ich überzeugt, daß Ihr Alle, Mann vor Mann, drauf brennt, die Straße von 70 zu wandeln."

„So ists auch; und nicht nur bei Denen, die sich nach Abwechselung und besseren Avancementsverhältnissen sehnen. Da Du mir aber meine Lecture schon angekreidet hast, mußt Du auch eine Lesefrucht hinnehmen; aus dem Garten Deines Lieblings. ‚Nicht ohne großen Gegenstand sich regen!' Der war 70 gegeben. Eine alte Rechnung mit Frankreich zu begleichen. In Paris saß ein Kaiser, der uns den Sonnenschein nicht gönnte und seit Sadowa Rache brütete. Nur gegen den Willen dieses Kaisers und dieses Volkes war die deutsche Einheit zu erreichen. Bismarck, dem Du doch glaubst, hats selbst gesagt."

„Auch, daß der nächste europäische Krieg Marokkos wegen ausbrechen werde; wobei er natürlich an die alte anglo-französische Fehde dachte. Das nur nebenbei. Aber glaubst Du im Ernst, Sentiments hätten ihn in einen Krieg getrieben, der damals recht gefährlich aussah, schon weil man jeden Augenblick fürchten mußte, Rußland aufmarschiren zu sehen, dem lange vorher der erste Nikolai den Bund mit Frankreich als wirksamstes Mittel gegen deutsches Einheitstreben empfohlen hatte? Dann würde ich nicht den majestätischen Menschenverstand in ihm bewundern. Nein, gelahrter Husar: er führte den Krieg, weil sein Vaterland größer sein mußte; größer und im Westen nicht mehr von neidischen Brandstiftern belästigt. Und, siehst Du, genau der selbe Grund könnte Alldeutschland heute wieder nach Frankreich hinein treiben."

„Du würdest also einen Krieg billigen, dessen Gegenstand Marokko wäre?"

„Sei hier lieber friedlich, Kindskopf; quetschst mich doch nicht in Deine Schablone. Marokko zu erobern, wäre ganz schön, aber nicht ganz leicht. Gleich-

berechtigung in Marokko ist eine nützliche Kleinigkeit, die ohne großes Geräusch erlangt werden konnte. Wenn Marokko nicht nur Vorwand für Wichtigeres war, vermochte die Sache mich nicht eine Stunde zu interessiren."

„Vorwand? Das ist die französische Auffassung; und die englische. In Paris und London schrie man, um Marokko handle sichs gar nicht; Deutschland wolle den russischen Zusammenbruch benutzen, um Frankreich so zu schwächen, daß es nicht mehr bündnißfähig sein und auf absehbare Zeit dem Deutschen Reich nicht wieder gefährlich werden könne. Das glaubten Briten und Franzosen."

„Richtig; und warum glaubten sies? Weil sie noch immer hundertmal mehr politischen Instinkt haben als unsere humanen Kannengießer. Weil sie fürchteten, Deutschland werde thun, was Deutschlands Interesse fordert; fürchten mußten, als wir über Nacht so grimmig dreinfuhren. Jetzt wissen sie Bescheid und sind wieder beruhigt. Wären es auch äußerlich schon lange; wenn in Paris nicht einzelne Herren von Rang die gute Gelegenheit benutzt hätten, um ihren Vermögensbestand wesentlich zu bessern. Dazu brauchten sie ein paar Baissetage. Durch dieses Bedürfniß wird auch die sonst unbegreifliche Thatsache erklärt, daß an allen pariser Straßenecken von Krieg gesprochen wurde, während in Berlin kein Maßgebender an eine Entscheidung durch Waffengewalt dachte."

„Einerlei. Man hatte uns in falschem Verdacht. Weil man uns eben nicht kennt. Dein Aerger kann aber nicht bestreiten, daß wir Alles erreicht haben, was wir erreichen wollten und was im Augenblick zu erreichen war."

„Hat der Dinergeneral schon gesagt; und einiges Andere, was ich eben so hartnäckig zu bestreiten wage. Zum Beispiel: die kräftige Regung des Nationalgefühles, das Zucken und die hell blitzenden Augen. Daß Niemand recht warm wurde, ist gerade das Schlimme; lag freilich nur an der thörichten Parole. Ich nehme wohl nicht ohne Grund an, daß Marokko Dir bisher Hekuba war?"

„Hast Recht. So sehr, daß ich noch jetzt nicht genau weiß, was los ist."

„Tröste Dich, mein Junge: fast Allen, die laut mitreden, gehts eben so. Für einen gründlichen Kursus ist hier nicht Zeit und nicht Ruhe genug; da unten wird heftig signalisirt und nebenan scheint man vom Kaffee reuig zu Alkoholischem zurückgekehrt zu sein. Also nur zwei Worte. Wo das Kleinod liegt, weißt Du ungefähr. Hast auch von den Maureneinfällen gehört, unter denen die iberische Halbinsel litt. Schön. Als die Könige von Portugal und von Spanien sich dann einigermaßen rühren konnten, landeten sie in Marokko. Straferpeditionen, bei denen es ohne Landerwerb selten abgeht. Ums Jahr 1472 war Tanger schon portugiesisch. Hundert Jahre später merkten die Briten, daß im alten Mauretanien Etwas zu holen sei, und Elisabeth, die sich,

trotz allen galanten Abenteuern, als Jungfräuliche Königin feiern ließ, schickte einen Unterhändler an den scherifischen Hof. Dieser erste Tattenbach hieß Edmund Hogan. Seitdem gings den Portugiesen schlecht und sie mußten froh sein, Tanger und Mazaghan zu behalten. Zwei neue Eroberer rückten vor: Spanien suchte politisch, England wirthschaftlich in Marokko zu herrschen. Spanien kam nicht weit, behielt aber die wichtigen Presidios. England regirte zwanzig und etliche Jahre in Tanger, mußte dann seine Garnison zurückziehen, blieb aber noch immer die erste Handelsmacht. Ich überspringe das achtzehnte Jahrhundert, aus dem nichts Besonderes zu melden ist, erinnere an die nicht unbekannte Thatsache, daß 1830 Frankreich nach Algerien ging, und erwähne, daß der Sultan von Marokko 1845 (nach der Niederlage bei Isly und dem Bombardement der Hafenstädte Tanger und Mogador) mit Frankreich einen Friedensvertrag, 1856 mit England einen Handelsvertrag schloß. Schon ein Jahr danach schrieb Lord Palmerston (als Premierminister) an seinen Staatssekretär des Auswärtigen, Louis Napoleon wolle offenbar verwirklichen, was Louis Philippe geplant habe: die Eroberung Marokkos. Das dürfe England nicht dulden; auch Egypten, das Frankreich als Ersatz anbiete, sei keine ausreichende Kompensation. Bei dieser Meinung blieb Lord Feuerbrand. Er war überzeugt, Frankreich wolle sich an der Meerenge von Gibraltar befestigte Punkte schaffen, um den Eingang ins Mittelländische Meer sperren zu können. Und wie Palmerston damals, so hatte Nelson gedacht, dachten später Beaconsfield und Salisbury. Tanger, rief der Held von Trafalgar, muß marokkanisch bleiben oder englisch werden; jede dort herrschende Großmacht könnte die Meerenge schließen und wäre für England deshalb eine Gefahr. Der status quo wurde denn auch erhalten, als zwölf Mächte sich am dritten Juli 1880 in der madrider Konvention mit Marokko einigten. Dieses Abkommen, von dem jetzt wieder alle Tage die Rede ist, umfaßt achtzehn Artikel, deren vorletzter allen Signatarmächten die Rechte der meistbegünstigten Nation verbürgt. Kein Wunder also, daß der frankobritische Vertrag vom achten April 1904 wie eine Dynamitpatrone wirkte. Frankreich wurde als in Marokko vorherrschende Macht anerkannt und mit der Aufgabe betraut, im Sultanat Ordnung zu schaffen. Mit der Handelsfreiheit der anderen Mächte sollte es nach nicht sehr langer Frist zu Ende sein. England würde unangefochten bleiben; die übrigen konnten sich neue Märkte suchen. Delcassé brachte einen großen Bissen heim; und so schnell nach Faschoda! Er hatte allen Ansprüchen auf Egypten entsagt, in Neufundland und anderswo dem Britenreich jede gewünschte Konzession gemacht, aber den Löwentheil für die Republik erstritten, der in Nordafrika nur ein ungeheures Kolonialreich winkte. Delcassé war der providentielle Mann ... Hörst Du noch zu?"

„Natürlich. Und höre aus Deinem eigenen Munde nun, was Du vorher höhnisch zu leugnen schienst: daß man uns schnöd behandelt und, wie einen lästigen Bettler, vom mühsam eroberten Markt gewiesen hat."

„Meinetwegen; trotzdem fichs minder pathetisch auch recht gut ausdrücken ließe. Ist aber gleichgiltig. Wir durftens uns nicht gefallen lassen. Zwei Möglichkeiten gab es. Entweder sofort protestiren; in aller Ruhe, ohne überflüssige Aufregung, in London und Paris erklären: ‚Liebe Leute, so einfach gehts nicht; wenn hier gespeist werden soll, esse ich mit.' Oder den Franzosen ins Ohr rufen: ‚Ihr sollt barbirt werden; England schenkt Euch, was ihm nicht gehört, niemals gehört hat, und ladet Euch eine Gefahr auf den Buckel, an der Ihr ein Jahrhundert lang schleppen werdet. Marokko ist nicht Egypten, das jährlich dreihundert Millionen Mark liefert und, sammt dem Sudan, mit dreitausend Soldaten vom Lord Cromer zu halten ist. Marokko wird Euch noch mehr Blut und Geld kosten als Algerien und Euch den Haß der ganzen islamitischen Welt zuziehen.' Der erste Weg hätte sicher, der zweite vielleicht ans Ziel geführt. Wir wählten keinen von beiden. Das ließ sich mit sehr gutem Willen noch begreifen. Erstens ists immer ein grober Fehler, Schwarzen, Braunen oder Gelben das Schauspiel eines Haders zwischen weißen Völkern zu bieten. Zweitens konnte ein Politiker alter Schule denken: Daß Frankreich für Jahrzehnte in Nordafrika engagirt ist und bald gezwungen sein wird, das ganze Gewicht seiner Wehrkraft dorthin zu verlegen, macht mir in Europa Luft und ist mir viel wichtiger als die Lumperei des marokkanischen Handels, für den deutsche Kaufmannsintelligenz leicht Ersatz finden wird. Kurzsichtig wäre solche Auffassung freilich gewesen; ein Blinder mußte ja merken, daß die Spitze des Aprilvertrages sich gegen Deutschland richte. Als wir nach einem Jahr dann aber plötzlich mit voller Wucht auf den Tisch schlugen: sollte da Jemand glauben, der Zweck dieses Getöses sei nur, uns das Plätzchen der meistbegünstigten Nation zu sichern? Kein Engländer und kein Franzos hats geglaubt. Ich auch nicht. Doch da kamen schon die Offiziösen herbei und betheuerten die Unschuld einer hochwohllöblichen Regirung. ‚Keinen Hafen, keinen Territorialbesitz, keinerlei Sondervortheile wollen wir und fordern nur, daß die Thür offen bleibt.' Und darum Räuber d Mörder? Darum die Kaiserfahrt nach Tanger, der Rummel in Fez? Darum dunklen Ehrenmänner in Paris gezwungen, sich in ihrer Schwäche und gheit dem Erdkreis zu zeigen? Darum den noch lockeren Bund der Westchte durch die Gemeinsamkeit neuen Hasses fester knüpfen? Die Backe brennt r, Kleiner, wenn ich dran denke. Unusquisque tantum juris habet, quann potentia valet. Der Satz steht, glaube ich, schon bei Spinoza. An Kraft

fehlts uns nicht. Wie sagte die Excellenz vor dem Kaffee? Hier hinunterblicken und ins Land hineinhorchen. Gesegnete Mahlzeit! Wenn wirs nicht weitergebracht haben als bis zu der Fähigkeit, mit einem Höllenlärm, der in ganz Europa widerhallt, uns ein Recht zu sichern, auf das Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Belgien, Dänemark, Spanien, Holland und Schweden, den selben Anspruch haben, dann ist zu besonderen Hochgefühlen wirklich kein Anlaß. Dann wird sich bald aber auch Keiner mehr vor uns fürchten".

„Heute verstehen wir einander gar nicht, Walter. Nicht vor uns fürchten! Wie diese Furcht vor Deutschland den Leuten überall in den Knochen liegt, hat doch gerade der marokkanische Zwischenfall deutlich bewiesen."

„Hat er. Nur nützen wirs leider nicht aus. Und wer sich grundlos gefürchtet hat, vergißt die Blamage nie. ‚Zwischenfall' ist übrigens ein famoser Ausdruck, den ich mit Vergnügen acceptire, weil er alles Nöthige sagt."

„Und was geschähe, wenns nach Dir ginge?"

„Zu spät, mein Sohn; in jedem Sinn zu spät. Für Deutschland: denn wir haben alle Trümpfe aus der Hand gegeben, wieder mal den friedlichen Nachbar gemimt, im Flügelkleide der Unschuld versäumt (was in diesem Fall doch kinderleicht gewesen wäre), für die gehörige Stimmung zu sorgen, und werden in der Hauptsache nun für Großbritanien arbeiten, das den ansehnlichen Gewinn aus dem Aprilvertrag ohne jegliche Gegenleistung einstreicht. Zu spät auch für Dich und mich: denn da drüben wirds verdächtig hell. Wenns früher wäre, würde ich Dir eine Geschichte erzählen. Vom letzten europäischen Landkrieg (meinetwegen: vom vorläufig letzten), in dem es gar nicht glimpflich hergehen, der uns aber Luft, Ruhe und einen großen Haufen Geld schaffen würde; und der obendrein für uns jetzt (vielleicht nur jetzt) kein Risiko hätte. Von der dann möglichen Verminderung des stehenden Heeres, die Du, rother Husar, ja nicht tadeln dürftest, da Du die nützlichsten und nöthigsten Kriege nicht führen willst. Daß man eine Riesenarmee nur fürs Paradefeld hat, Jahrzehnte lang, und, wenn man sie zur Beantwortung einer Lebensfrage brauchen könnte, bei dem bloßen Gedanken an solche Todsünde erbebt: Das schreit schließlich zum Himmel. Aber Du kannst in fast allen Zeitungen lesen, daß ich Unsinn rede und kein irgendwie Maßgebender Aehnliches denkt. Lesen, daß wir einen Bombenerfolg in der Tasche haben. Wie anno Kiautschou. Da werden wir nun nicht mehr lange bleiben; ich hoffe: freiwillig und mit Würde gehen, ehe es wieder zu spät ist. Abwarten, obs in Marokko auf die Dauer behaglicher wird ... Keinen Tropfen! Danke. Laufen wir noch eine Strecke zusammen?"

„Ihr legt hier im Dunkel wohl Karten, Kinder? Oder beichtet unser

Reiter verborgene Sünden? Wie kann man! Drin wars jetzt wirklich feudal. Trotz der Menge Civiliſten, deren Namen und Art der Teufel kennen mag. Zwei warme Sektleichen mußten beſtattet werden; leiſe weinend ſchlichen, noch auf eigenen Beinen, drei Andere von dannen. Selbſt die Amerikaner haben die nöthige Ladung. Rieſig nette Kerls übrigens; und von Allem, was ſie hier ſehen, bis in die höchſten Pappeln entzückt. Jeder von ihnen hat ſchon mindeſtens eine Lobrede auf die große Schweſternation losgelaſſen. Wenn Ihr nicht manöverhaft geſchlafen oder mit den Stralſundern geliebäugelt habt, müßt Ihr die wüſten Hurras gehört haben. Die Durchlaucht, die auch nicht mehr ganz feſt auf dem Piedeſtal iſt, wollte antworten. Schwingt ſie ſchon?"

„... Wie der deutſche Aar einſt die Fänge in den fernen Oſten ſchlug, in das Land, das man die Wiege der Menſchheit nennt, ſo hat er mit den gewaltigen Schwingen jetzt die Küſte geſtreift, von der ihn Scheelſucht verbannen wollte. Nur geſtreift, meine Herren; ſchon das Rauſchen hat Ehrfurcht geboten. Auch dieſer Erfahrung dürfen wir uns freuen. Und gerade in dieſer Stunde, die wieder die alte Wahrheit beſtätigt hat, daß Meere nicht trennen, ſondern verbinden, in dieſer Stunde, die den mit ihren Gäſten zu friedlichem Wettſtreit verſammelten Deutſchen die Gewißheit brachte, daß überall auf der Erde ihnen zuverläſſige Freunde wohnen, Freunde, die bereit ſind, uns, wenn Noth am Mann iſt, die treue Hand übers Waſſer zu reichen, in dieſer Stunde..."

„Bin ich zu tief ergriffen, um noch mehr hören zu können. Und fürchte, der Alte, der gute Ohren hat, plaudert, wenn Ihr ihn nicht geſchwind ins Bett bringt, noch ſämmtliche Couliſſengeſchichten aus. Das ganze Lied von den Schwankungen, den zwei klimatiſch ſehr verſchiedenen Verhandlungcentren, der Antwortnote, die ſchroff ſein ſollte und freundlich wurde. In ſeiner Sektſiegerſtimmung iſt er zu Allem fähig. Warum auch nicht? Wir werden konferiren und finanziren, am Ende eine Dette Publique nach türkiſchem Muſter einrichten, den Franzoſen im Grenzgebiet freie Hand laſſen und jeden Abend feſtſtellen, daß die Thür noch immer offen iſt. Das wäre der afrikaniſche Ertrag. Und in Europa erſt! Den Engländern imponirt unſere Schneidigkeit ſicher ungemein; in ihrer Preſſe, die ruppig iſt, aber ſtets weiß, was dem Vaterland nützt und was ſchadet, ſpürt mans ſchon jetzt. Die Franzoſen aber ſind von dankbarer Genügſamkeit und werden nie vergeſſen, wie ſanftmüthig wir ſie in dieſem Sommer des Mißvergnügens behandelt haben. Neuer Dreibund gefällig? Schluß. Mein zartes Herz ſogar würde in Thränen zerfließen, wenn es die Schilderung jetzt noch genießen müßte. Adieu, alter Sohn! Ich mache mich aus dem Nebel. Wenn Du wieder den Schnürrock trägſt, wollen wir weiter von deutſchen Siegen reden."

Flaubert.

Das neunzehnte Jahrhundert glänzt mit dem französischen Roman, wie das sechzehnte von italienischen Bildern und Palästen strahlt. Von 1850 bis 80 sitzt Flaubert auf dem Lande, oft Monate lang ohne Menschen, und schreibt seine sechs Bücher. Hier bemüht sich die letzte Anstrengung, die repräsentative Kunstgattung der Zeit auf ihren Gipfel zu führen. Chateaubriand hatte das moderne Naturgefühl erfunden und den Stolz und den Schmerz des nach Auflösung der alten Gesellschaft an seiner Einsamkeit Tragenden. So blieben seine lyrischen und heroischen Landschaften allzu leer von Menschen; es lebt in ihnen nur René. Stendhal, der Gesellschaftmensch, hatte auch darum Italien bevorzugt, weil er hier die vorrevolutionären Salons noch hingefristet fand. Schon mit aller Ungebundenheit des Modernen hatte er seine Aufklärungritte in diese Zweizeitenseelen gemacht; aber er sah vor den Seelen kaum die Gesichter, viel weniger ihr Haus und ihren Himmel. Balzac hatte aus dem Chaos des Jahrhunderts eine Welt gezogen, die mittleren und unteren Stände der Literatur erobert, die Literatur an Presse und Finanz, den neuen Mächten, gemessen, das Geld in die Literatur eingeführt sammt den gewaltsamen Leidenschaften, die jetzt frei geworden waren. Sein herkulisches Genie hatte Stoffmassen gewälzt, wie nie ein anderes; nur waren sie nicht gereinigt und leicht gemacht durch Kunst. Théophile Gautier hatte Worte in Farben und Marmor umgewandelt; hatte Romane geschrieben, aus denen Alles abwesend ist, wovon die Literatur sich nährt, und die dennoch Gewicht haben; in denen die Menschen, seelenlos, nur Staffage sind inmitten schöner Dinge, und die untadelig sind, aber ohne deutliche Beziehungen zum Leben. Flauberts Talent hält dies Alles zusammengerafft wie ein Viergespann und lenkt es, wohin sein Temperament und seine Weisheit wollen. Er hat den sozialen Ueberblick des Einen, ohne seine Illusionen; der Analyse des Anderen schafft er unerhörte Ausdrucksmittel, macht als Erster das Geistigste sinnlich fühlbar. Er hat Plastik als Grundtugend geübt, hat die malerische Wortkunst zum Impressionismus weitergeführt. Und das Tiefste in ihm ist sein Einsamkeitbewußtsein: ein seit René viel schwerer gewordenes, das endlich sich seines Stolzes begiebt. Er ist stark in jeder dieser Fähigkeiten; er wird groß, wo er sie alle zugleich bethätigt. Es sind in seinen Büchern ein paar (nothwendig nur ein paar) solcher äußersten Kraftleistungen. Ein Landwirthschaftfest: wir sehen ein Wogen von Vieh, Bauerntrachten, Honoratioren, Beamten um Zelte, Wagen, beflaggte Gebäude; vernehmen offizielle Reden, Gespräche in der Menge, eine Liebeswerbung; bemerken das Vortreten Einzelner aus dem Gedränge und ihr Wiederuntergehen, das Herauslugen von Grimassen, über die sich sogleich etwas Anderes legt, gebauschte Kleider, abgebrochene Gesten,

den Wind, der über den Köpfen die Wolken treibt, die wechselnden Sonnenflecke, die Gerüche von Alledem, nun verweht und nun wieder aufgewirbelt, wie die Stimmen; hören diese Welt von Dingen nicht erzählen, sondern erleben sie; sehen sie selbstthätig ihren geheimen Sinn preisgeben. Wenn irgendwo, ist hier ein Gesammtkunstwerk, eins, das ein einziges Hirn erschuf und dem kein Handlanger zum Leben hilft.

Als sein erstes Buch, Madame Bovary, bekannt geworden ist, zirkulirt dieses Bild von Flaubert: Er ist auf die Wiedergabe der genauen Wirklichkeit bedacht; er sieht sie „unpersönlich", „wissenschaftlich", immerhin übertrieben düster. Jedenfalls ist er ein ganz Moderner, der durch künstlerische Einkleidung sozialer Probleme zu interessiren weiß; und, wie das Gericht anerkannt hat, sind die Beweggründe zu seinen freilich gewagten Schilderungen erzieherisch, sittlich. Er sollte in seinem nächsten Buch, das im Uebrigen ein Gegenstück zum ersten sein mag, seine Beobachtungsgabe an sympathischen Menschen üben, bessere Herzen vorzeigen: dann wird man ihm danken. Indessen muß man auf das nächste fünf Jahre lang warten; und als es kommt: welche unliebsame Ueberraschung! Diese „Salambo" ist nicht nur härter als das vorige, sie ist nicht einmal modern, rührt keine der Fragen auf, mit denen Madame Bovary der Oeffentlichkeit lange zu thun gegeben hatte, ist ganz „äußerlich", ergeht sich in Schilderungen verschollener Ungeheuerlichkeiten, so daß nicht einmal von Beobachtung die Rede sein kann. Kritiker und Professoren erklären das Meiste für gewaltsame Erfindung. Sainte-Beuve schmeckt sogar eine Messerspitze sadistischer Phantasie heraus. Das Bild, das nun von Flaubert in Umlauf kommt, ist etwas gehässig. In diesem Augenblick, während Flaubert in Paris den Sturm besteht, nähert sich ihm Jemand als Freund: George Sand. Sie sieht in Salambo eins der schönsten Bücher, die je geschrieben wurden, veröffentlicht aus dieser Gesinnung einen Artikel und bestätigt ihn durch einen Brief. Zwei Geister haben einander berührt und werden sich bis zum Tode der Aelteren nicht mehr loslassen.

George Sand kommt als Menschensucherin. Ihr Genie, das Genie der Frau, ist rein psychologisch. Ihr gehört nicht die Welt: nur der Mann, und was er ihr zu fühlen giebt. Als sie jung war, stürmte ihre sehr männliche Generation; die Literatur ergriff, mit Glanz und Lärm, Besitz von den sichtbaren Dingen. Sie aber blieb daheim und schilderte ihr Frauenschicksal, ersich einzig im Namen der Liebe. Es gab damals nur Einen, mit dem rnstlich zu thun bekommen konnte; denn unter den Damaligen war nicht als ein mit dem Herzen Lebender: Musset. Und seitdem? „Die Bewegde, die sie nach diesen verschiedenen Richtungen trieben, nach dieser Entng dramatischen und literarischen Talentes und nach diesem plötzlichen rdruß am Lärm der Welt, nach diesem thätigen Dasein einer Theater-

leiterin und nach diesem trägen Landleben, — die Beweggründe waren schließlich, daran zweifelt nur nicht, eine ununterbrochene Folge von Liebesgeschichten." Dies sagt sie von Lucrezia Floriani, der Gestalt, die ihr am Aehnlichsten sieht. Jetzt, da sie sich den Sechzig nähert, ist von ihrem leidenschaftlichen Drängen nach dem Manne nur das Tiefste übrig: die weiblich lüsterne Neugier, der psychologische Kitzel. Und hier wittert sie etwas mit Seltsamkeit Lohnendes. Ihren verstorbenen Freund Balzac ersetzen, mit dem sie Kritiken ausgetauscht, an dem sie sich entwickelt hat; sich von der Seele des Mannes noch einmal befruchten lassen: es kostet ihn wenig; und keinen anderen Entgelt will sie für die Güte, die sie bringt. Nun geräth sie gerade an Einen, der Dessen froh ist, weil er weiter einer Frau gar nichts zu geben hätte; weil er erfahren hat, daß „die Muse, sei sie noch so widerspenstig, Einem doch weniger Kummer macht als die Frau"; und weil er als Freundin eine braucht, die, nach seinem Wort, „vom dritten Geschlecht" ist.

Das Erste, was sie bemerkt: daß er ein gütiges Herz hat. Bei einem Besuch in seinem Landhaus hat sie ihn seine Mutter mit „meine Tochter" ansprechen hören und ihr sind die Thränen gekommen. Komisch, meint sie: er hat eine Seite, die in seinen Büchern nicht zum Vorschein kommt, die er vielleicht selbst nicht kennt. Sie schreibt es ihm und fügt hinzu: „Es wird sicherlich später kommen." Sie pocht an, damit er sich aufschließe; sehr behutsam und verständnißvoll. „Spielen kann ich nur mit meinem eigenen Mißgeschick; das, welches ein großer Geist hat durchmachen müssen, damit er in den Stand gesetzt ward, zu produziren, halte ich heilig und rühre daran weder rauh noch leicht." Sie giebt ihm ihre Stimmungen, damit er mit seinen erwidere. Darauf erfährt sie von schwarzer Laune, die wie Fluth über ihn hingehe, und von Todesängsten, durch die ihn der Stil hetzt. Sie wirft die Keuschheitfrage auf. Es kommt zurück, daß Keuschheit nur als Krafprobe Werth habe; und zu seiner Zeit, der Zeit tapferer Romantik, habe man sich stark genug gefühlt, Liebe und Kunst, Alles zu gleicher Zeit, zu bewältigen. Sie zeigt sich ungläubig und erhält die Bestätigung, in Wirklichkeit habe er längst gewählt. „Für die Künstler (die Priester sind) ist Keuschheit keine Gefahr, im Gegentheil" . . . Er solle sich selbst malen? Nein; denn der Erstbeste sei interessanter, weil er typischer sei. Der ideale Künstler wäre ein Ungeheuer. „Ich empfinde einen unbesieglichen Widerwillen dagegen, Etwas von meinem Herzen zu Papier zu bringen." Sie, die nie etwas Anderes zu Papier gebracht hat als ihr Herz, begreift nicht; und aus den Verhandlungen hierüber gewinnt sie die erste Skizze seines Wesens. Ein späterer Betrachter sieht in den selben Zügen mehr, als sie sehen konnte, weil er weiß, wohin dies Alles geführt hat; weil schon in den Bildnissen aus der starken Zeit eines Geschlechtes Manches den Sinn des Verfalles annimmt für Den, der die Nachkommen kennt.

Flaubert vollbringt sein ganzes Werk im Kampf gegen sich selbst. Dieser endgiltige Eroberer des Realismus ist kein Liebhaber der Wirklichkeit; dieser Moderne haßt die Bürgerwelt; dieser Erfinder des unpersönlichen Romanstils hat Lyrik zu verbergen.

Die letzten Windstöße des romantischen Sturmes gelangten, als er jung war, bis in seine Provinz. Er und seine Kameraden, gesprengt von Schwärmerei, fühlten sich als Ausnahmen in der platten Menschheit um sie her. Sie träumten vom Räuberleben, von der Liebe großer Damen und vom Kampf für den Islam, von Allem, was beim frühen Victor Hugo steht; trugen Dolche; benutzten sie auch und verstanden, zu sterben. Eine pariser Geistesmode hat sie verspätet erreicht, als man in Paris schon anfing, sie abzulegen: so verspätet dringt sie auch in das Kloster, worin Emma Bovary ihre Mädchenzeit verträumt. In ihren bildsamsten Jahren werden diese jungen Gehirne nach Vorstellungen und Bedürfnissen gefaltet, gegen die alsbald die ganze Wirklichkeit als Feind aufstehen wird. Einige erliegen ihr: so erliegt Emma Bovary. Vor Allem darum, weil Paris, das sie nie zu sehen bekommt, ihr immer das Irrlicht bleibt. Flaubert sieht es, wies ist, vergleicht, schämt sich; und was er von seinem Herzen zu Papier zu bringen sich trotzdem nicht versagen kann, Stimmungprosa, wolkig wie Novembertage, Herzensdrang an Chateaubriands, seines Helden, Geburtstätte und Grab: Das ist von diesem Augenblick ab verurtheilt, verschlossen zu bleiben. Er unterdrückt seine Jugend, seine ganze Jugend, um reif vor die Welt hinzutreten, mit einem kurz vor den Dreißig begonnenen Werk, aus dem vermeintlich der Autor abwesend, das angeblich die unter den unerforschlichen Augen eines unsichtbaren Gottes geschehende Selbstgestaltung der Dinge ist. Aber die wilde Ironie, die nirgends nachweisbar hervortritt und deren Katzenaugen man doch überall ahnt, hinter den Vorgängen, hinter dem Stil, hinter der verfälschten und unangemessenen Gefühlssucht der Heldin: wie entsteht sie? Wer hat hier gelitten, um so ironisch sein zu dürfen? Eine arme Frau, die sich weder ihre Sinne noch ihre Eindrücke selbst gab, muß, weil sie ihnen und nicht den Bürgerregeln folgte, ärgste Erniedrigung, bittersten Tod erdulden. Die Thatsachen hetzen sie und kein Mensch ist da, dem die Wimper zucken würde, kein verstehender Mensch; so konnte ihr Dichter in den Ruf eines harten Erziehers kommen. Gewiß, er erzog. Aber er war kein Gewissensrath für Bürgerfrauen und nicht eine Dame Namens Emma Bovary hat ihn zum Schreiben genöthigt. Er erzieht sein Herz. Die Education sentimentale, die er später beschrieb, hier geschieht sie. Alle Gewalt des Buches liegt darin: daß Jemand mit bitterer Ueberzeugung gegen sein eigenes Herz wüthet und gegen seines Herzens ehebrecherische Gelüste nach Poesie. Gäbe er ihnen nach, er wäre gewiß, von der Zeit bei Seite geschoben zu werden, unwirksam zu bleiben und abzusterben. Die Zeit will ihn modern,

wissenschaftlich und nüchtern. Sie erhebt ihre Forderungen in ihm selbst. Seine zunehmende Geistigkeit verfeindet ihn mit seinem Herzen. So ergiebt er sich der Unterwerfung Dessen, was er war, dem Kampf gegen den Jüngling, der noch in ihm lebendig ist. Aber dieser Jüngling scheint in Denen, die als Erstes die Romantik sahen, ein zähes Leben gehabt zu haben. Flauberts nächster Freund, Louis Bouilhet, blieb all seine Dauer ein Poet aus den Bohème-Tagen und immer im Zorn gegen die nachkommenden Zeiten, die er mitmachen mußte. So nimmt Flauberts Pessimismus seinen Ursprung in entrüsteter Romantik. Rodolphe, der Dichter, sitzt, hoffnunglos verdüstert, in seiner winterlichen Dachkammer. Das Feuer, das er, seiner Unerschöpflichkeit gewiß, mit den Manuskripten seiner Gedichte entfachte, erlosch im Kamin. Wo kamen die Genossen hin? Der Mond ist untergegangen und Mimi tot.

Aus dem mißverständlichen Erfolg von Madame Bovary mag Flaubert bittere Genugthuung geschöpft haben. Vielleicht, er war noch jung, hat er sich auch berauschen und täuschen lassen, hat sich — nach Beendigung eines Buches ist uns sein Keim und, was es uns war, oft ganz entfallen — im Augenblick selbst für den unbeirrbaren Realisten gehalten, als den man ihn ansprach. Er kann den Pessimismus seines Buches für nüchternen Wirklichkeitsinn angesehen haben, während er leidende Rache war; kann die Form, die er seinem Pessimismus gegeben hatte, das Groteske, für wirkliche, überlegene Stärke gehalten haben; und doch verdankte er es nur seinem Drang, sich zu behaupten, griff an aus Noth und gestand, indem er karikirte, Schwäche ein. In seiner Jugendprosa, wo er noch das gute Gewissen zu seinen ersten Idealen hat, giebt es kein Groteskes. Während einer Orientreise nimmt es überhand. Hier, wo der Romantiker sich im Burnus an der Spitze von Mameluken und bei Brunnen mit Rosenwasser hätte kühlen sollen, verbringt er ganze Tage damit, einen imaginären alten Franzosen zu parodiren. Seine Feinde, die Bürger, halten ihn schon belagert, lassen ihm keine volle Ruhe mehr zum Genuß von Träumen. Nach der Heimkehr schließt er sich ein mit den Phantomen der Menschheit, um sich von ihnen vorspielen zu lassen. Seine noch jugendliche Albernheit verdüstert sich wohl; aber es ist kein Zweifel, daß Monsieur Homais früher in ihm entstanden ist als Emma Bovary und daß sein Drang, darzustellen, vor Allem eine Sucht, zu herrschen, ist, ein Verlangen, die Welt dadurch unter sich zu bringen, daß er sie sich — ohne selbst vorzutreten: die „Unpersönlichkeit" gehört zu seiner Rache — als arme Fratze geberden läßt; ein Vorsatz, in seiner hohen Einsamkeit mehr als menschliche Genüsse zu feiern. Denn welchen menschlichen Genuß vermöchte er nicht durch Literatur zu überbieten? Von der Liebe giebt sie ihm das Beste: intellektuelle Wollust und Hingabe, Selbstvergessen in der Umarmung des Vollkommenen; und das Fragwürdigste, Aufstachelndste, Genüsse wie das keuchende Entsagen in der Éducation sen-

timentale; oder Salambos Python; oder die Tochter der Herodias. Die Literatur giebt ihm, stärker als das Leben, die Exaltation des Zeugens; sie giebt ihm konzentrirter das angstvolle Heranziehen der Geschöpfe. Sie giebt ihm Abenteuer, Reisen, unvorhergesehene Bekanntschaften; Qualen, Krankheiten und Krisen jeder Art. Mehrere Tage hindurch hat er den süßlichen Geschmack des Giftes auf der Zunge, das die Bovary nahm.

Nur will dieser Rausch, der schnell unentbehrlich wird, immer üppiger genährt werden. Die mitlebenden Bürger findet Flaubert längst ohne Reiz, ihr Groteskes kläglich. Er braucht wildere Absonderlichkeiten, eine Welt der Ungeheuer und Gifte, einen Himmel, der wie ein Albdruck ist; eine Welt auch, wo die Worte rasseln und klirren dürfen wie Panzer und Foltern, trompeten wie Elephanten, hysterisch beben wie eine mit Wohlgerüchen durchfeuchte Priesterin; wo sie in die Augen schreien, die Augen sengen, die Augen zu Göttern machen und martern dürfen gleich der unerbittlichen Schönheit des harten Südens. Die wirklichen Bedürfnisse, aus denen „Salambo" kam, sind diese. Vor sich selbst wird Flaubert den anderen Beweggrund ausgespielt haben: wenn bei seinem ersten Buch die Moralisten, Gesellschaftstheoretiker, Pädagogen sich aufgeregt hatten, — diesmal sollten die Archäologen staunen, Die von der gerade modernsten Wissenschaft! Er wollte — da es schon Wirklichkeit sein sollte — eine Allen unbekannte, von ihm allein schwer errungene Wirklichkeit hinlegen und an der sollten sie ihre Freude haben. Auf die Geste kam es an, auf die herrische, unberührte Geste, mit der man dies Alles hinausschleuderte: niedergestampfte Armeen und den heulenden, blutrünstigen Liebeswahnsinn eines Halbwilden, Bal mit Kindern auf den rothglühenden Armen und Felsenkessel voll Menschen und reißende Thiere darüber her!... Es bleibt Geheimniß, ob der Jahre lang in dieser Hölle Schmiedende nie darauf geachtet hat, daß es hier von den Grenzen härtester Wirklichkeit wieder in sein altes Traumland geht; daß sich in der Ueberfülle prachtvoller Landschaften die unausweichliche Nähe Chateaubriands erklärt, in Salambo die mystische Liebende Velleda und die unbesiegliche Zärtlichkeit des Lyrikers, der Hamilkars Tochter sang, in der Bezauberung, die dies kleine Mädchen, kaum daß es sich zeigt, an tausend Bluthunden mit Menschengesichtern übt. Niemand fehlt als René; und fehlt er? Der gallische General, der, erstickt vom Sirocco und der Schwere der Wüstenweiten, an einem Luftloch des verlassenen Zeltes röchelt und nach Galliens Viehweiden, dem aus Walddunkel enden Licht seiner Strohhütte lechzt: wäre er nicht die Seele Dessen, der m solche schlimme Schöpfung vergab, sich in diese von Seelen leere Einöde verirrte?

Denn so viel Entsagen, so viel Selbstvergewaltigung wenigstens Ruhm ! Flaubert hatte nicht den Körper eines Skeptikers; mochte seine Geistig-

keit das Geräusch der Gewöhnlichen verachten, seine Sinnlichkeit gierte nach ihrer Anerkennung. Er empfand: „Um Dauerhaftes zu schaffen, darf man über den Ruhm nicht lachen"; und er litt heftig unter dem Achtungserfolg von Salambo. Damals zuerst mag er sich überblickt, mit seinem Schicksal abgerechnet haben. Einiges davon gab er George Sand zu bedenken; Anderes blieben erstaunte und wehe Fragen, die Niemand gehört hat.

„Wie kommts, daß ich hier sitze, abseits und, mit vierzig Jahren, noch immer allein? Es sind zwölf Jahre vergangen, seit ich mich einschloß. Die von meiner Kraft, mit meiner Bovary geschaffene Bewegung haben Andere ausgenutzt; inzwischen war ich fern, bei dieser Salambo, die nun Alles künstlich nennt. Es gelang mir also zu gut, Euch zu täuschen. Mein überreiztes Herz habe ich unter Lichtgarben und Tubengebrüll so wohl versteckt, daß Niemand es spürt. Als ich jung war, liebte ich allzu glänzende Frauen, denen ich es nie sagte. So habe ich Dich geliebt, Salambo, und Dich, grausames Afrika! Aber Niemand weiß, daß um die schönen Dinge, um die fernen, kaum mehr menschlichen Gestalten gelitten werden muß. Man faselt von seelenloser Schönheit. Man ist so unwissend über den Künstler, daß man ihm zutraut, er mache leichten Herzens Schönheit; so unerfahren in der Schönheit, daß man für möglich hält, es sei jemals eine vollendet worden, hinter der nicht der Schmerz stand, den Meißel noch in der Hand. Ich werde ihnen nichts darüber verrathen. Spricht Jemand von Salambo, und wärs meine gütigste Freundin, ich werde ihr antworten: Der Schmöker hätte es nöthig, daß man ihn um gewisse Inversionen leichter macht; es sind zu viele Damals, Aber und Und darin: man merkt die Arbeit.

Gelte ich nicht als Techniker? Und fast bin ichs geworden! Ich, der den überschäumendsten Achtzehnhundertdreißiger abgegeben hätte, wenn ich so glücklich gewesen wäre, mit der Hernani-Bande zur Welt zu kommen! Wie ich Verse gedonnert, was ich auf meiner breiten Brust für leuchtende Stoffe getragen, welchen Gottesdienst ich einer Frau geweiht hätte, einer einzigen! In dieser nüchternen Zeit mußte ich mich in eine Werkstatt schließen, Sätze feilen, meinen Stolz in die Verknüpfung einer Analyse, eines Portraits und eines Dialoges setzen, neue Arten erfinden, um eine Empfindung auszudrücken, und die Empfindung selbst für Nebensache ausgeben; mußte das Aeußere am Wichtigsten nehmen. In Wahrheit aber glaube ich nicht einmal, daß es in der Kunst ein Aeußeres giebt. Ich erinnere mich, wie ich Herzklopfen bekam und eine heftige Lust empfand, als ich eine Mauer der Akropolis betrachtete, eine ganz nackte Mauer (die zur Linken, wenn man nach den Propyläen hinaufgeht). Und ich frage mich, ob ein Buch, unabhängig von Dem, was es sagt, nicht die selbe Wirkung hervorbringen kann. Liegt nicht in der Genauigkeit der Wortgefüge, der Seltenheit der Bestandtheile, der Glätte der Ober-

fläche, der Uebereinstimmung des Ganzen, liegt darin nicht eine innere Tugend, eine Art göttlicher Kraft, etwas Ewiges wie ein Prinzip? (Ich spreche als Platoniker.) Warum besteht, zum Beispiel, eine nothwendige Beziehung zwischen dem richtigen und dem musikalischen Wort? Warum kommt man immer auf einen Vers hinaus, wenn man seine Gedanken zu sehr zusammendrängt? Das Gesetz des Wohlklanges regirt also die Gefühle und die Bilder? Und was als das Aeußere erscheint, ist gerade das Innere? ... Ich bin Mystiker: ich, der Handwerker der Form. In der Form erst glüht meine Phantasie und wird flüssig. An einer Seite voll bunter und tönender Namen berausche ich mich bis zu der Gewißheit, mit den Schicksalen dieser Namen einst dagewesen zu sein. Ich bin aller Schönheit so voll, daß ich das Gefühl beginnenden Lebens, das starre Staunen eines frisch erschlossenen Daseins nie gekannt habe. Das in den Tiefen der Geschichte Verlorene zieht mich an, der ich von je her dabei war. Mit den Priestern des Orients konnte ich reden; und wenn vor dem Thor meiner Stadt Zigeuner aus ihrem grünen Wagen lugen, regt sich in mir etwas Brüderliches. Denn ich habe — ob mir Das von meinen nordischen Vätern kommt? — die Körperverfassung raffinirter Barbaren, überreizte Nerven in einem Riesen, eine Geistigkeit, die sich schwer aus den Schlacken der Sinne losringt. Ich habe eine ungeheure Animalität abzuschleifen, bevor Geist entstehen kann. Zu ihrer Bändigung bin ich auf eine Hygiene der Ungesundheit verfallen: keinen Schritt vors Haus und Nachtarbeit, bis mir die Augen kochen. Hinter allen fünf Fenstern meines Zimmers, rings um dies alte Kloster, ist weites, grau schlafendes Land, Mondgleiten den Fluß entlang; und in der enormen Stille zucke ich empor bei jedem Knistern, jedem Aesteknacken: Kommts? Es regt sich in den Zauberworten, die ich ansammele, und aus ihnen hervor, in wahnsinnig aufregenden Schleiern und auf den Sohlen verstorbener Tänzerinnen erscheint mir mein Werk!

Betrachte Dich: wie es Dich schon zurichtete! In Deinem kuttenähnlichen Rock haben Deine Schultern sich gewölbt; Dein Gesicht mit dem gallischen Schnurrbart war rund und fest, nun ist es zerfetzt durch die sich windende Seele; es hat sich, roth von den Ausschweifungen der Arbeit, gesenkt um die Augen her; Deine Lider liegen in Falten vom Hohn auf das groteske Leben und Dein Blick ist so müde, als wäre dies Gelächter schwere Arbeit gewesen; ne Braue krampft sich die kahle Stirn hinan; und als übrig gebliebene Lüge n Jugendmuth fallen Dir romantische Locken über die Ohren. Du bist ierzig und es ist keine Hoffnung, von dieser Galeere noch einmal zu entmen. Auch würdest Dus nicht wollen. Ach, sobald die Qual eines Werkes s ist, ist auch die Erleichterung meiner Leidenschaft vorbei. Ich vergleiche se Leidenschaft einem Ausschlag, den man schreiend kratzt. .. Ich habe ht gelebt und bin ein Paria. Es giebt Parias hier auf der Höhe, wie

es welche ganz unten giebt. Warum? Der Literat war ehemals eine so regelrechte Existenz. Was war Herr von Voltaire? Ein geistreicher Großbürger, nichts weiter, mit all seinen Tugenden und Lastern, Eitelkeit, Habgier, physischer Furchtsamkeit, Anfällen moralischer Kühnheit, dem Trieb zu geistigem Fortschritt; politisch reaktionär, sobald der Despot seiner Ansicht war, priesterfeindlich, weil er die Priester in der Macht über das Volk abzulösen wünschte, aber gewillt, dem Volk den Glauben an die ewigen Strafen zu erhalten, aus Furcht vor seinen Lakaien. Selbst eine so fragwürdige Erscheinung wie Rousseau, das wählerischste Sklavengenie, das je gelebt hat, konnte in die alte Gesellschaft gut aufgenommen werden, Gräfinnen lieben und sich zeitweilig wohlgerathen und einwandfrei fühlen. Das geht nicht mehr. Die Revolution hat uns allzu sehr befreit. In der romantischen Zeit genossen wir die cynische Poesie unserer Losgelöstheit von der Bürgerwelt, von der gent épicière; und da nun der erste Uebermuth dahin ist, sind wir mit unserer allen Guten unverständlichen Sensibilität zurückgeblieben. Denke ich nach, ist mir, als wäre ich noch Jüngling, ein verbrauchter, überreizter Jüngling, aber ohne die Fähigkeit, reif zu werden. Ich bin, sobald ichs einmal wage, zu handeln, noch immer Enttäuschungen ausgesetzt; denn ich habe noch immer die desinteressirten Ideale eines Zwanzigjährigen, sein ungebundenes Denken, nicht spezialisirt und rein spielerisch, zusammen mit dem theoretischen Pessimismus Derer, die am Leben noch nicht thätigen Antheil nahmen und bisher nirgends eingereiht sind: werde ich es doch niemals werden. Ich stehe, sozial gesprochen, auf dem selben Fleck wie beim Verlassen der Schule. So will ich denn die Welt der Zwanzigjährigen schildern. Ein gut veranlagter Zwanzigjähriger ist mir verwandt, ist immer ein Stück Künstler, eine Spur Dichter.

Da werde ich also dichten dürfen! Und lieben! Die romantische Liebe, die ich in der Bovary verhöhnt und weggejagt habe, aus Härte gegen mich selbst, nun soll sie zurückkehren, tiefernst und unbesieglich. Ah! Die Lyrismen, die ich mir gönnen will! Den Bürger sollen sie außer sich bringen. Ich werde ihm ins Gesicht sagen, wie ein junger Mensch mit Idealen im Herzen ihn ansieht. Er geht nur über die Straße und fühlt sich, werde ich sagen, ganz übel von der Niedrigkeit der Gesichter, den dummen Reden, der einfältigen Genugthuung, die auf all den schwitzenden Stirnen durchbricht. Zwar werde ich hinzufügen: ‚Indessen, das Bewußtsein, mehr werth zu sein als diese Menschen, erleichterte die Mühe des Anblickes‘; und dadurch feststellen, daß ich immerhin über meinen Zwanzigjährigen hinaus bin. Auch werde ich Sorge tragen, daß für jenen Liebesgesang nicht ich verantwortlich bleibe. Und wenn ich, den Alle zum Pontifex des Realismus machen, einmal mit meiner Meinung über ihn herauskomme, lasse ich sie natürlich von Einem vorbringen, den ich so eingerichtet habe, daß ihm Keiner glauben wird. ‚Laßt mich in

Ruhe mit Eurer abscheulichen Wirklichkeit! Was soll Das heißen: Wirklichkeit? Die Einen sehen schwarz, Andere blau, die Menge sieht dumm. Nichts ist weniger natürlich als Michelangelo und nichts stärker! Die Sorge um äußere Wahrheit ist bezeichnend für die niedrige Gesinnung dieser Zeit; und die Kunst wird, geht es so weiter, ich weiß nicht was für ein Plunder werden, weniger poetisch als die Religion und weniger interessant als die Politik. Ihr Ziel — jawohl, ihr Ziel! —, das darin besteht, eine unpersönliche Exaltation in uns zu bewirken, erreicht Ihr nie mit kleinen Werken, trotz aller feinsäuberlichen Ausführung. Ohne Gedanken nichts Großes! Ohne Größe nichts Schönes! Der Olymp ist ein Berg! Das kühnste Denkmal bleiben immer die Pyramiden. Besser Ueberschwang als Geschmack, besser die Wüste als ein Trottoir, besser ein Wilder als ein Friseur!'

Das erleichtert! In diesem Buch werde ich endlich sagen dürfen, was ich gelitten habe. Daß ich Eure gemeinsame Herzlichkeit nie theilen konnte und wie meine Liebe beschaffen ist. Es handelt sich darum, Bilder zu finden dafür, wie das Anschauen einer Frau Einen schwach machen und erregen kann, gleich dem Gebrauch eines zu starken Parfums. Eine nervenzerrüttende Enthaltsamkeit wird dem Buch die tiefere, höchst fragwürdige Wollust einträufeln. Wenn die Liebenden beim Krachen einer Täfelung zusammenfahren, als wären sie schuldig, wenn ihr überreiztes Gefühl sie Abgründen zutreibt, um sie her eine Sturmluft gießt, dann schildere ich meine Nächte. Die Nächte zwischen mir und meinem Werk. Und mit der Liebe jener Tage soll alle Bitterkeit der geschlagenen Illusionen sich vermischen, die Achtundvierzig endeten. Ich will schwelgen; aber Niemand darf es merken. Ich muß unsere größten Worte von damals einem Bramarbas der Freiheit und des Patriotismus zuschreiben, einem Idioten mit einem pomphaften Namen; wie sage ich? Regimbart! Der und eine zappelnde Mauer von Grotesken wird meine Zärtlichkeit verstecken. Nicht ganz: ich ertrüge es nicht! Ein Mensch soll dabei sein, ein schlichter Mensch, Etwas wie ein Commis, nichts weiter. Der soll Gerechtigkeit für möglich halten, den Staat hassen, sich eine einzige Liebe wünschen, fürs ganze Leben, und an einem gewissen Punkt einen — o, wie weise herbeigeführten! — Schrei ausstoßen: ‚Es lebe die Republik!' Alles soll er sein, was ich hätte bleiben wollen, und das Kindergemüth obendrein haben, mit
n man den letzten Enttäuschungen immer entgeht, seis auch, indem man
rechtzeitig von der Polizei niedersäbeln läßt. Die aber leben bleiben:
s werden sie gehabt haben, woran werden sie, den Fünfzig nah, mit wirker Dankbarkeit gegen das Leben einander erinnern? Der Ehrgeizige an
hts; der Liebende an nichts als an einen Abend ihrer frühsten Zeit, als
sich aufmachten, um ihre Keuschheit herzugeben. Ein Wenig platte Liebhkeit ist Alles, was übrig bleibt nach so viel verpuffter Seele. Es wird

das Buch der Enttäuschungen sein, worin trotz vielem Hin und Her nichts geschieht, nichts je ans Ende gelangt, nur aus Fließen Sickern wird, — und kein schmerzlicheres wird geschrieben worden sein ... Wird mans verstehen?"

Die Éducation sentimentale ward nicht verstanden. Auch nicht von George Sand, die ihrem Werden beigewohnt hatte. Sie durchschaut vollkommen die Kunst des Buches: „Du wirfst gleichwohl mit vollen Händen Poesie auf Deine Malerei, ob Deine Personen sie verstehen oder nicht." Aber sie hält es, als gründliche Optimistin, für ein Kampfbuch gegen das Seiende, während es Verzicht auf alles Ersehnenswerthe bedeutet.

Die Kunst dieses Romans konnte seitdem in Keinem mehr überboten werden. Um den Roman als Kunstgattung auf die Höhe zu bringen, bedurfte es Eines, in dem der Künstler überwog gegen den Denker; dem Ideen nicht zuflossen, aber den die Fülle der Bildung erdrückte; und der durch Vergleiche jedes geistige Geschehniß, jede Seelenregung mit sichtbaren, greifbaren Dingen in Verwandtschaft zu bringen weiß. Mehr: die Vergleiche hören auf, nur Verwandtschaft auszudrücken; sie werden eins mit dem Gedanken; der Geist taucht in seinen Quell, die Sinne, zurück; statt des Gedankens steht die Sensation. Das Dunkelste selbst wird durchtastbar. Jemand hört, indeß er die Geliebte ansieht, irgendwelchen Reden zu. „Sie fielen in seinen Geist wie Metalle in einen Ofen, verbanden sich mit seiner Leidenschaft und bewirkten Liebe." Die nicht verbildlichten Analysen, die aus dem alten Roman ein Durcheinander von Abenteuer und Essai machten, sind abgeschafft. Und mit ihnen die ganze Exposition, — da der Autor niemals mehr im eigenen Namen spricht und Alles, was er früher als Vorbericht gab, nun im Lauf des Spieles, zu Sensationen zersplittert, von selbst und lebend aus seinen Geschöpfen springt. Die Methode dient hier zuerst vollkommen. Noch in Madame Bovary nimmt auf der ersten Seite der Verfasser das Wort, schafft einen Uebergang zwischen sich und der neuen Welt, die er ins Licht zu heben sich anschickt. Die Sache ist die, daß seine geheime Empfindsamkeit unendlich gewachsen ist und die Angst, sie zu verrathen, ihn noch keuscher seinem Werk fernhält. Seine „Unpersönlichkeit" war ihm persönlichstes Bedürfniß. Bei den Nachfolgern ward sie zum unverstandenen Glaubensbekenntniß.

Seine ungesunde Keuschheit ist es, die über dieses Bekenntniß einer verlorenen Jugend den erschlaffenden Zauber verhängt, es einzig macht. Die Éducation sentimentale ist im Leben eines ungewöhnlichen Menschen Etwas, das sich nicht wiederholen läßt. Salambo kann von weit vorgeschrittenen Artisten eingeholt werden; die Bovary (oder doch Das, was sich mit bloßem Auge von ihr sehen läßt) ist hundertfach nachgemacht worden. Die Éducation bleibt unzugänglich. Niemand hat, voll dieses besonderen Innenschicksals, mehr in den Abgrund gestarrt, der geöffnet war zwischen zwei Generationen, einer

von Schwärmern und einer von Faustmenschen; zwischen der Träumerrepublik und der Militärdespotie. Für einen jungen Streber in der Éducation sentimentale, der die Gesellschaft immer nur durch das Fieber seiner Begierden hindurch zu sehen bekommen hat, ist sie „eine künstliche Schöpfung, die kraft mathematischer Gesetze funktionirt. Ein Diner, ein Zusammentreffen mit einem Manne in Stellung, das Lächeln einer hübschen Frau konnten in Folge einer Reihe von Handlungen, die sich eine aus der anderen ableiteten, riesenhafte Ergebnisse haben. Gewisse pariser Salons waren wie die Maschinen, die einen Rohstoff aufnehmen und ihn hundertmal werthvoller wieder herausgeben. Er glaubte an Courtisanen, die Diplomaten berathen, an reiche Heirathen, durch Ränke erreichbar, an das Genie von Galeerensträflingen, an einen unter den Händen von Starken lenksamen Zufall." Dieser junge Streber also irrt sich und kommt nicht ans Ziel. Rastignac aber, der den selben Weg ging, erreichte es. Die Auffassung der Gesellschaft, die Flaubert achselzuckend ablehnt, ist eben die, von der Balzac lebte. Knapp dazwischen läuft der Riß, der das Jahrhundert spaltet. Flaubert wirft in seiner Verneinung der abenteuerlichen Soziologie das wohl zu Verwirklichende kurzweg zusammen mit dem ganz Unmöglichen. Denn die Wahrheit über ihn ist, daß er nicht nur an die abenteuernden Handlungen zu glauben aufgehört hat, sonden an alle Handlungen; daß die Enttäuschung, die sein Leben zertheilt, ihn weltflüchtig gemacht hat; daß er nur noch in der Enthaltung Vernunft sieht und eine wunde Genugthuung in der Keuschheit.

Sie versteckt ihn zu gut. Die Mitlebenden konnten eben so wenig den Sinn der Éducation erkennen, wie sie Flauberts Stil durchschauen konnten; seinen berühmten Stil, der vermeintlich ganz auf Klang gerichtet sein sollte, wie der romantische auf Farbe: auf laut glänzende, dröhnende Klänge, die rasselnden Waffen der Barbaren in Salambo oder die Stimmen der Mythenthiere in der Versuchung des Heiligen Antonius. Der Lärm, den dieser Stil zu erregen weiß, bedeutet aber nur darum Etwas, weil er über den Rand tiefer Athemlosigkeiten hervorbricht und zurückfällt in Stille, die betäubt: in die brütende, schlangenhafte der Königin von Saba, in die räthselhaft jungfräuliche Salambos. Und in der Éducation sentimentale, wo man ihn geleugnet hat, ist dieser Stil des ungesund Keuschen am Weitesten getrieben. An versagenden Zärtlichkeiten vorbei werden mit herrischer Geberde Grotesken
[illegible]t, jene menschenfeindlichen Grotesken, die Maupassant erben wird. Aus
[illegible]rten Sensationen erhebt sich streng und stumm die Schwärmerei der
[illegible]er. Die Seelen streichen lautlos über tief erregtes Blut hin. Sinnlich
[illegible]nde Worte machen, wie Aufschreie, den Engelsflug der Sätze mit. Brennende
[illegible]er fallen ins Grau all der Wochentage. Dem bürgerlichen Stoff verleiht
[illegible]Stil eine plötzliche Ahnung von Höhe und Ferne. Er hatte schon in der

Bovary bewirkt, daß homerischer Rhythmus im Landleben von 1840 pochen konnte; als der alte Rouault zu seiner toten Tochter ritt. Hier nun ermöglicht er, aus dem dumpfen Sichhinquälen hervor, das Aufrauschen unerhörter Begeisterungen; Begeisterungen Eines, der sich verurtheilt, einen Ausfall zu machen aus seiner Festung, und koste es das Leben.

Die Éducation sentimentale galt künstlerisch für mißlungen; und geistig fand man sie hassenswerth. Sie erschien in dem Augenblick, als das Land daran war, den Caesarismus abzuschütteln; es waren wieder die Schwärmer am Werk, die sie verzerrte; und sie hatten keine Zeit, sich zu vergewissern, ob die Satire nicht enttäuschte Zärtlichkeit sei. Beim Lachen über Monsieur Homais, dahinten in seiner Provinz, konnte man sich überlegen fühlen. Dies aber geschah in Paris; und Regimbart war im Augenblick fast Jeder. Eine beträchtliche Hetze entstand. Die der repräsentativen Kunstgattung geschuldete öffentliche Aufmerksamkeit war damals so fanatisch auf den Roman gerichtet wie später kaum auf das Theater. Welchem Dramatiker ist gesagt worden, er sei ein Cretin, eine Canaille und besudele die Gosse, in der er sich wasche? Flaubert bekam es schriftlich. Dieser wilde Zusammenbruch seines guten Rufes diente dauernd seinen literarischen Gegnern. Sie beharrten darauf, ihn den Verfasser der Madame Bovary zu nennen, der sein Erstes nie mehr erreicht habe; und auch damals sei es ihm nur geglückt, weil er seine Provinzler, die er kannte, habe leben lassen, ohne Etwas vom Seinigen dazuzugeben. Derselbe Kritiker, der, ohne Beziehungen zum Künstler, Flauberts Objektivismus so thöricht ernst nimmt, Brunetière, hält ihn auch für verbittert durch Erfolglosigkeit. In Wirklichkeit war er erfolglos, weil er bitter war, in allzu bitterer Einsamkeit war, als daß die Vielen zu ihm hätten hinfinden können. Sein Leben vergeht im Wechsel zwischen rasendem Kunstfieber, genährt mit Menschenverachtung, und Zeiten der Sehnsucht nach Einfachheit und Menschlichkeit. „Und ich mache nichts von Dem, was ich will! Denn man wählt seine Stoffe nicht; sie drängen sich auf." Aus seinen entlegensten Phantasien heraus verheißt er immer: „Danach kehre ich zum einfachen reinen Roman zurück." Dann aber sind die letzten Jahre der Éducation sentimentale ein beständiges Stöhnen unter der Last des Bürgers. „Bürger mache ich so bald nicht wieder. Es wird Zeit, daß ich mich vergnüge."

Dieses Vergnügen! Dieses Wüthen des einsamen Lasterhaften gegen seine überspielten Nerven! Diese Jagd nach dem immer weiter zurückweichenden Rausch! Er holt aus Jugendtagen den ausschweifendsten Stoff zurück, steigert seine berauschende Ungesundheit vermöge alles seither erworbenen Wissens und Könnens; und auf eine Weile noch genügen ihm nun die Ungeheuer, Götter, letzten Seltsamkeiten, die durch glühenden Sand vor der Hütte des Heiligen Antonius vorbeiziehen, — vor der Zelle des von der Literatur Besessenen.

Dann? Nichts mehr. Die Angst und Verzweiflung bei der leeren Morphiumflasche. Die Kunst, die hier einen Menschen ganz in die Klauen bekam, hat ihn endlich so blasirt gemacht, daß er nicht mehr aus dem Zimmer gehen mag, und so hellnervig, daß er keine Gesellschaft aufsucht, ohne der Unzartheit und Dummheit des Wirklichen zu erliegen, zu weinen oder Streit anzufangen. Jeder Zwang, zu handeln, erregt ihm Lebensüberdruß. Ihm war das Lebende immer nur eine groteske Gliederpuppe im Dienste der Kunst und er konnte sich beim Rasiren nie ansehen, ohne aufzulachen; nun aber ist die in hundert Stellungen benutzte Gliederpuppe von einer so abstoßenden Komik, daß er angesichts seines Spiegelbildes sich am Liebsten das Messer durch die Gurgel zöge. Man räth ihm, jetzt noch zu heirathen. Dem steht Vieles entgegen; und vor Allem: „Ich bin zu sauber, um für Lebensdauer meine Person einer anderen aufzuerlegen." Das Tiefste kommt herauf. Die Handelnden, die Triebnaturen sind unsauber. Grotesk sind sie eben, weil sie unsauber sind, beschmutzt im Kampf der Egoismen. Er, der Literat, hält sich mönchisch rein, wahrt sich Güte: weil er bewußter ist. Das Ueberblicken vieler Schicksale macht es ihm verächtlich, großen Werth auf das eigene zu legen. Wer die Leiden der Anderen durchschaut, wird nicht leicht eins veranlassen. Die meisten Härten, fast alle Niedrigkeiten werden aus Mangel an Phantasie begangen. Er, der Literat, ist durchgeistigt von seiner Phantasie. Er ist auch veredelt durch die Handhabung des Schönen. Vielem, wozu Thatmenschen sich hergeben, weigert sich der über Meisterwerke Geneigte. Seine Güte kommt nicht vom Herzen, sie ist Sache des Geschmackes und der Vorstellung. Sie ist nicht Bethätigung eines Starken, sondern die Art, wie ein Schwacher sich enthält. Er tritt bedrängten Verwandten die Hälfte seines Vermögens ab, weil er sonst die Betrachtung seines Selbst nicht mehr aushielte Und er kann nicht ans Heirathen denken, weil dann Jemand — mindestens Einer, er selbst — ihn menschlich sehen würde und das Menschliche grotesk und unsauber ist.

Früher, als er seine Schwäche noch nicht kannte, sie noch als Stolz empfand, behielt er sich im Hintergrund seines Denkens das wirkliche Leben vor, als sicherte er sich in einer Stadt, worin er seine Wohnung aufgegeben haben würde, wenigstens ein Absteigequartier. Damals wartete in Paris eine Geliebte, eine geistreiche Frau natürlich, beständig des Augenblickes, wo er in Croisset die Feder wegwerfen und zu ihr eilen würde. Er fühlte sich stark: stand es nicht bei ihm, sich jetzt gleich, wenn die Uhr schlug, aus der Umarmung seines Werkes zu reißen und in die der Frau zu versenken? That ers nicht: was wars anders als eine Kraftprobe? Es war aber die Vorausahnung der Leere und Reue, des schlechten Gewissens, die ihn hinrafften, sobald er die „Arbeit" niederlegte und sich zu leben anschickte. Uebrigens ward er erkannt und gerichtet. Die Einsiedler und die Asketen dürfen sich über

ihre Unbeliebtheit bei den Menschen nicht wundern. Ihre scharfsichtigsten Kritiker werden die Frauen sein. Wirklich hat die von dem jungen Flaubert geliebte Frau in der Geschichte, die sie dann daraus machte, Alles vorweggenommen, gleich am Anfang seiner Laufbahn Alles vorweggenommen, was später seine gründlichsten Feinde herausspürten. Wie kann man aber auch Jahre lang an dem selben Buch schreiben! In der Stille, auf dem Lande! Die Frau sieht nichts herauskommen; noch immer verursacht der unbekannte Name kein Geräusch um sie her; und der Geliebte giebt ihr, statt seiner selbst, briefliche Apologien der Einsamkeit! Man gleicht zwar den Wüstenheiligen, die von Begierde brennen und doch ihr Fleisch und ihr Herz dem eifersüchtigen Gott von Tabor opfern: dem Gott Kunst. Das imponirt eine Zeit lang; dann aber heißt es: „Was wollen denn diese kleinen Origenesse der Kunst für die Kunst, die sich einbilden, wenn sie sich verstümmeln, werden sie fruchtbar!" Er zischt endlich auf, der Haß der Frau auf das Buch, der eins ist mit dem Mißtrauen der Sinne und der Natur gegen den Geist und die Kunst. Die Funktion der Geliebten wäre gewesen: die Bovary zu verhindern, mindestens sie zu schwächen. Sie ist gescheitert; man hat sich nicht theilen wollen zwischen der Kunst und ihr. So hat man den Anspruch auf Zärtlichkeit verwirkt und muß froh sein, wenn Einem später, auf dem sich senkenden Stück Leben, noch eine Genossin begegnet, die nichts mehr will, die nur schenkt und tröstet: eine alte Frau, gut und bescheiden wie ein Freund: George Sand.

Florenz. Heinrich Mann.

Letzter Wunsch.

Noch sind die jungen Tage nicht verthan
Und unterm Scheitel glühen tausend Träume,
Doch faßts bei diesem Worte tief mich an
Und Fernes sieht der Blick als fernste Räume:

Mag mir erblühn, was niemals mir gesungen,
Mag weltenweit das Nächste von mir weichen,
Dies Dasein sich bescheiden in den Niederungen,
Sich hoch entfalten in der Firne Zeichen —

Wenn einst zur Neige gehen will die Frist,
Ich still den letzten Blick nach ihnen wende,
Dann legt die Anemonen, die Ihr wißt,
Und Goethes Werther in die bleichen Hände.

Rom. Arthur Holitscher.

Die Lüge.*)

Eine der wichtigsten sozialen Erscheinungen der Welt ist die Lüge. Wo Macht ist, da ist auch die Lüge. Ein großer Theil der sozialen Zustände in unseren civilisirten und uncivilisirten Staaten beruht auf bewußter Unwahrheit. Und leider ist es nur allzu gewiß, daß selbst nach der Einführung der volksthümlichsten Einrichtungen die Herrschaft der Lüge zwar gemildert, aber niemals vernichtet werden kann.

Man kann die öffentliche und die Privatlüge unterscheiden. Jene soll den Interessen der Rasse, des Staates, der Kirche, der Stände und Parteien und ihrer Machthaber, diese dagegen den Interessen der Einzelnen dienen. Zu wessen Gunsten die Wahrheit im öffentlichen und Privatleben am Meisten gebeugt wird, Der ist der Mächtigste im Land; von ihm erstreckt sich eine ungeheure Stufenleiter der Lüge und Täuschung bis hinab zu den Aermsten und Machtlosesten, die immer nur die Wahrheit zu hören bekommen und die höchstens von ihren Familien und ihren nächsten Freunden einer armsäligen Privatlüge gewürdigt werden.

Die öffentliche Lüge ist politischer, religiöser, wissenschaftlicher und wohl auch künstlerischer Natur. Ihre verschiedenen Formen gehören weniger in die Moral als in die theoretische Philosophie und ich behalte mir deshalb vor, ihre weitreichende Herrschaft im menschlichen Leben an einem anderen Orte darzustellen. Hier will ich nur ihre wichtigsten Abarten kurz charakterisiren und dafür ein oder das andere frappante Beispiel anführen. Die Moralisten in alter und neuer Zeit waren vorsichtig genug, sich mit der öffentlichen Lüge so gut wie gar nicht zu befassen und ihren Haß und ihre Geringschätzung ausschließlich der verhältnißmäßig harmlosen Privatlüge zuzuschleudern.

Eine der wichtigsten Abarten der öffentlichen Lüge ist die politische Lüge, welche sehr mannichfache Formen aufweist. So gilt in den meisten monarchischen Staaten der Grundsatz, daß der König kein Unrecht begehen kann (the king can do no wrong), obgleich jedes Geschichtbuch zahlreiche Beispiele dafür enthält, daß Staatsstreiche und ähnliche Rechtsbrüche nur von den Monarchen ausgehen und daß dabei die Minister lediglich eine nebensächliche Rolle als bloße Werkzeuge spielen. Verletzungen der Ehrfurcht gegen den Monarchen und Aufreizungen zum Haß und zur Verachtung gegen die Regirung werden den meisten monarchischen Staaten geahndet, auch wenn die bestraften ußerungen vollkommen wahr und berechtigt sind. Auch in den demokrahen Republiken ist ein gewisses Maß von Unwahrheit gegenüber dem souainen Volk eine stehende Uebung, allerdings in geringerem Umfang als in Monarchie, weil hier die staatliche Macht weniger konzentrirt ist.

*) Ein Bruchstück aus der „Neuen Sittenlehre", an der Menger arbeitet.

Als Hauptfall der religiösen Lüge kann wohl die Haltung betrachtet werden, welche die herrschenden Volksklassen gegenüber den beherrschten in allen christlichen Kulturländern in den Fragen der Religion und des Kultus einnehmen. Hier gilt fast überall der Grundsatz, daß dem Volk die Religion erhalten werden müsse, obgleich die herrschenden Bevölkerungschichten, die dem Volk den Offenbarungsglauben aufdrängen, ihn in ihrer überwiegenden Mehrheit längst verloren haben. Natürlich ist mit dieser Haltung auf der Seite der herrschenden Klassen eine unwahre Scheinheiligkeit in Beziehung auf Religion und Kultus verbunden.

Die wissenschaftliche Lüge wird namentlich durch das Verhältniß der Wissenschaft zu Kirche und Staat hervorgerufen. So will Kartesius in seinen um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts entstandenen philosophischen Schriften alle bisherigen Erkenntnisse bezweifeln und von diesem allgemeinen Zweifel nur den bekannten Satz: Ich denke, also bin ich (Cogito, ergo sum) und die Dogmen der katholischen Kirche ausnehmen (Discours de la méthode, 1637). Sehr begreiflich, weil diese Kirche noch im Jahr 1600 den Philosophen Giordano Bruno, im Jahr 1619 Vanini verbrannt, endlich in den Jahren 1632 und 1633, also kurz vor dem Erscheinen der ersten Schrift des Kartesius (1637), Galilei prozessirt hatte. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weist die Halbfrömmigkeit Kants auf einen Zustand hin, wo die Aufklärungzeit die äußere Gewalt der christlichen Kirchen stark gelockert, aber noch nicht zerstört hatte; dennoch hat Kant seine Vorsicht in religiösen Dingen vor einer Maßregelung durch seinen Landesherrn nicht zu schützen vermocht. Endlich im neunzehnten Jahrhundert haben Schopenhauer und Nietzsche, obgleich Beide konservativer Gesinnung, für das Christenthum nichts als Hohn und Geringschätzung, zum deutlichen Zeichen, daß inzwischen die französische Revolution und die daran sich anschließenden Bewegungen die äußere Gewalt der christlichen Kirchen fast vollständig vernichtet hatten. Natürlich werden deshalb die wissenschaftlichen Grundanschauungen heute ungleich mehr vom Staate beeinflußt, weil dieser in den letzten Jahrhunderten seine thatsächliche Gewalt nicht verloren, sondern im Gegentheil sehr beträchtlich gesteigert hat.

Die Privatlüge will zwar immer den Interessen einzelner Personen dienen, aber sie ist theils durch öffentlichrechtliche, theils durch privatrechtliche Machtverhältnisse hervorgerufen. Oft ist es der Mächtige selbst, der die Lüge von dem Machtlosen erzwingt. So erwartet ein Monarch im Verkehr mit seinen Untergebenen als eine natürliche Höflichkeit, daß sie seine Weisheit und Gnade preisen, auch wenn er nicht im Entferntesten weise oder gnädig ist. Seine Unterthanen, sofern sie durch Amt oder Reichthum über das Schicksal Anderer verfügen können, verlangen ähnliche Schmeicheleien, wenn auch

in gemäßigter Tonart. Ja, jede einfache Bürgers- oder Bauernfrau ist darauf bedacht, daß ihr das Gesinde nicht vorhandene Tugenden zuschreibt und einen nicht vorhandenen Respekt bethätigt, kurz, daß sie von ihm gründlich belogen wird. Aber oft genug soll die Privatlüge auch den Machtlosen dazu dienen, die Mächtigen gegen ihren Willen zu täuschen. Im öffentlichen Leben üben die politischen Einrichtungen auf die unteren Volksklassen einen gewaltigen Druck aus, der freilich in den Ländern mit freien Verfassungen durch die Theilnahme des Volkes an der Regirung und Gesetzgebung erheblich gemildert wird. Und auf dem Gebiete des Privatrechtes werden die Lohnarbeiter, die Miether, die Pächter ihren Lohn-, Mieth- und Pachtherren viel strenger unterworfen als durch den schlimmsten politischen Despotismus (Menger: Neue Staatslehre II, 9). Diesen ungeheuren Druck, diese ungeheure Verantwortlichkeit, welche die Herrschenden ihren Untergebenen im Lauf der Jahrhunderte aufgelegt haben, trachten nun vielfach die Machtlosen durch Lüge und Täuschung zu mildern. Gar oft rühmen sich die Reichen und Vornehmen ihrer Offenheit und Aufrichtigkeit im Vergleich mit der List und Unwahrhaftigkeit ihrer Untergebenen, ohne zu erwägen, daß dieser Unterschied, so weit er überhaupt besteht, nur der sittliche Reflex ihrer rechtlichen Privilegien ist.

Die Lüge in ihren wichtigeren Formen hat also ihren Ursprung im politischen und privatrechtlichen Despotismus. Herbert Spencer will freilich die Lügenhaftigkeit mancher Völker ausschließlich dem politischen Despotismus zuschreiben. (The principles of ethics, Bd. 1, § 160). Aber wer sieht nicht, daß die privatrechtlichen Herrschaftverhältnisse viel weitere Volksschichten ergreifen und sie viel tiefer beeinflussen als der strengste politische Absolutismus, dessen Einwirkung doch immer auf verhältnißmäßig enge Lebenskreise beschränkt ist? Spencer ist eben ein Feind des politischen Absolutismus, des Despotismus im Großen, aber ein Freund des Privatrechtes, des Despotismus im Kleinen.

Erwägt man diese weitreichende Herrschaft der Lüge im öffentlichen und Privatleben, der sich kaum irgend Jemand und am Wenigsten eine in der Oeffentlichkeit wirkende Persönlichkeit entziehen kann, so muß uns die schonungslose Strenge, mit der manche Sittenlehrer gerade die harmlosesten Formen der Privatlüge angreifen, nur als eine burleske Uebertreibung erscheinen. So meint Kant in seinem Aufsatz „Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen" (1797), „daß die Lüge gegen einen Mörder, der uns fragte, ob unser von ihm verfolgter Freund sich nicht in unser Haus flüchtete, ein Verbrechen sein würde." Aber hat Kant diese bis zum Zerrbild gesteigerte Wahrheitliebe in seinem eigenen Leben bethätigt? Er war, als Schüler Rousseaus, in politischen Dingen sehr radikal und gab dieser Gesinnung im mündlichen Verkehr und in seinen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften unverhohlenen Ausdruck. Dennoch vertritt Kant in seiner unter der Regirung

Friedrich Wilhelms des Zweiten geschriebenen und veröffentlichten Rechtslehre (1797) einen schroffen Absolutismus und versteigt sich sogar bis zu den in ihrer Schrankenlosigkeit fast Grauen erregenden Sätzen, daß der Herrscher im Staate gegen den Unterthan lauter Rechte und keine Zwangspflichten hat und der Unterthan auch offenbaren Gesetzwidrigkeiten des Regenten nur Beschwerden, aber keinen Widerstand entgegensetzen kann. (Kants „Rechtslehre", § 49.) Diese Anpassung Kants an die politischen Strömungen seines Landes und seiner Zeit ist nach den Grundsätzen der überlieferten Sittlichkeit gewiß ungleich tadelnswerther als eine Nothlüge, durch die das Leben eines Freundes gerettet wird. Vom Standpunkt der Machttheorie aus ist freilich die eine und die andere Handlung gleich verständlich, weil beide durch dauernde oder vorübergehende Machtverhältnisse hervorgerufen worden sind.

Wien. Professor Dr. Anton Menger.

Der Kettenhund.

„Die Menschheit ist entzückt über die Treue des Hundes. Sie stellt diese Treue den Menschen zum Vorbild hin und doch bestraft sie den Hund mit lebenslänglichen Ketten."

Diese Grabrede wird, wenn sie hinter dem Schachen die Kettenhunde verscharren, nicht gehalten. Schade drum. Sonst thäte die Hausmutter zwei Thränen der Rührung vergießen, ehe sie sich nach einem neuen Kettenhund umsieht.

Vielleicht sollte ich für manchen Leser weit ausholen, wenn er verstehen soll, was Das ist: ein Kettenhund. Denn ich weiß nicht, wie weit über die Alpen hinaus sich die Sitte erstreckt, den Hund, der Hüter des Hauses sein soll, an die Kette zu legen. Ließe man ihn frei um den Hof laufen, so risse er dem nahenden Fremden die Kleider oder gar die Haut vom Leibe oder er spränge ihn schmeichelnd an, beleckte ihn wie einen willkommenen Freund, obwohl er leicht ein Feind des Hauses sein könnte. Je nach dem Charakter des Thieres. Da macht mans denn gern so, daß in die Nähe des Hausthores ein Kobel gestellt wird und daneben der Hund. Am ledernen Halsband hängt eine Kette, deren anderes Ende in einer Eisenklammer an der Wand befestigt ist. Die Kette ist so lang, daß das Thier einen Spielraum von etwa dreißig Geviertklafter hat und beinahe das Hausthor erreichen kann. Ganz darf es an den Eintretenden nicht heran können; dagegen ist eine Verordnung. Der Hund hat auch nicht die Aufgabe, Fremden den Eintritt zu verwehren, vielmehr durch das Anschlagen die Hausbewohner auf den nahenden Ankömmling aufmerksam zu machen, was besonders zur Abend- und Nachtzeit wichtig ist. Ich weiß zwar nicht, weshalb Haushunde bellen, wenn Fremde kommen; aus Feindseligkeit geschiehts nicht immer. Ich sah Hunde, die bei Herantreten oder Vorübergehen von Fremden sich so wüthend und rasend benahmen, daß ihnen beim Zerren und Reißen an der Kette der Athem verschnürt wurde und sie gar nicht mehr bellen, nur noch röcheln konnten. „Wehe, wenn sie losgelassen!" fiel Einem da ein. Aber wenn dann bei so einem rasenden Thier die Kette einmal entzwei

riß, sprang er dem Fremden an die Brust und beleckte ihn liebkosend. Weshalb einmal ein nachdenksames Kreuzköpfel die Weisheit aussprach: „Das Anschlagen des Kettenhundes ist nur eine Klage über seine Gefangenschaft. Bei den Hausbewohnern nützt es nichts. Das weiß er. Bei jedem vorübergehenden Fremden aber versucht ers, durch lautes Klagen ein fühlend Herz zu erreichen, um von der Kette befreit zu werden." Das ist sehr rührend gedacht; nur schade, daß gerade diesem Kreuzköpfel nachher einmal ein losgekommener Kettenhund ein Stück Fleisch aus der Wade gerissen hat.

Jedenfalls erfüllt der Kettenhund seine Pflicht als Haushüter, wenn er beim Nahen fremder Leute tüchtig bellt; er bekommt denn auch dreimal täglich von der Hausmutter seinen Trank in den Trog, zusammengeschüttete Ueberreste, manchmal sogar ein Stück verdorbenes Fleisch, oft ein paar Knochen. Die Buben schäkern mit ihm, wobei er recht lustig schnappen kann, aber so, daß es nicht wehthut. Das kann er recht gut. Die Dirndeln lassen freilich ihr gewohntes Kreischen los, wenn der Vierfüßer flink an ihren Busen springt und mit der warmen, weichen Zunge ihren rothen Mund bedeckt. Wenn sie bei ähnlichen Erlebnissen allemal kreischten, die Dirnlein, dann wäre der Kettenhund in der Nacht bisweilen überflüssig. Ich will nichts gesagt haben. Ich will nur die Geschichte erzählen von einem schlimmen Kettenhund, von einem braven Dirndl, von einem unternehmenden Liebhaber und von einem blitzdummen Jungen.

Daheim im Waldbauernhause hatten wir einen Kettenhund, ein großes, schönes Thier. Seine fuchsbraune glatte Haut glänzte wie Seide, seinen Kopf mit den guten treuen Schwarzaugen und den breiten Ohrlappen trug er hoch und wohlgemuth, eben so auch den kühn geschwungenen Schweif, den er nur einzog, wenn er heimlichen Groll hatte. Die Kette machte ihm nicht viel. Sie war ziemlich lang, so daß er auf der einen Seite bequem bis zur Hausthür, auf der anderen bis zum Brunnentrog gelangen konnte; auch auf die Wandbank hüpfen und wieder herab, wenn er Bewegung machen wollte. Kam jemand Ungewohnter, so bellte er zwar, regte sich aber weiter nicht auf. Er riß nicht an der Kette; dafür that ihm seine Gurgel leid. Wenn er aber losgelassen wurde, dann schoß er wie eine Bestie auf fremde Leute los, so daß mein Vater einmal einem klaghaften Nachbar ein Stückchen Hintertheilhaut mit fünf Gulden zu vergüten hatte. Das war der „Waldl". Er war so gefürchtet von der ganzen Umgebung, daß manche Kirchengeher nicht den kürzeren Weg durch unseren Hof nahmen, sondern hinter dem Krautgartenzaun vorbeihuschten. Wir waren ordentlich stolz auf den wachsamen und strengen Hund, das einzige Wesen, das uns gefürchtet machte. Obschon nun zwar der Waldbauer lieber geliebt als gefürchtet war, that so ein Wenig Mußrespekt dem Vortheil des Hofes keinen Eintrag. Im Gegentheil: die Bettler wurden von ihm aller Vagabundirerei abgeneigten Waldl so schnell verscheucht, daß es der Hausmutter bedenklich schien und sie manchen Armen das Almosen in ihre Hütten zutrug.

In jenen Jahren war es, daß bisweilen ein Fremdling in unser Haus kam, der allmählich kein Fremdling mehr war, weil er uns traut wurde. Eine schlanke Gestalt in grauem, langem Mantel, mit brauner Pelzmütze, mit schwarzem Bart und rothem Gesicht. Sein Auge hielt er immer weit offen; war es dunkel oder hell: er schaute gerade vor sich hin, den Kopf etwas rückwärts gelegt. Er schaute mit offenem Auge in die Sonne hinein; er blinzelte nicht. Mit den schmalen

Händen machte er gern vor sich in der Luft Bewegungen und Gesten, langsam, fast feierlich, wie ein Priester, wenn er das Volk segnet. Auf dem Rücken trug er ein viereckiges Holzkästlein, dessen Anblick mancher tanzlustigen Magd in die Nerven fuhr. Aber es war kein Musikkasten; es war ein Werkzeugtrühlein, in dem der Mann Hämmerchen, Zänglein, Feilen, kleine Stech- und Stemmeisen und andere Messerchen hatte. Dieser Mensch führte immer ein Mädchen mit sich, das er stets an der Hand hielt. Als ich es das erste Mal sah, war es ein kümmerlich kleberes Geschöpflein gewesen, mager und blaß und mit seinen schreckigen Rehaugen unstet dreinschauend. Aber von Jahr zu Jahr wurde sie größer, schöner und freundlicher. Ihr Gewändlein war dünn und gar verwaschen, aber stets reinlich gehalten. Einmal, als diese Beiden langsam über die Weide gingen, wo ich meine Schafheerde weidete, und als das Mädchen ernsthaft, fast traurig auf mich herschaute, war mir zu Muth, als müßte ich ihm was schenken. Einige Schlüsselblumen pflückte ich ab und legte sie in ihre Hand. Sie nahm das Sträußlein an, nickte ein Wenig mit dem Kopf, aber, wie mir schien, nicht auf und ab, sondern hin und her. Dann ging sie mit ihrem Vater fürpaß; und später fand ich das Schlüsselblumensträußlein auf der Weide liegen. Man sah nie, daß sie mit dem Schmucke der Armen, mit einer Blume, geziert war. Das Veilchen schmückt sich ja auch nicht, weil es selber eine Blume ist.

Diese beiden Menschen waren der „Häfenbinder Faltl" und sein mutterloses Töchterlein. Betteln thaten sie nicht. Er verstand es, in den Häusern, wo sie zusprachen, über Thontöpfe und Krüge ein eisernes Drahtnetz zu flechten, damit solches Geschirr dauerhafter sei. Dafür gab man ihnen zu essen und manchmal ein paar Kreuzer Lohn. Auch Wanduhren, die schadhaft geworden, nahm der Faltl in Arbeit, wobei ihm das Mädchen Handlangerdienste leistete. Solche Arbeiten schienen ihm so geläufig, daß er gar nicht darauf hinzuschauen brauchte, sondern sein Antlitz immer geradeaus, wenn nicht gar ein Wenig himmelwärts hielt.

Wenn diese zwei Leutchen gegangen kamen, schlug unser Kettenhund zwei- oder dreimal an, dann rasselte er ein Bischen mit der Kette und schaute treuherzig auf sie hin, wie sie ins Haus gingen. Wo die Leute wohnten oder ob sie überhaupt irgendwo wohnten, daran dachte ich nicht. Mir wurde die Sache erst bedenklich, als eines Tages der Ortsrichter an unser Haus herankam und das Mädchen des „Häfenbinders" mit sich führte. Und eine schreckliche Mär erzählte. Der blinde Faltl habe mit seiner Tochter auf einem Heustadl übernachtet. Da sei in der nachbarlichen Köhlerei ein Brand ausgebrochen, er eilte, um löschen zu helfen, kam dem Feuer zu nah und erhielt schwere Brandwunden, an denen er nach einigen Stunden starb. Der „blinde Faltl"? Ja, war der Mann denn blind gewesen? Der Ortsrichter fragte bei meinen Eltern an, ob sie nicht das verwaiste Dirndl ins Haus nehmen wollten. Sie sei fleißig, anschicksam zur Arbeit und könne wohl in Haus und Stall Dienst leisten. Mein Vater hatte immer zu wenig Dienstboten für die große Wirthschaft und sprach oft davon, wie hart er darauf warte, bis wir, die Kinder, zur Arbeit herangewachsen sein würden. Ich, das ältere, war erst im fünfzehnten Jahr. Vielleicht doch, daß mehrere Schwache so viel ausrichteten wie ein Starker, dachte sich mein Vater und nahm die Faltl-Dirn auf, die wohl schon um zwei oder drei Jahre älter gewesen sein wird. Sie war schon erwachsen und hatte einen schlanken weißen Hals, den selten Jemand zu sehen bekam, weil er

immer bis dicht unters Kinn mit einem weichen Tuch bedeckt war. In ihrem Aug' lag eine stille Nacht. Ich hatte mich damals in den Nächten noch gefürchtet, und wenn ich nun manchmal verstohlen dieses große Nachtauge betrachtete, da fürchtete ich mich auch. Und doch schaute sie mich immer friedsam an, friedsam und freundlich, wie ihr Benehmen war gegen Alle. Lachen that sie selten, höchstens lächeln, wenn sie scherzenden Zicklein zuschaute. Selbst wenn sie von der Hausmutter ihrer Emsigkeit wegen gelobt wurde, sah sie ernsthaft drein. Aber nie traurig; es war eine frohe, fast behagliche Ernsthaftigkeit. Von ihrem Vater sprach sie nie ein Wort. Aber einmal hatte ichs durch die Thürfuge belugt, wie sie aus ihrem Busen das blaue Bändchen hervorzog und den Ring, der daran hing, herzte und koste. Es war der Ring, den man dem toten „Häfenbinder" vom Finger gezogen hatte. Heiter wurde die Traude nur bei der Arbeit im Stall oder auf der Wiese beim Grasrechen. Da hörte man sie sogar singen, da warf sie ihr Wollentuch fort, so daß über ihrer Brust nichts war als das Hemd. Keine von den anderen Mägden hatte so feine, so blühend weiße Hemden. Und da geschah es einmal, daß der schalkhafte Jungknecht beim Heuen, als er ganz in der Nähe des Dirndels zu stehen kam, wissen wollte, wie lind sich denn wohl ihre Leinwand anfühle. Mir stand der Athem und der Herzschlag still. Sie wendete sich rasch und unwillig ab und war den ganzen Tag in sich gekehrt. Zu jener Stunde nahm ich mir vor, darauf zu achten, daß die Traude nicht ungebührlich behandelt werde. Mir waren sie nicht mehr fremd, die Zweideutigkeiten und Anspielungen, in denen sich unsere Knechte und die Nachbarsbuben gefielen, sowohl wenn sie unter sich waren, als auch wenn sie ledigen Weibsbildern in die Nähe kamen. Die älteren Mägde thaten keklich mit, in schnippischer, scheinbar abweisender Art, die eher ermuthigte als verneinte. Jüngere Mägde wurden bei derlei Reden roth, horchten wohl doch so ein Wenig hin und stellten sich harmlos. Aber die schlanke Traude wurde noch nicht einmal roth; sie wich den dreisten Mannsleuten nur aus, wie einer lästigen Sache, und kehrte sich weiter nicht drum. Der Vater hielt strenge Zucht; doch wenn er nicht zugegen war, manchmal bei Tisch, da huben die Knechte gern an, ganz gelassen und unbefangen in einer Bildersprache zu reden, die mit Ausnahme der Einen Alle verstanden und Viele bekicherten. Aus Angst um die Traude, die still und bescheiden dasaß, habe ich in solchen Augenblicken mehrmals ein lautes, ganz unsinniges Gespräch angestiftet, um die verfängliche Unterhaltung abzulenken, obwohl der Großknecht mich allemal gleich zurechtwies: kleine Buben sollten bei Tische still sein. Einmal, als im Walde junges Dickicht zu säubern war, ordnete der Großknecht an, daß ihrer drei Knechte hinausgehen sollten und auch die Traude mitnehmen, damit ihnen Jemand das dürre Reisig wegräume. Da stellte ich mich hin: „Reisig wegräumen, ist meine Sach!"

„Du hast heut in der Mühl' zu thun; da muß der Haber fertig gemahlen werden", entschied der Großknecht, dem ich, wenn auch der Sohn des Hauses, in Arbeitangelegenheiten manchmal untergeordnet war. Gut, ich habe in der Mühle zu thun. Also zu meinem Vater. Da ich bei ihm die Knechte nicht geradezu verrichtigen konnte, ohne zu verrathen, wie weit ich selbst schon war, so bat ich ihn, daß er die Traude mit mir gehen lasse; wir wollten zwei Bündel machen, denn allein vermöge ich den Haber nicht zu tragen. Mit den Knechten in den Wald ging der alte Einleger Michel, mit mir in die Mühle ging das stille, schlanke Dirndel.

Ich dachte, nun würden wir einmal recht miteinander plaudern können. Ich wollte sie ausfragen nach ihrer Kindheit, nach ihrer Mutter, nach ihrem blinden Vater, der Häfen mit Draht gebunden und Wanduhren hergerichtet hatte. Aber wir hatten bald ausgeplaudert. Sie gab zwar freundliche, doch so kurzgefaßte Antworten, daß mir keine rechte Frage mehr einfiel und wir mit unseren Bündeln auf schmalem Steig nun schweigend hinter einander hergingen. Als wir aber zur Grabelhütte kamen, wo vor der Thür in der Sonne die junge Grablerin ihr Kind säugte, wurde die Traude auf einmal lebendig. Sie plauderte heiter mit dem Weibe, schäkerte mit dem Kleinen und schaute zu, wie es an der vollen Mutterbrust mit der Lebhaftigkeit eines jungen Kälbchens saugte. Als wir dann hinab in die Mühle kamen, als ich mit dem Holzhackel das Thürschloß aufsperrte und wir in den dunklen Raum traten, als ich die Fensterläden aufmachte, dann aus meinem und ihrem Bündel den Hafer in den Trichter schüttete und als ich endlich mit dem Niederdrücken eines Hebels das Mühlwerk in Gang brachte, war die Traude stets neben mir, um zuzugreifen, wo es zu thun gab. Wir sprachen das bei der Arbeit Nothwendige, nicht mehr und nicht weniger. Als ich dann neben dem Mühlensteinmantel auf meiner Bank saß, um nun bis zum Abend das Mahlen zu überwachen, sagte sie ruhig: „Brauchst mich noch?“

„Nein, Traude, ich brauch' Dich nicht mehr. Du kannst heimgehen.“

Aber als sie fort war und ich allein bei dem klappernden Räderwerk, da hatte ich Bange. Ich glaube, nach dem Mädchen; und von jetzt an vermeinte ich, sie so gern zu haben wie meine Schwester. Und da nahm ich mir heilig vor, zu achten und zu wachen, daß diesem Dirndel nichts geschehe.

Da war es noch an dem selben Abend spät. Ich ging von der Mühle heim, durch den Wald hinauf. Es war ganz dunkel. Vor mir auf dem glatten Waldsteig gingen zwei Nachbarsbuben, der Ernest und der Fonsel, die, obschon älter als ich, meine guten Kameraden waren. Wir hatten miteinander manche Possenreißerei angestellt; und Derlei schließt freundschaftlicher an einander als etwa gemeinsam ausgeübte Tugenden. Besonders war ich Fonsels Geheimschreiber. Der Fonsel war etwas säbelbeinig und hatte beständig entzündete Augen, was zwar bei Hühneraugen schmerzhafter, aber bei Gesichtsaugen unschöner ist. Er war bestrebt, den Weibsleuten gegenüber seine körperlichen Mängel mit Poesie auszugleichen. Ich war der Verfasser gereimter Liebesbriefe, die an eine Schöne in Fischbach gingen. Darauf hatte sie ihm schreiben lassen, er möchte einmal kommen. Eine halbe Nacht lang waren sie spaziren gegangen im Baumgarten; aber als es tagte und sie wieder einmal sein „Ausgeschau“ sah, soll sie schnell davongelaufen sein. Der Fonsel ließ aber nicht nach, sie von seiner Schönheit zu überzeugen. In den nächsten Liebesbrief mußte ich sein Portrait zeichnen, und zwar mit einem schwarzen, aufgewirbelten Schnurrbart, während das Original nur ein strohbraunes Fetzchen hatte, das noch dazu an der linken Oberlippe kümmerlicher war als an der rechten. „Wenns Haus einmal brennt,“ sagte er, „dann sind alle Wasser gut.“ Was geschah? Am darauffolgenden Sonntag sah man seine Schöne mit einem Schustergesellen gehen, der just einen solchen Schnurrbart trug. So hat mein künstlerisches Bemühen um den Fonsel eher geschadet als genützt, weil die Wirklichkeit nicht dem Ideal entsprach. Der Fonsel hatte dann, wie er erzählt, die falsche Katz abgedankt und wollte es nun „mit der Häfenbinderischen probiren.“

Sagte nun sein Bruder, der Ernest: „Mein Lieber, die Häfenbinderische laß nur mit Fried. Die geht Dich nix an. Aber wenn Du mir bei Der die Leiter halten willst, so helf' ich nacher für Dich Eine suchen."

„Wegen meiner", gab der Fonsel bei; „mir ist sie eh ein Bissel zu jung. Allemal fahrt man besser mit dem Rössel, wenn es schon abgerichtet ist."

Derlei bekam ich zu hören auf dem glatten Waldsteig, als ich in der Dunkelheit geräuschlos und knapp hinter den beiden Burschen einherschritt. Dann verabredeten sie für die nächste Samstagnacht ein erstes Fensterln bei der Traude.

Sie hatte in der rückwärtigen Bodenkammer ihr Bett. Da wollte nun der Ernest eine Leiter anlehnen bis zu ihrem Fenster hinauf, um, weil es kein Gitter hatte, bequem Kopf und Achseln hineinzustecken und um ihr Herzlein zu werben. Der Fonsel sollte ihm derweil unten die Leiter halten. Dieser fragte nun den Unternehmer, ob er auch genügend mit Gassel- oder Fensterlsprücheln versehen sei, um sie anmuthig aufzuwecken, über sein Vorhaben aufzuklären und sie dafür zu erwärmen. Dann wurden Uebungen in Gasselsprüchen gehalten. Das geschah halblaut, in gemurmeltem Gebetton. Na, gute Nacht, wenn die Traude das Alles zu hören bekommen soll! Mir wurde heiß bis in die Finger- und Zehenspitzen. Es waren meine Freunde. Der Ernest sogar ein lieber und kluger Bursche. Macht nichts. Mit allen Vieren hätte ich sie rücklings überfallen und ermorden mögen. Aber was wirst Du machen, wenn Du ein schwächlicher Junge bist und ihrer sind zwei baumstarke Lümmel? Das Fensterln bei der Traude muß auf andere Weise verhindert werden.

Es kam der Samstag. Zum Vater wollte ich nicht gehen. Verschergen soll ein Kamerad den anderen nicht; er muß sich selbst zu helfen wissen. Fürs Erste versteckte ich die Leiter, die gewöhnlich an der Hauswand wagerecht hing und fünfzehn Sprosseln hatte. Hernach am Abend, als das Nachtmahl vorüber war und die Leute ihre Betten aufsuchten, ging ich hinaus zum Waldl, streichelte ihn, ließ mir von ihm Hand und Gesicht belecken und hakte am Halsband die Kette aus. Dann ging ich aber noch nicht schlafen, sondern setzte mich in den Strohschoppen, von wo aus man recht bequem auf das Fenster sehen konnte, hinter dem die Traude schlief. Es war halber Mond, das Fenster stand wie eine schwarze Tafel in der Wand; die Traude pflegte die Flügel offen zu lassen. Wie mir einmal fast vor ihrem Auge gegraut hatte, so graute mir jetzt vor diesem Fenster. Denn es kam mir ein unerhörter Gedanke, wie ähnlich früher noch nie. Mit dem Gedanken allein hätte sich vielleicht noch fertig werden lassen, aber es zog mich hin. Die versteckte Leiter mußte ich selbst brauchen. Als ob in meinem Innern ein schwingender Haspel das Blut peitschte, so sprang es heiß durch alle Adern, so wirbelte es durch alle Glieder. Aehnlich hatte ichs noch nie gehabt. Wo ist gleich meine Leiter?

Sie war schon da. Zwei Gestalten hatten sich hinter dem Hof, wo es der Kettenhund nicht bemerken konnte, herangeschlichen, aus dem Reisighaufen die Leiter hervorgeholt und sie leise, aber hastig an die Wand gelehnt. Ganz deutlich sah ich, daß es der Ernest war, der jetzt flink die Sprosseln hinanstieg. Wo ist denn der Hund, daß man ihn nicht hört? Ist es verreckt, das Beest? Ich rüttelte an einem lockeren Schoppenbrett; es war nicht mehr nöthig: er schlug an, kam um die Ecke und schoß lechzend auf den Mann los, der die Leiter festhielt. Der floh, sich kaum vor dem Hunde erwehrend. Und als ich nach dem Anderen ausschaute, der schon hoch

auf der Leiter gestanden hatte, sah ich nichts. Er war verschwunden. Zu Boden gesprungen war er nicht, der rasende Hund hatte ihn verscheucht: zum Fenster hinein.

O Unglücksmensch, was hast Du jetzt angestellt! schrie es in mir zum Wahnsinnigwerden. Durch den losgelassenen Hund hast Du ihn hineingejagt. Und er hat nur fensterln wollen. Ein Nachtgrüßen, wie es der Brauch ist. Und Du hast ihn über sie gehetzt! Ich lief ums Haus herum und schlug Lärm, so viel mir von der Lunge ging: „In der Hinterkammer ist ein Dieb!"

„Den werden wir gleich haben!" sagte der Großknecht und war auch schon bei der Leiter, die er wegzog. In den nächsten Augenblicken ist die Hinterkammer voller Leute gewesen, die Meisten in mangelhaftem Nachtgewand. Inmitten stand mein Vater, wie ein flammendes Schwert das Talglicht hochhebend. Am Fenster stand trotzig Ernest, der Nachbarssohn, die Hände in den Taschen. Das Bett war leer, die rothe Decke lag über dem Fußboden hin, — die Traude war nicht da. In der Vorkammer, wo wir Flachs, Garn und Schafwolle aufzubewahren pflegten, hockte sie in einer großen Holzkiste auf schwarzer Wolle. Im weißen Hemde, die Ellbogen an die Brust, die flachen Hände ins Gesicht gedrückt: so hockte sie da und zitterte wie ein junges Vögelchen, das man in der hohlen Hand hält.

Mein Vater erhob seinen Unmuth gegen den Ernest: „Ist Euch Die auch schon im Weg? Soll man denn gar schon die Kinderstuben vergittern lassen vor den Remplern?"

„Na geh, Bauer," antwortete der Ernest in gemüthlichem Ton: „Die ist schon zeitig."

„Mir scheint, Dir giebt Dein Vater nicht genug Arbeit, daß Du bei der Nacht nicht rasten kannst!"

„Derspar' Dirs, Bauer, derspar' Dirs!" sagte der Ernest dreist wie ein Sieger, da er doch ein Gefangener war. „Bauer, Du wirst es auch nit viel anders gemacht haben, wie Du Dir die Deinige hast ausgesucht."

„Wenns Dir Ernst wär'! Das wär' eine Red'."

Trat der Bursche einen Schritt hervor gegen die Traude und sagte ernsthaft: „Weil ich schon so weit bin, jetzt red' ich. Aufs Jahr übergiebt mir mein Vater den Hof. Da ists zum Heirathen. Traude, wenn Du mich magst, so sind wir handelseins." Er hielt ihr die Hand hin, sie duckte sich nieder und vergrub sich immer mehr in die Wolle. Und sie that erbärmlich weinen. So schluchzt und wimmert ein Kind, das sich in fremdem Land ausgesetzt und die Rede der Wilden zu hören glaubt. Da wies mein Vater die Leute zur Thür hinaus und befahl dem Mädchen, ins Bett zu gehen.

Ich pfiff dem Waldl, streichelte ihn und hing ihn wieder an die Kette.

Zwei Jahre später ist Hochzeit gewesen. Die Traude war eine Andere geworden. Sie war entwickelt zur schwellenden Knospe, die über Nacht aufbricht. Sie hatte noch ihre stille Heiterkeit, aber wenn sie vor dem Ernest stand, wenn diese zwei schönen Menschen sich gegenüberstanden und sie ihn anschaute, da war in ihrem Auge freilich noch jene Nacht, aber es flimmerten Sterne, es strichen Meteore, es zuckten Blitze in dieser Nacht. Es war ihr ein heißes Licht aufgegangen, daß er der Mann ist und sie das Weib. Der Ernest versicherte seine Freunde, persönlich zu dieser Erkenntniß nicht viel beigetragen zu haben, und pries sich als einen der Wenigen in der Gegend, die mit stolzem Glück auf den grünen Kranz ihrer Braut blicken dürfen.

An jenem Morgen, als er seine Braut in unserem Hof abholte und meine Mutter den versammelten Hochzeitgästen ein üppiges Frühmahl vorsetzte, wollte ich dem Bräutigam Spaßes halber Etwas sagen. „Viele Gäste, die dazugehören, hast Du heute geladen. Aber Einen hast Du doch vergessen, der auch dazugehört und dem Du mehr verdankst, als Du ihm wirst abstatten können."

„Geh Du, schreck' mich nit! Daß ich wen Wichtigen hätt' vergessen! Wer solls denn lauter sein?"

„Der Waldl, unser Ketzenhund."

Graz. Peter Rosegger.

Chinesische Lyrik.

Chinesische Lyrik. Erster Band: Die Fruchtschale. Deutsch von Hans Heilmann. R. Piper & Co., München.

Aus der Einleitung: „Der praktische Sinn des Chinesen hält sich an das Reale, das mit klarer Gegenständlichkeit und frischer Anschaulichkeit, oft nur aus Freude an der malerischen Wiedergabe und der Bildwirkung an sich, dargestellt wird. Dieser verständige Realismus schließt Gefühlsreichthum nicht aus. Der Grundzug der chinesischen Lyrik ist ein feines, lebendiges Naturempfinden, das sich schon im Shi-King kundgiebt und durch den Buddhismus noch unendlich bereichert und vertieft worden ist. Die Gedichte müssen selbst für sich sprechen . . Li-Tai-Pe, dem größen Lyriker Chinas, wurde nach seinem Tode ein Tempel errichtet; und noch heute, da mehr als tausend Jahre seitdem verstrichen sind, werden seine Lieder von dem Arbeiter gesungen, von dem Fachgelehrten studirt. Li-Tai-Pe wurde im Jahre 702 in der Provinz Sse-Tschuen geboren. Li war sein Familienname. Die Beinamen Tai-Pe bedeuten: heller Glanz; seine Mutter gab sie ihm, weil am Tage seiner Geburt der Morgenstern in besonders hellem Glanz erstrahlte. Schon früh zeigte Li-Tai-Pe eine ganz ungewöhnliche Begabung; die Examina wurden ihm so leicht wie ein Spiel und mit zwanzig Jahren erwarb er schon den Doktortitel. Nur sein Genie nahm er als Empfehlung mit, als er 742 nach Tschangngan ging, der Residenz des soeben auf den Thron gelangten Kaisers Ming-Hoang-Ti. Er fand Einlaß bei dem Minister Ho-Tschi-Tschang und entzückte mit seinen Improvisationen diesen Hofmaecenas. Mit einem Schlage war er berühmt geworden. Der Minister nahm ihn in seinen Palast auf und der Kaiser wollte ihn kennen lernen. Ho-Tschi-Tschang wagte einen schüchternen Einwand. ‚Li-Tai-Pe', sprach er, ‚ist ein großer Dichter, vielleicht der größte, je gelebt hat; nur wage ich nicht, ihn dem Kaiser vorzustellen: er trinkt! der wie schön sind seine Lieder!' Und er gab dem Kaiser einige Verse zu lesen. ing-Hoang-Ti war noch begeisterter als sein Minister und rief: ‚Ich kann mich menschlichen Schwächen herablassen. Bring' mir den Dichter! Was ich für in solches Genie zu thun vermag, kann mir in den Augen edel denkender Menschen ur zur Ehre gereichen; und die Meinung der Anderen kümmert mich nicht.' i-Tai-Pe kam an den Hof, der Kaiser räumte ihm im Palast eine Wohnung ein, ählte ihn zum Vertrauten und Freund und scheute sich nicht, dem Dichter als

Sekretär zu dienen. Aber Li-Tai-Pe wurde nach und nach übermüthig und launenhaft und zog sich die Feindschaft eines einflußreichen Eunuchen zu, der ihn bei der schönen und allmächtigen Favoritin des Kaisers anschwärzte und ihm durch Intriguen die Hofluft bald ganz verleidete. Der geniale Bohemien, der sich in dem vornehmen, stillen Milieu wohl längst nicht mehr behaglich fühlte und von der Sehnsucht nach Abwechselung verzehrt war, bat den Kaiser um Urlaub und wiederholte diese Bitte so oft, daß Ming-Hoang-Ti ihn endlich ziehen ließ; doch stattete er ihn reichlich mit Gold aus und gab ihm, als Zeichen allerhöchster Gunst, Kleider aus der kaiserlichen Garderobe mit auf den Weg. Nun begann ein wildes Herumtreiberleben. Aufs Gerathewohl zog der Poet durch die Provinzen, von Kneipe zu Kneipe; bald lag er, mit den kaiserlichen Gewändern angethan, in einem Straßengraben, bald parodirte er seinen hohen Gönner und ließ sich, als dem Kaiser, von knienden Zechgenossen huldigen. Doch darf man in seinen Tollheiten und Ausschweifungen nicht nur die natürliche Befriedigung zügelloser Triebe sehen, sondern auch den faustischen Drang und die tiefe Melancholie, die im Wein, im Taumel Vergessenheit suchen. Als dieses Zigeunerleben etliche Jahre gedauert hatte, gelang es einem Großwürdenträger, den Dichter für längere Zeit an sich zu fesseln. Da brach eine Revolte gegen den Kaiser (richtiger: gegen die Favoritin und deren Kreaturen) aus; der Gastfreund des Dichters gehörte zu den Anstiftern und Führern und auf Li-Tai-Pe lastet der häßliche Verdacht, an der Verschwörung theilgenommen zu haben, die seinem kaiserlichen Gönner den Thron und das Lebensglück raubte. Als die Rebellion niedergezwungen war, wurde der Poet gefangengenommen; aber vor dem Glanz seines Namens fielen die Ketten. Er sollte sogar an den Hof zurückkehren, als er 763, also im Alter von einundsechzig Jahren, plötzlich starb. Ueber seinen Tod giebt es verschiedene Lesarten. Die eine läßt ihn an einer Krankheit sterben, die andere im Rausch ins Wasser fallen; diese Version stimmt zu der Thatsache, daß man sein Grab nicht kennt. Im Gedächtniß des Volkes, das ihn den ‚großen Doktor', den ‚Kaiser der Poesie', den ‚unsterblichen Freund des Weines' genannt und, wie schon erwähnt, ihm zur Ehre einen Tempel gebaut hat, lebt er als ein Halbgott."

Hier ein paar Proben aus der Lyrik dieses merkwürdig starken Dichters, der vor zwölfhundert Jahren die modernsten Kunstforderungen erfüllt hat:

Der Palast von Tschaoyang.

(Residenz des Han-Kaisers Wu-Ti und seiner schönen Gemahlin Fey-Yen.)

Der Schnee lastet nicht mehr auf den Zweigen des Aprikosenbaumes,
Der Frühling athmet wieder auf zwischen den Aesten der Weide.
Die Liebesklage des Vogels Yng berauscht die Sinne.
Die Schwalbe ist wieder da und flattert zwitschernd am Dachrand.
Das ist die Zeit der langen Tage, die Zeit, da die Sonne frohen Tafelrunden leuchtet,
Die Zeit, da neuerblühte Blumen und reizend geschmückte Tänzerinnen im Wetteifer eine der andren Schönheit erhöhen.
Wenn der Abend kommt, entfernt man die Leibwächter mit den glänzenden Küraſſen
Und Freuden aller Art erfüllen die Nacht bis zum Morgen.
Ein lauer Wind dringt düfteschwer tief in den Palast,
Wo die Vorhänge aufleuchten unter den fröhlichen Strahlen der Morgenröthe.

Die Blumen des Palastes entfalten ihre Kelche und überbieten einander an Farbenpracht, wenn sie der Sonne zulächeln,
Und die Wasserpflanzen bringen dem Frühling die geheimnißvolle Huldigung ihrer aufkeimenden Blüthe dar.
In den grünenden Bäumen hört man die kleinen Vögel singen,
In dem himmelblauen Pavillon sieht man die Frauen des Kaisers tanzen.
In dem Monat, da die Birn- und Pflaumenblüthe prangt im Garten von Tschaoyang,
Herrscht hinter den gestickten Seidenvorhängen allein die selige Trunkenheit der Liebe.

Junges Blatt der Trauerweide, Du gleichst neuem Golde,
Weiße Blüthe des Apfelbaumes, Du bist wie frischer Schnee.
Wenn die Schwalbe ihr Nest gebaut hat am First des Pavillons von Jade,
Sind hinter den Riegeln des Wunderbaus erlauchte Liebende geborgen.
Die schönsten Mädchen sind erlesen, der Lustfahrt des kaiserlichen Wagens zu folgen.
Singend kommen sie hervor aus den geheimen Gemächern.
Doch sagt mir Eins: Wer ist die Erste, die Schönste im Palast?
Fey-Yen! Sie ist die Königin von Tschaoyang.

Auf das „Lied vom weißen Haupt".

Auf den wogenden Fluthen, die der Kin nach Nordosten wälzt,
Siehst Du den Vogel Yuen[1]) dem Vogel Yang zur Seite schwimmen.
Wenn das Männchen im Schatten der Bäume des Ufers Halt macht,
Spielt seine Gefährtin um ihn herum zwischen den blühenden Schilfrohren.
Beide würden lieber tausendfach den Tod leiden und ihre zarten Flügel zerreißen lassen,
Als daß Eins im Augenblick der Gefahr sich vom Anderen trennte.

Als die schöne Ngo-Kiao[2]), verzehrt von Reue und Eifersucht,
Verbannt und einsam in dem Palast von Tschangmen hauste, wo jeden Abend ihr Gram sich verdoppelte,
Da überwältigte die glühende Sehnsucht, des Gatten Liebe wieder zu erringen, ihr ganzes Sinnen und Trachten
Und sie gewann für Gold einen Dichter, der ihrem Schmerz die Beredsamkeit seiner Verse lieh.
Wen nimmt ihre Treue Wunder? Aber des Mannes Herz ist unbeständig
Und der Habgier allein entsprang alles Sinnen und Trachten des Sängers.
Er sandte Morgengaben den Mädchen von Mo-Ling
Und erhielt von Wen-Kiun das „Lied vom weißen Haupt".

---

[1]) Mandarinenenten; für den Chinesen das Sinnbild treuer Liebe. Yuen ist das Männchen, Yang das Weibchen.

[2]) Gattin des Kaisers Wu-Ti, die, als sie ihren Gatten erzürnt hatte und von ihm verbannt worden war, sich von Siang-Ju, einem jungen Poeten, ein Gedicht anfertigen ließ, das ihrem Schmerz und ihrer Reue Ausdruck gab. Das Gedicht führte die Versöhnung der hohen Gatten herbei. Dem Dichter aber stieg sein Glück zu Kopf, er vernachlässigte Wen-Kiun, sein Weib, und wollte in Mo-Ling, das wegen seiner schönen Frauen berühmt war, eine neue Gemahlin nehmen. Da schrieb Wen-Kiun das „Lied vom weißen Haupt" und sandte es dem Undankbaren, ehe sie ihn verließ.

„Der Strom", so sprach sie, „kann nicht zur Quelle zurückfließen,
Die vom Stengel gelöste Blüthe nicht an den Baum, der sie fallen ließ, zurückkehren.
Die Pflanzen haben ja kein Bewußtsein.
Doch blick' auf jene, die ihre Natur treibt, sich anzuschmiegen.
Die eine schlingt ihre Ranke da, wo der Wind sie hinweht,
Die andere stirbt, wenn man sie von ihrer Stütze trennt.
So haben die Pflanzen selbst eine Liebe,
Die oft mehr werth als die der Menschen ist.

Wirf meine Lung-Su-Matte[3]) nicht aus Deinem Schlafgemach!
Laß die Spinnen darüber ihre Fäden ziehen,
Laß auch meine Kopfstütze da aus edlem Bernstein:
Vielleicht bringen sie Dir Träume, die Dich an die Vergangenheit erinnern.
Ist das Wasser vergossen: wer kann es wieder in den Becher füllen?
Die verschmähte Gattin, wenn sie davongegangen, ist nicht leicht zurückzuführen.
Aber wann gab es je, seit Urväter Zeiten, eine Liebe ohne Undank?
Bis zum heutigen Tag kündet sie nur die Mär vom Tsing-Lo-Thurm."[4])

Auf den wogenden Fluthen, die der Kin nach Nordosten wälzt,
Siehst Du den Vogel Yuen dem Vogel Yang zur Seite schwimmen.
Wenn das Männchen im Schatten der Bäume des Ufers Halt macht,
Spielt seine Gefährtin um ihn herum zwischen den blühenden Schilfrohren.

Zu hohen Würden berufen, hat Siang-Ju die Provinz verlassen,
Auf einem rothen Wagen mit vier prächtigen Rossen fahrend.
Rasch wächst sein Ansehen am Hof,
Der Kaiser selbst ist entzückt von seinem Talent.
Und die schöne Ngo-Kiao belohnte den Dienst, den er ihr geleistet in ihrer Verbannung,
Mit zehntausend Goldstücken, als sie die Gunst ihres Herrn zurückgewann.

Siang-Ju gedenkt nicht mehr der Zeit, da er noch arm und niedrig war.
Stolz auf sein Amt und seine Reichthümer, sinnt er auf neue Ehe.
Jetzt will er frei unter allen Töchtern von Mo-Ling wählen;
Die Liebe und Treue Wen-Kiums hat er ganz vergessen.

Ihr aber sind die Augen zwei Quellen von Thränen geworden,
Die ohne Ende strömen auf ihr Gewand von rosiger Seide.
In der fünften Nachtwache, beim dritten Hahnenschrei,
Beim ersten Tagesschimmer hat sie das ‚Lied vom weißen Haupte' vollendet.

---

[3]) Die Chinesen schlafen nicht auf Matratzen oder Federbetten, sondern auf Matten, für die man gern das feine und weiche Lung-Su-Schilf benutzt. Statt der Kopfkissen haben sie Stützen aus Holz, Porzellan, Elfenbein, Bernstein u. s. w.

[4]) Ein Sung-König liebte die Frau eines Baumeisters. Um den Ehemann zu beseitigen, ließ er ihn den hohen Tsing-Lo-Thurm bauen, dann der Unterschlagung beschuldigen und enthaupten. Die Frau, der er nun seine Hand antrug, ging scheinbar auf das Erbieten ein, sagte aber, sie wolle erst, wie es sich ziemte, den Gatten in den vorgeschriebenen Formen beerdigen, und benutzte die so gewonnene Freiheit, um sich von dem Thurm herabzustürzen.

Sie weint und seufzt, vernachlässigt ihr schönes Haar
Und hebt das Haupt, als wolle sie dem Himmel ihr tiefes Elend klagen.
Festungwälle neigen sich erschüttert vor der Trauer von Ki-Langs Witwe.
Die steinernen Mauern selbst wurden von ihrem Leid erweicht.
„Der Strom kann nimmermehr zur Quelle zurückfließen,
Die vom Stengel gelöste Blüthe nicht an den Baum, der sie fallen ließ, zurückkehren.
Diese Schwalben von Jade, mein Haarschmuck,
Zierten mein Haupt an dem Tage, als ich Deine Gattin wurde.
Heute biete ich sie Dir zum Angedenken.
Vergiß nicht, sie oft mit Deinem seidenen Aermel abzureiben.
Wirf meine Lung-Su-Matte nicht aus Deinem Schlafgemach!
Laß die Spinnen darüber ihre Fäden ziehn.
Laß auch meine Kopfstütze da aus edlem Bernstein:
Vielleicht bringen sie Dir Träume, die Dich an die Vergangenheit erinnern.
Den leichten Federmantel, den ich Dir einst geschenkt,
Ich bitte Dich: leg' ihn nie um andre Schultern als um die Deinen.
Den Zauberspiegel, den ich besaß,
Den Spiegel, in dem das Herz erscheint wie das Antlitz in der tiefen Wasserfläche eines Brunnes,
Du magst ihn behalten und Deine neue Gattin darin betrachten.
Er soll Euch später dienen, einander wohl zu erkennen.
Ist das Wasser vergossen: umsonst versuchst Du, es wieder im Becher zu sammeln;
Ist Wen-Kiun einmal gegangen: umsonst ist all Dein Bemühn, sie zurückzurufen!"

Die rothe Rose.

(Klage der einsamen Gattin.)

Wie ich traurig über meiner Stickerei am Fenster saß, stach ich mit der Nadel mich in den Daumen; und die weiße Rose, die ich stickte, ist eine rothe Rose geworden.

Da hab' ich an ihn denken müssen, der in weiter Ferne weilt, um die Rebellen zu bekämpfen; und ich dachte, wie auch er sein Blut vergießt, und Thränen stürzten mir aus den Augen.

Auf einmal glaubte ich, den Hufschlag seines Pferdes zu hören, und sprang fröhlich empor: doch es war mein Herz, das so laut und heftig klopfte.

Ich setzte mich wieder zu meiner Arbeit ans Fenster; und meine Thränen sticken Perlen in den Stoff im Rahmen.

Die Treppe von Jade.

Die Treppe von Jade glitzert im Vollmond über und über von Thau.

...gsam steigt die Kaiserin sie hinab und läßt die Schleppe ihres fürstlichen Gewandes ...ch mit den funkelnden Tropfen benetzen.

...r der Schwelle des Pavillons, der ganz vom Mondlicht erfüllt ist, bleibt sie ge...lendet stehen; dann zieht sie den Vorhang aus Kristallperlen nieder, der herab...inkt wie ein Wasserfall, durch den man die Sonne sieht.

...d während das kristallene Klingen verrieselt, betrachtet sie, wehmüthig und träumend, lange, lange den herbstlichen Mond, der durch die Perlen gleißt.

Li-Tai-Pe.

Equitable & Co.

Seit das Angst und Schrecken verbreitende Wort von der „amerikanischen Gefahr“ geprägt worden ist, beschäftigt man sich in Deutschland sehr eifrig mit dem Wirthschaftleben der Vereinigten Staaten. Da dem Neudeutschen aber die Bewunderuug alles Amerikanischen angeboren scheint, fehlt ihm meist der richtige Maßstab für die Beurtheilung der Ereignisse, die sich jenseits vom Atlantischen Ozean abspielen. Männer mit offenem Blick und scharfem Verstand, die, wie der Geheimrath Goldberger, ihre Eindrücke von Dem, was sie im Lande der Yankees sahen, veröffentlicht haben, sind zum Theil mit daran schuld, daß das deutsche Publikum die nahen Möglichkeiten amerikanischer Entwickelung zu überschätzen pflegt. Diese Ueberschätzung äußert sich erstens in der Betheiligung an amerikanischen Unternehmungen, sei es direkt, sei es durch Aktienkauf; zweitens in der Nachahmung amerikanischer Geschäftssitten. Ungemein große Beträge wandern alljährlich aus deutschen Häusern in den unergründlichen Schlund von Wall Street; aber nur ein kleiner Theil Derer, die auf eine angenehme „amerikanische Ueberraschung“ hofften, wird befriedigt; die Mehrzahl muß sich mit der Bereicherung ihrer Erfahrungen begnügen. Die Begeisterung unserer Kapitalisten für amerikanische Spekulationpapiere hat ja sogar schon bewirkt, daß ein Direktor unseres größten Kreditinstitutes eine Bittfahrt vor den Thron eines der maßgebenden Faiseurs der new-yorker Börse unternehmen mußte, um für die arg hineingefallenen deutschen Spekulanten eine Gnadenfrist zu erlangen. Die Northern-Pacific-Sache sollte als warnendes Exempel unvergessen bleiben; aber heute denkt Niemand mehr daran, obwohl erst ein paar Jahre seitdem verstrichen sind und Millionen dabei flöten gingen.

Dafür spricht man heute, statt von Harriman, Hill, Gould, Mackay und Vanderbilt, von Lawson, Hyde, Morton, Ryan, Price und Alexander. Die ersten beiden Namen findet man schon seit Monaten sehr oft im Handelstheil der deutschen Tageszeitungen. Sie werden im Zusammenhang mit den Vorgängen bei der new-yorker Lebensversicherungsgesellschaft „Equitable“ genannt, die uns wieder einmal die Sitten amerikanischen Spekulantenthumes erkennen ließen. James Hyde, bis vor Kurzem Vicepräsident dieses zu den größten Lebensversicherunganstalten gehörenden Institutes, ein Kerlchen von achtundzwanzig Jahren, hat als Alleinherrscher, als wahrer Aktienzar über fast 2 Milliarden Mark verfügt — so viel etwa betragen die verfügbaren Fonds der Equitable — und sich in Spekulationen eingelassen, die das Interesse der bei der Gesellschaft Versicherten gefährden mußten. Bis zu welchem Punkte die finanzielle Lage des Institutes durch die Transaktionen des Herrn Hyde und seiner Genossen berührt worden ist, weiß man noch nicht; denn der sehr umfangreiche Bericht der zur Prüfung der Verhältnisse eingesetzten Kommission tadelt zwar die Verwaltung sehr scharf, läßt aber Angaben über die Einwirkung der spekulativen Ausschweifung auf den Status des Unternehmens vermissen. Kein Wunder also, daß die Beunruhigung nicht nur nicht aufgehört, sondern die Bildung einer Schutzvereinigung für die bei der Equitable Versicherten bewirkt hat. Wohl zum ersten Mal sind deutsche Policeninhaber gezwungen, sich in dieser Weise die Wahrung ihrer Ansprüche zu sichern. Ob der Equitable-Skandal uns aber von der Proskyneſe vor dem amerikanischen Geschäftsgeist befreien wird?

An der Equitable-Sache, deren wesentlichste Kennzeichen Herr Harden neu-

lich hier erwähnt hat, ist Alles amerikanisch. Zunächst schon die Art, wie sie ans Licht kam. Thomas Lawson, ein bostoner Baissier, hielt es für gut, die Welt hinter die Coulissen der amerikanischen Börsen blicken zu lassen; seine Absicht war dabei wohl, durch diese „Enthüllungen" eine Panik hervorzurufen, um dann im Trüben fischen zu können. Einerlei: der in Everybodys Magazine veröffentlichte Artikel „Die toll gewordene Hochfinanz" brachte Angaben, die nicht widerlegt werden konnten. Lawson wies auf die Beziehungen zwischen den großen amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaften und den Trusts hin; er zeigte, daß die Direktoren der Versicherunginstitute die Gelder der von ihnen geleiteten Gesellschaften zu Aktienspekulationen im eigenen Interesse verwenden, und führte als Beweis für die saloppe Geschäftsführung einen fünfprozentigen registrirten Goldbond für 10 Millionen Dollars, einlösbar 1912, an, der auf Lawsons Namen lautete und nur von James W. Alexander, dem Präsidenten der Equitable, unterzeichnet war. Das war im Januar dieses Jahres. Bald danach stellte Alexander beim Verwaltungrath den Antrag, Hyde von seinem Posten zu entfernen, da seine Thätigkeit als Vicepräsident der Equitable die Kritik herausfordere und Besorgnisse wegen der soliden Verwaltung der Gesellschaft erwecke. Der Erfolg dieses Vorgehens war wiederum echt amerikanisch: Hyde und sämmtliche kompromittirten Beamten wurden wiedergewählt. Die Versicherten erfuhren nichts Näheres über die Angelegenheit, die sie ja, wie man fand, nicht angehe. Monate lang mußte dann die Presse Alarm schlagen, bis eine Untersuchungskommission eingesetzt wurde und Herr Hyde sich entschloß, seine Aktienmehrheit zu verkaufen und sammt seinen Kumpanen von der Leitung der Equitable zurückzutreten. Wie Das geschah, war wiederum echt amerikanisch.

Die Equitable war ursprünglich auf Gegenseitigkeit gegründet worden, wurde dann aber, auf Betreiben einer Spekulantenclique mit Hyde Vater und Sohn an der Spitze, in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, damit das Institut von den Versicherten nicht kontrolirt werden könne. So kam es, daß Hyde junior, der 67000 Dollars des nur 100000 Dollars betragenden Aktienkapitals besaß, nicht nur die Mehrzahl der zweiundfünfzig Direktoren der Gesellschaft allein wählen konnte, sondern auch in der Lage war, über die beträchtlichen Fonds der Anstalt zu Gunsten von großen Spekulantengruppen und Finanzirungsyndikaten — die Equitable ist mit Rockefeller, die New-York mit Morgan liirt — zu verfügen. Hyde verkaufte von seinen 67000 Dollars Aktien der Equitable 51000 Dollars für die hübsche Summe von 4 Millionen Dollars, die ihm eine Rente von 160000 Dollars sichert. Daraus ergiebt sich klarer als aus jedem Untersuchungbericht, daß Hyde seinen Aktienbesitz zu Transaktionen benutzt hat, die nicht im Rahmen der Geschäfte einer Versicherungsgesellschaft liegen und zwar großen Gewinn, aber ein nicht minder großes Risiko bringen können. Und nun stelle man sich die Situation der Equitable nach Beseitigung des Direktoriums Hyde und Genossen vor! Die Majorität der Aktien wird auf drei Treuhänder übertragen, die künftig die Direktoren ernennen sollen, und zwar achtundzwanzig von den Versicherten und vierundzwanzig von den Aktionären gewählte. Würde dieses Verfahren durchgeführt, so wäre damit der erwünschte Systemwechsel von der Aktiengesellschaft zur Mutual gesichert und den Policeninhabern der Einfluß auf die Leitung des Unternehmens gegeben, den sie mit Recht fordern. Vorläufig scheint es sich aber nicht um einen System-, sondern nur um einen Personenwechsel zu handeln; an die Stelle von Hyde ist

Herr Thomas F. Ryan getreten, der die Wahl von Paul Morton zum Vorsitzenden des Equitable-Direktoriums durchsetzte. Beide Herren, deren Leumund nicht der beste ist — Morton war Marinesekretär, mußte aber, auf Roosevelts Verlangen, wegen schmutziger Geschichten zurücktreten —, stehen an der Spitze vieler Industrie- und Eisenbahngesellschaften. Die Befürchtung, die Kapitalien der Equitable könnten künftig diesen Unternehmen dienstbar gemacht werden, ist also nicht ganz grundlos; um so weniger, als Hyde erklärt hat, er behalte absichtlich einen Theil der Aktien, um auch später noch Einfluß auf die Geschicke der Equitable zu haben. Die ganze „Reorganisation" scheint also ein abgekartetes Spiel zwischen Hyde und Ryan zu sein; und bei diesem Spiel kämen die Versicherten sicher nicht auf ihre Kosten.

Die Equitable-Erfahrungen sind nicht geeignet, das Vertrauen zu den amerikanischen Versicherungsgesellschaften zu erhöhen. Hat doch ein früherer Präsident der Vereinigten Staaten, Grover Cleveland, der das ihm angebotene Amt eines Treuhänders bei der Equitable übernommen hat, gesagt, er neige zu dem Glauben, was der Equitable zugestoßen sei, könne vielleicht auch bei anderen Versicherungsgesellschaften und Vertrauenskorporationen Ereigniß werden, so lange das Gefühl für Verantwortlichkeit, für Treue und Glauben sich in Amerika nicht beträchtlich stärke. Das ist eine schwere Anklage, nicht nur gegen die amerikanischen Versicherungsgesellschaften, sondern überhaupt gegen die Geschäftsprinzipien der Yankees. Müßten diese Aeußerungen eines angesehenen Amerikaners, dem man wohl zutrauen darf, daß er seine Landsleute genau kennt, die kritiklos den amerikanischen Unternehmungsgeist Bewundernden nicht endlich warnen? Die Familie Bruder Jonathans ist uns an smartness, spekulativem Geist und rasch handelnder Thatkraft gewiß weit voraus; aber sie lebt unter anderen Bedingungen als wir, rechnet mit anderen Voraussetzungen und verfügt über andere Kräfte, unter denen der Reichthum des amerikanischen Bodens nicht die geringste ist. Deshalb sollte man sich hüten, den Vergleich zwischen Hüben und Drüben zu weit zu dehnen und an das Ergebniß falsche Folgerungen zu knüpfen.

Die amerikanischen Versicherungsgesellschaften erfreuen sich beim Publikum besonderer Beliebtheit, weil sie zum Theil günstigere und leichter zu erfüllende Bedingungen bieten als die deutschen Institute. Als wirksames Argument wird von den Agenten mit Vorliebe die „Unanfechtbarkeit" der amerikanischen Policen angeführt. Daß deutsche Versicherungsanstalten fällige Verträge im Allgemeinen nur dann anfechten, wenn triftige Gründe dazu treiben, ist durch die Praxis erwiesen. Selten wird man erleben, daß Versicherungbeträge aus Chicane und Böswilligkeit zurückgehalten werden; denn keine Gesellschaft wird, bei den wachsenden Schwierigkeiten aller Versicherungsgeschäfte, so thöricht sein, sich durch solche Maßregeln selbst den Lebensnerv zu schwächen. Sind aber wirklich Momente vorhanden, die eine Anfechtung der Police rechtfertigen, so darf man keinem Unternehmen verdenken, daß es von seinem Recht auch Gebrauch macht. Die Amerikaner sagen dagegen: Wir kümmern uns nicht um Recht oder Unrecht, sondern gewähren in jedem Fall Unanfechtbarkeit. So angenehm Das für den Versicherten wäre: man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses Entgegenkommen ein Ergebniß „laxer" Geschäftsgrundsätze ist und an das Verhältniß von Kaufleuten, die mit sich handeln lassen, zu solchen erinnert, die „feste Preise" haben. Schließlich könnte man sich aber über die Bedenklichkeit der amerikanischen Methode immerhin

hinwegsetzen; doch die als besonderer Vorzug gerühmte Unanfechtbarkeit der amerikanischen Policen besteht in Wirklichkeit gar nicht allgemein; von amerikanischen Gesellschaften werden die Versicherungverträge fast noch öfter angefochten als von deutschen, und zwar aus Gründen, die man nur chicanös nennen kann. So verlangt die Mutual-Lebensversicherungsgesellschaft, die früher auch in Preußen zum Geschäftsbetrieb zugelassen war, nach dem Tode des Versicherten Nachweise, die manchmal gar nicht zu erbringen sind. Die Gerichte sorgen gewöhnlich dafür, daß die Versicherten zu ihrem Recht kommen, wie die hohen Beträge für Prozeßkosten, mit denen die meisten amerikanischen Versicherungsgesellschaften belastet sind, deutlich zeigen. Mit der „Unanfechtbarkeit", die dem deutschen Publikum so gewaltig imponirt, ists also auch nicht weit her. Gerade in letzter Zeit hört man oft die Behauptung, Vorgänge, wie die bei der Equitable erlebten, dürften nicht verallgemeinert werden und es sei kein Grund vorhanden, das deutsche Publikum vor amerikanischen Versicherungsgesellschaften zu warnen; die in Deutschland zugelassen beiden Institute, die „New-York" und die new-yorker „Germania", hätten sich allen Anforderungen des kaiserlichen Aufsichtamtes für Privatversicherung gefügt und böten dadurch schon ihrer Kundschaft ausreichende Sicherheit. Auch sei das Versicherungweseu seiner Natur nach international, dürfe also nicht in bestimmte Grenzen gepfercht werden. Diese Gründe aber erscheinen doch nicht überzeugend genug, um die Bedenken, die das ganze Geschäftsgebahren der Yankees erwecken muß, zu zerstreuen. Sie widerlegen weder die Thatsache, daß die Vermögensbestände der amerikanischen Institute in Werthpapieren angelegt sind, die starken Kursschwankungen unterworfen bleiben, noch die eben so bedenkliche, daß die Gesellschaften die Finanzgeschäfte der Trusts mitmachen, deren weit über ihren wahren Werth hinaufgetriebenen Aktie und Obligationen sie in ihre Effektenportefeuilles aufnehmen müssen. Unter den Aktiven der Equitable waren nach der Bilanz vom Dezemberultimo 1904 Effekten im Anschaffungwerth von 208,35 Millionen Dollars, die in der Hauptsache aus Eisenbahnbonds fast sämmtlicher amerikanischen Linien bestanden. Weitere 82 Millionen Dollars waren in Ersten Hypotheken angelegt. Daß amerikanische Eisenbahnpapiere nicht zu Anlagewerthen erster Klasse zu rechnen sind, deren Besitzer ruhig schlafen können, hat das deutsche Publikum oft genug schon am eigenen Leib erfahren und kann deshalb selbst entscheiden, ob solche Effekten geeignet sind, als Hauptunterlage für die Sicherheit der Policen zu dienen. Die „Mutual", die in Deutschland von der Behörde keine neue Konzession mehr für den direkten Abschluß von Geschäften erhalten hat, verlor im letzten Jahr an ihren Effekten 36, die „New-York" ungefähr 27 Millionen Mark. Das ist keine Kleinigkeit. Dabei geht bei beiden Instituten der Buchwerth der in die Bilanz eingestellten Effekten über den Betrag von je 800 Millionen Mark hinaus. Das sind Ziffern, zu denken geben, selbst wenn man den Einwand nicht gelten lassen will, daß ie übermäßige Bevorzugung der amerikanischen Versicherungsgesellschaften, deren apitalien zu Gunsten der großen Finanz- und Industrietrusts verwendet werden, ıf eine Förderung der gefährlichsten Gegner unserer Industrie hinauskommt.

Von den Versicherungsgesellschaften zu den Eisenbahnen ist nur ein Schrit. Auch ihnen hat sich das Interesse des deutschen Publikums so zärtlich zugewandt, daß, wenn Lawson Recht behält und die in die Höhe getriebenen Kurse der amerikanischen Eisenbahnpapiere wieder ins Sinken kommen, auch bei uns ein lautes

Wehgeschrei ertönen wird. Lawson ist Contremineur; ihm könnte also nur lieb sein, wenn die Kurse in unermeßliche Tiefen stürzten. Aber seine Eigenschaft als Baissier läßt Zweifel an seiner Objektivität aufkommen; vernünftiger ists also, selbst die Ziffern zu prüfen, die den Umfang der im Mai erlittenen Kursverluste zeigen. New-York-Central gingen von 156 auf 143 zurück; Milwaukee von 184 auf 176; Chesapeake von 57 auf 49; Union von 130 auf 122. Die Gründe dieses Rückganges liegen nicht auf der Oberfläche. Sie sind erstens in den abnormen Kapitalserhöhungen bei den amerikanischen Bahnen (auch einem Symptom spekulativer Ueberspannung) zu suchen und zweitens durch die auch hier vorhandene enge Verbindung mit den Industrie- und Finanztrusts zu erklären, die die Eisenbahngesellschaften zu den bedenklichsten Praktiken zwingen. Die selbe Erscheinung wie bei den Versicherunganstalten: die Uebermacht der Großspekulanten, die das gesammte Geschäftsleben der Union beherrschen, zwingt eben Alles in ihr Joch. Ihr ist auch die Thatsache zuzuschreiben, daß während der letzten fünf Jahre neue amerikanische Eisenbahnpapiere im Werth von 6,60 Milliarden Mark geschaffen wurden. Und die selben Leute haben die skandalöse Tarifpolitik der amerikanischen Eisenbahnen verschuldet, die wachsende Erbitterung im Lande hervorgerufen und es schließlich denn auch so weit gebracht hat, daß der Staat die von ihm scheinbar ganz aufgegebene Tarifhoheit wieder in Anspruch nehmen wird. Man bekämpft dieses Streben des Staates mit der Angabe, manche Bahnen müßten Bankerot machen, wenn Roosevelt seine Absichten durchsetzte; solche Drohung beweist aber nur, wie richtig diese Unternehmungen beurtheilt werden.

So großartig das Bild amerikanischer Wirthschaftentwickelung ist: je weiter die Spekulation drüben ausschweift, desto schwerer wird es dem auf unserem Kontinent, dem alten, Lebenden, die Kräfte, die sich in den Vereinigten Staaten regen, stets richtig einzuschätzen. Nur ein Yankee kann, zum Beispiel, verstehen, wie es möglich war, daß eine Gesellschaft mit 500 000 Dollars Aktienkapital — die Merchants Trust Company —, die noch vor Kurzem einen Ueberschuß von 1,20 Millionen Dollars ausgewiesen hat, plötzlich ihre Zahlungen einstellen mußte. Die liquiden Mittel waren „ausgeliehen", die Deckung der Darlehen erwies sich als unzulänglich: und so ging die Sache schief, als der größte Theil der Depositengelder gekündigt wurde. Der Faiseur, der das Unternehmen für seine Sonderzwecke ausgebeutet hatte, kümmert sich natürlich blutwenig um dessen weiteres Schicksal. Und die Verbindungen der Großspekulanten reichen bis zu den „offiziellen" Stellen hinauf. Das hat ein kürzlich im amerikanischen Ackerbauamt entstandener Skandal erwiesen. Die Regirung hat nämlich entdeckt, daß von Beamten dieses Ressorts die amtlichen Berichte über Baumwolle, Mais und Weizen schon einige Tage vor der Veröffentlichung heimlich einzelnen Spekulanten zugänglich gemacht worden sind. Kein Wunder, daß die Price und Sully den Markt beherrschten und die Verhältnisse im amerikanischen Rohbaumwollgeschäft die unsolidesten sind, die man sich denken kann. Zu den neusten Skandalaffairen, in die Namen hoher Beamten verwickelt sind, gehören auch die noch unaufgeklärten Vorgänge im Bereich des Asphalt-Trusts, die in einem Konflikt zwischen dem amerikanischen Gesandten in Venezuela, Herrn Bowen, und dem stellvertretenden Staatssekretär des Aeußeren, Herrn Loomis, erst zum kleinen Theil enthüllt worden sind. Sollte nach Alledem nicht etwas mehr Nüchternheit in der Beurtheilung amerikanischer Zustände zu empfehlen sein? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juli 1905.

Marokko.

Ein Bischen Geschichte. Nicht bis in die Tage der Mauretania Tingitana und Caesariensis zurück; auch nicht bis in die Zeit des Vandalen Geiserich und des Basileus von Byzanz. Nur ein rascher Rückblick auf die Hauptdaten der Epoche, in der die scherifischen Herrscher den Verkehr mit Europa suchten oder dulden mußten. (Der Titel Scherif gebührt nur Denen, die in gerader Linie vom Propheten abstammen; und den Marokkanern gilt, seit die Scherifs von Tafilet die Sanditen entthronten, also seit fast fünfhundert Jahren, nur ihr Sultan als der wahre Kalif. Diese Thatsache sollte man sich im turkophilen Deutschland Wilhelms des Zweiten merken.) Als Muley el Raschid, der sich die Herrschaft über den von portugiesischer und spanischer Raubsucht zerfetzten Maghreb el Aksa, das Reich des äußersten Westens, wieder gesichert hatte, gestorben war, kam sein Bruder Muley Ismail auf den Alidenthron. Ein Wütherich, der fünftausend Menschen mit eigener Hand hingerichtet haben soll; doch auch ein starkes Monarchentalent, dem die Erfüllung alter Wünsche Mauretaniens gelang. Dreißig Jahre vorher hatte Muley Zidan gegen Portugal und Spanien die Hilfe der Engländer angerufen, die, seit in London, noch unter Elisabeth, vom höchsten Hofadel die Handelsgesellschaft der Barbareskenkaufleute gegründet war, im marokkanischen Wirthschaftverkehr Geltung erlangt hatten. Muley Ismail fühlte sich von Mohammed selbst zur Ausrodung des Christengeistes berufen; er sah auf sein stattliches Heer, das so manchen Aufstandsversuch rasch niedergezwungen hatte, und dachte, die anglischen seien im Grunde nicht besser noch nützlicher als die iberischen Männer. Zwar wollte er eine französische Frau und erbat sie vom Sonnenkönig Louis für seinen Harem; zwar schickte er an Karl den Zweiten von

England eine Gesandtschaft und gab ihr als vetterliches Geschenk zwei nordafrikanische Löwen mit auf den Weg. (Solche Geschenke waren damals eben so billig wie jetzt die ungemein beliebten Prachtstücke aus der Königlichen-Porzellanmanufaktur.) Doch der bronzirte Schlaukopf wollte nur löblichen Eifer zeigen, nicht die fremden Prophetenfeinde in seine Nähe locken; und war deshalb froh, als die Engländer, denen (wie heute den Franzosen) die Kämpfe der Papisten und Antipapisten den Sinn für das Wesentliche verwirrten, sich 1683 entschlossen, Tanger zu räumen und die Garnison mit dem Heimathwimpel nordwärts segeln zu lassen. Warum nicht, da der Sultan so artige Zeichen treuer Anhänglichkeit gab? Der lachte. Nach den Portugiesen waren also auch die Engländer abgezogen und nur die Spanier noch in ihren fünf Presidios geblieben. In diesen Seeadlernestern hockten sie zäh, waren aber nicht mehr gefährlich. Fast hundertundfünfzig Jahre lang hatte Marokko nun vor Europa Ruhe. Dann gingen die Franzosen nach Algier, Abd el Kader, der entlaufene Marabut, stand gegen die eindringende Christenschmach auf, Muley Abd ur Rahman, der seit 1822 den grünen Turban trug, ward von frommer Volkswuth gezwungen, dem Vorkämpfer der Prophetenmacht Hilfe zu leisten, seine Truppen wurden am Isly von Bugeaud geschlagen, die Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt: das scherifische Reich war ruhmlos besiegt und mußte im Vertrag von Tanger 1844 den neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebensrecht zuerkennen wie einst den Türken, mußte drei Jahre danach sogar Frankreich um Beistand gegen den muslimischen Rebellengeist bitten, der noch einmal für Abd el Kader den Kampf wagen wollte. Seitdem wähnte Europa, im Sultanat des Westens sei das Prestige der christlichen Großmächte gesichert. Spanien pochte auf sein historisches Recht und holte sich einstweilen das Gebiet von Ceuta zurück. England streckte die Polypenarme nach dem marokkanischen Handel aus und erzwang schon 1856 einen Handelsvertrag. Frankreich schielte über die algerische Grenze und merkte bald, daß es ruhig erst im Besitzrecht wohnen werde, wenn das Nachbarreich seinem Wink gehorche. Deutschland lebte noch nicht. Als der Preußenprinz Adalbert 1856 mit der Korvette „Danzig" an der Rifküste landen wollte, wurden seine Leute von den Rifpiraten mit Flintenkugeln verjagt. Sieben Tote und achtzehn Verwundete: mit dieser Bilanz schloß der erste deutsche Versuch ab, im Maghreb el Akja als Freund und Kulturbringer Fuß zu fassen.

*

Ein Bischen Politik. „Schon Louis Philippe", schrieb Palmerston 1857 an Clarendon, den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, „schon der Bourgeois-

König trachtete nach der Eroberung Marokkos und sein Plan liegt heute noch in den Archiven der französischen Regirung; sobald die Gelegenheit günstig ist, wird er aus dem Aktendeckel hervorgezogen." Louis Napoleon, der, als Neffe des Allumfassers, gern von Expansionen träumte, hatte damals dem englischen Gesandten zwischen Braten und Birne eine Theilung Nordafrikas vorgeschlagen. Egypten den Briten, Marokko den Franzosen; damit Sardinien nicht ganz leer ausgehe, mag es Tunis haben. Unmöglich, antwortet Palmerston; und zeigt sich wieder einmal als einen Meister des Cant. Das franko-britische Bündniß ist sehr werthvoll, hat aber nur den Zweck, das Gleichgewicht zu erhalten, den Schwachen gegen Uebermacht zu schützen; es beruht auf einem sittlichen Prinzip und darf nicht für eigennützige Wünsche mißbraucht werden. Gehört Egypten nicht zum Osmanenreich, dessen Unantastbarkeit wir dem Sultan verbürgt haben? Gegen die moralischen Gesetze der Menschheit darf keine englische Regirung sich frevelnd erheben. Nachdem das Löwenmaul so gut gebrüllt hat, fährt es leiser fort: „Uebrigens wollen wir Egypten gar nicht, wollen nur, daß es türkisch bleibt und nicht einer Europäermacht zufällt. Wir wollen in Egypten handeln und wandeln, wehren uns aber gegen die Last, es zu regiren. Der Besitz Egyptens könnte uns keine Kompensation für eine französische Eroberung Marokkos bieten. Wir müssen beiden Ländern mit unserem Handelseinfluß zu neuer Blüthe zu helfen versuchen, uns aber vor Kreuzzügen und Eroberkriegen hüten, die uns in den Augen aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden". Jeder Zoll ein Enkel näselnder Puritaner. Echt war in all dem Schwulst nur das Bewußtsein: kein Anderer darf in Marokko herrschen. Zwei Jahre danach schrieb der Premier an John Russell, Clarendons Nachfolger: „Ein französischer Minister hat neulich gesagt, Frankreich könne sich in Algerien erst sicher fühlen, wenn es an der atlantischen Küste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen den algerischen Besitzstand schützen? Offenbar nur gegen England. Frankreich sucht die Möglichkeit, uns die Einfahrt ins Mittelländische Meer zu sperren. Die spanische Regirung soll darum jetzt einen Streit mit Marokko provoziren". Der Streit stellte sich pünktlich ein; und Spanien mußte sich, auf Englands Drängen, feierlich verpflichten,

en Küstenpunkt zu besetzen, von dem aus es die Schiffahrt jemals gefährden
te; nur unter dieser Bedingung blieb Großbritanien neutral. Ueber das
telmeer durfte keine fremde Macht verfügen; deshalb hatte schon Nelson
igt, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden, hatte viel
er Drummond Hay, Englands Vertreter am scherifischen Hof, nach Lon-
geschrieben: „Wenn Frankreich die Meerenge beherrschte, den Kanal, der

unseren Handel nach Indien, in die ganze Welt des Ostens trägt, wäre der Zustand noch schlimmer für uns als ein durch die französische Herrschaft über den Aermelkanal bewirkter. Ich habe hier die Küstenwache und feure einen Alarmschuß ab, sobald eine Bewegung mir verräth, daß Frankreich diesem Ziel näher zu kommen sucht. Wir müssen stets an das Wort Nelsons denken: Flottenerfolge sind an den Südküsten Europas für uns nur möglich, wenn wir in Tanger sitzen oder wenigstens auf die Freundschaft des Sultans von Marokko zählen können." Alle britischen Minister dachten daran. Vor und nach der madrider Konferenz ist England drum für die Erhaltung des status quo eingetreten; gegen Spanien, gegen Frankreich und schließlich auch gegen Deutschland.

Bismarck sah in Marokko den Zankapfel, der die nächste Balgerei der Großmächte herbeiführen könne, und ließ vorsichtig die Finger davon; regte sich auch nicht auf, als 1886 das von England, Frankreich und Deutschland vorgeschlagene Handelsvertragsprojekt in Fez abgelehnt wurde. Kaum war er fortgeschickt: da hatte der deutsche Gesandte beim Sultan ein Handelsabkommen durchgesetzt. Wuthgebrüll des britischen Leun. Solche Verschiebung des Gleichgewichtes darf nicht geduldet werden. Doch vergebens schrieb Salisbury zornige Noten und mahnte an Alles, was England für die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit des scherifischen Reiches gethan habe. Vergebens nahm der Vertreter britischer Majestät sieben Offiziere nach Fez mit; alle Sieben konnten, trotzdem der schottische Kaid Maclean, der die Escorte kommandirte (und noch jetzt seine Rolle in Marokko spielt), ihnen half, keinen Sieg erstreiten. Im Mai 1890 hatten die Verhandlungen begonnen, im August 1892 mußte Salisbury dem Parlament bekennen, daß nichts erreicht worden sei. Und wer hatte die Schlappe verschuldet? Frankreich zum größten, Deutschland zum kleineren Theil. Erst als Abd ul Aziz den Thron bestiegen hatte, kam England wieder in die Sonne. Ein sicherer, in Windsor bekränzter und bebänderter Mann wurde Generalissimus und Maclean Kommandeur der scherifischen Reiterei. Das Feld schien frei; und wenn die Franzosen bei Faschoda nicht nachgegeben hätten, wäre von Marokko aus die Rebellenfahne nach Algerien getragen, die marokkanische Küste von England als Flottenstützpunkt gegen die algerischen Häfen benutzt worden. Aber Marchand zog ab und Kitchener brauchte 1898 noch nicht auf Weiße schießen zu lassen. Das geschah erst im Burenkrieg, der den Bretonengrimm gegen England zur Flackergluth anfachte. Die alte Königin wurde in allen Witzblättern beschimpft, Albion in allen bouglants verhöhnt, Herr Leyds auf den Boulevards umjubelt, Paul Krüger fast wie Batjuschka aus Petersburg gefeiert, die Weltausstellung von den

Briten boykottirt. Wie in den Tagen des Mädchens von Orleans blickten die beiden Völker über den Kanal. Bis ins Jahr 1903. Am achten April 1904 wurde dann heimlich der Vertrag unterzeichnet, der, ganz wie es Louis Napoleon gewollt hatte, Egypten den Briten, den Franzosen Marokko gab.

*

Ein Bischen Logik. Herr Delcassé war nicht so dumm, wie überlegene Stammtischweisheit jetzt behauptet. Frankreich ist mit seiner sinkenden Bevölkerungziffer, seiner durch Sektenkämpfe geschwächten Nationalkraft, seiner zuchtlos schwatzhaften Geschäftsdemokratie, keine Macht allererſten Ranges mehr. Das russische Bündniß war nicht von der Laune, sondern von harter Nothwendigkeit diktirt, deren Dämmern der erste Nikolai, Tocqueville und der Bismarck des Bundestages schon voraussahen. Was verheißt dieses Bündniß aber, das in einem parlamentarisch regirten Land kein Menschenauge je erblickt hat und das vielleicht gar nur in unverbindlichen Worten Alexanders des Dritten zu einem Scheinleben erstand? Ganz sicher nicht die Revision des frankfurter Friedensvertrages. Und seit Rußland in Ostasien festsitzt, wäre auch Geschriebenes und Gestempeltes werthlos. Bleibt Frankreich, das Frankreich der Combes und Clemenceau, allein, dann ists auf den guten Willen des Deutschen Reiches angewiesen. Rasch also einen Ersatz. Nur hinter Dover ist er zu finden. Auch England ist isolirt und hat, seit es die Japaner auf Rußland gehetzt hat, noch zwei nahe Feinde zu fürchten: Deutschland und Frankreich. Wenn es einen davon, den seinem Handel ungefährlichen, sich zum Freund machen kann, wird sichs, gegen alle Gewohnheit, diese Wandlung sogar Etwas kosten lassen; und obendrein bekommt es in Egypten und Neufundland Ruhe. Das Exempel war von nüchterner Klugheit errechnet. Auch kein Verbrechen, nur das Versehen eines nicht zünftig erzogenen Zufallsdiplomaten, daß der Aprilvertrag der berliner Regirung nicht „zur Kenntnißnahme" vorgelegt wurde. Der Kanzler des Deutschen Reiches kannte ihn ja; hatte vier Tage nach der Unterzeichnung im Reichstag bestritten, daß dieser Vertrag „die europäische Lage verschiebe", und gegen die Abgeordneten Sattler und Graf Reventlow die Behauptung verfochten: „Wir sind, wie im Mittelmeer überhaupt, speziell in Marokko im Wesentlichen wirthschaftlich interessirt. Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irend einer Macht mißachtet oder verletzt werden könnten ... Graf Reventlow meint, wir dürften nicht dulden, daß sich andere Mächte in Marokko größeren Einfluß sichern als wir. Das kann doch nur heißen, daß wir selbst ein Stück von Marokko fordern sollten. Ich glaube, daß es von meiner Seite

Leichtsinn wäre, wenn ich ohne Noth aus solchem Grunde das Land in Abenteuer stürzen wollte." Das wurde unter Berufung auf den Inhalt des „französisch-englischen Kolonialabkommens" gesagt, „dessen Kernpunkt Marokko bildet." Am siebenzehnten April 1904 wurde der Vertrag dann, mit einem vom Lord Lansdowne gelieferten Kommentar, in London veröffentlicht.

Der Erfolg stieg dem kleinen Delcassé zu Kopf. Zwar hatte Méline (dessen Namen man, weil er nicht für Alfred Dreyfus und Freihandel war, vor Deutschen kaum nennen darf) ihn öffentlich gewarnt: Deutschland habe in Marokko so beträchtliche Interessen, daß es Rücksicht fordern dürfe und Geringschätzung nicht hinnehmen werde. Der ins Amt Richelieus berufene Leitartikelschreiber lächelte nur verächtlich. Dem großen Bismarck allein war im Drang bisher ein so verschmitztes System doppelter Rückversicherung gelungen. Und Deutschland, von dem Widerspruch zu fürchten war, hatte durch den beredten Mund seines Kanzlers erklärt, es sehe keinen Grund zur Beunruhigung. Jetzt riß der Siegesrausch den Kleinen fort. Sein Vorgänger, der kluge und gebildete Herr Hanotaux, hat diesen Taumelzustand sehr hübsch mit den Worten bezeichnet: On a voulu faire grand, on a voulu faire vite. Statt seinen Vertrag in der Tasche zu behalten, sich zu freuen, daß die afrikanische Gallierprovinz im Osten an das türkische, zunächst also unantastbare Tripolis, im Westen an das neutrale, nun der englischen Einflußsphäre entzogene Marokko grenzt, und in aller Stille die Entwickelung fortwirken zu lassen, schickte Delcassé einen Tölpel mit barschen Forderungen nach Fez und bedachte nicht, daß Deutschland die Gelegenheit, die der Zusammenbruch der Zarenmacht bot, nützen könne, um die alte Rechnung mit Frankreich endlich zu ordnen. Wie ein beim Hausdiebstahl ertappter Dienstbote ist er, mit Schimpf und Schmach, deshalb schnell weggejagt worden. Glaubt aber irgendwo ein Verständiger, Franzosen und Briten seien nun windelweich und zum Opfer ihrer politischen Pläne bereit? Kann Frankreich, dessen wichtigste Zukunfthoffnung an Afrika hängt, die Frucht siebenzigjähriger Arbeit wehrlos hingeben, sich in Marokko offen verhöhnen, in Algier und Tunis seine Machtbasis lockern lassen? Nein. Kann England, das sich nicht leicht, nur drängender Noth gehorchend, entschlossen hat, trotz Nelson und Palmerston, D'Israeli und Salisbury die Ausbreitung der Franzosenherrschaft bis in d[ie] Gibraltarstraße zu dulden, ruhig zusehen, wenn sein gefährlichster Feind e[r] obernd in das Sultanat des Westens vordringt und sich als Mittelmeermach etablirt? Nein. Was bleibt also übrig, wenn Deutschland Ernst macht? Krieg Nicht der franko-britische Krieg um Marokko, den Bismarck voraussah, sonder[n] der Krieg der beiden größten Westmächte gegen das Deutsche Reich.

*

Ein Bischen Illumination. Wenn Deutschland Ernst macht ... Im kieler Hafen fiel das Wort: „Deutschland wird nie einen Angriffskrieg führen.“ Nie? Der Gegner kann Einem ja schlau die Pflicht zum Angriff zuschieben. Nie also; hätten die Pariser es gewußt, dann säße Theophil Delcassé im Palais Bourbon noch auf der Ministerbank und die Patrioten vom Schlage Millevoyes wären durch kein feiges Gewimmer blamirt. Die Franzosen hatten gedacht: Marokko kann nur ein Vorwand sein; um Marokko gäbe es nicht solches Getöse; le kaiser will uns zwingen, die Revanche sammt England im Stich zu lassen, uns, während Nikolai am Boden ächzt, in ein Trutzbündniß mit dem Sieger von Sedan pressen. Nicht nur die Franzen dachten so: Alle, denen Politik noch kein Fastnachtvergnügen ist. Alle hofften, Deutschland werde, sehr artig, zu Frankreich sprechen: „Jeder Gegner, den ich hatte und je haben werde, ist Deines Beistandes sicher; seit fünfunddreißig Jahren hinderst Du mich, frei die Arme zu rühren; jetzt bist Du auf dem Kontinent allein; gieb unerfüllbare Hoffnungen auf und laß uns fortan einträchtig handeln; dann können wir unsere Heere um die Hälfte verringern, gemeinsam dem neuen Rußland, das schüchtern aus den Ruinen steigt, aufhelfen und mit verstärkten Flotten zu Dreien Europens Kolonialbedürfniß gegen England assekuriren. Willst Du aber nicht, willst weiter wie ein dräuender Alb um den Wasgenwald schleichen, dann sei der alte Zwist lieber auf der Stelle gleich ausgefochten. Ueberlege; nur, bitte, recht schnell.“ Brigantenpolitik nennens an der Seine die Radikalen; würden sich aber keine Minute besinnen, uns um die mitternächtige Stunde zu überfallen, wenn die Konjunktur ihnen günstig wäre. Doch nach der Mahlzeit braucht kein Senf mehr auf den Tisch. Die allzu Ernsthaften haben wieder einmal geirrt. Nur um Marokko handelt sichs. Die deutsche Politik ist so grundehrlich, daß sie immer offen sagt, was sie will, und ihr Leitstern ist stets das Moralgebot feinster Menschlichkeit. Hundertmal kam dieser biedere Borussenton aus der Wilhelmstraße. Und Palmerston bekam im Sarg Seitenstiche vor Lachen.

Auf dem Holzpapier aber, das ihm die Weltpolitik bedeutet, liest andächtig morgens der Bürger, ohne Opfer sei ein ungeheurer Erfolg eingeheimst — alles dem Deutschen Wünschenswerthe erreicht. Was denn? Die Konferenz; recht unangenehm werden kann (und auf der, auch wenn nicht Madrid ihr Hauptplatz ist, hoffentlich der alte Herr von Radowitz, Bismarcks tüchtigster Schüler, und nicht irgend ein viel versprechender Tattenbach Deutschlands Interesse vertritt). Die Konferenz bringt vielleicht gar keine, vielleicht eine unbequeme Entscheidung; gewiß ist, daß sie nicht, wie in offiziösen Zeitungen steht, „die marokkanische Frage aus der Welt schaffen wird.“ Für die Fran-

zosen lautet diese Frage: Können wir unsere nordafrikanischen Kolonien halten und stärken oder müssen wir die Kräfte noch länger an Grenzkämpfe verzetteln und vor der Stunde zittern, wo ein tollkühner Prophetensproß die Muslim zum Heiligen Krieg ruft? Und für England: Bleibt uns das Mittelmeer unter allen Umständen offen oder wird drüben der Versuch gemacht, Gibraltar zu entwerthen? Tag vor Tag wird erzählt, Frankreich sei auf der ganzen Linie zurückgewichen. Abwarten. Frankreich nimmt die Einladung zur Konferenz ohne schriftliches Programm an, hat aber aus vertraulichen Mittheilungen der Durchlaucht Radolin die Ansprüche der Durchlaucht Bülow kennen gelernt. Frankreich könnte, um das Wesentliche zu retten, dem Deutschen Reich den Schein eines Erfolges gönnen. Laß Dich, frommer Bürger, von der Fülle bunten Glühlichtes nicht blenden. Am Ende bist Du noch froh, wenn dem deutschen Handel das jetzt geltende Recht gewahrt bleibt. Das wäre aber viel billiger zu haben gewesen.

Denn die Zeche wird diesmal theuer. Trotz allen Beschwichtigungversuchen durchlauchtiger Staatsretter fühlen die Franzosen sich gedemüthigt, wissen leider auch, daß zwischen Gravelotte und Kiel das Zünglein mehr als einmal recht jäh geschwankt hat, und werden den Tag von Tanger und die Wochen der Angst nicht vergessen. Jahre lang ward ihnen geschmeichelt und sie schämen sich jetzt, beinahe zur dupe geworden zu sein. Schon schürt Herr Clemenceau selbst, der friedlich humane, den Haß; und in vierzehn Tagen werden sämmtliche patriotards heulen, Rouvier habe nur für seine Aktien, nicht fürs liebe Vaterland gesorgt. Wenn man solches Ressentiment nicht scheute, konnte man die Republik auch vor ernstere Wahl stellen, deren Ausgang uns dann wenigstens von dem Vogesenschrecken befreit hätte. Der im Frühling noch recht lose Zweibund der Westmächte ist durch une haine commune für ein Weilchen jetzt fest geknüpft. England hat zum ersten Mal wieder an einen europäischen Krieg denken gelernt. Italien ist arg verstimmt, weil es gefürchtet hat, in kritischer Stunde zwischen alten und neuen Freunden optiren zu müssen. Und aus spanischen Ruinen erblüht, auch wenn sie mit deutschen Farben aufgeputzt sind, kein nützliches Leben mehr. So sieht der ungeheure Erfolg bei Tageslicht aus. Noch ist der Deutsche Kaiser, der sich vorgenommen hat, die drei Fahnenträger des Propheten durch uneigennützige Freundschaft zu gewinnen (und auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg in Konstantinopel, Fez und Teheran seinen Landsleuten Konzessionen, Staatsaufträge und Handelsvortheile zu verschaffen), der muslimischen Menge der ersehnte Mahdi, der den Islam befreien und die Ungläubigen bekehren wird. Wie lange noch? Bis sie merkt, daß selbst dieser blonde Held die Sultanate nicht vor dem Schicksal bewahren kann, bewahren will, Europa Tribut zu zahlen und des stärksten Werbers Beute zu werden.

Gebäudesteuer.

Die Gebäudesteuer wird in Oesterreich nach einem zweifachen Modus erhoben. Auf dem platten Lande unterliegen die Wohnhäuser, die vom Eigenthümer selbst bewohnt werden, der „Hausklassensteuer", einer mäßigen Abgabe, die nach der Zahl der bewohnbaren Räume verschieden abgestuft ist. In den Orten aber, in denen mindestens die Hälfte der sämmtlichen Wohngebäude und zugleich mindestens die Hälfte aller Wohnbestandtheile vermiethet wird (also, da man hier von den Details absehen kann, allgemein ausgedrückt: in den Städten) besteht die „Hauszinssteuer"; der Hauseigenthümer, auch wenn er sein Haus ganz oder zum Theil selbst bewohnt, muß das Erträgniß seines Hauses einschätzen und danach wird die Steuer bemessen. Die Höhe dieser Steuer ist allerdings exorbitant; sie beträgt je nach der Verschiedenheit der einzelnen Städte 20 bis 26⅔ Prozent von dem reinen Mietherträgniß des Hauses. Und da zur staatlichen Steuer noch die Landes- und Kommunalzuschläge kommen (die natürlich in jedem Kronlande und in jeder Stadt verschieden hoch sind), so verschlingt die Steuer mindestens ein Drittel, in manchen Orten sogar ungefähr die Hälfte des Mietherträgnisses der Häuser. Daß unter solchen Umständen die Hausbesitzer über die Höhe der Steuer, die Miether über die Höhe der Miethen klagen, ist erklärlich; und diese Klagen veranlaßten endlich die Regirung zu einer Enquete über die Gebäudesteuer.

Die Enquete wurde im November und Dezember 1903 in Wien veranstaltet. Der Kern der Sache, um den sich Alles drehte, ist die Frage, ob durch die Steuer die Miethen vertheuert werden oder nicht, mit anderen Worten, ob der Hauseigenthümer die Steuer aus Eigenem trägt oder ob er sie auf seine Miether abwälzt. Die Frage ist von großer praktischer Bedeutung, weil theure Wohnungmiethen ungünstig auf die wirthschaftlichen und sanitären Verhältnisse der Miether zurückwirken, also die Masse der Bevölkerung empfindlich schädigen. Ganz unmöglich ist wiederum aber, für die Frage, ob eine Ueberwälzung der Gebäudesteuer stattfindet oder nicht, durch Thatsachen Etwas zu beweisen, weil die Höhe der Miethen nicht nur von der Steuer, sondern namentlich auch von Angebot und Nachfrage und von den Faktoren abhängt, die auf das Angebot und die Nachfrage bestimmend einwirken. Diese Verhältnisse wechseln aber beständig und es ist ganz unmöglich, im einzelnen Fall mit Bestimmtheit anzugeben, ob Das, was der Eine als eine Abwälzung der Steuer bezeichnet, auch wirklich eine Steuerabwälzung oder ob es nicht vielleicht eine Steigerung der Miethe in Folge einer Zunahme der Bevölkerung oder ihrer Zahlungfähigkeit war. Die Frage der Steuerabwälzung kann überhaupt nur auf dem Wege einer möglichst sorgfältigen theoretischen Erörterung, also des deduktiven Denkens, und auch da nur „im Allgemeinen"

oder „prinzipiell" beantwortet werden; und auch dann bleibt noch immer die Frage, ob im einzelnen konkreten Fall eine Steuerabwälzung thatsächlich stattgefunden hat oder nicht. So war denn auch, was die Regirung auf Grund des Fragebogens in den Aussagen der einzelnen Experten zu hören bekam, nichts Anderes als eine Reihe von theoretischen Meinungen. Doch ergab die Enquete eine gewisse Klärung der Anschauungen über die Wirkungen der österreichischen Grundsteuer, also immerhin einen nicht unwesentlichen Gewinn.

Der Gedankengang, der in den Aussagen der meisten Experten vorherrschte, war der landläufige. Wer ein Haus baut, um es zu vermiethen, will aus seinem „Kapital" eine angemessene Rente ziehen; er wird also das Haus nur dann bauen, wenn er annehmen darf, daß es ihm nach Bestreitung der laufenden jährlichen Kosten, der nothwendigen Reparaturen, der Amortisationquete des Hauses, der Kosten der Feuerversicherung, der Kosten der Verwaltung, selbstverständlich auch der jährlichen Steuern und sonstigen Abgaben, eine Rente abwerfen wird, die der landesüblichen Verzinsung des „Anlagekapitales" ungefähr gleichkommt. Das heißt also mit anderen Worten: Er wird nur dann das Haus bauen, wenn es ihm voraussichtlich gelingen wird, all die Kosten und speziell auch die sämmtlichen landesfürstlichen und sonstigen Steuern und Abgaben auf seine Miether abzuwälzen. Oder abermals mit anderen Worten: die Höhe der Miethen wird durch die Höhe der Steuern wesentlich beeinflußt; sind die Steuern hoch, so müssen die Miethen hoch sein, sind die Steuern gering, so können die Miethen niedrig sein. Hieraus wurde gefolgert, daß die Miethen sinken müssen, wenn die Steuer ermäßigt wird, und deshalb lautete die Forderung, zu der all diese Experten gelangten: „Ergo muß die Steuer herabgesetzt werden."

Im Verlauf der Enquete trat jedoch auch eine andere, wie mir scheint, richtigere Anschauung hervor, die insbesondere von dem wiener Professor Freiherrn von Wieser scharf formulirt wurde. Der soeben skizzirte Gedankengang ist nämlich nur in seiner ersten Hälfte richtig. Wer ein Haus in der Absicht baut, es zu vermiethen, wird allerdings an die Ausführung des Baues nur dann schreiten, wenn er auf Grund seiner aufgestellten Berechnung mit größter Wahrscheinlichkeit darauf rechnen darf, daß der Ertrag des Hauses ihm nicht nur eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitales abwerfen, sondern auch noch die vorhin erwähnten laufenden Kosten decken wird. Dieser Satz ist im Allgemeinen unstreitig richtig. Nur darf man nicht übersehen, daß im einzelnen konkreten Fall mancherlei Umstände eintreten können, durch welche die Richtigkeit des Satzes ins Wanken gebracht wird. Zunächst werden bekanntlich nicht alle Häuser als Miethhäuser gebaut. Gar Mancher baut sich ein Haus ausschließlich für den eigenen Bedarf; und in einem solchen Falle wird meist gar keine eigentliche Rentabilitätberechnung aufgestellt, sondern der Erbauer zieht

lediglich seinen Bedarf (seine Neigungen) und seine Tasche in Rechnung. Einige Zeit später ändern sich die Verhältnisse, das Haus geht in andere Hände über, es wird nun doch vermiethet: und da ist es denn sehr fraglich, ob das Erträgniß des Hauses so ist, daß es neben der angemessenen Verzinsung des Anlagekapitales auch die Steuern und sonstigen Kosten deckt. Nicht selten verrechnet sich auch der Erbauer und das Haus kostet schließlich mehr, als er ursprünglich annahm. In all diesen Fällen stehen nun Häuser da, bei denen die jährlich laufenden Kosten und eben so die Steuern nicht mehr vollständig auf die Miether abgewälzt werden können, und vielleicht drücken dann die relativ niedrigen Mietherträgnisse dieser Häuser die Miethen in den übrigen Gebäuden entsprechend herab. Ferner darf man nicht vergessen, daß Alles, was hier über die Höhe der Miethen und das angemessene Erträgniß der Miethhäuser gesagt wurde, nur sehr cum grano salis aufzunehmen ist, weil die Wohnungen nicht fungible Sachen sind und nicht an der Börse gehandelt werden, wie etwa „Kredit" oder „Laura", und daß sie deshalb auch keinen einheitlichen Börsenkurs haben. Es giebt unzählige Miether, die aus irgend einem bestimmten Grund (besondere Vorliebe just für diese Wohnung oder Aehnliches) gern eine überdurchschnittliche Miethe zahlen, und es giebt unzählige Hauseigenthümer, die sich aus irgend einem Grund gern mit einer unterdurchschnittlichen Miethe begnügen.

Wo man, wie hier, den Stand der Dinge im einzelnen Fall niemals mit voller Sicherheit ergründen kann, muß man sich mit Dem begnügen, was „im Allgemeinen" oder „im Prinzip" richtig ist; und im Allgemeinen oder im Prinzip ist es unbedingt richtig, daß der Hauseigenthümer die Kosten und insbesondere auch die sämmtlichen Steuern und Abgaben auf seine Miether abwälzt, mit anderen Worten: daß die Miethen um den vollen Betrag der Steuern erhöht werden. Hieraus folgt aber noch lange nicht, daß nun auch alle Miethen entsprechend sinken müssen, wenn die Steuer ermäßigt oder gar gänzlich aufgehoben würde. Oder wähnt irgend Jemand im Ernst, daß die Miethen in Wien am Stephansplatz oder Graben, in Berlin Unter den Linden auch nur um einen einzigen Pfennig hinuntergingen, selbst wenn die Gebäudesteuer da oder dort gänzlich aufgehoben würde? Bei den Häusern (richtiger: bei den städtischen Grundstücken) spielt bekanntlich die Lage wesentlich mit. Draußen, an der Peripherie der Stadt, wo, so zu sagen, beliebig viele neue
[illegible]user gebaut werden können, kann der Mann, der ein Miethhaus baut, nicht
[illegible]ht überdurchschnittliche Miethen erzielen; er wird also zwar nur dann bauen,
[illegible]nn er annehmen darf, daß er aus dem Haus nicht nur eine angemessene
[illegible]zinsung des Anlagekapitales ziehen, sondern daß es ihm auch gelingen wird,
Kosten und die sämmtlichen Steuern auf seine Miether abzuwälzen. Viel
[illegible]r aber wird er von seinem Haus nicht erwarten dürfen, weil, wenn die

Häuser an der äußersten Peripherie einen größeren Ertrag abwerfen, die Spekulation in der kürzesten Frist veranlaßt werden wird, dort neue Häuser zu bauen. Hier, am äußersten Rande der Stadt, wird also der Satz ziemlich uneingeschränkt zur Geltung kommen, daß die Höhe der Miethen durch die Höhe der Gebäudesteuer wesentlich beeinflußt wird. Ist die Steuer hoch, so müssen — weil der Erbauer und Besitzer eines Hauses bestrebt sein muß, alle laufenden Kosten auf seine Miether abzuwälzen — auch die Miethen hoch sein. Ist die Steuer niedrig oder wird die ursprünglich hohe Steuer ermäßigt, so müssen auch die Miethen niedrig sein oder ermäßigt werden, weil sonst durch den Ertragewinn der Hauseigenthümer die Spekulation zur Herstellung neuer Miethhäuser angespornt würde. Anders ists im Centrum der Stadt. Der Raum ist beschränkt, die Zahl der dort stehenden Häuser relativ gering und diese genießen daher ein natürliches Monopol. Monopolpreise werden aber bekanntlich nur durch den Gebrauchswerth des fraglichen Gutes und durch die Zahlungfähigkeit der Kauflustigen in Schranken gehalten. Die Zahl der Häuser im Centrum der Stadt ist, wie gesagt, gering, die Nachfrage nach Wohnungen (und noch mehr nach Geschäftslokalitäten) in diesen Häusern außerordentlich lebhaft und deshalb werden hier die denkbar höchsten Miethen erzielt. Miethen, die mit den Anschaffung- oder Herstellungskosten eines solchen Hauses in gar keinem Zusammenhang stehen und die lediglich von dem Vortheil, den sich die Miether von der centralen Lage versprechen, und von der Zahlungfähigkeit dieser Miether abhängen. Für die Höhe dieser Miethen kann man nicht einmal die Eigenthümer der Häuser oder deren Geldgier verantwortlich machen, denn die Miethlustigen kommen aus freiem Antrieb und bieten aus freien Stücken immer höhere Miethen an. Deshalb verhalten sich die Häuser im Centrum der Stadt der Steuer gegenüber ganz anders als die Häuser an der Peripherie. Hier müssen sich, wie wir gesehen haben, die Miethen der Steuer anpassen. Ist diese hoch, so müssen auch die Miethen hoch sein; ist sie gering, so finds auch die Miethen. Im Centrum dagegen sind die Häuser der Steuer gegenüber ganz unempfindlich. Hier, in der Stadt, werden die Miethen nicht von den Hauseigenthümern, sondern von den Miethern gemacht. Nicht die Hauseigenthümer verlangen die hohen Miethen, sondern die Miether überbieten einander; deshalb werden hier die Miethen durch die Höhe der Steuer nicht tangirt. Ob die Steuer hoch oder niedrig ist, ob sie herabgesetzt oder ganz aufgehoben wird, ist dem Miether vollkommen gleichgiltig. Würde die Steuer erhöht, so hätte der Hauseigenthümer — einzelne Ausnahmen können die Regel nicht umstoßen — kein Mittel in der Hand, um diese Steuererhöhung seinen Miethern zuzuschieben, die (im Allgemeinen) schon das Aeußerste zahlen, was sie überhaupt zu zahlen vermögen, und eine höhere Zahlung nicht mehr auf sich zu nehmen könnten.

Damit ist auch schon die Frage nach der Rückwirkung der Steuer auf die sanitären Verhältnisse der Wohnungen beantwortet. Da, wo die Höhe der Miethen durch die Höhe der Steuern beeinflußt wird, also an der Peripherie der Stadt, muß eine hohe Gebäudesteuer auch nachtheilig auf die sanitäre Einrichtung der Wohnungen zurückwirken. Denn je größer die Lasten sind, die der Erbauer eines Hauses auf sich nimmt, desto intensiver muß er sein Grundstück auszunutzen bestrebt sein, desto mehr wird er zur Stockwerksthürmung und zur Verbauung der Höfe gedrängt. Im Centrum der Stadt kann die Steuer für diese wenig erfreulichen Verhältnisse nicht verantwortlich gemacht werden; hier trifft die Schuld die Miether selbst. Die steigenden Miethen, die dem Eigenthümer eines Hauses von den Miethlustigen für jeden benutzbaren Raum freiwillig angeboten werden, drängen den Mann geradezu, Stockwerk auf Stockwerk zu thürmen und jeden Quadratmeter seines Grundes zu überbauen und einträglich zu machen. Und hieran würde auch nichts geändert, wenn die Steuer ganz aufgehoben würde oder wenn der Staat gar jedem Hausbesitzer noch eine jährliche Draufzahlung leisten wollte.

Zwischen diesen Extremen bewegt sich die Höhe der Miethen und die Rückwirkung der Steuer auf sie. Je mehr man sich dem Außenrande der Stadt nähert, desto niedriger werden zwar im Allgemeinen die Miethen, desto mehr aber wird ihre Höhe von dem Kostenbetrag und von der Höhe der Steuer beeinflußt. Je mehr man dagegen von der Peripherie gegen den Mittelpunkt der Stadt vorschreitet, um so mehr macht sich das Monopol der centralen Lage fühlbar, um so mehr steigen die Miethen und um so unabhängiger werden sie von den Herstellungskosten des Hauses und von der Höhe der Steuer. Gar zu schematisch darf man sich freilich die Sache nicht vorstellen, weil sich meist auch wieder gewisse Gegentendenzen bemerkbar machen. Zunächst kann es leicht vorkommen, daß in einer großen Stadt, wenn die Entfernungen gar zu groß werden, sich mehrere Centren (die sich etwa um die verschiedenen Marktplätze gruppiren) herausbilden. Auch ist bekannt, daß mit dem Wachsthum der Städte auch die Neigung der Bevölkerung wächst, das Centrum der Stadt — die City — dem Geschäftsleben zu überlassen und die Wohnungen hinaus ins Grüne, an die Peripherie zu verlegen. Durch solche Gegenströmungen wird zwar der Entwickelungsgang modifizirt, aber in der Hauptsache nicht wesentlich geändert.

Damit ist aber nicht nur der eigentliche Kern der ganzen Gebäudesteuerage, sondern zugleich auch die praktisch viel wichtigere Frage der städtischen rundrente berührt. Die Grundrente ist, wie schon Adam Smith gelehrt at, ein Monopolgewinn, der dem Grundeigenthümer in Folge der Zunahme er Bevölkerung durch die steigende Nachfrage nach Bodenprodukten oder (in er Stadt) nach Grundstücken mühelos in den Schoß geworfen wird. Und

weil sie ein Monopolgewinn ist, der dem Eigenthümer ohne jedes eigene Hinzuthun, nur in Folge günstiger äußerer Umstände, von selbst und meist in jährlich wachsendem Umfang zufließt, ist sie nicht nur ein ganz eminentes Besteuerungobjekt, sondern wurde sogar von dem amerikanischen Sozialisten Henry George der sehr beachtenswerthe Vorschlag gemacht, sie allmählich ganz für die Gesammtheit zu konfisziren. Gegen eine ausgiebige Besteuerung der im Centrum einer Stadt gelegenen Häuser — wie es ja nach der österreichischen Hauszinssteuer der Fall ist — läßt sich absolut nichts einwenden. Eine Ermäßigung der Steuer für diese Häuser wäre der denkbar größte Widersinn, sie wäre ein reines Geschenk aus dem Staatssäckel an die Eigenthümer, die meist finanziell recht gut situirte Leute sind; den Miethern brächte sie gar keine Erleichterung, weil die Miethen hier auch nicht um einen einzigen Heller hinuntergehen würden. An eine weitere Erhöhung dieser Steuer denkt in Oesterreich nicht einmal die Regirung, denn eine Steuer, die (sammt den Gemeinde- und Landeszuschlägen) in manchen Fällen fünfzig Prozent der Miethen verschlingt, ist wohl hoch genug. In anderen Staaten dagegen, wo die Gebäudesteuer niedrig ist, halte ich eine Erhöhung für die im Centrum gelegenen Häuser sozialpolitisch für unbedenklich, denn dort, wo die Miethen den Charakter von Monopolpreisen, wo sie also die (zur Zeit) höchste denkbare Höhe erreicht haben, können sie durch eine Erhöhung der Steuer nicht weiter gesteigert werden. Durch die Steuererhöhung würden also nicht die Miether, sondern nur die Hauseigenthümer getroffen: sie würden gezwungen, einen Theil des ihnen jährlich zufließenden Monopolgewinnes an die Gesammtheit hinauszuzahlen. Das wäre kein Unglück. Für die an der Peripherie gelegenen Häuser jedoch ist die österreichische Hauszinssteuer von 26⅔ Prozent entschieden zu hoch; zu hoch mit Rücksicht auf die Miether, aber nicht zu hoch mit Rücksicht auf die Hauseigenthümer, die hier die Steuer doch nur auf die Miether abwälzen. In der Enquete allerdings geberdeten sich die Vertreter des Hausbesitzes, als seien sie Stiefkinder des Steuerfiskus, denen rücksichtlos die schwersten Lasten aufgebürdet werden und die unter diesen Lasten schier zusammenbrechen. Die Herren vergessen hierbei nur eine Kleinigkeit, nämlich: daß die Steuerlast, die dem Hauseigenthümer aufgebürdet wird, von ihm auf die Miether abgewälzt wird. Und wie wenig die Hauseigenthümer unter der hohen Steuerlast in Oesterreich leiden, beweist schon der Umstand, daß die Baulust nicht erlahmt und daß beständig neue Häuser gebaut werden.

Ist dieser Gedankengang richtig, so ist damit auch angedeutet, wie die Steuer auszugestalten wäre, um ihre Härten zu mildern, ohne daß dadurch ihre Vorzüge litten. Je mehr man sich von der Peripherie dem Centrum der Stadt nähert, je mehr die Miethen also den Charakter von Monopolpreisen annehmen, um so höher hätte allmählich die Steuer zu steigen. Die

österreichische Hauszinssteuer vermag dieses Ziel nicht zu erreichen, weil sie eine einfache Ertragssteuer ist, eine Steuer, die von dem Ertrag jedes Hauses einen bestimmten Prozentsatz vorwegnimmt. Und weil sie eine einfache Prozentsteuer ist, krankt sie an dem Uebel, daß sie die Häuser in ungleichmäßiger Weise trifft. Ist sie niedrig, so daß sie die an der Peripherie gelegenen Häuser in einer angemessenen und billigen Weise belastet, so läßt sie die ganze Monopolrente der Hausbesitzer im Centrum unbesteuert. Ist sie hoch, wie die österreichische Hauszinssteuer, so trifft sie die im Centrum gelegenen Häuser in einer angemessenen Weise, überlastet aber dafür die an der Peripherie gelegenen Häuser, indem sie die Miethen dort ungebührlich vertheuert. Soll die Steuer gerecht sein, so muß sie zu einer progressiven Ertragssteuer umgestaltet werden. Das scheint mir auf zweierlei Weise möglich. Der Ertrag der Zinshäuser setzt sich bekanntlich aus zwei Elementen zusammen: aus der Verzinsung der Baukosten und aus der (städtischen) Grundrente, dem Entgelt, der von den Miethern für die Gunst der Lage gezahlt wird; und die Aufgabe der Gebäudesteuer ist, diese städtische Grundrente in angemessener Weise zur Beitragsleistung an die Gesammtheit heranzuziehen. Freilich ist eine mathematisch streng richtige Scheidung der verschiedenen Einkommenszweige (Grundrente, Kapitalsrente, Arbeitrente, Unternehmergewinn) unmöglich; aber für die praktischen Zwecke der Besteuerung läßt sich im vorliegenden Fall eine solche Trennung, wenn auch nur annähernd, wohl durchführen. Man kann nämlich für die Zwecke der Besteuerung von der Thatsache ausgehen, daß am äußersten Rande der Stadt die städtische Grundrente nahezu Null ist und daß die dort gelegenen Häuser nicht mehr tragen als eine zur Zeit als angemessen erscheinende Verzinsung der Bausumme. (Daß der Erbauer eines solchen Hauses auch eine angemessene Verzinsung der Summe beansprucht, die er für den Grunderwerb auslegen mußte, ist ja richtig, kann aber hier, wo es sich um die Vergleichung des Erträgnisses aller Häuser der Stadt handelt, außer Acht gelassen und erst bei der Festsetzung der Höhe der Steuer berücksichtigt werden.) Vergleicht man also das Erträgniß jedes einzelnen Hauses der Stadt mit den Herstellungskosten dieses Hauses (ohne die Kosten des Grunderwerbs), so wird man zu dem Resultat gelangen, daß die am äußersten Rande der Stadt stehenden Häuser nicht mehr abwerfen als etwa 5 Prozent ihrer Baukosten, daß aber der Ertrag der Häuser nach dem Centrum zu allmählich auf 6, 7, 10 und mehr Prozent ihrer Baukosten steigt und daß dieses Plus über Prozent als das Ergebniß der städtischen Grundrente angesehen werden Danach kann das Gesetz verfügen, daß die Häuser, die nicht mehr als n wir) 5 Prozent ihrer Bausumme abwerfen, den niedrigsten Steuersatz agen haben und daß der Prozentsatz der Steuer in dem selben Maß steigen ie die städtische Grundrente steigt. Solche Bemessung der Hausteuer würde

eine periodisch (etwa alle fünf Jahre) wiederkehrende Abschätzung des Bauwerthes der Häuser erfordern; ob sie durchführbar wäre, mag hier unentschieden bleiben.

Der zweite Modus, der einfacher, aber darum auch weniger genau ist, könnte die Hauszinssteuer „degressiv" ausgestalten. Freilich dürfte es kaum durchführbar sein, die Steuer nach Straßen verschieden abzustufen; aber was im Raum nicht möglich ist, kann der Zeit nach möglich werden. Die Steuergesetzgebung, auch die österreichische, kennnt die Institution der zeitlichen Steuerbefreiung für Neubauten, die den Zweck verfolgt, die Baulust anzuregen. Die Institution der Steuerbefreiung jedoch, wie sie heute in Oesterreich besteht, ist für den vorliegenden Zweck ganz unbrauchbar, weil sie auf zwölf Jahre beschränkt ist und nach Ablauf dieser Frist die Steuer in ihrer vollen Höhe eintreten läßt. Soll also eine richtigere Abstufung der Gebäudesteuer erreicht werden, so müßte den Neubauten an der Peripherie, die noch keine Grundrente abwerfen, eine ausgiebige, etwa eine zwanzigjährige Steuerfreiheit zugestanden werden. Die Entwickelung steht aber bekanntlich nicht still, um jede vorwärts schreitende Stadt setzen sich immer wieder neue Ringe von Häusern an, so daß ein Haus, das heute am äußersten Rande der Stadt steht und unmittelbar an ein Ackerfeld angrenzt, nach einigen Jahren schon in die Stadt hineingerückt ist, weil weiter draußen in der Zwischenzeit neue Häuser oder gar schon Straßen entstanden sind. Das Haus ist also wohl schon in die Stadt hineingerückt und wirft deshalb vielleicht auch schon eine kleine Grundrente ab; doch im Centrum der Stadt steht es darum noch lange nicht und aus diesem Grund darf nach Ablauf der steuerfreien Jahre die Steuer nicht, wie es heute in Oesterreich der Fall ist, sofort mit ihrer vollen Höhe einsetzen, sondern mit einem ganz geringen Betrag anfangen und erst allmählich erhöht werden. Das wäre noch kein idealer Zustand, aber eine sozialpolitisch richtigere Ausgestaltung der Hauszinssteuer; und der Staat verlöre dadurch nichts von seiner jetzigen Einnahme.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

Griechische Legende.

Als nun nach schnaubendem Kampf den Ossa der Pelion krönte
Und den Olympos drüben die Burg der Titanen verhöhnte,
Unter den riesigen Brüdern, die mürrisch ihr Lager sich stampften
Und mit verglühenden Gliedern den zischenden Firnschnee verdampften,
Hob sich Typhon empor: „Noch bin ich nicht müde, Ihr Brüder;
Galt mein Taghaß den Göttern, mein Nachthaß lodert hernieder!
Dort in dem Thale drunten, des Knaben Groll schon entfachend,

Wohnt der Chariten Geschlecht, stets heiter und ordnend und lachend,
Blumen mit spitzigen Fingern zu zwecklosen Kränzen verbindend,
Um der Götter Altäre den kindischen Firlefanz windend,
Reigen tretend und singend entlang ihren bunten Gefilden:
Ekel erstickt mir die Worte! Mein Groll erweck' Euch, Ihr Wilden!
Feinde der saftigen Kraft, verthun sie verzärtelt ihr Leben,
Schönheit ist ihr Gesetz und Friede und Ordnung ihr Streben!
O, wie haß' ich dies ziere Geschlecht!" Aus dem Felsen mit Krachen
Riß er wüthend den massigen Block: „Erstick mir ihr Lachen!" —
Und so stand er, den Fels in Fäusten, dem Wuchtenden trotzend,
Weit die sehnigen Beine gespreizt, von Riesenkraft strotzend,
Und er strafft sich empor; und mit Staunen und freudigem Grausen
Sahn die Brüder den Fels ins Dunkel herniedersausen,
Daß noch die Luft, die hinter dem Felsblock zischend sich drängte,
Steine und Vögel und Bäume im stöhnenden Wirbel vermengte . . .

Also sauste der Block hinab ins Thal. Die Chariten
Feierten festlich die Nacht und opferten heut Aphroditen;
Sie umschritten den Plan, ein Festlied in jubelnder Kehle,
Daß die Himmlische ihn für ihren Tempel erwähle.
Eros, den goldbeschwingten Gott, und die Schaar der Eroten
Hatte die Göttin hinab zum Fest den Chariten entboten,
Und die Götter der Anmuth, der sinnigen Liebe, der Lenze,
Hatten sie Lieder gelehrt und neue berückende Tänze.
Jetzt aber kehrten sie heim, wie Lerchen zum Aether sich schwingend
Und aus glücklicher Brust den Sang des Höhenflugs singend;
Eine Rosenguirlande in Händen, von Rosen lieblich umwunden,
Schwebten sie singend dahin, aufs Engste und Schönste verbunden.
Horch: und da stöhnte die Luft und näher und näher ein Brausen,
Ihrem Fluge entgegen des Felsblockes grausiges Sausen!
Aber Eros, der kleine Gott, die Arme verbreitend,
Flog seinem Reigen voraus, mit dem Finger dem Riesigen deutend:
„Halt, Du Poltrer! Ihr Brüder, umwindet mit Kränzen den Wilden!
Und wir geleiten ihn artig hinab zu des Festes Gefilden.
Wahrlich, die göttliche Mutter erhörte das Lied der Chariten
Und wir leiten ihr künftiges Haus ins Thal Aphroditen!"
Auf dem Blocke saß Eros, ihn lenkend mit heitrer Geberde,
Und mit Kränzen umwunden, glitt sanft der Marmor zur Erde.
„Seht, Aphrodite erhört Euch, in diesem Marmor verborgen
Schlummert ihr Bild, ihr Altar, ihr Säulenhaus! Tage ihr Morgen!"
Jubel und Dank der Chariten. Doch Eros und seine Brüder
Flogen empor zum Olymp. Auf den Pelion sahen sie nieder:
Typhon lag da erschöpft bei den Riesen und stöhnte; und stöhnte,
Als aus den Lüften herab ein Regen von Rosen ihn höhnte . . .

Prag. Hugo Salus.

Sebald Soeker.

Sebald Soekers Pilgerfahrt. Zweiter Theil. Insel-Verlag in Leipzig.

Ein paar Aphorismen aus dem Bande, der am zehnten Juli erscheint:

Die Natur giebt den wahren Maßstab für alles Große. Ein Buch, das man im Angesichte der Alpen lesen kann, ein Bild, das den Betrachter noch entzückt, wenn er aus leuchtender Blüthenfülle kommt, eine Musik, die man in feierlicher Sternennacht gern hört: all Das ist echte, von Gott gesegnete Größe.

Ein Mensch muß sich, wie ein Baum, nicht weniger in die Breite als in die Höhe entwickeln können, wenn er eine harmonische Erscheinung werden soll. Dazu bedarf er des Raumes; und darum ist es in unseren übervölkerten Städten so schwer, vollkommen und schön ausgebildete geistige Individuen zu finden.

Das ist der geheimnißvolle Reiz des Waldes, daß er in eine ferne Zukunft hinausweist. Mich gemahnen die slavischen Völker an den Wald: sie rechnen auch nach vorn mit langen Perioden.

Ich könnte unter der großen Masse gar nicht mehr leben: sie ist mir zu unritterlich, besonders in ihrem Verhältniß zu den Minoritäten. Ich bin ein geborener Freund jeder Minorität und Feind jeder Willkür.

Die Minoritäten zu schützen, ist wohl die wesentlichste Aufgabe des Staates; denn die Majoritäten schützen sich selber.

Wie deutsch war ich, als ich in meinen Jünglingsjahren nach Deutschland kam! Dadurch gerieth ich aber in ein wunderliches Verhältniß zu Deutschland: es war ähnlich wie das Verhältniß Hamlets zu seiner Mutter. Der Germane leidet an einer gewissen bleichsüchtigen Haltlosigkeit; er bedarf daher mehr als jeder Andere einer festen und alten Tradition. Der Panzer, der dem Germanen im Kampf des Lebens nöthig ist und der ihn besonders gut kleidet, heißt: Exklusivität. Exklusiv ist alles Vornehme: der Bauer, der Schiffer, der orthodoxe Jude. Aber die Courtisanen der Trivialität möchten ihm seine Exklusivität abschmeicheln, wie Dalila dem Simson seine Haare abschmeichelte. Exklusivität ist keineswegs Ungemüthlichkeit; im Gegentheil: wenn eine Gesellschaft gemüthlich sein soll, muß sie exklusiv sein.

Das Kriegerthum erzeugt Ritter, der Militarismus Fabrikvorstädte. Der Friedens-Militärdienst verletzt jene zarte germanische Keuschheit, die Slaven und Romanen unverständlich ist. Daher beweisen die Engländer viel Rassensinn, wenn sie sich mit aller Kraft gegen die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht wehren. Es ist jedoch ein großer Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen. Der Zwang, beständig auf sich zu achten, ist bildend für den Gebildeten, also den Offizier, aber verbildend für den gemeinen Mann. Von einem Offizier kann man noch am Ehesten geistige Unabhängigkeit erwarten, denn seine äußere Abhängigkeit ist so schroff, daß sie sich nicht dem Gemüth einschmeichelt.

Ich kann mich der Thränen kaum erwehren, wenn ich an das Aussterben des Elefanten denke. Er war mir immer das Symbol gereiften Wesens: Güte in Kraft, stille Klugheit, maßvoll, aber in der Leidenschaft unwiderstehlich; und so vornehm, eine so alte Familie. So geht alle Vornehmheit dahin vor der ansteigenden Fluth der Trivialität.

Das, was Volk und Masse unterscheidet, nenne ich mit einem Wort: Intimität.

Als der Mensch das Klettern verlernte und sich auf seine Füße stellte, klagten die Affen über Decadence.

Es ist immer ein trauriges Bild, wenn die Menge gegen ein Individuum im Recht ist.

Liebe ist ein vieldeutiger Ausdruck, auch durch Romane und Gedichte arg verwässert worden. Ich möchte Das, was Mädchen und Jünglinge zu einander zieht, sexuelle Harmonie nennen, das Wort sexuell natürlich in dem weitesten Sinn begriffen. Die Philister stellen sich das Sexuelle immer nur grob physiologisch vor und nennen darum — nicht sich, sondern — die Sache schmutzig.

Es ist eine natürliche Zartheit, daß man die gewaltigsten Mächte nicht gern nennt. Nur, wie man das Sexuelle uneingestehbar und niedrig finden kann, will mir nicht in den Sinn. Der Asket sogar, der davor in einer wollüstigen Furcht zittert, kann nicht so denken. Das Räthsel des Geschlechtes ist mir nicht weniger erhaben als das des Todes; verknüpft es doch das Ueberweltliche noch näher mit unserem täglichen Dasein.

Mir kommen, wenn ich die kindlichen Lehrbücher des Kleinen ansehe, manche wunderliche Gedanken. Warum erscheint mir die englische Orthographie so viel vornehmer als die deutsche? Zumal als die neuste deutsche, wie sie durch Ministerialverordnungen festgesetzt ist? Ministerialverordnungen sind eben an sich weniger vornehm als das Walten der Zeit. Und dann widerstrebt einem aristokratischen Sinn das allzu Geradlinige, Systematisch-Einfache, Ausnahmelose; er liebt Schnörkel, Verschlingungen und Widersprüche, ein gewisses Maß von Unberechenbarkeit, weil er darin das Walten von Menschenwesen, Natur und Zeit ahnt, ein langsames und sicheres Herausarbeiten aus der formlosen Masse.

Die literarische Verwendung der Dialekte behagt mir im Allgemeinen nicht. Es ist, wie wenn man Familienerbstücke als Kuriositäten herumzeigt.

Religion ist dem Menschen nöthig, und wenn er keine bessere findet, bekennt er sich zu der Vielgötterei der Atome. Gewisse Philister haben Religion durch Sittenlehre ersetzen wollen, weil sie für Beide kein Verständniß hatten. Religion verhält sich zur Sittenlehre wie die Sonne zu einem Exerzirreglement.

Seltsame Eitelkeit, die uns veranlaßt, aus unseren Nachkommen unser Ebenbild machen zu wollen! Darauf beruht wohl die Hälfte aller Erziehungfehler.

Die Großstädter finden sogar auf ihren Sommerreisen die Ruhe nicht. Diese Menschen fliehen vor einander und treffen einander auf der Flucht immer wieder.

Der laute Erfolg gereicht immer dem Dichter zum Schaden; Dichter und Sterbende sollten vor Lärm behütet werden. Wer einmal einen großen Erfolg gehabt hat, muß nachher nothwendig enttäuschen Das ist einer der Gründe, weshalb das Publikum nur die Toten gelten lassen will.

Womit verdient es der große Mensch Goethe, daß man seine Juwelen auf Trödelmarkt schleppt, um Honorare, Doktorhüte und Professorensitze dafür einzuhandeln? Wer den größten Dichter im tiefen Herzen verehrt, muß sich entsetzen vor die sogenannte Goethe-Forschung, die taktlos und unkeusch das grobe Tagesgerade dahin zu werfen pflegt, wo eine tempelhafte Dämmerung herrschen sollte. Und über die Schamlosigkeit Derer, die sich an Goethe herandrängen, wie an einen Gönner, obwohl ihr ganzes Wesen dem seinen feindlich und zuwider ist.

Man rümpft so gern die Nase über Das, was man Rhetorik nennt. Aber

wir haben, durch unser mechanisches Lesen abgestumpft, ganz vergessen, daß die Dichtkunst sich einer Sprache bedient, die durch das Ohr vernommen werden soll, daß in der Beredsamkeit ihre Kraft liegt und daß sie nicht wissenschaftlich erweisen, auch nicht musikalisch einlullen soll, sondern hinreißen.

Die Landes- und Zeitgenossen haben keinen Grund, auf ein Genie stolz zu sein; überall kann ein Meteor herabfallen und ein Genie geboren werden. Daß ein Meteor vom Himmel kommt, wollten die Gelehrten lange nicht glauben; und dem Dichter streiten sie es noch immer ab.

Würde man so leidenschaftlich gegen den Sozialismus wettern, wenn man sich nicht gestehen müßte, daß man von ihm schon ganz umgarnt ist?

Den wahren Künstler erkennt man daran, daß er unter seiner Begabung leidet und daß einige Augenblicke allerhöchsten Glückes ihn für einen ewigen unsicheren Kampf entschädigen müssen. Einen zufriedenen Künstler findet man daher so selten wie einen freundlichen Berliner. Der Künstler kann sein Talent gar nicht für sich reserviren; wer ein Parfum genießen will, muß es in die Welt hinauslassen.

Wir sehen in der Nacktheit nur noch das Geschlechtliche; sie ästhetisch zu sehen, haben wir ganz verlernt. Das kommt von der Jahrhunderte langen Verhüllung unseres Körpers; könnten wir griechisch frei unter der Sonne wandeln, so würden auch von unserem Geist viele dumpfe Hüllen fallen. Unbefangenheit ist aber die Voraussetzung aller reinen Menschengröße; sie ganz allein kann der Lüge entrathen. Oft male ich mir aus, welchen freien Stolz, wie viel echte Urbanität, welche erhabene Einfalt des Sinnes ein Geschlecht haben müßte, das sich nicht scheute, die von Gott gegebene Nacktheit offen zu zeigen; und ich glaube zuweilen sogar, solch eine Zeit herrlichster Menschheitenfaltung in der Zukunft schimmern zu sehen. Scheint es doch fast, als kehrte unsere Civilisation aus dem dichtesten Wirrwarr kleinbürgerlicher Selbstvermummung langsam zurück.

Der russische Bauer ist mir rührend wie ein kleines Mädchen, das vielleicht die Stammmutter eines großen Geschlechtes sein wird.

Den Landmann macht es groß, daß er immer mit übermenschlichen Gewalten kämpfen muß.

Es macht einen unerquicklichen Eindruck, wenn ein Mensch immer an seine Gesundheit denkt, die kleinsten Schädlichkeiten ängstlich meidet und all sein Thun und Lassen nach der Rücksicht auf sein körperliches Wohlbefinden einrichtet. Diese Vorsicht erscheint wie ein kleinlicher, ängstlicher Eigennutz, ein Gegensatz zu jeder großen, generösen Empfindung; sogar die Mäßigkeit wird unschön und knauserig. Noch unerquicklicher ist die Sorge der Allgemeinheit um ihr körperliches Wohl, die manchmal in eine Massenhypochondrie auszuarten scheint. Diese leidenschaftliche Beschäftigung mit der als Hygiene bezeichneten Wissenschaft, diese beständige Sorge um Leben und Gesundheit, diese Unfähigkeit, irgend einmal die gebrechliche Fleischlichkeit zu vergessen! Wie viel vertraute Schönheit in Stadt und Haus ist nicht der Hygiene zum Opfer gefallen! Wie hat sie den keuschen Künstlersinn und die zarte Pietät überwuchert! Ja, wird sie nicht zur Blasphemie, wenn man in ihrem Namen die ehrwürdige Tradition des Heiligen Abendmahls willkürlich verändert? Und doch ist die ganze Wissenschaft im Grunde ziemlich überflüssig. Denn eine verständige Lebensweise ergibt sich aus einem vernünftigen Sinn von selbst.

Fremdenhaß ist eigentlich das Zeichen einer starken, wenn auch nicht noth-

wendig hohen Kultur. Die haben keine Art, keine Tradition und keine Individualität zu bewahren, die ohne alle Reserve ihren Kreis jedem fremden Zufluß öffnen. Dem Fremden selbst, wenn er ein Mensch von stolzem Wesen ist, bereitet das wahllose Entgegenkommen eine Enttäuschung, als wenn er in eine minder distinguirte Gesellschaft gerathen wäre.

Der Adel ruht nicht in der Höhe der Kronen, sondern in der Tiefe der Wurzeln. Alles, was aus dem Schoße der Jahrhunderte dringt, hat seinen eigenen Adel: der Bauer, der Bürger, der Fürst, der orthodoxe Jude. Am Adeligsten aber ist Bauern-Adel.

Warum soll es nöthig sein, daß das Strafrechtswesen just von Juristen besorgt wird? Warum sollte nicht irgend ein anderer Beruf, etwa der eines Musikers, eines Pferdehändlers oder eines Athleten, besonders dazu befähigen? Gerade die formalistische Vorbildung der Juristen entspricht menschlichen Beziehungen so wenig, wie sie für das Hantiren mit abgezirkelten Begriffen unentbehrlich ist. Ueber Schuld und Sühne werden besonders wahr und zugleich menschlich Die urtheilen, die mehr mit dem Leben als mit menschlichen Satzungen zu thun haben. Oder sind Militärgerichte etwa grausamer, frivoler, parteiischer als die Strafkammern?

Ein Mannweib verhält sich zu einem Weibe wie ein Kastrat zu einem Manne. Wäre es nicht immer noch würdiger, die Sklavin des Mannes zu sein, als der Affe des Mannes?

Unsere Professoren würden einen Hund für ein Phantasiegebild erklären, hätten sie die Nase des Hundes nicht schon in unschuldiger Jugend kennen gelernt. Und wenn einmal alles Ungeziefer ausgerottet sein wird, werden Physiker und Physiologen von dem Flohsprung als von einer Sage der Alten lächelnd berichten.

Der Tod ist der einzige Fall, wo die Natur einen Sprung macht. Vielleicht ist er durch dieses Ungewohnte so erschreckend. Ich bin auf angenehme Ueberraschungen gefaßt. Der Mensch ist das einzige Wesen, das den Tod im Leben kennen muß, das ihn schaudernd stets an seiner Seite weiß; dafür ist der Tod dem Menschen eine Entschädigung schuldig. Der Tod kann keine so sehr bedeutende Veränderung sein; sonst hätte die Natur ihn nicht in die Hand jedes ungeschickten Heilgehilfen gelegt. Und sonst wäre es auch absurd, daß all die Tausende für Helena sterben mußten. Wunderlich berührt mich die Phrase: daß die alte Natur auf das Einzelwesen keinen Werth lege und lediglich die Gattung erhalten wolle. Das heißt doch: Mag mein Geld zum Teufel gehen, wenn mir nur mein Vermögen bleibt.

Das Sinnenbewußtsein, das wir Leben nennen, ist doch nur ein kleiner Theil unseres Ich. Sonst müßte der Mensch das Dasein während des Schlafes als völlig aufgehoben empfinden, was doch kein Gesunder thut. Hat man einmal diese Einsicht gewonnen, so begreift man nicht mehr, wie Leute den Theil für das Ganze nehmen können. Den größten und bedeutendsten Theil meines Ich kenne ich gar nicht; der vielmehr: ich erschaue ihn ahnend nur, wie den beschatteten Theil der Mondscheibe. Man kann auch sagen: Unser Leben ist, wie die Erde, von einer dünnen Kruste bedeckt, nämlich des Bewußtseins; und in die ungeheure innere Masse können wir nicht gelangen. Welche Entdeckungen mögen in meinem unbekannten Ich noch zu machen sein! Man kann auch nicht sagen, daß dieses unbekannte Ich im gewöhnlichen Lauf der Dinge niemals vernehmbar wird; es wird nur von dem allgemeinen Lärm übertönt.

Gerhard Ouckama Knoop.

Schutzverbände.

Die Nothwendigkeit verstärkten Schutzes für die Besitzer ausländischer Rentenpapiere, überhaupt für Alle, die Kapital in ausländische Unternehmungen gesteckt haben, wird um so dringender, je mehr das Publikum sich gewöhnt, sein Geld in die Fremde zu tragen. Daß die Vorliebe für das Exotische durch den Staat mit seinem unklugen Börsengesetz gefördert wird und daß sich daraus für die Regirenden eigentlich die Pflicht ergiebt, an der Schaffung von Schutzeinrichtungen für das im Ausland angelegte deutsche Geld mitzuwirken, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wenn man endlich einsehen und zugeben wollte, daß in Deutschland (auch unter den Beamten) viele Leute sind, die an hoch verzinsten Papieren Gefallen finden und finden müssen, dann würde man nachgerade wohl versuchen, auch bei uns eine Institution zu schaffen, wie sie die praktischen Briten schon seit dreißig und etlichen Jahren in ihrem Council of foreign bondholders haben. Was die Engländer längst als nothwendig erkannten: eine ständige Vertretung von Gläubigern fremder Staaten, Das ist in Deutschland über den Bereich frommer Wünsche noch immer nicht hinausgelangt. Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß wir eine solche Interessenvertretung brauchen; denn weder haben die von Fall zu Fall gebildeten Schutzvereinigungen ihren Zweck in der richtigen Weise zu erfüllen vermocht noch ist die Deutsche Treuhandgesellschaft als irgendwie ausreichender Ersatz für ein Institut von der Art des englischen Council anzusehen. Das brauche ich im Einzelnen nicht nachzuweisen, da ich mich erst vor vierzehn Tagen hier mit dem Wesen der Treuhandgesellschaften beschäftigt habe Nur auf einen Unterschied zwischen den beiden Einrichtungen möchte ich hinweisen: die Gläubigervereinigung steht als solche auf ideeller Grundlage, während die Gesellschaft Dividenden „herausarbeiten" muß. Und nicht nur die Engländer, sondern auch die Franzosen haben eine ständige Gläubigervertretung: die Association nationale des porteurs français de valeurs étrangères; und in Antwerpen besteht nun schon seit 1898 eine Association pour la défense des détenteurs de fonds publics, die sich, wie die beiden anderen Institute, nicht nur mit Staatspapieren beschäftigt, sondern alle nothleidenden Werthpapiere und finanziellen Interessen in den Bereich ihrer Thätigkeit zieht. Aus den von diesen Korporationen alljährlich veröffentlichten Berichten kann man ersehen, wie umfangreich der Schutz ist, den sie bieten, und wie gut sie sich bisher bewährt haben. Unmögliches kann auch solche Schutzvereinigung nicht leisten, deren Wirken besonders schwierig ist, weil sie mit Staaten, nicht mit Privatleuten, zu thun hat; wo aber von unsicheren Kantonisten unter den „interessanten" Reichen im Süden und Osten Europas und jenseits vom Weltmeer überhaupt Etwas herauszubekommen war, da haben es diese großen Gläubigervertretungen erreicht.

Mit welchen Schwierigkeiten und relativ geringen Erfolgen haben dagegen die nur für den Einzelfall gebildeten deutschen Schutzverbände gearbeitet! Als klassische Beispiele sind die Oeste de Minas-Schutzvereinigung und die Vertretung der Interessen deutscher Transvaalbahnaktionäre anzuführen. Die brasilianische Oeste de Minas-Eisenbahngesellschaft stellte am ersten Oktober 1898 die Zinsenzahlung für ihre in Berlin gehandelten fünfprozentigen Obligationen ein. Unter der Aegide der Diskontogesellschaft und der Brasilianischen Bank wurde für Deutschland nun eine Schutzvereinigung zur Wahrung der Interessen der geschädigten Gläu-

biger gebildet, die ihre Wirksamkeit im April 1899 begann und nach vollen vier Jahren mit einem sehr mageren Ergebniß für die Obligationäre abschloß. Dem Komitee soll nicht der Vorwurf gemacht werden, es sei in der Erfüllung der übernommenen Pflicht lässig gewesen; daß nicht mehr erreicht wurde, liegt am System. Dem Schutzverband fehlt eben die Autorität, mit der für England der Council of foreign bondholders aufzutreten vermag. Dort sieht der Schuldner nur eine Vereinigung von Privatleuten, mit denen er nach Belieben umspringen kann; hier tritt ihm eine mit politischen Vollmachten ausgestattete, von der Diplomatie unterstützte Körperschaft entgegen, die das Land repräsentirt. Die Foreign Office in London steht immer hinter der Vertretung der Foreign bondholders; hat aber unser Auswärtiges Amt sich jemals beeilt, für die gefährdeten Interessen deutscher Kapitalisten einzutreten, die doch gut genug sind, die Anleihen des Reiches zu übernehmen? Gewiß, antwortet man mir; in der noch immer nicht erledigten Transvaalbahn-Affaire hat der Reichskanzler höchstselbst alles Mögliche gethan, um das Bemühen der Schutzvereinigung zu unterstützen. Wer so spricht, beleidigt den Kanzler des Deutschen Reiches, der, wenn er sich für die Sache wirklich energisch eingesetzt hätte, über sehr geringen Einfluß verfügen müßte. Sonst wären die gutgläubigen Aktionäre der einstigen niederländisch-südafrikanischen Eisenbahngesellschaft nicht so lange auf jede denkbare Art von den Engländern chicanirt und schließlich gezwungen worden, in Bezug auf die Zahl der eingelösten Papiere und den Einlösungpreis mit einem sehr mäßigen Erfolg zufrieden zu sein.

Gerade die Widerwärtigkeiten, mit denen dieses Schutzkomitee zu kämpfen hatte, zeigten deutlich, daß mit solchen Zufallsverbänden nichts Rechtes zu erreichen ist. Dazu kam in diesem Fall noch persönlicher Hader, der das Antlitz der Sache nicht verschönte. Herrn Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft wurde bekanntlich vorgeworfen, er habe schon vorher in London wegen des Uebernahmepreises der Transvaalsbahnaktien bündige Zusagen gemacht, die der englischen Regirung die Möglichkeit einer sehr niedrigen Offerte gaben. Der Zusammenhang sah in der Nähe wohl anders aus. Die Sache interessirt heute nicht mehr; ich erwähnte sie nur, um zu zeigen, wie leicht solche Sonderverbände auch noch durch Personalschwierigkeiten gehemmt werden können.

Wo sichs um Staatsanleihen handelt, ist die Existenz einer mit bestimmten Vorrechten ausgestatteten ständigen Gläubigervertretung natürlich noch wichtiger als bei den Papieren privater Unternehmungen. Um ein Beispiel anzuführen, sei an Spanien erinnert. Außer der (nun glücklich beseitigten) „königlich spanischen Finanzdelegation", die in Berlin die Einlösung der Coupons vermittelte, hatten wir eine „Schutzvereinigung der deutschen Inhaber spanischer Staatspapiere", die in das Ressort des Deutschen Treuhandgesellschaft gehört. Den größten Theil der Ausland übernommenen spanischen Staatsrentenpapiere besitzt nun freilich ankreich; damit könnte man die passive Rolle der deutschen Schutzvereinigung ertigen. Doch hätte es dem deutschen Ansehen genützt, wenn an der energi- n Abwehr aller von der spanischen Regirung auf den status quo der Auslandsanleihen versuchten Angriffe der deutsche Verband eben so kraftvoll betheiligt gewesen e wie der londoner Council of foreign bondholders. Weder ist es Spanien ner geglückt, seine Extericurs zu besteuern, noch hat das 1900 in Paris vereine „Convenio", das die vierprozentige Rente offiziell in eine dreieinhalbprozen-

tige verwandeln sollte, jemals Gesetzeskraft erlangt; die englische Gläubigervertretung hat einfach widersprochen. Auch in dem portugiesischen Staatsbankerot hat sich die londoner Korporation bewährt. Als im Jahr 1892 Portugal wieder einmal eine Finanzkatastrophe erlebte, bildeten sich in den an portugiesischer Rente interessirten Ländern Schutzkomitees, die aber wenig oder gar nichts erreicht hätten, wenn der londoner Council of foreign bondholders nicht an die Spitze getreten wäre. Als die portugisische Regirung sich endlich zur Wiederaufnahme der Zinszahlungen verpflichtet hatte, warnte die londoner Vertretung die Gläubiger, ihre Bonds zur Abstempelung hinzugeben, weil in solcher Hingabe die Zustimmung zur Verkürzung der Zinsen erblickt worden wäre. Daß Portugal seine Obligationäre weiter betrog, war nicht zu verhindern, da man wegen bedrohter Gläubigerinteressen einstweilen noch keine Kriege führt. Doch haben die von den Korporationen bei der willkürlichen Verkürzung der Zinsen (auf ein Drittel des ursprünglichen Betrages) ausgegebenen Certifikate bewirkt, daß bei dem endgiltigen Arrangement im Jahr 1902 den Gläubigern doch noch ein Theil der unterschlagenen Summen ausgezahlt wurde. Bei Bankeroteurstaaten von der Art Portugals ist solches Resultat schon ein Erfolg zu nennen. Man muß eben mit den jeweiligen Verhältnissen rechnen und vor allen Dingen bedenken, daß die gegen einen zahlungunfähigen Staat zu ergreifenden Maßregeln niemals vollen Erfolg versprechen, weil ihnen der „Knalleffekt" versagt ist. Und auch da, wo er nicht ausbleibt, gehts nicht immer nach Wunsch, wie Venezuela gelehrt hat. Im Uebrigen ist es, in der Theorie wenigstens, zweifelhaft, ob eine Regirung das Recht hat, zu Gunsten privater kapitalistischen Interessen bei einem fremden Staat zu interveniren. Lord Salisbury ließ 1880 die Inhaber türkischer Anleihepapiere, als sie die Regirung um Intervention ersuchten, nicht im Zweifel darüber, daß, wer des Gewinnes wegen seine Kapitalien einem fremden Staat leihe, auch das Risiko auf sich nehmen müsse; wer nicht mit der Möglichkeit rechne, daß dieser Staat die Zahlungen einstellen könne, sei nicht anders zu beurtheilen als jeder Spekulant, der sich in seinen Voraussetzungen getäuscht hat. Aehnlich würde die Antwort wohl immer lauten, wenn Jemand naiv genug wäre, zu fordern, seinen Zinsen wegen solle mobil gemacht werden. Um so nöthiger ist aber eine Gläubigervertretung. Die internationalen Finanzkontrolen, wie sie in der Türkei (Conseil d'Administration de la Dette Publique Ottomane), in Serbien (Autonome Serbische Monopolverwaltung) und in Griechenland (Internationale Kommission zur Kontrole der Staatsfinanzen) bestehen, genügen allein nicht. Oder ist etwa die Dette Publique von der Willkür des Großherrn, die Serbische Monopolverwaltung von den politischen Strömungen im Lande ganz unabhängig? Der Monopolverwaltung sind schon böse Dinge nachgesagt worden die allerdings von der serbischen Regirung geleugnet wurden, gerade nach diesem Dementi aber als wirklich geschehen betrachtet werden dürfen. Kein Wunder übrigens, daß Unregelmäßigkeiten vorkommen, wenn von den sechs Mitgliedern der Monopolverwaltung vier Serben sind. Da uns das Erreichbare, die ständige Gläubigerorganisation, noch fehlt, dürfen wir natürlich nicht von einem Zustande träumen, in dem Alles durchzusetzen wäre. Das ganze Gebiet ist noch eng begrenzt. Immerhin lehrt aber die Erfahrung, daß die großen Gläubigerversammlungen nicht so ohnmächtig sind wie die für den Einzelfall geschaffenen Nothverbände.

Den Anlaß, gerade jetzt eine ständige Gläubigervertretung zu fordern, finde

ich in dem Verhalten der rumänischen Regirung gegen die durch die falschen Auslosungen ihrer Renten geschädigten deutschen Kapitalisten, in den schon durchgeführten oder noch vorbereiteten Konversionen ausländischer Staatsanleihen und in dem Equitable-Skandal. Auf Veranlassung des Deutschen Feuerversicherung-Schutzverbandes hat sich ein besonderes Komitee von deutschen Versicherten der Equitable-Gesellschaft gebildet, das die Policeninhaber vor Schaden bewahren will. Ob dieser Versuch Erfolg haben wird, ist noch zweifelhaft. Das Schlimmste ist aber die Frechheit, mit der in Rumänien sich die Regirung über die bei der Auslosung rumänischer Rententitres vorgekommenen Fälschungen hinwegsetzt. Die Besitzer dieser Papiere harren noch immer der Entschädigung; und es ist sehr charakteristisch für die Solidarität, die zwischen den Emissionhäusern und den durch sie Beglückten besteht, daß Rumänien, ohne die letzten Spuren dieses Schwindels getilgt zu haben, eine Konversion seiner fünfprozentigen Anleihe wagen konnte. Diese Insolenz sieht man erst im richtigen Licht, wenn man bedenkt, daß der Gesammtbetrag an rumänischen Auslandsleihen im Nominalwerth von rund 1200 Millionen Mark fast ausschließlich in deutschem Besitz ist. Der deutsche Geldmarkt kommt fast allein als Kreditgeber für Rumänien in Betracht: und trotzdem erfüllt die bukarester Regirung nicht einmal die einfachste Anstandspflicht. Die Herren der Diskontogesellschaft werden eines Tages vielleicht selbst die Frage, ob es richtig war, einem solchen Staat zur Reduktion seiner Anleihezinsen zu verhelfen, mit Nein beantworten. Trotz den günstigen Finanz- und Wirthschaftausweisen hat Rumänien noch nicht den Beweis geliefert, daß es von seinen Gläubigern das Vertrauen fordern darf, das die Voraussetzung jeder Zinsverringerung sein sollte. Die Diskontogesellschaft wird hoffentlich nie in die Lage kommen, wegen der rumänischen Zinscoupons eine Schutzvereinigung in Anspruch nehmen zu müssen; im Verkehr mit Venezuela hätte sie ihr aber zu nützen vermocht. Die Einigung, die jetzt endlich erreicht sein soll, wäre dann früher zu Stande gekommen. Hat man überhaupt denn heute noch ein Recht, Bankeroteurstaaten zu schelten, wenn Länder wie Argentinien und Griechenland daran denken können, ihre ausländischen Schulden zu konvertiren oder zu unifiziren? Das Reich der Hellenen, das den schmählichsten und unsaubersten Bankerot der neueren Finanzgeschichte gemacht hat, will seine Staatsschulden unifiziren, um auf diese Weise die internationale Kontrole loszuwerden. Das wagt ein Staat, der noch heute seine Gläubiger mit Ratenzahlungen abspeisen muß. Auch Argentinien will den Zinsfuß seiner Anleihen erniedrigen. Statt fünf und sechs Prozent sollen die Gläubiger künftig nur vier erhalten. Die südamerikanische Republik nähert sich damit der Verzinsung, die europäische Großmächte ihren Schuldverschreibungen gewähren, obwohl es noch nicht fünfzehn Jahre her ist, seit der argentinische Finanzkrach die Welt in Staunen und Schrecken versetzte. Baring Brothers, die damals ins Gras beißen mußten, würden sich wundern, wenn sie erführen, was Argenlinien jetzt plant. Ein Land, dessen Wohlstand in der Hauptsache auf guten Ernteerträgen beruht, das außerdem stets mit inneren und äußeren Konflikten zu rechnen hat, kann unmöglich die für eine Zinsreduktion nothwendigen Bürgschaften bieten. Irgend ein Aequivalent muß der Gläubiger doch haben, wenn er sich eine Verkürzung seiner Zinsen gefallen lassen soll. Jedenfalls zeigen all diese Vorgänge, daß es hohe Zeit ist, uns eine vom Auswärtigen Amt zu unterstützende Gläubigervertretung zu schaffen. Was in England und Frankreich, sogar in Belgien längst möglich ist, sollte nachgerade doch auch in Deutschland zu erreichen sein. Ladon.

Drei Briefe.

I. Aus Johannesburg schreibt mir der Leiter einer Minengesellschaft:

„Sehr geehrter Herr Harden, im letzten Aprilheft Ihrer Zeitschrift erschien ein Artikel ‚Das Goldland' (von Pluto), der viele Irrthümer enthielt, und ich möchte, als langjähriger Abonnent der ‚Zukunft', nicht verfehlen, diese Irrthümer zu berichtigen. Während meines letzten Aufenthaltes in der Heimath habe ich bemerkt, daß ohnehin das Laienpublikum in Europa unglaublich falsche Vorstellungen von den meisten hiesigen Goldbergwerken hat. Diese Thatsache erklärt vielleicht auch einen großen Theil der Verluste, die das Publikum auf dem Kontinent erlitt, weil es, ohne jede Kenntniß der Verhältnisse, Geld in Unternehmungen angelegt hat, die entweder, in Folge ihrer bergbaulichen Beschaffenheit, rein spekulativer Natur sind oder die schon bei der Gründung nicht die erforderliche solide Grundlage hatten. Um so mehr drängt es mich, wenigstens die Hauptirrthümer des erwähnten Artikels zu berichtigen.

Die gesammte Dividende der Transvaal-Werthe im Jahr 1904 betrug 3 927 000 Pfund Sterling, bei einem Output von ungefähr 16 000 000 Pfund, wozu achtzehn Deep Levels mit einem Output von 5½ Millionen, also einem Drittel des Gesammt-Outputs, beitrugen. Selbst die zweite Serie Deep Levels hat durch die Resultate, die die Robinson Deep ergab, ihren Betrieb als lohnend erwiesen. Diese Mine ergab im Jahr 1904 ein Resultat von 618 000 mit einem Gewinn von 283 000 Pfund. Im Februar dieses Jahres fing ferner die Village Deep zu arbeiten an und erzielte in den ersten drei Monaten 45 000 Pfund. Der ganze Witwatersrand ist heute durch Bohrlöcher vom äußersten Westen durch die Western Rand Estates bis zum äußersten Osten durch die Daggerfontein geprüft. Die Bemerkungen Ihres Berichterstatters über den Central Mining Trust sind hier ganz unverständlich, denn der Trust hat absolut nichts mit Barnatos zu thun. Eben so unverständlich ist die Behauptung von einem Entgegenarbeiten der Western Rand Cons., einer Gesellschaft, die unter der Kontrole der drei Firmen Goerz, Albu und Neumann steht und die wohl mit Recht keinen schlechteren Ruf hat als die von dem Schreiber des Artikels als einzig dastehend angeführte. Was die Van Dyk betrifft, so ist die Angabe des Goldgehaltes von 18,8 dwts. ohne Angabe der Flöz-Weite (scoping width) insofern nicht ganz verständlich, als sie sich auf 26" bezieht, während der Goldgehalt bei der üblichen Minimal-Scope von 36" 13,58 dwts. beträgt. Ferner ist die Angabe, daß Minen, die einen Goldgehalt von 8 dwts. haben, sich mit Nutzen bearbeiten lassen, auch nicht mehr zutreffend, denn heute werden schon gute Resultate mit 6½ dwts. erzielt und man glaubt, diese Zahl bei Anwendung der neueren Methoden (Tube Mills) noch weiter reduziren zu können. Wo von den schlechten Erfahrungen gesprochen wird, die von der Goerz-Gruppe gemacht sein sollen, weiß ich nicht, was mit der Tudor und der West Rand Cons. gemeint ist, da die erste sich zur Zeit noch mit Schaft-Sinken beschäftigt, die zweite überhaupt nicht in Arbeit genommen ist.

Auch sind einzelne Namen in dem Artikel falsch angegeben. Mit ‚Newman' ist wohl S. Neumann & Co. und mit ‚Dünkelspiel' die Firma Dünkelsbühler & Co. gemeint. Von dem im Anschluß an diese Namen erwähnten ‚Coaltrust und Braxpan' hat anscheinend der Schreiber des Artikels falsche Vorstellungen. Es handelt sich um zwei verschiedene Minen; und man darf bei dem Wort ‚Coaltrust' sich nicht einen Trust von Kohlenminen vorstellen. Der Coaltrust ist eine einzelne Gesellschaft, die in scharfer Konkurrenz mit vielen anderen Kohlenminen arbeitet. Die Premier Diamond Mine liegt nicht am Oranje-

Fluß in der River Colony, sondern im Transvaal, und zwar in der Nähe von Pretoria, ungefähr drei Meilen von der Station Van der Merve der Pretoria-Middelburg-Eisenbahn. Und der in dieser Mine gefundene Diamant hat nicht ein Gewicht von 30 000, sondern nur von 3000 Karat. Die Preferred Shares sind nicht mit 10, sondern mit 12½ Shilling garantirt. Ein bedauerliches Mißverständniß liegt da vor, wo von der Fereira gesprochen wird; offenbar ist die Fereira mit der Fereira Deep verwechselt worden. Ich möchte feststellen, daß die Fereira bisher nur eine Dividende von 1½, nicht von 3 Pfund gezahlt hat; diese Mine hat auch jetzt nur ein Kapital von 95 000 (gegen früher 90 000) Pfund, während die Fereira Deep, die voraussichtlich, wie bisher, höchstens 5 Shilling auf den Einpfundshare zahlen wird, ein Kapital von 910 000 Pfund hat. Die Rand Mines haben nicht ihr Kapital von 480 000 Pfund (Einpfundshares) auf 2 000 000 Pfund erhöht, sondern ihre Einpfundshares in je 4 Shares zerlegt und ihr Kapital nur um 10 000 Pfund erhöht. Ich bedaure, daß ich jetzt erst zu dieser Berichtigung gekommen bin, hoffe aber, daß Sie sich auch jetzt noch zur Aufnahme entschließen werden; denn ich weiß, daß Sie als Herausgeber Ihrer Zeitschrift keinen anderen Wunsch haben als den, Ihren Lesern von jedem in der ‚Zukunft' erwähnten Gebiet ein richtiges Bild zu geben."

II. Die im vorigen Quartal erschienenen Artikel: „Volksgesundheit" und „Die Aerzte" veranlassen Herrn Professor Dr. Nowack in Dresden zu einem Schreiben, in dem er sagt: „In diesen zwei Aufsätzen hat Herr Karl Jentsch Ansichten vorgetragen, die ich nicht nur irrig, sondern sogar gefährlich finde und denen gegenüber ich feststellen möchte, daß die sächsischen Medizinalbeamten (und zwar gerade die liberalsten und feinsten Köpfe unter ihnen, wie die Bezirksärzte von Leipzig, von Dresden-Stadt und Dresden-Land) der entgegengesetzten Meinung sind. Gestatten Sie mir, auf zwei Punkte kurz einzugehen. Erstens ist der Glaube falsch, wir Aerzte litten an Bazillenfurcht. Mit den mikroskopischen Pilzen verhält es sich fast genau so wie mit den makroskopischen, die wir im Wald und auf unserer Tafel finden. Wie wir um einiger giftigen Arten willen nicht alle Pilze für Schädlinge halten und für ungenießbar erklären, eben so wenig sehen wir in den Bakterien nur Feinde des Menschengeschlechtes. Die meisten sind ihm gar freundlich gesinnt, geben ihm die köstlichsten Genüsse, wie den Wein, den Käse, das Sauerkraut, die saure Gurke und vor Allem die duftige Cigarre, erweisen sich nützlich bei dem Abbau und der Ausnützung der Speisen im Darm (wie die Versuche von Schottelius lehren) und befreien Bach und Fluß rasch von den Verunreinigungen, mit denen Menschenhand sie beglückt. Nicht darauf kommt es uns also an, daß die Menschen überhaupt keine Pilze oder Bakterien mehr essen, sondern nur darauf, daß sie die Schädlinge unter ihnen kennen und meiden lernen. Gebildete kann man darüber belehren, aufklären; der große Haufen ist nur durch Warnung und strenges Gebot einigermaßen zu schützen. Noch wunderlicher ist Herrn Jentschs Glaube an die Nützlichkeit der Epidemien. Ein Grundirrthum, dem ich leider auch bei anderen, nicht medizinischen Gelehrten öfter begegnete, ist es, zu glauben,

die ansteckenden Krankheiten ‚immer nur schwächliche Personen dahinrafften, die hin nicht mehr lange gelebt hätten.' Beim Typhus ist, zum Beispiel, gerade das :ntheil der Fall. Jeder Krieg noch hat es tausenfach bewiesen. Auch trifft die Anne nicht zu, daß die Zahl der Todesfälle in den folgenden Jahren ‚tief unter den chschnitt sinke'. Solche Fälle bilden vielmehr die Ausnahme und sind gewöhnlich auf re Ursachen zurückzuführen, namentlich auf die Beseitigung der größten hygienischen ‚stände in einem Ort, Einführung von Verbesserungen des Bodens, des Trinkwassers v. Das sind in gewissem Sinn ja auch Folgen der Epidemie, aber doch ganz andere :e von Jentsch gemeinten."

III. Darauf antwortet Herr Jentsch:

„Natürlich bekämpfen die Aerzte nicht die guten Bazillen, sondern nur die bösen. Aber gewisse Absperrmaßregeln und Reinigungvorschriften (die sehr weit davon entfernt sind, die wünschenswerthe Reinheit unserer Gewässer und unserer Luft und die Reinlichkeit des Volkes zu bewirken oder zu verbürgen) haben in mir und in unzähligen anderen Menschen die Ueberzeugung begründet, daß der allzu große Eifer in der Bekämpfung der vermeintlichen Krankheiterreger die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Krankheitursachen ablenkt, vielleicht manchmal gar deren Bekämpfung hindert. So wird, zum Beispiel, für Desinfektionmittel viel Geld ausgegeben, das, auf kräftigere Ernährung schwächlicher Kinder verwendet, diese widerstandsfähiger machen würde. Und — um dem Gesagten noch eine kleine Ergänzung beizufügen — die Absperrmaßregeln erzeugen im Publikum eine übertriebene Furcht vor Ansteckung; Furcht aber ist bekanntlich das beste Leitungmittel, das die Krankheit auch in weite Fernen trägt, während Furchtlosigkeit sogar bei unmittelbarer Berührung schützt. Es fragt sich, ob nicht die so erregte Furcht und die durch strenge Absperrmaßregeln bewirkte Entwöhnung von der aus Liebe geleisteten freundnachbarlichen Hilfe den durch die Absperrung geleisteten Nutzen überwiegen. Vom Nutzen der Epidemien habe ich nur im sozialökonomischen Sinn gesprochen; starke Proletariersterblichkeit vermindert das Angebot von ‚Händen' und hält den Arbeitlohn hoch. Die Erfahrung, die ich und Andere gemacht haben, daß leichte Epidemien hauptsächlich wegraffen, was ohnehin schon morsch ist, läßt mir solche Seuchen nicht als nützlich, sondern nur als ein nicht gar zu schlimmes Uebel erscheinen. Hat mich und Andere der Umstand getäuscht, daß wir zufällig Ausnahmefälle beobachtet und daraus unberechtigte verallgemeinernde Schlüsse gezogen haben, so müssen wir natürlich unsere Ansicht berichtigen. Aber was Herr Professor Dr. Nowack dagegen anführt, ist noch kein überzeugender Beweis. Der Krieg muthet den Soldaten oft Schädlichkeiten zu, denen auch die Kraft des gesündesten Mannes nicht gewachsen ist; ein schwächlicher und kränklicher würde ihnen noch eher erliegen, wenn er ihnen ausgesetzt würde. Was den letzten Punkt betrifft, so sind, so weit ich mich erinnere, nach der Choleraepidemie von 1866 in Liegnitz gar keine hygienischen Verbesserungen vorgenommen worden, die das Sinken der Sterbeziffer im folgenden Jahr erklären könnten. Die selbe Wahrnehmung ist auch an anderen Orten gemacht worden. Ob es zufällige Ausnahmen waren und die daraus gezogenen Schlüsse falsch sind? Um Das mit Sicherheit festzustellen, fehlt mir das statistische Material. Das Alles sind jedoch Nebensachen. Worauf es mir ankommt, ist, zu betonen, daß der ungeheure Fortschritt, den wir mit der Hygiene gemacht haben, in Frage gestellt wird, wenn sich die Aufmerksamkeit des Publikums ausschließlich auf die Abwehr der Bazillen richtet, was ja die Aerzte wahrscheinlich gar nicht wollen, wozu sie jedoch durch ihre Maßregeln und durch die populär-medizinische Literatur einigermaßen verleiten. Das griechische Lesebuch von Wilamowitz enthält auch einige Bruchstücke aus der ärztlichen Literatur. Die Lecture von einigen Seiten dieses Buches gehört jetzt zu meinen Sonntagslustbarkeiten. Am letzten Sonntag langte ich nun bei Diokles von Karystos an. Die Einleitung, die unser berühmter Philologe dazu geschrieben hat, verdient, über die Gymnasiastenkreise hinaus bekannt zuwerden, wie folgende Sätze daraus beweisen mögen. „Etwa seit 1880 (wohl schon zwanzig Jahre früher) ist ein häßliches Wort aufgekommen: Hygiene, mit dem man den Theil der Medizin bezeichnet, der der Krankheit vorbeugen und die Gesundheit erhalten lehrt. Indem die moderne Medizin Dies als eine ihrer Hauptpflichten anerkannte, ist sie auf den Standpunkt zurückgekommen, den die der Hellenen immer eingenommen hat, seit sie

wissenschaftlich ward, was nicht erst durch Hippokrates von Kos, sondern durch Alkmaion von Kroton um 500 vor Christi Geburt geschehen ist ... Die griechische Medizin ist ausgegangen von der sorgfältigen Beobachtung der Wirkungen, welche Nahrungmittel, Witterung und dann die Körperpflege und die körperlichen Uebungen, die man unter dem Namen Gymnastik zusammenfaßt, auf das Befinden des normalen Menschen und der verschiedenen Lebensalter und Konstitutionen hatten. Alle medizinischen Werke wenden sich an das Laienpublikum; denn die Volksanschauung, die von den wissenschaftlichen Aerzten kräftig unterstützt ward, hielt es für nothwendig, daß der Mensch selbst durch Einsicht in die Lebensbedingungen für seine Gesundheit zu sorgen wüßte. Schwerlich haben die Kenntnisse des gebildeten Laienpublikums nach dieser Richtung das Niveau der hellenistischen Zeit schon wieder erreicht.' Und so weit diese Kenntnisse heute wieder vorhanden sind: wem ist ihre Verbreitung hauptsächlich zu verdanken? Wirklich den vom Staat approbirten Aerzten? Die Antwort überlasse ich den Lesern."

Figaro.

Wiener Volksschauspieler haben uns im Mai ein paar Dramen Anzengrubers gebracht; wir freuten uns an der in Lust und Zorn, im Schalkskittel und im Lodenrock gekränkter Armuth robusten Seele der Frau Riese, an dem schlichten Ernst und der baumeisterlichen Würde des Herrn Martinelli, an der frechen Grazie und klugen Komoedenkraft des Herrn Thaller. Freuten uns; und beseufzten wieder das Mißgeschick, daß norddeutschem Wesen kein Anzengruber erwuchs und norddeutscher Witz keine Spielstätte mehr hat, seit das Wallnertheater zu leben aufhörte. Wiener Hofschauspieler wollen uns nun zeigen, daß nicht in der Vorstadt nur, im Bereich Girardis und der Frau Riese, sondern auch im Burgtheater die alte Spielkunst noch lebt. Da wir die Protagonisten, Herrn Kainz, Frau Bleibtreu, Frau Retty, kennen, auch den Pädagogenverstand des Herrn Gregori auf unseren Brettern erwachsen sahen, wird über das Burgfähnlein diesmal nicht viel zu sagen sein. Aber die Hochsommergäste bringen eine Komoedie mit, die in den hundertundzwanzig Jahren ihres Lebens bei uns nicht heimisch zu werden vermochte und die wir doch brauchen: Le Mariage de Figaro ou La Folle Journée. Die große gallische Komoedie (die Molières gehören, mit ihrem Gelächter und ihren Abgründen, der Menschheit), die in heute noch leuchtenden Farben das Bild einer in Europens Geschichte wichtigen Stunde malt. Cette pièce où l'on peint un insolent valet disputant sans pudeur son épouse à son maître (nach dem berühmten Wort Gudins de la Brenellerie). Von der Brunetière gesagt hat, sie habe (in Gemeinschaft mit dem Barbier de Séville, dem „Meisterwerk des achtzehnten Jahrhunderts") das Lebensrecht der Prosakomoedie gesichert; la portée n'en est pas seulement littéraire, mais sociale et politique,

et les qualités du Mariage tiennent autant de la nature du pamphlet que de celle de la comédie. Die einzige aristophanische Komoedie, die noch lebendig ist. Vielleicht siegt sie, der Mozart und Rossini so lange den Weg sperrten, jetzt endlich auch in Berlin. Vielleicht; denn Herr Kainz kann Figaro sein. Er hat die flinke Zunge, die blitzblanke Dialektik, das geschmeidige Wesen und die skrupellose Munterkeit des Rasirmesserhelden. Er ist nicht so drollig, so einfach, in jeder Lebensregung so ganz roturier wie Coquelin, der die Rolle mit leiser Schlichtheit zum Entzücken gar gespielt hat. Doch er hat mehr Kraft, mehr Gewitterstimmung und Jugend und kann hier, wo der Ton tiefer Tragik nicht nöthig ist, nicht einmal nützlich wäre, mit seiner gern spielerisch tändelnden Oberflächenkunst bequem auskommen. Kann nach Mitterwurzer der erste deutsche Figaro sein, wenn er Diener bleibt, nicht, wie er oft leider schon that, sich allzu kokett in den Vordergrund drängt und mit Heldengrimassen dem lieben Publiko zuzwinkert: „Auf mich schaut; ich habe die größte Gage von Allen, die sich zwischen diesen Leinwänden tummeln". Ein gutes Vorzeichen wars immerhin, daß seine Mimenintelligenz die Nothwendigkeit erkannte, die nicht nur verniedlichende, sondern auch dreist verstümmelnde Uebersetzung des Herrn Fulda ein Bischen wenigstens zu bessern, ihr die leichtfertig abgetrennten Invektiven gegen das Herrenrecht wieder anzuflicken. Diese Uebersetzung genügt auf die Dauer nicht; wir brauchen eine, die den Wesenston des Originals getreuer bewahrt, nichts verzierlicht und nichts verschwächlicht. Sie erst wird die ganze graziöse Keckheit des Werkes enthüllen und erkennen lehren, wie himmlisch, wie höllisch modern die Komoedie ist, in der ein Kammerdiener sagen darf: Médiocre et rampant, et l'on arrive à tout. Das Geheimniß aller Hof- und Staatskarrieren ausplaudern darf. . . Vor elf Jahren sprach ich hier über Figaro. Ists erlaubt, mit ein paar wesentlichen Zusätzen das damals Gesagte zu wiederholen? Der Wunsch, dem fröhlichen Gebild aus einem Wetterwinkel der Weltliteratur Freunde zu werben, hüpft über alle Bedenken hinweg.

„Während das Publikum eifernd von einem Prozeß spricht, dessen Gegenstand und dessen Einzelheiten sein Interesse erregen; während die dem Eigennutz der Parteien vermietheten Zeitungmacher diesen Prozeß auf jede erdenkliche Art entstellen; während die Bosheit mich mit den albernsten Verleumdungen überhäuft und höchstens einmal zaudert, weil sie nicht weiß, welche Schändlichkeit sie mir gerade andichten soll; während die anständigen Leute betroffen und mitleidig auf die Menge der Uebel sehen, die einen Einzelnen zur selben Stunde belagern: lasse ich geruhig die Müßigen schwatzen, verachte die Schimpfer, beklage die Boshaften, danke den Redlichen und überreiche meinen Richtern diese Denkschrift, als ein Zeichen der Ehrfurcht vor ihrer Weis-

heit, einen Beweis meines Glaubens an ihre Integrität.“ Mit diesem Satz begann das Mémoire, das Beaumarchais, der noch unbekannte Schüler Diderots und Nachahmer Sedaines, 1773 veröffentlichte und dessen Erfolg sofort den Neid des größten aller Pamphletisten weckte. Der Fall Goezman war in Paris das Tagesgespräch; und zwei Jahre danach sprang der Barbier von Sevilla auf die Bretter. Voltaire saß in Ferney und grollte mit Gott und der Welt. Mit Gott hatte er immer ein Bischen gegrollt, nicht so bockig und boshaft freilich wie mit den Himmelsbeamten, und die Welt gefiel dem achtzigjährigen Gamin gar nicht mehr, seit sie aufgehört hatte, sich ausschließlich um ihn zu bekümmern und pünktlich stets dann erst zu lachen, wenn der große Amuseur einen Witz gemacht hatte. Allerlei neue Witzbolde waren aufgekommen, Marivaux, Piron, Gresset und die Schaar der Nachtreter, die eine neue, sanftere Melodie brachten und die Menge zärtlicher kitzelten, und darüber war der Alte in Ferney schon unruhig geworden. Aber gefährlich war die Sache immerhin noch nicht: kleine Narren mit schmalen Pritschen, zierliche Bretterbeherrscher, die an den gethürmten Ruhm des großen Knutenschwingers noch lange nicht heranreichten. Plötzlich aber drang jetzt von Paris her in die schweizerische Einsamkeit das Echo eines Lärmes, der den immer Wachsamen jäh auffahren ließ; es war kein gewöhnlicher Lärm, wie er wohl einem gelungenen Theaterstück oder einem spannenden Roman zu folgen pflegt, sondern eine weithin hallende Sensation, ein Jubelgeheul, als wäre ein schmerzender Nerv der Zeit mit spitzigem Werkzeug getroffen und getötet worden, ein vergnügter, nach allen Seiten verschleppter Klatsch, der die Geburtstunde eines neuen Lieblings begrüßt. Alternde Lieblinge haben für solche Geräusche ein helles Gehör. Voltaire hatte, als der Widerhall des jungen Ruhmes in seinen Schmollwinkel drang, so ungefähr die Empfindung wie Ibsens Baumeister Solneß, den ringsum die ungeduldige Jugend bedrängt; und als er erfahren hatte, wem in Paris das Raunen und Jauchzen galt, da hatte er, wieder wie Solneß, nur kleine, neidische Regungen und wußte nichts vorzubringen als den senilen Jammerruf: daß man über den Lärm am Ende seine berühmte Merope doch nicht vergessen dürfe.

Der Mann in Ferney hatte sich nicht getäuscht: ein neuer Liebling war oren worden und Voltaire konnte ihn, als er ein paar Jahre später zum en Male nach Paris kam, gerade noch auf dem Gipfel der Berühmtheit en. Die beiden Männer präsentiren sich äußerlich grundverschieden; neben ltaires hämischem Magistergesicht mit dem gierigen Zug um den Mund t Beaumarchais frisch, gesund, beinahe gütig, trotz den fest zusammengeßten Lippen, dem herausfordernden Blick und der hochmüthigen Haltung Kopfes; er gehört zu den ganz wenigen Menschen, die nicht enttäuschen,

die so aussehen, wie man sie sich vorgestellt hat. Das ist ein erster Vortheil; und kein geringer. Der zweite war noch beträchtlicher: Beaumarchais enttäuschte auch durch sein Wesen nicht; er war genau so, wie die Zeit ihn brauchte, wünschte, ersehnte. Er kam nach Rousseau, Voltaire, Diderot, die ihn sämmtlich überragen; aber er kam eben nach ihnen, er kannte sie, naschte von den Schüsseln, die sie angerichtet hatten, das Schmackhafteste und hatte von der Bildung des Jahrhunderts bald das Nützlichste verdaut. Das Nützlichste; denn darin bestand hauptsächlich die Stärke seines Talentes — das weit mehr noch das eines Lebenskünstlers als eines großen Schriftstellers war —, daß er dem Unnützlichen instinktiv aus dem Wege ging und sich an das Praktische hielt, an Das, womit man schnell Glück machen konnte. Langwierige Untersuchungen über den Zweck der Menschheit, die beste Staatsform, die Veredelung der Gattung waren seine Sache nicht; er hielt sich an Nächstes und Allernächstes, stach in die verhaßtesten Wespennester, verschmähte kein Mittel, das raschen Erfolg versprach, und raffte behend die ganze reiche Ernte zusammen, die Andere in mühsäliger Arbeit vorher bestellt hatten. Das Feld, das er selbst angebaut hat, ist nicht groß; aber so ganz persönlich war dieses merkwürdige Menschenkind in jedem Wesenszug, daß man der Dürftigkeit seines Besitzes gar nicht mehr gedenkt und daß selbst da, wo der Dichter offenbar mit fremden Kalbe gepflügt hat, er wie ein freier Schöpfer auf eigenem Grunde erscheint. Lachend stahl er; lachend verzieh man ihm. Niemals sonst ist auf irgend einer Bühne der Welt das Diebshandwerk mit so entzückender Originalität ausgeübt worden.

Das wird leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß der junge Herr Pierre-Augustin Caron, der sich später, weils besser klang, nach einem fabelhaften Landgut seiner Frau Caron de Beaumarchais nannte, ein Advokatentalent ersten Ranges war und im Besitz solcher Gabe mit Diebskniffen besser als andere Sterbliche Bescheid wissen mußte. Advokaten, Uhrmacher und Aerzte sind und waren immer die Leute, deren Ehrlichkeit am Schwersten zu kontroliren ist; und Caron de Beaumarchais war Advokat von Natur und Uhrmacher von Beruf. Zwischen vier Fensterscheiben hatte er seine Jugend verbracht, Rädchen regulirt und Stäubchen beseitigt und durch das dünne Glas war der Straßenskandal von Paris ihm in die neugierig gespitzten Ohren gedrungen, das skeptische Lachen der ohne Begierde in den Genuß taumelnden Adelsgesellschaft, das feige Murren der menschenverständig kritisirenden Bürgerlichkeit und ein Geräusch von hastigen Küssen und schäkernd geraubten Huldbeweisen. Zuerst nahm er davon nur seinen Jugendantheil und wurde ein so galanter Schlingel, daß die Schwestern — sie sahen, ach, in der Nähe auch gar nicht goethisch aus und kein Clavigo brauchte sich ihres Schicksals wegen zu grämen — auf

den sieghaften Bruder höchst stolz waren und der Vater, aus einer protestantisch ehrbaren Handwerkerfamilie, den kleinen Wüstling in kurze Verbannung schickte. Dann aber richtete Pierre-Augustin den Sinn auf besser ausmünzbare Erfolge. Er war als Uhrmacher an den Hof gekommen, hatte bei mächtigen Damen als musikalischer Beirath und Harfenlehrer sich eine hübsche Stellung gemacht und konnte nun den strahlenden Glanz, der ihn plötzlich umfing, mit der dumpfem Enge der Heimath vergleichen. Man muß sich diesen Hof nicht etwa wie einen von heute oder gestern vorstellen; selbst die koburgische Versorgunganstalt für gealterte Vorleserinnen sah daneben noch wie eine Abendunterhaltung keuscher Gralsritter aus. Am Lilienhof gab der Kardinal Rohan, der Held der Halsbandgeschichte, den Ton an und machte Saverne zu einem Aufenthalt für Cythere; an diesem Hof deklamirt man vor einem Parterre von Soutanenträgern Pirons Ode an Priap; läßt der Bischof von Arras, den ein Rival um vier Uhr morgens beim flagrant délit ertappt, sich vom Diener rasch einen Militärrock bringen und paukt den galanten Handel ganz wie ein Lieutenant aus; kann Collé seine unmöglichsten Pornographien, für die in Lutetia selbst kein Drucker zu finden ist, an der Tafel schmunzelnder Kirchenfürsten vorlesen. Und welcher Glanz, welche Moden! Das Allerneuste war gerade, im gepuderten Haar kleine, mit Wasser gefüllte Fläschchen zu befestigen, in denen der Blumenschmuck während des längsten Festes sogar sich frisch erhielt; eine etwas umständliche Maschinerie, — aber der Effekt des Blüthenfrühlings mitten im Schneegebirge belohnte reichlich die Mühe. Beaumarchais fand sich in dieser Welt üppigster Skrupellosigkeit leicht und behend zurecht. Er machte allen Damen den Hof und gewann sie alle, die vornehmen und die Zofen, die wirklichen und die Theaterprinzessinnen. Der windige Musikant wurde immer leidenschaftlich geliebt, ohne sich jemals doch ganz zu geben. Mit den Herren sprang er ohne viel Federlesen sehr burschikos um, verkehrte mit ihnen wie mit Gleichen, hänselte sie und wußte aus jeder erspähten Schwäche sich geschickt eine Waffe zu schmieden. Das war ein neuer Ton; dieser Roturier war jedenfalls höchst originell; und wenn er in Händel gerieth, die eine längst entschüchterte Zunge und ein immer bereiter Witz nicht aus der Welt schaffen konnte, dann fehlte es ihm nicht an Kavaliermuth und er zeigte den stolzen Herren, daß auch ein Uhrmachersohn und Harfenzupfer im Nothfall mit dem Degen umgehen könne.

Bei allem Tändeln und Zechen und Raufen aber verlor er sein Ziel niemals aus den Augen. Die neuen Werthe, die eine neue Welt ihm bot, hatte er bald abgeklopft und hohl befunden; aber sie galten einmal, galten so gut wie vollwichtiges Gold, und wer den Kampf gegen diese Gewalten wagen wollte, mußte bei Zeiten für eine feste und blanke Rüstung sorgen. Und da

hatte Beaumarchais den Einfall, der ihn erst zum glänzendsten Vertreter der vorwärts drängenden — nicht der im Besitzrecht wohnenden — Bourgeoisie macht; er sagte sich: Ihr seid vornehm, ich bin es nicht; Ihr habt ruhmreiche Traditionen, ich habe sie nicht; Ihr seid die Erben von Eigenschaften, die in einem langwierigen Züchtungprozeß erworben wurden und die mir, dem Sprossen von vorgestern, fehlen; aber ich werde Geld haben, viel Geld, und dieser Besitz wird Alles aufwiegen, Vornehmheit und Traditionen und ererbte Verfeinerung, und ich werde, ohne Ahnen zu besitzen, selbst der Ahnherr eines mächtigen Geldadels werden, der, früher oder später, Euch Alle in seine Dienstbarkeit zwingen wird. Das klingt heute so banal wie ein Leitartikel aus dem Börsencourier; vor hundertunddreißig Jahren aber wars ein Fund, ein unschätzbarer, und als er ihn machte, hatte der Hofuhrmacher von Versailles für mindestens ein Jahrhundert die Uhr der europäischen Menschheit gestellt.

Er verdiente Geld; er nahm eine zweite Frau, die ihm Etwas ins Haus brachte, er verpflichtete sich einen Millionär, der ihn in die Finanzgeschäfte einführte, er wurde Spekulant und ist es sein Leben lang geblieben, — Spekulant aus Leidenschaft, aus Lust am Wägen und Rechnen und Wagen, aber auch aus Gewinnsucht und von dem klar erkannten Trieb geleitet, im Besitz der modernsten Macht neben den feudalen Mächten sich ebenbürtig aufrecken zu können. Einstweilen aber behaupteten die feudalen Mächte triumphirend den Platz: der Eindringling, dessen Keckheit schon längst keine Grenzen mehr kennt, ist lästig geworden, Drohungen und Verleumdungen regnen auf ihn herein, der Herzog von Chaulnes läßt ihn, wider Gesetz und Recht, ins Gefängniß werfen und den frei Gewordenen bringen die Machenschaften des Herrn de la Blache und des ihm verbündeten Parlamentsrathes Goezman um Ehre und Vermögen. Ein harter Schlag, selbst für einen Starken, aber kein tötlicher für diese zähe und betriebsame Natur; ganz im Gegentheil: endlich hat sein advokatorisches Talent einen ergiebigen Stoff gefunden, er schreibt die Mémoires, entpuppt sich als einen genialen Polemiker, begräbt seine Gegner (alle, nur Mirabeau nicht, den größten) unter Verachtung und Lächerlichkeit, bewahrt äußerlich dabei die vornehme Grazie des Weltmannes und ist mit einem Sprunge, von heute auf morgen, der gefeierte Liebling der gallischen Intelligenz, vor dessen geräuschvollem Ruhm sogar der Alte in Ferney erbebt.

Der normale Verlauf ist, daß Einer Schriftsteller wird, weil er glaubt, dem Volk, der Welt etwas Neues sagen zu können. Beaumarchais, in dessen Leben so gar nichts Normales zu entdecken ist, kann auch darin als der Prototypus des neuen Literatengeschlechtes gelten, daß er Schriftsteller wurde, um berühmt und reich zu werden; namentlich reich. So lange er Geld hatte, dachte er nur an den Ruhm; der schien am Schnellsten auf dem Theater zu er-

werden, da alle Schichten der Gesellschaft vom Komoedienfieber ergriffen waren. Er schrieb geschwind zwei unbeträchtliche Stücke, im Stil Diderots, aber mit einer persönlichen Nuance, die zwar den Bühnenerfolg nicht sichern, aber den Namen des Verfassers bekannt machen konnte. Jetzt erst, da ein Vermögen zurückzuerobern war, entband die Gewinnsucht — man kann es auch, höflicher und doch nicht falsch, die unstillbare Sehnsucht nach Macht nennen — ihm das Genie. Die Mémoires sind ein unvergängliches Meisterwerk, blank wie ein Dolch und lustig wie im ersten Lenzwinde ein wippender Zweig; ein ganz ungewöhnlich begabter Advokat und ein Dichter, einer von der ganz hellen Färbung, Cicero und Voltaire schienen zu dieser glitzernden Schöpfung sich vereinigt zu haben; und Beiden sollte bald ein Regisseur vom Genie Sardous zu Hilfe kommen. Nichts fehlte in dieser Mischung, nicht der mörderische Hohn, nicht das streitbare Pathos der Ueberzeugung, die zwingende Logik und das sichere Arrangement, weder die schwärzeste Tragik noch das ins Blaue verflatternde Idyll; und über Alledem schwebte ein ganz neues Parfum. Da sprühte ein Esprit, der moderner war als der Voltaires, schluchzte eine Sentimentalität, die nicht so traurig stimmte wie Rousseaus Schwermuth und deren salzige Zähre doch den von schwelgerischen Genüssen Ermüdeten angenehm wollüstig ins Gewissen biß. Der ersehnte Erfolg war da, ein ungeheurer Erfolg nicht nur für den glücklichen Literaten, nein: auch eine politische Wirkung, deren Spur nicht mehr auszutilgen war; wie später Dostojewskijs Raskolnikow der russischen Strafjustiz zu einer neuen Grundlage verhalf, so hat Beaumarchais die Parlamentsjustiz des ancien régime, nur weil sie ihm unbequem war, ihm das Leben vergällte, mitten ins Herz getroffen.

Und der Mann, dem Solches gelungen war, ließ sich als Söldling von Ludwig dem Fünfzehnten gebrauchen, spionirte und negoziirte im Interesse der Dame Du Barry, arbeitete mit Bestechungen und Hintertreppeneinflüssen und führte, da er nebenbei noch umständliche und durchaus nicht immer saubere Privatgeschäfte betrieb, ein Abenteurerleben, wie in unseren Tagen etwa Herr Cornelius Herz. Das ist nur zu verstehen, wenn man bedenkt, daß der Advokat und der Geschäftsmann in ihm stärker waren als der Dichter. Den Advokaten lockten die dunklen Schlupflöcher und die verstaubten Gewebe von Listen und Ränken; und den Geschäftsmann reizte die Aussicht, in großen Unternehmungen, in Flottenausrüstungen und Gewehrlieferungen, Unsummen zu wagen und, wenn dem Rechentalent das Glück sich verband, zu gewinnen. Die Phantasie dieses Mannes war nicht von der eigentlich künstlerischen Art, die mit den intimen Wonnen des Gestaltens sich bescheidet; sie dachte mehr an den Beifall der Menge als an die eigene Befriedigung und konnte da nur ihr Bestes leisten, wo Großes, nach ihrem Begriff Großes auf dem

Spiele stand: ein lärmender, beneideter Ruhm oder ein entsetzt bewunderter Zusammenbruch. Am Ende aber, nach hastigem Ringen, kam dem Besitzer so gefährlicher Gaben doch zum Bewußtsein, daß er, in der Zwitterstellung eines Tripoteurs, der mit blanken Waffen für Freiheit und Recht stritt, keine allzu rühmliche Rolle spiele, und er sah sich nach einem wirksamen Vertheidigungmittel um. Einem rüden Durchschnittsspekulanten wäre der Einfall niemals gekommen. Ein Durchschnittsadvokat hätte für sich selbst ein möglichst glänzendes Plaidoyer verfaßt. Ein Spekulant und Advokat, der zugleich ein Dichter war, konnte ein besseres, nobleres Mittel finden. Beaumarchais fand es; er fand den besten Vertheidiger, der je geboren ward, — fand Figaro.

Figaro ist nicht nur Molières Mascarille und Scapin, er ist auch der Gil Blas des Le Sage und er wird hundert Jahre später Strindbergs Diener Jean sein, der die Komtessen verführt und ihnen dann selbst das Rasirmesser giebt, mit dem sie ihren unnützlichen Lebensfaden abschneiden können. Er ist ein Spaßmacher und ein Rächer, ein gar nicht reinlicher Gesell, der sich über sich selbst und über die Anderen lustig macht und der, wenn ihm die Unsauberkeit vorgeworfen wird, die Tadler mit höflichem Hohn ersucht, doch gefälligst erst die eigenen Hände zu zeigen. Er hat seinem Grafen Almaviva ein Liebchen verschafft und er wäre, da Rosine nun Gräfin Almaviva geworden ist und der Graf sich nach Abwechselung sehnt, gar nicht abgeneigt, dem Gebieter auch andere Schönen zu kuppeln. Nun fügt es aber der Komoedienzufall, daß des Grafen hitziges Begehren sich gerade auf die Holde richtet, die Figaro für sein privates Behagen aufgespart hat; und weil die skrupellosesten Leute sehr häufig in ihren familiären Beziehungen auf strengste Sittsamkeit halten, entspinnt um das dralle Bräutchen zwischen dem Herrn und dem Diener sich ein erbitterter Kampf, — der Kampf der List gegen herrische Gewalt. Einen solchen Kampf brauchte Beaumarchais, um, ohne die ganze Persönlichkeit zu demaskiren, zeigen zu können, wie er geworden war und warum er so werden mußte. Figaro ist Beaumarchais, der sich erklärt (nicht: sich entschuldigt). Um Figaro und Figaros Schöpfer zu verstehen, muß man freilich die Mühe nicht scheuen, durch die Zufälligkeit eines elenden Komoedienspieles bis zum Kern eines bitter ernsten Pamphletes vorzudringen.

Der Kern wird unter nächtig duftenden Kastanienbäumen verspeist, ohne lange Ceremonien, ohne Rücksicht sogar auf die Forderung des Dramas, das nicht Erzählung und nicht direkte Erklärung, sondern Gestaltung verlangt. Beaumarchais hat wohl die harthörigen Kritiker vorausgeahnt: deshalb hat er, kurz entschlossen, auf die künstlerische Darstellung verzichtet und unter den Kastanienbäumen eine Tribüne errichtet, von der herab Figaro gegen seine Ankläger plaidiren kann. Denn nicht Zuhörer und Zuschauer saßen in der

Runde, wie sonst bei einem Theaterstück: Ankläger waren gekommen und wollten vernehmen, wie die Verhandlung wider Beaumarchais und Genossen ausgehen würde. Da gab es denn Ueberraschungen. Zuerst einen meisterlichen Advokatenkniff, ganz würdig des Erdichters der Mémoires: der Spieß wurde geschwind umgedreht, Figaro-Beaumarchais wurde öffentlicher Ankläger und auf der Sünderbank saß die ganze feudale Gesellschaft von Frankreich und Navarra nebst ihren beamteten Helfershelfern. Dann einen geschickten Schachzug: der Prozeßgegner, den sonst die Anwälte aller Länder mit kleineren oder größeren Kothklümpchen zu bewerfen pflegen, blieb ein untadeliger Edelmann, blieb „sympathisch", ob er auch in galanten Händeln unterlag und mit Spott heimgeschickt wurde, als ein von schlagkräftigerem Witz Besiegter. Und endlich das große Plaidoyer, die Vertheidigung und die Anklage des Dichters: In diese Gesellschaft bin ich hineingeboren worden, ein Rechtloser; diese Gesellschaft hat mir Alles versagt, mich als einen Lakaien behandelt, meinem Talent die Flügel geknickt, mein Erworbenes mir entrissen, meinen Namen mit Schande bedeckt, meinen Fähigkeiten die Stellung verweigert, die sie verdienen, und die Mittelmäßigkeit gekrönt, weil sie zu den Privilegirten gehörte oder von Herrenlaune erhöht worden war; diese Gesellschaft will mir jetzt, da sie nach Willkür über ein angebliches Recht gebietet, auch noch das Liebchen rauben. Aber ich bin gerüstet; ich gehöre nicht zu dieser Gesellschaft, ich bekämpfe sie, wo ich sie finde, mit jeder Waffe, die sich mir gerade bietet, mit überlegenem Verstand, mit blutigem Hohn, mit Kabalen und Niedrigkeiten, und ich versuche, ihr Das zu entreißen, was mir und meiner Nachkommenschaft Vornehmheit und Traditionen und ererbte Verfeinerung ersetzen soll: das Geld. Vielleicht war das Sonntagskind Beaumarchais weniger als mancher Andere berechtigt, der Gesellschaft ein solches Schuldverzeichniß vorzuhalten; doch der Schlaue hatte im Voraus sich ja das Recht zur Wahrnehmung öffentlicher Interessen in weitestem Umfang zuerkannt: er sprach für alle Bedrückten, Zerriebenen, Deklassirten, — und er wurde glänzend freigesprochen, trotzdem die Richter zugleich die von ihm Beschuldigten waren. In diesem leichtfertigen, weitherzigen und skeptischen Adel war das Klasseninteresse und die Klassenrachsucht noch nicht sehr mächtig; er wollte vor allen Dingen amusirt sein und fand kein Aergerniß daran, im Hause Seiner Majestät über die eigene Thorheit und Schwäche zu lachen. Figaro war amusant, war in jedem Wort geistreich, unerschöpflich in sicherem Witz und im Dienerrock doch ein Weltmann, dem ein Kavalier die Hand geben konnte. Figaro durfte nicht verurtheilt werden.

Fünf Jahre später kam die Sache an die zweite Instanz. Da saßen, vornan Robespierre, grausamere Richter. Figaros Plaidoyer hatte gewirkt: Hekatomben wurden geschlachtet, der Feudalismus versank in ein Meer von Blut und

der Schrecken stieg im rothen Krönungornat auf den Thron. Aber auch Figaro war an Leib und Leben bedroht, weil er neben der Guillotine zu kichern wagte, und er wäre der Wuth des Konvents zum Opfer gefallen, hätte sein Schöpfer ihn nicht sorglich ein hübsches Weilchen in dem Gebäude verwahrt gehalten, das er von seinem geruchlosen Geschäftsgewinn dicht bei der Bastille angekauft hatte.

Die Bastille fiel; und Figaro kehrte noch einmal auf die Bretter zurück. Das dritte Stück der Trilogie heißt La Mère Coupable ou L'Autre Tartuffe. Ein moralisches Stück (und wahrscheinlich wieder ein Plaidoyer), das die These beweisen soll: Wer nicht als Scheusal geboren ward, wandelt sich, wenn der Sturm junger Leidenschaft verbraust und der hitzige Liebhaber Vater geworden ist, in einen gütigen Menschen. Tartuffe ist hier kein pfäffischer Heuchler, sondern Soldat, Ire, derber Biedermann vom Scheitel zur Sohle; und Figaro braucht die stärksten von seinen Listen, um die treue Seele zu entlarven. Ein schlechtes Stück, dem ein paar Melodrameneffekte aber nach der Revolution einen Erfolg von ansehnlicher Dauer eintrugen. Jetzt ists verschollen und wie eine kindische Lüge wirkt heute die Betheuerung des spekulativen Dichters, nur um den neuen Tartüffe auf die Bühne zu bringen, pour préparer cet ouvrage terrible qui me consumait la poitrine, seien die beiden spanischen Komoedien geschrieben worden. Als ob Beaumarchais, der wirkliche, nicht der ins Heldenmaß gereckte Goethes, der Mann langen Planens gewesen wäre! Nie war ers; hat immer von der Hand in den Mund gelebt. Siegen wollte er, um jeden Preis schnell siegen, berühmt, reich, mächtig werden. Als auf den Wegen Diderots und Sedaines das Ziel nicht so rasch, wie er gehofft hatte, zu erreichen war, wählte er ohne Zaudern sich andere Muster: Molière und Le Sage, Regnard und Scarron. Und nun gings. Zwar konnte man glauben, seit dem Gil Blas und den Stücken von Scarron sei das Publikum mit spanischen Geschichten übersättigt; zwar schien, nach den Folies Amoureuses und der École des Femmes, die Fabel der Barbierkomoedie alt und verbraucht. Doch der Teufelskerl brachte so viel Bewegung, häufte die Intriguen so schlau, schürzte und löste die Knötchen so behend, daß Alles neu schien; der Modekoch würzte und salzte das Ragout aus Anderer Schmaus so reichlich, daß die Gäste jauchzten, so habe ihnen nie noch ein Mahl gemundet ... Von dem homme de lettres und dem homme d'affaires, von seinem thörichten Streit mit Mirabeau, seiner Jobberwuth und von der kläglichen Rolle, die er in der Revolution gespielt hat, will ich bei erträglicherer Temperatur mehr erzählen. Heute sollte eigentlich nur von dem Dichter der letzten Lakaienkomoedie die Rede sein, von dem Zauberkünstler, der uns Rosine und Susanne, den Richter Brid'Oison und den Pagen Cherubin, Almaviva und Figaro schuf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von A. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juli 1905.

Heimstätten.

Ein schöner Augenblick im Leben muß es sein, wenn man sich in der Lage sieht, ein eigenes Haus zu bauen. Die Gegenwart ist besonders geeignet, die Sehnsucht nach einem Heim zu wecken, wo man vor dem rohen Konventionalismus der Etagenwohnungen, vor dem aufdringlichen oder feindsäligen Wesen der anderen Miethparteien sicher ist; nach einem Haus, wobei ein Stück Gartenland ist, so daß man endlich einmal ein paar Quadratruthen des vaterländischen Bodens sein Eigen nennen darf. Hinzu kommt das fast qualvolle Bedürfniß, dem eintönig vielfältigen Getriebe der Großstadt zu entfliehen und auf dem Lande wenigstens einmal am Tage zu sich selbst zu kommen. Man sollte meinen, daß die relativ Wenigen, die sich solche Wünsche erfüllen können, die Bedeutung ihres Glückes in dem selben Maße fühlen müßten, wie sie es ersehnt haben. Seltsamer Weise ist Dem nicht so. Wie das Bedürfniß befriedigt wird, kümmert die Bevorzugten wenig. Sie sind schon zufrieden mit der Thatsache, daß sie ein eigenes Haus besitzen; mit einem rohen Eigenthumsbewußtsein ist das Verhältniß zum eigenen Heim schon erschöpft und von tieferen geistigen Beziehungen fast nie die Rede. Es wird nicht begriffen, daß der Architekt dem Bauherrn, wenn Dieser seine eigenste Angelegenheit richtig erkennt, nur ein Mittler sein kann, der präzisen Wünschen konkrete Form verleiht. Wer sich ein Heim schaffen will, sollte vor Allem sich selbst, seine profanen und ideellen Bedürfnisse genau kennen. Denn nur aus dem Bewußtsein des Nöthigen kann ein guter Grundriß hervorgehen. Der Bauherr muß sich mit allen wichtigen einschlägigen Fragen lange vorher beschäftigen und sein Wille muß bereits ein Plan sein, wenn er zum Architekten kommt. Das ist nicht gegen die Würde des Mannes. Denn nichts Geringeres steht in Frage als ein Bekenntniß der Lebensanschauung: dem inneren Wesen einer Familiengemeinschaft soll nach außen Form gegeben werden. Die Art, wie der Mann die Aufgabe, sich und

den Seinen eine Heimstätte zu schaffen, auffaßt, zeigt deutlich den Grad seiner persönlichen Kultur. Und diese ist in solchem Fall besonders wichtig als Theil der Volkskultur, weil die Wechselwirkungen zwischen den persönlichen Interessen und denen der Allgemeinheit wohl nirgends sonst so unmittelbar sind. Alle Lässigkeiten und Oberflächlichkeiten, alle faulen Konventionalismen auf dem Gebiet einer sozial bedingten Bauthätigkeit geben böse Beispiele, während sie zugleich auch Symptome eines verdorbenen Geisteszustandes der Allgemeinheit sind.

Der Name Goethes ist heute in Aller Munde; und doch wissen nur ganz Wenige von Denen, die ihn einen harmonischen Menschen nennen, wie es kam, daß sich dieser bedeutende Geist so liebevoll und eingehend mit der Praxis von Kunst und Handwerk beschäftigte. Man staunt das poetische Genie an und lächelt, als über interessante Philisterhaftigkeiten, über die Bemühungen des Verwaltungmannes, Bauherrn und Beamten, ohne zu sehen, wie Beides zusammenhängt. Goethe wußte den Segen der Wirklichkeiten, aller Wirklichkeiten besser zu schätzen ols die Heutigen; und was er erlebte, wenn er einen Bau leitete, dem Tischler zusah, die Technik alter Glasbilder untersuchte, Grundrisse zeichnete und Materialien prüfte, wurde seinen Lebensanschauungen, deren poetische Verklärung uns so stark berührt, zu einer Grundlage. Davon scheint man in den Goethebünden nichts zu wissen; sonst würden dort die vielen praktischen Kulturaufgaben, woran sich Jeder, selbst der bescheidenste Geist betheiligen kann, weil sie mit Literatengedanken nichts zu thun haben, besprochen werden. Der Segen einer ganz aufs Thatsächliche gerichteten Produktivität, die beim Nächsten, Selbstverständlichsten beginnt, zeigt sich immer in allen Dingen. Wer versucht, für sich und die wohlverstandenen Bedürfnisse seiner Familie den Grundriß eines chimärischen Landhauses zu zeichnen, wird erkennen, welche merkwürdig sachliche und nie verletzende Selbstkritik mit solcher Beschäftigung verbunden ist. Man kontrolirt seine Bedürfnisse, die aus tausend alten und neuen Einflüssen, aus ererbten und erworbenen Eigenheiten entstehen, niemals gründlicher, als wenn man ihnen eine Form sucht. Wie Einem ja Gedanken auch dann erst ganz klar werden, wenn man sie in Worte zu kleiden vermag. Und wie man so beim Entwerfen des Grundrisses in überzeugender Weise zu sich selbst kommt, wie aus der Poesie der Gewohnheit und dem Willen zum Eigenen die neue, aber doch von der Tradition erzogene Form ganz von selbst entsteht, so gelangt man zu eben solchen Resultaten, nach innen und außen, wenn man diese Beschäftigung als Bauherr auch auf andere Theile des Hauses ausdehnt und versucht, aus dem Grundriß sachlich einen Aufriß zu gewinnen. Was man dabei lernt, kommt immer jeder anderen Thätigkeit und jedem Vergnügen sogar mittelbar zu Gute. Dieses Verantwortlichkeitgefühl gegen sich selbst schließt auch schon das der Allgemeinheit gegenüber in sich; ja: das eine ist für das andere Voraussetzung.

Wie kann man die Kultur eines Ganzen lebendig fühlen, wenn man sie nicht vorher im kleinen Staat einer Familie fühlt? Welche soziale Tugend kann Werth und dauernde Kraft haben, die nicht im engen Kreis erprobt worden ist?

Von solchen Wechselwirkungen weiß aber der moderne Bürger nichts; er hat nicht genug Staatsgefühl, trotz seinen Demokratenposen, um im kleinen Lebenskreis das Abbild des größeren zu sehen. Sein Heim ist ihm nicht ein ethischer Werth, sondern nur ein materieller. Er bestellt sich ein Haus, wie man einen neuen Anzug bestellt, und meint, der Architekt kenne seine Bedürfnisse besser als er selbst. Nie fällt ihm ein, daß das Genie einer Zeit oder eines Volkes schließlich nichts ist als das Genie der Einzelnen und daß nationale Kulturformen nichts sind als die Früchte eines starken Willens dieser Einzelnen zu sich selbst. Ein Stil für Heimstätten, woran man später unsere Zeit erkennen könnte, vermag nur in ausgeprägten Lebensformen zu entstehen. Und wie sehr diese Formen fehlen, wird Jeder spüren, wenn er einen Bleistift nimmt und versucht, sich einen Grundriß zu zeichnen. Er wird plötzlich sehen, daß er im besten Fall Gewohnheiten hat, und wird sich schließlich mit Bildungen begnügen, die er einmal irgendwo gesehen und in der Erinnerung als nachahmenswerth behalten hat. Oder er wird von Dem ausgehen, wohinein ihn der Zufall gesetzt hat, und sei es ein städtisches Miethhausmilieu. Daß die Stadthausgewohnheiten, denen man doch entfliehen will, ganz allgemein ins Eigenhaus hineingetragen werden, ist eine Folge der Rathlosigkeit. Man weiß sich im eigenen Haus nicht zu bewegen. Wenn die Repräsentation den Zimmern nicht einen Charakter vorschreibt, ist man ungewiß, wie sie zu benutzen seien. Man schläft im Eßzimmer, wohnt im Schlafzimmer und lungert in allen Räumen und Ecken ohne feste Ordnung umher. Wenn der Architekt mit dem sauber gezeichneten Plan kommt, ist man entzückt. Den Grundriß versteht man zwar nicht; aber die geschmückte Fassade besticht das Auge. Erst wenn das Haus bezogen werden soll, gesteht man sich stumm, eigentlich habe man sichs ganz anders gedacht.

Verläßt sich der Käufer auf den Architekten, so sucht Dieser den undisziplinirten Instinkten der Nachfrage zu genügen. Auf solcher Grundlage der gegenseitigen Rücksichtnahme, der schlaffen Willenlosigkeit entsteht dann das Prinzip, durch Zierrath, durch Coulissen den Mangel an Folgerichtigkeit zu verdecken. Das Unkraut schießt ja stets da besonders üppig empor, wo der Boden sich selbst und dem Zufall überlassen ist. Und so wird auch vom Baumeister die Gesammtkultur geschädigt, weil er jede ideale Voraussetzung für seine Arbeit verneint und nur an den materiellen Vortheil denkt. Einer gesunden Entwickelung ist damit jeder Ausgangspunkt genommen. Ohne übertreibenden Anspruch darf man aber von allen Berufen das Ideale fordern, weil die Geschichte lehrt, daß es ein nothwendiges Ingrediens des schöpferi-

schen Willens zu jeder That ist. Der Lohn ist bei einer Thätigkeit das Wenigste; er ist nur ein nothwendiges Aequivalent. Der Beruf eines Staatsmannes besteht nicht darin, Gehalt zu beziehen; der Arzt oder Rechtsanwalt arbeitet mehr für eine Idee als für das Honorar (oder sollte es doch thun); und vom Offizier und Künstler verlangt man Etwas, das sich mit Geld nicht bezahlen läßt. Selbst der Kaufmann darf nicht ohne höhere Berufsidee leben, wenn er auf Achtung Anspruch macht. Sein Unternehmungsgeist, der neue Verbindungen herstellt, sein Wille, die allgemeinen Bedürfnisse gut und reichlich zu befriedigen, haben mit dem Gewinn nur mittelbar zu thun. Das Wesentlichste besteht im Drang zur That, im Pionierwillen. Und davon spüren wir heute selten noch einen Hauch. Mancher Kaufmann ist zum Engroskrämer geworden, zum Händler, und mit seiner niederen Auffassung vom Leben infizirt er in dem selben Maße alle anderen Berufe, wie sein Wirkungsgebiet sich ausbreitet. Wenn man heute einen Arzt, einen Rechtsanwalt tadeln will, so sagt man, er betreibe sein Geschäft kaufmännisch. Und in dieser Weise tötet das Geld auch die Idealität, die Seelenkraft des Künstlers und aus der damit verbundenen Liebedienerei vor den schlechten Instinkten der Menge erwächst unserer Kultur ein ungeheurer Schade. Nirgends aber wird der Künstler leichter zum Kaufmann als in der Architektur. Das liegt schon in der Thätigkeit des Architekten, die nur zur Hälfte künstlerisch ist, nicht die volle Persönlichkeit fordert, sondern mehr organisatorische Fähigkeiten, und die eine natürliche Agentur zwischen Bauherrn und Handwerkern in sich begreift. Ohne Konvention, die für ihn denkt und formt, wird der Baukünstler, sofern er nicht als Beamter im akademisch beschaulichen Indifferentismus dahinlebt, sehr leicht entweder zum Phantasten oder zum Werkzeug einer Spekulation, die mit den idealen Werthen der Architektur wirthschaftet wie mit irgendwelchen anderen Marktwerthen und für die es den Begriff Kultur nicht giebt.

Die wenigen modernen Künstler, die, im Anschluß an die neue Bewegung im Kunstgewerbe, die wahren Aufgaben der Landhausarchitektur begriffen haben, stehen mit ihrem besten Wollen und mit all ihrem Talent auf unsicherem Boden, so lange sie nicht bleibende Verbindungen mit dem allgemeinen Bedürfniß eingehen können. Denn es handelt sich für sie niemals um nur darstellende Architekturen, sondern um die Einkleidung bestimmter Zwecke, um eine Entwickelung von innen nach außen. Eben weil nicht etwas rein Kunstmäßiges, nicht eine pathetische Versprache zu schaffen ist, sondern eine nüchtern klare, Allen verständliche Prosasprache, sind viele nicht künstlerische Elemente an der Arbeit betheiligt und dadurch wird die Angelegenheit dem im Atelier schaffenden Künstler entzogen und der sozialen Praxis überwiesen. Der moderne Architekt sieht sich aber trotzdem mit seinen aesthetischen und sozialen Gedanken ins Atelier verwiesen, weil seinen voraneilenden Bestrebungen noch

die genügende Resonanz fehlt. Nur aus diesem Mangel an Praxis, der für keinen Künstler so schädlich ist wie für den Architekten, ergiebt sich heute die so verbreitete Papierkunst, das Spiel mit Möglichkeiten, die dekorative Phantastik und überkultivirte Künstelei. Das Papier ist geduldig. Dem Baumeister ist es für seine Pläne, von denen er nicht weiß, ob sie jemals ausgeführt werden, gleichgiltig, ob die hypothetische Bausumme fünfzigtausend Mark beträgt oder fünfhunderttausend. Ich habe bei einem solchen unbeschäftigten, talentvollen Architekten den Entwurf für ein phantastisches Monumentalgebäude gesehen, das er auf achtzig bis hundert Millionen veranschlagt hatte. Solche Erscheinungen deuten auf Ungesundheit. Eine Folge ist, daß wir in den jährlichen Kunstausstellungen, den einzigen Orten, wo diese Künstler sich der Oeffentlichkeit bekannt machen können, die seltsamen Landhäuser für verrückte Milliardäre sehen oder die romantischen Hütten für das bekannte glücklich liebende Paar. Nur vor solchen auffallenden Dingen bleibt das Ausstellungpublikum stehen. Am Entwurf eines schlichten, vernünftigen Landhauses geht Jedermann vorüber; den Grundriß gar sieht kaum der Fachmann an. Nachher werden diese dekorativen Aeußerlichkeiten dem Künstler aber vom Publikum, dessen Theilnahmlosigkeit die Schuld trägt, zum Vorwurf gemacht. Es heißt, die moderne Kunst sei verrückt und man könne sich ihr praktisch nicht anvertrauen. Man bedenkt nicht, daß auch in der Kunst Müßiggang aller Laster Anfang ist und daß der Baumeister müßig geht, wenn er nicht auf dem Bauplatze steht. Das „persönliche" Landhaus zeugt weniger von einem Mangel als vielmehr von einem Ueberschuß an künstlerischer Kraft; aber es beweist, daß uns eine Konvention fehlt, die für den Architekten ungefähr das Selbe sein müßte, was dem Richter das Gesetz ist. Beide sollen wohl von Fall zu Fall urtheilen; doch bleiben sie stets der allgemeinen sozialen Norm verpflichtet.

Die verständige Nachfrage zu erziehen, haben seit Jahren die Schriftsteller versucht. Aber auch sie können von der Form Dessen, was noch gar nicht vorhanden ist, vom Bedürfniß der Zukunft, nichts Konkretes sagen. Darum müssen Gleichnisse aushelfen. Die Einen verweisen auf das Bürgerhaus des achtzehnten Jahrhunderts, worin sich die letzten lebendigen Ueberlieferungen verkörpern. Andere zeigen beachtenswerthe Anregungen in alten Bauernhäusern und agitiren für eine sachliche Heimathkunst. Und die Modernsten führen uns mit glücklicher Ueberzeugungskraft das Beispiel der Engländer vor Augen. Das sind gleich drei Wege statt eines. Und während der Laie zaudernd vor der Wahl steht, kommt der Spekulant und spricht ein Erkleckliches davon, daß dem modernen Künstler die Praxis fehle, daß er unsolid arbeite und die Bausumme nicht respektire. Er aber! Langjährige Praxis; fünfzig Häuser gebaut; und so weiter. Der Laie läßt sich um so leichter von diesen Schuhmachergründen fangen, als die Vorwürfe nicht immer ohne Be-

rechtigung sind. Woher soll der Moderne Praxis haben? Und wie leicht verrechnet er sich anfangs! Dennoch würde der Bauherr wohl einen Versuch wagen, wenn er selbst ungefähr wüßte, was er möchte. Wie sein Urgroßvater will er nicht wohnen. Er findet die alten Häuser zwar sehr nett, aber diese zopfige Nettigkeit erregt doch auch ein Wenig sein Mitleid. Bauernkunst liebt er in Ausstellungen, auf Bildern, im Theater; für sein Landhaus schwebt ihm aber eher etwas Palastartiges vor. Die Repräsentation ist einmal seine Schwäche, ist eine nothwendige Kinderkrankheit des Großstädters. Und das englische Landhaus widersteht ihm auch. Dafür ist er noch nicht reif; und schließlich: er ist ein Deutscher. Allerlei halb richtige, halb falsche und immer unklare Empfindungen machen ihn den Vorschlägen der Schriftsteller gegenüber ungeduldig, und da ihm das absolut Passende wieder einmal nicht fertig servirt wird, glaubt er, die besten Anregungen überhören zu dürfen. Und doch werden die Reformatoren nur durch den Mangel an Thatkraft im Publikum verhindert, etwas unmittelbar praktisch Nutzbares zu sagen. Wäre eine Lebensform zu sehen, so sollte ihre architektonische Einkleidung bald gelingen. Ohne Mitarbeit der Allgemeinheit ist aber jedes Bemühen umsonst, ist jeder Vorschlag theoretisches Geschwätz.

Damit man nicht denke, es handle sich um tiefgründige Probleme und es werde mehr verlangt, als der von Geschäften in Anspruch Genommen leisten kann, betrachte man einmal aufmerksam eine Villenkolonie vor der Großstadt. Erkennt man erst die Fülle des Lächerlichen und Absurden, so zeigt sich bald, daß weniger ein Neuschaffen in Frage steht als ein Unterlassen, weil im Gebiete der auf Voraussetzungen profaner oder idealer Art gegründeten Nutzarchitektur das Unterlassen des Falschen immer schon ein Betonen des Nothwendigen, des Organischen nach sich zieht. Da auch für den Schriftsteller, der auf wenigen Seiten gern möglichst viele Fragen berühren möchte, solche Kritik des Falschen das beste Mittel bleibt, um zu wirken, so möge zur Illustration ein Beispiel aus Berlins Umgebung, das bequem nachzuprüfen ist, gewählt werden.

Als vor etwa zehn Jahren eine Terrain- und Baugesellschaft begann, den Ort Schlachtensee als Landhauskolonie anzulegen, bot sich ihr eine der Ideen dar, die heute rar zu werden beginnen. Es war vorauszusehen, daß die Kolonie, die in so bequemer Nähe Berlins mitten im Wald liegt, in wenigen Jahren zu einer umfangreichen Gemeinde anwachsen werde, und dieser Umstand forderte gebieterisch, die wahrscheinliche Entwickelung vorauszubedenken und nicht nur immer die kleinen Bedürfnisse des Augenblickes von Fall zu Fall zu befriedigen. Einem ganzen Ort, dessen schnelles Wachsthum verbürgt war, konnte vorher der Charakter bestimmt werden; denn mit all den unvorhergesehenen Einflüssen, die an langsam entstehenden Stadt- und Dorfgebilden mitarbeiten, hatte man hier nichts zu thun. Es galt nicht, einen Ausgleich

zwischen widerstrebenden Bedürfnissen zu finden; Alles hatte Bezug auf einen einzigen, ganz klar erkennbaren Zweck. Und die Größe der Aufgabe wäre es werth gewesen, daß die Gesellschaft ihre Verantwortlichkeit späteren Geschlechtern gegenüber gefühlt und versucht hätte, aus der ursprünglichen Spekulation einen Kulturgedanken zu machen. Für einen Einfluß des Staates nach dieser Seite bietet sich heutzutage ja leider keine Möglichkeit. Und böte sie sich, so würde es ihm an Männern fehlen, die zu erkennen vermöchten, was in Fragen ästhetischer Kultur gethan werden muß. So bleibt Alles, was jenseits vom Reglement der Baupolizei liegt, dem Unternehmerthum überlassen. Und wie wenig das sich um die in der Arbeit enthaltenen Gedanken höherer Art kümmert, hat eben die Heimstätten-Gesellschaft bewiesen; sie hat mit einer ihr von der Zeit anvertrauten Kulturidee auf Gedeih und Verderb gewirthschaftet. Die schöne Aufgabe, die den Tüchtigsten locken könnte, ein Leben an ihre Lösung zu setzen, ist aufgefaßt worden, wie Herr Müller es thut, wenn er einen Kramladen aufmacht.

Hätte die Gesellschaft einen sehr tüchtigen Architekten engagirt ihn und nach England und Amerika geschickt, wo es für den Landhausbau viel zu lernen giebt, so wäre das Aergste sicher vermieden worden. Das Gehalt eines guten Künstlers ist für eine so große Baugesellschaft so unwichtig wie für den Fabrikanten die Frage, ob er für ein Modell hundert oder fünfhundert Mark bezahlt. Man hat im Direktorium aber geglaubt, es genüge, ein paar trockene Praktiker und Baujünglinge mit brüchiger Elementarbildung in den Ateliers zu haben. Der Vortheil, daß der leitende Kaufmann bei dieser Lage der Dinge anordnen kann, ohne auf künstlerischen Eigenwillen, auf ein feiner organisirtes Gewissen zu stoßen, war offenbar entscheidend. Es scheint, daß es nur eine Politik innerhalb der Gesellschaft gab: den Käufer zu locken, festzuhalten und ihn so zu bedienen, daß er praktisch einen Grund zur Klage nicht findet. Im Gemüsekeller mag dieses Prinzip ja ausreichen; eine große Baugesellschaft sollte jedoch noch anderen Erwägungen zugänglich sein als denen, die den Kunden als heilig betrachten. Und in diesem Fall war der Kunde besonders schlimm; denn er kam aus Berlin. Aus der Parvenustadt, wo protzige Repräsentation als vornehm gilt, wo Alles für die Augen der Anderen bestimmt ist. Daß die Psychologie dieser Emporkömmlinge mit beschränkten Mitteln gut begriffen worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Man braucht sich nur das weit über den Nikolassee ins Land schauende Schloß des Direktors der Gesellschaft zu betrachten — das am Kurfürstendamm stehen könnte —, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Leitenden nur zu empfinden brauchten, um das Richtige gleich zu finden.

Der Eindruck, den die Kolonie heute bietet, ist beschämend. Alle Verkehrtheiten, wovon schon so oft die Rede war, findet man auf kleinem Raum

vereint. Den Straßen und Plätzen merkt man an, daß sie auf dem Zeichentisch entstanden sind. Die zuerst angelegten Straßen sind langweilig gerade und später entstandene sind Schlängelwege in Fragezeichenform. Man hörte wohl Etwas von geschwungenen Straßen läuten. Wo kaum eine Steigung ist, giebt es regelrechte Serpentinen; breite Avenuen sind nur einer Achse zu Liebe angelegt, aber wichtige Verbindungstraßen sind nicht kenntlich gemacht, so daß man ohne die Wegweiser, zum Beispiel, nicht von Schlachtensee nach Nikolassee zu finden vermöchte. Die reizvollen Niveaugestaltungen sind nicht ausgenützt; man hat vielmehr planirt, wo es nicht nöthig war, und sich bei den Bodenbewegungen wohl vom Landschaftgärtner berathen lassen, der für die architektonischen Künste ungefähr etwas eben so Schreckliches bedeutet wie der Photograph für die Malerei. Eine weise Führung der Straßenzüge, den Himmelsrichtungen entsprechend, so daß jedes Haus sich guter Besonnung erfreut, ist nicht zu bemerken. Und doch wäre es um so mehr nöthig, als nicht in einem Fall von dem falschen deutschen Grundsatz, der fordert, daß das Haus die Hauptfront der Straße zukehre, abgegangen wurde. Der Engländer denkt vornehm genug, um auf die falsche Repräsentation für die Straße, für den Passanten zu verzichten. Er baut vielmehr nur für den Zweck des Wohnens. Am Liebsten legt er die Wirthschafträume und Stallungen, auch wohl das wenig benutzte Eßzimmer an die Straße und öffnet die Hauptfront gegen den Garten, so daß er wirklich von der Welt abgeschlossen und für sich ist. Wo Das nicht angeht, disponirt er so, daß die wenig gebrauchten Räume, die Wirthschaftgelasse, gegen Norden liegen; Schlafzimmer haben stets Südlage, Wohn- und Arbeitzimmer Ost- oder Westfront. Wie sich das Straßenbild des Hauses gestaltet, ist ihm gleichgiltig. Aber gerade aus diesem gegen Repräsentation gleichgiltigen Willen ergiebt sich für den Passanten doch stets ein reizvolles Bild, wie eine gut gekleidete Frau, von hinten gesehen, immer noch wohlthätiger wirkt als eine geschmacklos gekleidete von vorn. Dieses verständige Prinzip einzuführen, hat die Heimstätten-Gesellschaft nie versucht. Regelrecht marschiren alle Häuser, mit dem Gesicht nach vorn, auf; sie sind in erster Linie für den Vorüberwandelnden gebaut und der praktische Zweck muß sich der Coulissenwirkung unterordnen.

Beeinflußt dieses Vorurtheil den Grundriß ungünstig, so wird das Verständige ganz unmöglich gemacht, weil auch im Inneren die Repräsentation das Bedürfniß brutalisirt. Wenn das Geld nur für hundert bis hundertundfünfzig Quadratmeter Baufläche langt, braucht der moderne Villenbesitzer auf diesem kargen Raum doch nothwendig einen Salon, ein Herrenzimmer, ein Eß- und Wohnzimmer, womöglich noch eine Halle und verschiedene Loggien und Balkons. Um alle diese Räume unterzubringen, ist es nöthig, die denkbar kleinsten Maße zu verwenden. Legt die Gesellschaft ihren Grundriß vor, so

sieht er nach was Rechtem aus. Da der Laie von Grundrissen nichts versteht, glaubt er, ein sehr respektables Haus zu bekommen, weil Alles darin enthalten ist, was „sich gehört“. Er weiß vorher nicht, daß ein bewohnbares Zimmer eine gewisse Größe haben muß. Zieht er ein, so findet er Löcher vor, mit denen nichts anzufangen ist; das Haus wird zum Gefängniß. Wären zwei Zimmer zu einem zusammengezogen, so möchte es angehen; dann aber könnte man ja nicht von seinem „Damenzimmer“ sprechen und der Besuch — alle Woche einer — müßte im Wohnzimmer empfangen werden. Solche Schande überlebt ein Parvenu nicht. In den Landhäusern der Heimstätten-Gesellschaft sind Räume von 5 : 5 Metern oder höchstens von 5 : 6 Ausnahmen. Wo ein Speisezimmer einmal 7 Meter lang ist, liegt es meist daran, daß die Geometrie stärker war als der Architekt. Die Zimmer zum Wohnen, Speisen oder Schlafen haben durchschnittlich nur eine Größe von 3,50 : 4 oder von 4 : 4,50 Metern. Das ist ganz ungenügend. In Häusern, wofür etwa hunderttausend Mark Baukosten gerechnet sind, ist die Küche 3,25 : 5 Meter groß und vom Kloset scheinbar nur durch eine Rabitzwand getrennt. Genau wie in der Ackerstraße. Die Speisekammer ist 1,50 Meter breit und die Mädchen müssen sich in solchen „hochherrschaftlichen“ Häusern mit einer Kammer von 2 : 3,25 Metern Flächenraum begnügen. Man vergegenwärtige sich nur einmal das Bild. Wie in den allerschlechtesten Miethhäusern beträgt der Flächenraum für die Wirthschaftgelasse etwa den zehnten Theil Dessen, was für Wohn- und Repräsentationzimmer gebraucht wird. Manchmal sind auch Küche und Wirthschafträume im Keller untergebracht. In einem Landhaus, wo Platz genug ist, sich auszubreiten! Oder die Mädchen schlafen unter dem Dach in engen, kalten Kammern.

Sind die Räume durch ihre Maße nahezu unbewohnbar — man nennt Das bei uns „gemüthlich“ —, so werden sie es noch mehr durch die Anordnung von Thüren und Fenstern. Vor dem wichtigsten Wohnzimmer ist in der Regel eine Loggia, die es verdunkelt. Die tiefsten Räume sind oft nur von einer Ecke aus beleuchtet, so daß die Hälfte im Dämmer bleibt; oder in zwei Wänden werden Fenster angebracht, wodurch sich die Lichtstrahlen kreuzen und den Bewohner irritiren. Natürlich giebt es nur die hohen Palastfenster, der Fassadenwirkung zu Liebe. Wandflächen findet man eben so wenig wie in den städtischen Etagenwohnungen; denn auch hier, wo die Fehler der Bauspekulation im freistehenden Haus so leicht vermieden werden könnten, sind die Wände an den unwahrscheinlichsten Stellen von Thüren — natürlich Flügelthüren! — durchbrochen. Möbelarrangements sind fast nie herzustellen, weil für sie nur im Durchgang zwischen den Thüren Platz ist. Die behaglichen Eckensembles von Sofa, Familientisch und Bänken sind unmöglich, weil es freie Ecken nicht giebt; und eben so wenig sind Bilder in gutem Licht

anzubringen. Jedes Zimmer wird zum Korridor, da es mit allen anderen verbunden sein soll. Denn nur so ist die berühmte „Zimmerflucht" herzustellen, — bei Gesellschaften. Intime Raumwirkungen sind unter solchen Umständen unmöglich.

Solche Widersinnigkeiten prägen sich natürlich in den Fassaden aus. Nie ergeben sich natürlich gewachsene Massen; das Haus ist nicht ein gegliedertes Ganzes, sondern eine Anhäufung von Zufälligkeiten. Ein wohldisponirter Grundriß, der lebendigen Bedürfnissen Ausdruck schafft, wird im rein sachlichen Aufriß stets eine gewisse Geschlossenheit hervorbringen, weil sich die Lebenskraft wirklicher Ideen stets erhält und in jeder Metamorphose wieder zum Vorschein kommt. Da es etwas Lebendiges in diesen schematisirten Villenanlagen aber nicht giebt, steht das Gerippe auch stets wie eine häßliche Mißgeburt da. Und um die fehlenden Charakterzüge künstlich herzustellen, greift der rathlose Architekt dann wieder — wie beim Stadthause — zur äußerlichen Schmuckform. Gerüst und Zierrath sind von vorn herein Zweierlei. Die historischen Dekorationsformen sind einst alle organisch aus Baugedanken hervorgegangen; werden sie von ihrem ursprünglichen Körper getrennt und einem anderen angefügt, so muß das Groteske entstehen. Doch ists noch der bessere Fall, wenn in dieser Weise Schmuckformen dem Rohbau angefügt werden. Denn wenn der Grundriß das Primäre ist, so kann man die Entwickelung immerhin noch sachlich nennen. Das Gewöhnliche ist aber, das der dekorative Stilgedanke das Primäre ist, dem sich der Grundriß unterordnen muß. Der Kunde darf wählen, ob er die italienische Villa mit Säulenhalle und plattem Dach haben will, ob er das süddeutsche Fachwerkhaus, das Renaissanceschlößchen mit Aussichtsthurm oder das Schweizerhaus vorzieht. Ganz Modernen wird der „Jugendstil" servirt. Die Hauptsache ist, wie sich das Haus von der Straße aus mit seinen Statuen und Cartouchen, Säulen und Gesimsen, Loggien und Erkern, kühn geschweiften Giebeln und symbolisch-neckischen Freskenmalereien ausnimmt; wie die Coulisse wirkt.

Was wissen die Engländer aus dem Dach zu machen, was wird unter ihrer Hand aus dem Schornstein! Man vergleiche damit diese Spottgeburten von Dächern in Schlachtensee. Freilich kanns nicht anders sein; denn das Dach antwortet stets dem Grundriß und versinnbildlicht in eigen reizvoller Weise die verborgenen Wohngedanken. Oder man sehe, wie die Engländer das Material verwenden, welche Kultur des Putzbaues im achtzehnten Jahrhundert bei uns herrschte oder wie die Bauern die Farbe zur Belebung und deutlichen Gliederung ihrer Fassaden verwandt haben, und vergleiche damit die modernen Geschmacksroheiten. Das Absonderliche und Verkehrte, die Langeweile, der Effekt: Das ist das Ziel der Heutigen. Die Gegend um Berlin liefert dem Baumeister das schönste Material, die Farben der aus märkischem

Boden gewonnenen Ziegel stehen prachtvoll im dunklen Fichtengrün des Waldes. Aber wie kann das Verkehrte ausbleiben, wenn sich jedes Haus vom anderen unterscheiden soll? Jeder Rentier will doch seinen besonderen „Stil" haben. Der rechte Charakter, den man Stil zu nennen berechtigt wäre, käme aber erst in unsere Landhauskolonien, wenn im Prinzip die Uniformität herrschte, wenn das Besondere nur darin gesucht würde, mit überall gleichen Mitteln etwas möglichst Vollkommenes zu erreichen. Wie der Vornehme in der Kleidung nicht auffallen will und trotz der Uniformität doch fein und persönlich angezogen sein kann, so sollte der kultivirte Landhausbesitzer nichts vor dem Nachbarn voraushaben wollen als die reifere Durchbildung und feinere Nuancirung. Einen Stil, der Gesammtheiten umfaßt und das Wesen der Zeit abspiegelt, schafft nur die Beschränkung, die Kraft ist.

So viel wie über das Haus wäre über den Garten zu sagen; denn auch der Gärtner strebt nach Repräsentation, wo er kann. Die Landhäuser der Kolonie Schlachtensee und Nikolassee stehen mitten im Wald, das Terrain hat an vielen Stellen eine natürliche schöne Plastik und das landschaftliche Milieu fordert zur Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse geradezu auf. Dennoch wird die schwierige Arbeit vollbracht, das Naturmaterial zu ignoriren und das Schematische künstlich herzustellen. Auch der Garten ist in erster Linie für den Passanten da. All die längst bekannten kindischen Scherze kann man von der Straße aus genießen: Brücken, die über ein künstliches Thal hinwegführen, Teiche, so groß wie eine Badewanne, felsige Abhänge und Aussichtberge, einen Meter über dem Niveau, Eremitagen an der Landstraße, Rosenbeete, Gipsgöttinnen, Schlängelwege mit Kies bestreut, Teppichbeete mit Muscheln garnirt, Grotten und das übliche Gebüsch. Mit den geringsten Mitteln ließe sich dagegen, selbst aus dem kleinsten Garten, etwas zweckvoll Schönes machen. Man könnte die streng architektonische Form wählen und den Garten eng dem Haus angliedern oder, mit Verzicht auf alle Spielereien, eine freiere Anlage machen, in der Art der Bauerngärten, worin doch wirklich Etwas wächst. Die landschaftlichen Bedingungen in diesem Föhrenwald sind so günstig, daß der Garten im Winter fast so schön sein könnte wie im Sommer. Man möchte in dieser Kolonie Häuser- und Gartenanlagen von Peter Behrens sehen, damit den ahnungslosen Berlinern einmal klar würde, welche Reize von einem denkenden Geiste den unscheinbarsten Aufgaben abzugewinnen sind.

Eine Besserung des Zustandes, für den die Sünden dieser Gesellschaft als Beispiel dienen, kann nur von der Nachfrage ausgehen. Wenn diese sich kultivirt, wird das Angebot bald folgen. Wer Augen hat, muß doch Unterschiede sehen können, wie sie etwa zwischen dem schönen Landhaus in Nikolassee, das, wenn ich nicht irre, ein Schüler Messels gebaut hat, und den über alle Beschreibung schrecklichen Häuseranlagen der Gesellschaft am Bahnhofs-

platz bestehen. Kann es denn ein Zaudern geben, wenn man vor der Wahl steht, ob das sachlich schöne Sein gelten soll oder der freche Schein? Es handelt sich um Dinge, worüber es zweierlei Meinung nicht giebt. Nicht von ästhetischen Problemen ist die Rede, sondern von Fragen der Sittlichkeit, von dem Geschmack, der von der Lebensmoral nicht zu trennen ist. Die Glücklichen, die sich und den Ihren ein Heim bauen können und die reif werden möchten für eine würdige Form des Eigenhauses, müssen zunächst eine Schule der Ethik durchmachen. Was wir brauchen, um nur das Wohnen wieder zu lernen, sind wohlorganisirte Lebensformen. Und die gewinnen wir um so besser, je kräftiger und charaktervoller unser Zeitbewußtsein ist. Der Halbheit des Willens aber wird stets auch eine Halbheit der greifbaren Kulturformen antworten.

Friedenau. Karl Scheffler.

Stille Verse.

Faß wieder Klänge auf und nieder steigen,
Wie Perlen auf der leichtgereihten Schnur;
Zu lang schon saßest Du in blassem Schweigen,
Achtlos des Sternes später Flammenspur.

Wir griffen Beide in die weißen Fluthen,
Die fremde Wärme süß uns überquillt;
Die Hände zitternd auf einander ruhten —
Und leuchtend wird die Welt in uns zum Bild.

*

Der Frühling glüht. Zu Füßen uns Narzissen,
Die goldne Krone auf dem weißen Stern;
Der Rasen blitzt wie ein Juwelenkissen
Und alle Blüthen neigen sich dem Herrn.

Die Königin kommt auf den Plan geschritten,
Die bunten Reihn, von Licht und Glanz ein Meer;
Aus meiner Hand ist Deine sanft geglitten
Und träumend gehst Du hinterm Zuge her.

*

In leisen Tönen alle Blumen klingen;
Hast Du nicht einst Das schon im Traum gehört?
Das war die Nacht, da Du auf weißen Schwingen
Aus süßem Frühlingsschlummer aufgestört.

Dies silberhelle, elfenzarte Läuten —
Nur wir sind taub, sonst dröhnt' es glockengleich;
Wo ist die Hand, die uns aus Wüstenweiten
Zurückführt in dies glühend stille Reich?

*

Zuweilen möcht' ich wurzeln wie die Rose,
Die Lebensgluth in Blüthenpracht verwehn,
Dann unterm Schnee die Zeit, die sonnenlose,
Verträumen und im Frühling auferstehn.

Ein Kind im Schlummer an den warmen Brüsten
Der Großen Göttin, die uns Alle nährt;
Mit Flammen wir und Blumenhänden grüßten,
Wenn leuchtend sie gen Himmel wieder fährt.

*

Auf diesen Worten liegt ein fremder Hauch,
Als flüchteten aus lautem Tagesspiele
Sie in die Stille, wo der Abendrauch
Sich nebelnd senkt auf Wiese, Bach und Mühle.

Grünübersponnen schläft das Wasserrad
Und blinkend rollt und fällt vom Moos der Tropfen;
Zum Silbertraumland öffnet sich der Pfad —
Nun hörst Du auch Dein Herz so langsam klopfen . . .

*

Ein violetter Schleier weht vom Stein
Auf dunkle Iris, die verzaubert stehen
Und von dem feuchten, duftdurchwogten Rain
Mit starrem Antlitz auf zur Herrin sehen.

Unter dem Schleier glüht es gold und weiß
Und von den Brüsten thaut und perlt die Spende;
Dann hebt sie sich, der Schleier fällt: und heiß
Legt auf den Frühling segnend sie die Hände.

*

Auf blassem Rasen flatterts von Gewändern,
Erschrocknen Auges glüht ein Antlitz auf,
Ein leiser Schrei: und lautlos zu den Rändern
Des dunklen Weihers weht der Elfenhauf.

Ueber die Blumen segeln Traumgedanken
Und flimmergoldig schwimmen sie durchs Laub.
Greif nicht: es bleibt an Deiner Hand, der schlanken,
Sonst nur ein Rest von pfauenbuntem Staub.

*

Ein Windhauch neigt das Schilf zur Fläche nieder
Und Kräuselwellen huschen auf den See;
Der Reiher regt sein blendendes Gefieder,
Rosig bestäubt von Kirschenblüthenschnee.

Der Vogel hebt sich scheu und schwirrt von hinnen,
Ein Silberstreif wird in den Lüften wach,
Um fern in Glanz und Nebel zu verrinnen —
Ein Blumenhals beugt sehnend sich ihm nach . . .

Hamburg. Theodor Suse.

George Sand und Flaubert.*)

Der Sand ist Lieben immer das Selbe gewesen wie Trösten, noch mehr: wie Krankenpflege. Sie hat sich als christliche Wohlthäterin gefühlt, wenn sie einer bettelnden Leidenschaft nachgab. Sie hat den Unglücklichen verlassen, um sich dem noch Unglücklicheren zu schenken. Ihre Liebe hat jedesmal im Kopf begonnen, nur durch Ueberredung Eingang ins Herz erlangt und hat, noch wenn sie Alles gewährte, die Keuschheit gerettet. Zu Grunde liegt, daß sie nicht im Stande ist, Andere zu lieben als Schwache. „Ich muß für Jemand leiden, den Ueberschuß an That- und Gefühlskraft ausgeben. Meine Mutterſorge hat sich gewöhnt, über ein leidendes, müdes Wesen zu wachen." Musset, bei dem sies zuerst erkennt, weiß es zu gut. „Bedaure mich, verachte mich nicht. Ich kann eine kräftige, vollgesoffene Dirne umarmen, aber meine Mutter kann ich nicht umarmen." Ausschweifungen haben schon in dem Zwanzigjährigen die Empfindung abgewetzt. Sie haben ihn zum Analytiker — wenn die Ausschweifung nicht verdummt, giebt sie viel Geist —, haben ihn zum Komoedianten und Pessimisten mit starken Worten im Munde gemacht. Einen Solchen hatte George Sand mit dreißig Jahren zu pflegen, einen Solchen nun mit sechzig. Die einsame Komoedianterei der Seele, der Mißbrauch der Gefühle am Schreibtisch, die Ekstasen der Lüge haben zuletzt eben die Wirkungen wie laute Orgien, Zügellosigkeiten des Körpers und an alle Weiber weggeworfene Wollust. Künstler und Don Juan behalten die selbe Bitterkeit auf der Zunge: Einer, der Alle an sich riß, und Einer, der nie zugriff. „Jede Frau, die Du umarmst, nimmt einen Funken Deiner Kraft, ohne Dir einen von ihrer dafür zu geben. Du erschöpfst Dich an Phantomen." So stehts in Mussets „Beichte". Und was sonst hat Flaubert krank gemacht? Drum sagt sie ihm auch, in die Sprache der Sechzig übersetzt, ganz das Selbe wie Jenem. „O, ich bitte Dich auf den Knien: noch keinen Wein, noch keine Mädchen!" schrieb sie an Musset; und an Flaubert: „Schone Dich, mache Dir Bewegung! Du irrst, wenn Du meinst, wir denken mit dem Kopf: wir denken auch mit den Beinen." „Denke an Deine Zukunft, die so vieler Leute lächerlichen Stolz zermalmen und so viele Berühmtheiten von heute in Vergessenheit bringen kann!" Was sie dem schon berühmten Jungen zur Warnung sagte, sagt sie nun dem verkannt Alternden als Trost. Und die begeisterte Zärtlichkeit, die einstmals bei Worten blieb — „Ich möchte Dich auf den Thron der Welt setzen und Dich einladen, daß Du manchmal an meiner Zelle läutest und mit mir philosophirst" —, an ihrem letztem Freunde macht die seit Langem berühmteste Frau Frankreichs sie, so viel an ihr liegt, zur That.

---

*) S. „Flaubert" in der „Zukunft" vom ersten Juli 1905.

Sie hat die Selbstsucht abgelegt, in dem Maße, wie die Leidenschaften von ihr ließen. Was sie mit Musset bestand, war Kampf. Der gefährliche Kranke riß manchmal seine barmherzige Schwester in seinen Wahnsinn hinüber; und sie ergab sich, nicht ohne Selbstbetrug, der Wollust solcher Folterung. Uebrigens hatte nicht er sie auf den Weg der krankhaften Leidenschaftlichkeit geführt; er begegnete ihr dort und sprach sie als Verwandte an mit Versen auf ihr Erstes, „Indiana". Das ist das weibliche Empörerbuch von 1830; der Gatte stellt darin einen rohen Sklavenhalter vor, der Liebhaber einen gemeinen Egoisten. Psychologie mit aufregenden Zwischenfällen. Männer fallen in Ohnmacht. Der Geist der soeben abgelaufenen Epoche schlägt schwül und zweideutig heraus: politische Finessen und Sophismen verquickt mit einer gewollten Gläubigkeit; Nationalökonomie und Gespensterfurcht. Sie wird allmählich gerechter und gelangt zum Frieden und zum Idyll, zu den bescheidenen, wohlthuenden Reizen von „La Mare au Diable". Man fühlt sich im Herzen der Natur, verspürt eine Intimität mit ihr, die, wie bei Lafontaine, nur dem Entwöhnten nach Fabel aussieht. Unwahres ist nicht darin, obwohl das Unappetitliche ganz leicht, im Hintergrund, angedeutet ist. Aber das Land ist echt und echt sind die Seelen. Nur die Kleider sind ausgelüftet. Die Natur duftet, der Bauer ist geruchlos. In seine dialektfreie Sprache ist hier und da ein Wort in Kursivschrift eingefügt, das wohlerzogenen Schäfern zu sagen scheint: „Mich dürft Ihr anwenden." Denn schließlich ist dies Alles Schäferei für Städter, die wieder einmal zur Natur zurücksollen. George Sand hat sie aus der prunkenden Abenteuerliteratur jener Tage von Zeit zu Zeit in ihre Welt geholt, wo man auf klassische Weise, nur gerührter, um stille, schlichte Seelenvorgänge besorgt ist.

Seit Rousseau, in dessen Neuer Heloise die erste Frau des achtzehnten Jahrhunderts sich zeigt, die wieder etwas Anderes ist als eine Vergnügungmaschine, scheint „Zurück zur Natur!" immer zu bedeuten: „Zurück zur Frau!" In George Sand liest man keinen Schriftsteller: man erlebt das weibliche Genie selbst, mit seiner Neigung, zu versöhnen, das Gute und das Wahre in Einem zu fühlen. Beim Zusammenklingen dieser beiden Worte hätte ein sehr männlicher Künstler, Flaubert, in der Zeit, als er sich noch unerschütterlich wußte, eine ungeheure Lache angeschlagen. Und später hätte er den Kopf gesenkt. Er ist nicht der Mann des Friedens und der Natur; und legt er sich auf einen Rasen, wird ihm bang, daß Gras über ihn wachse. Er ist der Mann der Kunst und ihrer Qualen. Die Frau hegt tiefe Verachtung für die Kunst. Was ist sie George Sand! Sich ihretwegen martern? Einer Vollkommenheit zu Liebe, die künftige Geschlechter bestaunen sollen? „Ein gesundes, frisches Talent ist immer fertig zur Inspiration." „Der Wind spielt auf meiner alten Harfe, wie er mag, bald hoch, bald tief, bald falsch." Im

Aeußerlichen darf ein Bischen betrogen, ein Roman nachträglich „mit Lokalfarbe bestreut" werden. Was liegt daran, wenn das Herz richtig geht, wenn das Werk ihr selbst und Anderen wohlthut? Die Kunst hat dem Leben zu dienen. In George Sands Schloß geht in Winternächten, nachdem alle Dienstboten entfernt sind, bei verschlossenen Laden ein geheimnißvolles Wesen an, daß vorüberwandernde Bauern die fremdartigen Reden und Schreie für Teufelei halten. Es wird aber Theater gespielt; was in dieser Verschwiegenheit romantisch prickelt und einen Vorwand für Verkleidungen und kleine feine Soupers abgiebt; ein loses Schema wird mit eigenen Erfindungen ausgefüllt, wie Jedem das Herz sie eingiebt; und die Kinder werden amusirt, geübt, belehrt und gebessert. Mit dem selben Nutzen improvisirt sie ihre Romane; und hunderttausend Leser sind um sie geschaart, statt der Kinder. Die Verstiegenheit des priesterlich von der Welt gelösten Künstlers wird sie zärtlich und mitleidig belächeln und von dem ganz Hohen, ganz Unwirklichen, von Saint-Antoine, muß sie fassunglos geblendet werden. Wie immer, wenn Mann und Frau einander ergründen, stellt in dieser Freundschaft das weibliche Genie sich als das mehr gegenständliche, wirklichkeitfestere heraus. In George Sands frühesten Büchern sind schon physiologische Beobachtungen, die nie ein Mann gemacht hat: tiefe Kleinigkeiten aus dem weiblichen Wissen um Kinder, Krankenpflege, den Sinn physischer Besonderheiten. Nicht sie ists, die sich das Leben mit unverrückbaren Idealen verstellt. Sie weist den galligen Träumer darauf hin, er scheine sich das „Glück" gar zu sehr als etwas Mögliches zu denken; sie giebt sich zufrieden, wenn sie eine seltene Pflanze findet, sei es auch neben einem Haufen Koth. Nicht für sie ist der Roman eine Zuflucht außerhalb des Lebens. Selbst im Historischen sieht sie kein Mittel zur Kunst, sondern eins zum Menschlichen. Sie zieht sich in die Geschichte nicht zurück: sie macht Gegenwart und Vorbild aus ihr. Immer wieder verfällt sie auf die Revolution und schreckt auch vor 1793 nicht zurück, denn nie handelten Menschen unerwarteter, also amusanter als damals; aber ihr richtiger Lohn ist doch 1789, dieses arkadische Verbrüderungfest, dieses weite Morgenroth, in das eine bis zur All-Liebe verklärte Menschheit starrt. Und ihre „Nanon", worin Dies geschieht, ist vollkommen idisch. Sanftmuth und Güte sind nicht erschwindelt; der reine Wirklichkeitsinn hält sie uns vor. „Da seht!" Wir fühlen: wer dieses Jahr der Menschlichkeit im Innern miterlebte, kann nie mehr verzweifeln.

George Sand hat es irgendwie erlebt, vielleicht einfach, indem sie alt ward. Sie weiß, ihre jetzige Ruhe, ihre „Tugend" (ein „emphatisches, dummes Wort", das nur besagt, man sei nothgedrungen unschädlich) sind kein Verdienst; aber sie können dazu dienen, daß man seine Freunde glücklicher macht und daß man sie in Bücher verbreitet, die auch wieder Menschen glücklicher machen. Die Kunst ist ein Weg zum Glück; nur einer. Viel besser noch,

man füllt seinen Sinn mit Pflanzen und Thieren, man „trinkt die Unendlichkeit"; denn Dies ist des Menschen Bestimmung, weil es sein Traum und seine Leidenschaft ist. Alles lieben, was Einen umgiebt, alle Meinungen, alle Geräusche. Sie bittet für die Achtundvierziger, die in die Éducation sollen; und sie lehrt den großen Unglücklichen, den sie wartet, das Kreischen der Ketten an den Schleppschiffen auf der Seine ertragen. Sich einfügen in die große Ordnung, Logik, Gelassenheit noch bei Umwälzungen, die der Natur eignet. Den, der aus der Schale ihrer Wahrheit trank, erbittern keine Eintagsfragen mehr. Beruhigt und verschönt, gerechtfertigt durch ein edles Altern, in den großen, animalischen Augen, die von der schwarzhaarigen, bleichen Liebenden übrig blieben, den Augen einer „sphinx bon enfant", nicht mehr den verdächtigen Carlo Dolci-Blick ihrer christlichen Barmherzigkeit von einst: heidnischer, mit freier, verständnißreicher All-Liebe, eine warmblütige Faunin, trägt sie Trost und Segen der Natur in das alte Klosterzimmer, wo ein durch lange Unnatur Erschöpfter ringt.

Er schreibt ihr: „Gestern Abend habe ich ‚Die Andere' gelesen und habe mehrmals geweint. Das hat mir wohlgethan. So. Wie Das zärtlich ist und begeisternd! Mein bedrücktes Herz hat in seiner Spannung nachgelassen. Jetzt wirds, glaube ich, besser gehen!" Er prüft ihr Stück nicht als Kunstwerk; das Erleichternde ist, daß ihm Dies nicht in den Sinn kommt, oder erst später; daß die Macht ihrer Menschlichkeit die fixe Idee der Kunst für Augenblicke aus seinem Bewußtsein zu drängen vermag. Die Kunst, die ihm Absehen und Enthaltung vom Leben ist, kalte Herrschaft über das Leben, unerbittlich gegen die Menschheit, deren letzter Richter sie ist, und gegen den Künstler, den sie erschöpft: hier zeigt sie sich verbündet mit dem Leben, gütig gegen Alle, leicht für Den, der sie übt. Es geschieht, daß in einem Werk wirklicher Schönheit, George Sands Novelle „Marianne", ein Mensch, der ihm ähnelt, erlöst und beglückt wird. Auch Jener hatte sich, noch jung, aus dem Leben zurückgezogen, weil es dem in Unmögliches Verliebten nichts zu bieten hatte als Schmerzen. Und dennoch wird dieser Mensch glücklich; und wird es, wie die Menschen es bei George Sand werden: umwoben von all dem Klang und Duft des Glückes, den sie hinzubreiten weiß. Flaubert sieht: Das hat sie für ihn gethan! Sie hat ihre Poesie aufgeboten, jene Einfachheit in der Fülle, die Ehrfurcht einflößt, um ihm zu sagen, ihn fühlen zu lassen: Du bist nicht verloren; nicht mit diesen einsamen Qualen und diesem Verzicht wirst Du schließen.

Und wenn es Eine wäre, die thörichten, wenn auch gütigen Herzens neben seinem Schicksal herginge! Sie aber dringt ein; sie durchschaut ihn. Durch seine anscheinend so mittheilsame, spottlustige Fröhlichkeit wird sie nicht getäuscht. Darunter, weiß sie, verbirgt sich Elend und in seiner Vereinsamung

neben einem hohen Stolz auch tiefes Mißtrauen gegen sich selbst, viele Zweifel, sammt Scheu vor der Lächerlichkeit enttäuschten Ehrgeizes. Daß er im Grunde Furcht vor dem Leben gehabt hat: er würde es Niemand verrathen; ihr aber gesteht ers; weiß fies doch schon. Wie Vieles sagt er ihr, was sonst nie über seine Lippen käme! Daß er mit dem Alter immer weiblicher empfindsam wird; daß er als Fünfzigjähriger Verständniß und Sympathie für den Selbstmord Liebender hat; und sogar: „Ich bin nicht so dumm, daß ich Phrasen lieber habe als Wesen." Wozu ihr gegenüber bei der Fiktion beharren, als sei seine Härte etwas Anderes denn vergewaltigte Zärtlichkeit? Längst kam sie hinter das Geheimniß seiner angreiferischen Laune. „Du bist zu zornmüthig, Das heißt: zu gut." Er glaubt, zu hassen, und erwidert nur, um sich Muth zu machen zu seiner Einsamkeit, vorweg den Haß, den er auf allen Seiten wittert. Man ahnt zuweilen, hellseherisch aus Sehnsucht, wie leicht, wie frei man sich mit Hilfe gewisser Anlagen bewegt haben würde, die ganz sicher irgendwann in Einem lagen — man glaubt, den leeren Fleck zu spüren — und die Einem auf nicht mehr erinnerliche Art verloren gingen. Die Neugier nach dem Anderssein; der Drang nach Vervollständigung einer auf immer beschränkten Menschlichkeit: Das ist der Boden der Freundschaft Flauberts zu George Sand.

Er sieht, daß die Siebenzigjährige sich nicht glücklicher nur, auch jünger fühlt. Aber dazu muß man aus ihrem Blut sein; denn sie „hat ihre mütterlichen Wurzeln unmittelbar im Volk und spürt, wie sie auf dem Grund ihres Wesens dort immer noch leben." Sie liebt es, sich als Volkskind darzustellen. Flaubert weiß sich überall im Gegensatz zu dem Stand, aus dem er kam. Dafür entdeckten seine Feinde (und nach ihnen auch Nietzsche): Dieser Bürgerhasser ist selbst ein Bürger. Es wäre merkwürdiger, wenn er keiner wäre. Gute Satiren schrieb nie Jemand, er hätte denn irgend eine Zugehörigkeit gehabt zu Dem, was er dem Gelächter preisgab: ein Apostat oder ein Nichteingelassener. In Satiren ist Neid oder Ekel, aber immer ein gehässiges Gemeinschaftgefühl. Einem Fremden gelingt keine. Flaubert behauptet das reine Künstlerthum, eine Mandarinenstellung außerhalb der Klassen. George Sand weiß es besser, menschlicher: „Es giebt keine absoluten Literaten." Denn der Künstler ist kein eigener Typus; er ist nur ein Ende, das Ende eines Stammes, seine Spitze, die am Zartesten schwingt. Er bildet keinen Stand; er ist nur die Verklärung Dessen, der ihn hervorbrachte. Tiefe und dunkle Geschlechter, die lange in Gesundheit, guter Laune und Geduld ihren Körper bethätigt, ihren Geist gespart, das Leiden geehrt, eine Vorliebe für Rührendes, für Alles, was, trotz der Vernunft, zum Herzen spricht, gepflegt haben: diese steigen endlich ans Licht mit der natürlichen, gefühlvollen und wohlthätigen Kunst George Sands. Flauberts Vorfahren sind, bis in weite Vergangenheit, sitzende Bürger, bedacht auf den Geist, der zum Schaden ihrer Körper

sich anhäufte, auf die Ideen, die mit ihren Cirkulationsstockungen entstanden; haben sich immer enger spezialisirt, sich immer weniger der Menschheit und immer mehr Begriffen zugerechnet, der „Wissenschaft" oder einer „Firma", sind in Dem, womit sie sich umgaben und wonach sie sich bildeten, immer „historischer" geworden und damit immer unnatürlicher, denn die Natur hat nur Gegenwart; und geschieht es, daß ihre Triebe schöpferisch werden, dann formt sich, über dem Leben, aus Feindseligkeit gegen das Leben und aus Schwäche vor ihm, das reine Kunstwerk. Der Aesthet, dieser, bis der tiers état mit sich selbst fertig ward, Unbekannte, ist die letzte Inkarnation des Bürgers.

Für George Sand sind „die Volksinstinkte die Offenbarungen der Wahrheit" und sie schätzt Unterricht geringer als gutes Herz. Flaubert wünscht den Papst durch die Akademie der Wissenschaften ersetzt. Auch die Regirung dürfte nichts sein als eine Sektion des Institutes, und zwar die unterste. „Das hassenswerthe Fabelwesen Namens Staat", sagt aus seiner anarchistischen Vereinsamung der Bürger im letzten Stadium. Für das Volkskind, die Sozialistin, ist der Staat Zusammenschluß der Guten, Nützlichen. Sie will ihn menschlich, mitleidig. Flaubert fordert erbittert Gerechtigkeit statt der Gnade und des Gefühls, wird unablässig gereizt durch das Walten des Gleichheitgedankens. Unterhalb des Zärtlichen, des nach Romantik Süchtigen, der er ist, stellen seine Voreltern, stellt sein Stand die harten Forderungen. Seine Lebensqual sammt seiner Schönheit stammt aus dem Kampf dieser zwei Antriebe. Wenn jedem modernen Franzosen sich ein Ahn finden läßt in dem Geschlecht, das die Revolution machte, dann hat der Flauberts unter den strengen Konstituirenden gesessen, als zu Menschenrechten allein Freiheit und Gerechtigkeit erhoben wurden und der Gleichheit nur, als Zugeständniß an die Gasse, eine kleine vergitterte Pforte offen blieb. George Sands Väter aber sind, namenlos, die Gasse entlang gestürmt und haben, in einem neuen, wunderbaren Erdengefühl, einander umarmt.

Das ist in ihr selbst zurückgekehrt, sie hat es wiederholt; nicht erst in „Nanon", schon Achtundvierzig. Sie hat sich heimisch gefühlt in dieser vom Gefühl gelenkten Revolution, in deren Umzügen Priester und Kruzifixe mitgingen und an deren Spitze ein Dichter stand. Damals verhöhnte sie die Bürger, denen das Volk Furcht machte. Ihr nicht; ihr Herz schlägt im Arbeiter; sie hat seine Verfassung, seine Lust am Lärm, am Gepränge und Gedränge. Die Ausfälle gegen des Anderen Art, zu sehen, kommen immer nur von ihm; von ihr nichts als empfundene Warnungen, die seine werde ihn krank machen. Ihr Optimismus ist nicht der kränkliche, der fassunglos aufzischt, wenn eine schwere Wahrheit hineinfällt. Sie ist gutseherisch aus Kraftbewußtsein; und sie hat es nicht nöthig, sich gegen das Andere zu verschließen. In Wirklichkeit hat Niemand Flauberts Bedeutung damals näher geahnt und

sorgsamer zu begreifen getrachtet. „Sein Geist fällt, wie er, aus den gewöhnlichen Proportionen heraus.“ Sie hält ihn fast für größer als Balzac und Hugo; und hat ihre guten Gründe. Seine Fehler: daß er nicht wisse, ob er Mensch der Wirklichkeit oder Poet sei; und daß er noch nicht geruht habe, verstanden sein zu wollen. Denn er, der Gütige, könne nicht darauf aus sein, den Jungen den Muth zum Leben zu nehmen. Das Verhältniß der Größe von Balzac, Hugo und Flaubert? Es täuscht die unten Stehenden. Sie erkennen höchstens: Flaubert ist der Reichste. Er hat die edle Phantasie, zu der Balzac sich nicht erheben konnte, und die Erdenfestigkeit, zu der Hugo sich nicht herabließ. Das Derbe seines ersten Buches kommt ihm aus den ungebrochenen Tagen seiner bürgerlichen Väter und von noch weiter her. Dieser Letzte, Schwache ist ein zu Grunde gerichteter Riese. Er spielt mit seinen Menschen immer noch, heidnisch lachend, wie ein Wikinger mit Gnomen; hat die traumhaft tiefen Sensationen des Barbaren, plötzliche Griffe der Sinne, zum Erschrecken. Aus Alledem — und nicht aus gemeiner Lebenstüchtigkeit — ward der realistische Roman.

Aus Alledem entstand noch mehr. Als Barbar erinnerte er sich alter Länder und böser Gestalten, — und dank seinen Nerven und der Erziehung, die er seinem Herzen hatte geben müssen, bekamen sie sogleich das Schillernde, Fäulnißbunte, Beunruhigende und Erschlaffende, das die Dekadenten verlocken ollte. Die fremden, stilisirten und tiefen Frauen, die seitdem, hart von Edelsteinen und schwül und ungreifbar wie Samum, über die Bühne und durch Verse geglitten sind, sie kommen sämmtlich aus dem zaubernächtigen Klosterzimmer, wo die Tochter der Herodias, die Königin von Saba, Salambo ihre kleinen, fieberäugigen, bemalten Gesichter unter die Lampe gehalten haben, — und verschwinden nun, irrer und blasser, dorthin,

Où, pâle et succombant sous ses colliers trop lourds,
Aux sons plus torturés de l'archet plus acide,
L'Art, languide énervé — suprême! — se suicide.

Ein Ende. Zu einem anderen geht es über Maupassant. In ihm ist die Romantik erloschen. Er trägt seine Einsamkeit in strammerer Haltung, seine Hoffnungloſigkeit weltmännischer. Er hat Vieles über die Achsel geworfen, was den Meister noch quälte, und ist unbesorgter. Auch die Fülle seines Werkes ist Unbesorgtheit eines Erben. Maupassant hat gut von Flauberts lebenslänglicher Anstrengung reden; seinem Stil eignet endlich die Leichtigkeit, die Jener nicht mehr erwarb. Die Technik, die für Flaubert aus der Tiefe seiner Persönlichkeit mühsälig hervorgezogenes Schicksal war, wird dem Schüler zur leicht faßlichen Lehre. Die Leichtigkeit reißt ihn fort; aber wie er nicht stärker ist als der Aeltere, nur schroffer, ist er auch nicht reicher, nur weniger wähleriſch. Ueber die dreißig Bände Maupassants ergießt sich eine

reiche Menschlichkeit; nicht reicher doch als die, die Flaubert, dem Ideal seiner Kunst zu Liebe, allzu lange unterdrückte. („Un coeur simple" beweist es.) Maupassant wäre, aus Leichtigkeit, sentimental geworden, käme nicht Flauberts unbestechlicher Sinn für die Untergründe dazwischen, für die groteske Grundlinie im Menschen. Rasse und Lehre halten ihn bei Flaubert fest. Und wie unter dem Jüngeren das Gefühl sich gemeiner macht, entarten die Grotesken manchmal schon zu Buffo, mit flüchtigen, sicheren, hölzernen Umrissen . . . Ein Stück Weges noch: und wir finden Octave Mirbeau; und aus den Seelen werden, statt einfacher Erzeugnisse der Sinne, pathologische Fälle und aus der Menschheit, unter Auflösung aller Verbindungen, jeder Form, eine Prozession trister und spaßhafter Irrer. Das Ende des Romans.

An seinem sichtbarsten Punkt, mit Beziehungen zu allem Vorigen und freiem Ausblick bis auf sein Letztes, steht Flaubert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Krieg! Der letzte Schlag, den ein einst gläubig der Menschheitidee Anhangender empfangen konnte. Sie haben ihn Beide für unmöglich gehalten, sich 67 über die Preußenfurcht entrüstet. Nun heißt es: „Ach, Literaten, die wir sind! Die Menschheit ist weit von unserem Ideal!" Und schon im August: „Meine Landsleute machen mir Lust, mich zu erbrechen. Sie gehören in den selben Sack wie Isidor (Napoleon). Dies Volk verdient, gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, daß es so kommt." Der Krieg ist eine Schande, unter der ein Kulturmensch erbebt; aber dann muß man entdecken, daß auch das Besiegtwerden eine Schande ist. Der Sieg: was war er bisher werth? Auch die verachtete Dynastie hatte ihn noch immer für sich gehabt, wenigstens ihn: so verachtete man unwillkürlich auch ihn. Die herrschende Famile war nicht ohne Beziehungen zur Literatur gewesen, dieser Macht, mit der der württembergische Holländer und die Spanierin zu rechnen hatten in dem Lande, über dem sie thronten. Die Kaiserin ließ Flauberts Vermittelung anrufen, zur Besänftigung George Sands, bei der sie eine Anspielung gespürt zu haben meinte; und schließlich war es Eugenie, die um Entschuldigung bat. „Sie habe nie die Absicht gehabt, das Genie zu beleidigen." Einer der Prinzen soupirte bei George Sand und ging mit ihren Freunden auf die Jagd. Dafür lockte ein anderer einen Journalisten zu sich ins Haus, um ihn niederzuschießen. Das Halbwilde und das Abenteuerliche dieser Leute kam bei jeder Gelegenheit wieder herauf und erregte Naserümpfen. Und jetzt sind sie sogar vom Sieg verlassen! Sie stürzen: könnte man sich freuen! Aber man weiß voraus, was kommt; man hats ja schon einmal erlebt. „Sie betrüben mich, mit Ihrer Begeisterung für die Republik. Im Augenblick, da wir vom klarsten Positivismus besiegt werden: wie können Sie da noch an Phantome glauben?" Sie glaubt. Schon richtet sie sich auf. „Vielleicht ist Das unsere letzte Rückkehr zu den

Irrungen der alten Welt." Und: „Böses zeugt Gutes." Und: „Mitten im Sturm habe ich meinen Roman beendet." Sie kann arbeiten! „Was mich betrifft", kommt es zurück, „ich betrachte mich als fertig. Mein Gehirn kommt nicht wieder ins Gleiche. Man kann nicht mehr schreiben, wenn man sich nicht mehr achtet." „Was mir das Herz bricht, ist erstens die thierische Wildheit der Menschheit; zweitens die Ueberzeugung, daß wir in eine stumpfsinnige Aera treten. Man wird utilitarisch, militärisch, amerikanisch und katholisch sein! Sehr katholisch! Sie werden sehen! Der Krieg mit Preußen beendet die französische Revolution und zerstört sie." „Die lateinische Rasse liegt im Sterben." „Armes Paris, ich finde es heldisch!" Und er läßt sich zum Lieutenant ernennen, er exerzirt Rekruten; nimmt Saint-Antoine wieder vor, denn auch „die Griechen zu Perikles' Zeit machten Kunst, ohne zu wissen, ob sie morgen Etwas zu essen haben würden"; fühlt dabei in seinen Adern barbarische, urväterische Lust, sich zu schlagen, ist mit allen Bürgern darin einig, auf Paris zu marschiren, wenn es belagert wird; theilt die Illusionen aller Bürger... Nicht lange. Ernüchtert und beschämt sinkt er zurück. „Ich nehme es meinen Zeitgenossen übel, daß sie mir die Gefühle eines Rohlings aus dem zwölften Jahrhundert eingegeben haben!" Dann: „Nur noch darauf wird man bedacht sein, sich an Deutschland zu rächen! Die Regirung, jede, wird sich nur durch Spekulation auf diese Leidenschaft halten können. Der Mord im Großen wird das Ziel aller unserer Anstrengungen, wird Frankreichs Ideal sein!" Wie die Freunde aus diesen gewaltthätigen Tagen den geistigen Inhalt trinken, entflammen sich alle ihre Ideen, steigen ihre Temperamente fieberhaft, bekommt ihr Wesen doppelte Schärfe. In Kurzem hat Flaubert sich in das Schwärzeste eingewohnt; und ihn dünkt, er habe es nie anders erwartet. George Sand braucht länger. Ihr ist im Laufe des Lebens gelungen, Manches an sich selbst zu bessern, und sie hat gewähnt, diese Zeit sei auch für die Menschheit nicht verloren gewesen. Nun ist sie „krank durch die Krankheit ihrer Nation und Rasse. Ich kann mich nicht abschließen in meiner persönlichen Vernunft und Untadeligkeit." Er kann es. Er hat Momente bitterböser Genugthuung, wenn irgend Etwas vom Untersten aus dem Zeitlauf heraufkommt, zum Beispiel: das alberne Szenarium zu einem Roman, das in Napoleons Schreibtisch gefunden wird. Das hat uns regirt! Die weniger Selbstische muß mehr gelitten haben, bevor sie aus der Tiefe ihres Mitleidens Hoffnung zu schöpfen vermag. Wie? Ihr Freund will, sie solle sich damit abfinden, daß der Mensch nun einmal so sei, das Verbrechen sein Ausdruck, Ruchlosigkeit seine Natur? Hundertmal Nein. „Die Menschheit ist so entrüstet in mir und mit mir. Die Entrüstung ist eine der leidenschaftlichsten Formen der Liebe." Es ist, als spräche ein Mensch von 1789, der durch alle Zusammenbrüche bis 1871 hindurchgegangen und dessen letztes Wort wäre: Trotz

Alledem! Ferne, seltsam rührende Klänge, bei denen der gallige Moderne die Stirn senkt, weil er ihnen nicht glauben kann.

Auch Das ist aus. Katarakte von Bitterkeit sind Einem über das Herz gestürzt, man hat Weiterleben für unmöglich gehalten; und eines Tages sitzt man wieder, während hinter den Fenstern das Land besonnt und still ist, vor seinem Werk, hat nichts zu denken als nur sein Werk und fühlt, da nun bis ans Ende des Weges kein Ding mehr vor Einem zu liegen scheint als die einsame Angst des Werkes, vielleicht eine Sehnsucht nach den hochgehenden Leiden, die verebbt sind, sich rühren. Er läßt sogar wieder drucken, — obwohl er nicht mehr weiß, für wen. Paris ist verändert, fremd geworden, hat keinen Raum für Literatur; und es ist schwer, sich mit fünfzig Jahren noch zu häuten. Er verliert seine Mutter: erstes Anzeichen des Endes. Gautier stirbt, nachdem Jules de Goncourt und Sainte-Beuve starben; von den Freunden bleiben außer George Sand nur Hugo und Turgeniew; und er nimmt es, mit verhaltenen Thränen, wie ein Almosen entgegen, wenn der alte Hugo ihm aus einem lateinischen Dichter hersagt; und der Gesang der Viardot muß ihn dafür trösten, daß er am Leben ist. „Niemand spricht mehr meine Sprache." „Schatten breitet sich um mich aus." Das ist der Zeitpunkt, das nahe Ziel zu ermessen und zu bedenken, wie man hierherkam. „Ich habe mehr geliebt als Irgendwer; ein anspruchsvoller Ausdruck, der so viel heißt wie ‚ganz wie ein Anderer'; und vielleicht sogar mehr als der Erstbeste. Alle Zärtlichkeiten sind mir bekannt. Und dann haben Zufall und Zwang der Umstände bewirkt, daß die Einsamkeit um mich her allmählich immer größer ward; und jetzt bin ich allein, durchaus allein." Ein alter Junggesell, nicht mehr reich genug, um eine Frau zu nehmen, oder auch nur, um sechs Monate des Jahres in Paris zu leben, krank von eben dem Abseits, das ehemals seine Stärke war, ohnmächtig durch die selbe Außermenschlichkeit, die ihn früher schaffen lehrte. Seine hysterische Reizbarkeit läßt ihn sich selbst nur noch als groteske Figur sehen, als den „Ehrwürdigen Vater Cruchard, Gewissenlenker der Damen von der Desillusion"; und zugleich macht sie ihm Furcht, es mit seinen letzten Freunden zu verderben. Er zeigt sich nicht mehr, seine Briefe werden kurz. Er kam auch sonst nur selten nach Nohant, denn ein Besuch bei George Sand und den Ihren löschte für Wochen die künstliche Welt in seinem Kopf aus; ein Diner bei Fremden sogar machte ihn Tage lang arbeitunfähig. Aber in dieser Zeit opferte er sich Werken, die es ihm lohnten; und jetzt liegt er überm Werktisch in gegenstandloser Verbissenheit. Diese „Bouvard und Pécuchet" nehmen ihm den letzten Athem, zermalmen ihn. Er hatte Erleichterung von ihnen erhofft; wollte alle Galle hineinspeien, die menschliche Dummheit ihm je bereitet hatte; und die beiden Hampelmänner, die sich nach und nach das gesammte menschliche Wissen aneignen

und erleben, wie es sich gegenseitig in die Luft sprengt und zu nichts verpufft, sollten ihn erheitern. Aber schon die Vorarbeiten — dieses wahnwitzig hastige Verschlingen sämmtlicher Wissenschaften, zu dem einzigen Zweck, aus jeder zwanzig Zeilen Stil und eine Posse zu machen — zeigen ihm das Ende seiner Sackgasse. Er sieht selbst, aber ohne abzulassen: nur in Einem, der fast allen Zusammenhang mit dem Möglichen, mit dem Leben selbst verlor, konnte solch geistiges Ungeheuer heranwachsen. Die trostlose Freude, eine Liste von Dummheiten jener Verstorbenen anzulegen, deren Namen die Menschheit repräsentiren, sie ist das krampfige Gelächter eines Verurtheilten.

Verurtheilt ohne mögliche Berufung, ohne Aufschub? Vielleicht, wenn man Dies wüßte, gewährte es eine kindische Rache am Leben. Und, ein altes Kind, trotzt er der Stimme der Sand. Sie hat ihn immer gewarnt, vorm Alleinsein, vor der Verkünstelung; hat ihn gefragt, ob er nicht irgendwo einen Bengel wisse, den er mit einigem Grund für seinen halten könne er solle ihn adoptiren. Geld? Sie kaufe ihm sein Haus ab und er bleibe darin wohnen. Er solle das Leben der Mollusken studiren: „Wenn Du an die Naturgeschichte anbeißt, bist Du gerettet." Endlich: er solle sein Martyrium schildern; und immer wieder: er solle die Dummen, Schlechten beklagen, nicht hassen. „Beklagen läßt sich nicht trennen von Lieben . . ." Was kann er dazu sagen? Man ändert doch nicht mit bloßem guten Willen das Ergebniß eines lebenlangen Schicksals. Wie er falsch wirken würde, wenn man ihn plötzlich sentimental und als Menschenfreund wiedersähe! Sein öffentliches Gesicht ist längst fertig geschminkt, seine Rolle — und die ändert man nicht — Allen geläufig. Ihn umgeben Legenden von Wunderlichkeiten und lächerliche Boutaden werden ihm zugeschrieben. Er ist ein unzugänglicher Sonderling, den die Sonntagsausflügler einander zeigen, wenn er in seinem ewigen Schlafrock am Fenster erscheint. Wie viel Abneigung verdankt er seiner Art, zu leben, und durchaus nicht nur bei den Philistern aus Rouen! Eine richtige Manie sogar hat er, den „Haß auf die Literatur". Er sieht die Literatur überall gehaßt: von den Machthabern; denn wer spricht und schreibt, ist eine Nebenmacht; von der geistigen Trägheit, dem Konservatismus ganzer Klassen, dem Fanatismus Anderer; kurz, von der Dummheit, deren natürliche Aufgabe, dem Geist die Wage zu halten, er verkennt und die er, seine Freudin hat es ihm immer vorausgesagt, nicht töten wird. Im Gegentheil: ihn wird die Literatur töten und eben sein Haß auf die menschliche Dummheit, der ihn nun in ein aussichtloses Unternehmen verstrickt hat.

Will ers noch immer nicht einsehen? Er fängt an, die Wohlmeinende zu entmuthigen. Sie selbst rafft sich mit Mühe und zum letzten Mal aus Krankheit auf; und, was nie geschah, ein paar Worte der Ungeduld entschlüpfen ihr: „Das Leben ist eine Folge von Stichen ins Herz. Aber die

Pflicht ist da; es heißt: weiter und seine Arbeit thun, ohne Die traurig zu machen, die mit uns leiden." Und, einmal im Verhältniß des Kritikers, erliegt sie der Versuchung, es dem Kranken anzurechnen, daß nun seine Pflegerin, ehe sie selbst dahingeht, ihn hoffnungloser sehen muß als je. Plötzlich brechen alle Gegensätze stachelig hervor. Jetzt kommt von ihr die Beanstandung seiner Aesthetik, alles Dessen, was er ist. Mit einem Schlage hat sie Alles verloren, was sie je von ihm begriff und fühlte, und bringt die selben fremden Widerreden vor, die ihre Partei von je her an ihm übte. Denn diese Freunde standen Jeder zu Häupten einer feindlichen Partei. Er antwortet, zuerst bestimmt; man läßt sich nicht sagen, daß man Alles, was man war, durch Irrthum war; dann nachgiebig. Entstehen ihm Zweifel? So sind es beglückende. Ein süßes Erschrecken muß über ihn gekommen sein, der sich aufgegeben glaubte. Hier ist Jemand, der sich noch die Mühe macht, ihn zu tadeln, mit dem Verlangen, er solle ihm folgen? Jemand, der ihn in eifervolle Behandlung nimmt, ihn reformiren möchte. Das wäre also noch möglich? Die Freundschaft, die er für ein verklärendes Spiel, aber im Grunde für unwirksam hielt, kann also dennoch machen, daß von zwei Wesen nicht mehr jedes in seiner Atmosphäre bleibt, und unsere Menschlichkeit braucht nicht auf immer begrenzt zu sein? Jetzt lauscht er der befreundeten Stimme, zum ersten Male jetzt. Sie will, daß er sich endlich in die eigene Güte und Zärtlichkeit füge, sich zu ihr bekenne, an der Liebe des Einfachen theilnehme, Etwas von seinem Herzen zu Papier bringe. Und er sinnt zurück in die Zeiten, da er sein Herz noch gewähren ließ. Er war Kind; im Hof des Hospitals, dessen berühmter Chirurg sein Vater war, gingen Kranke in Kragenmänteln; in den Betten seufzten sie, wenn es stürmte. Wie, wenn Jemand mit stolzer Vergangenheit in Elend und Vereinsamung an stürmischem Flußgelände ein Fährmann wäre und es riefe ihn ein Mensch in der Nacht, der ein Aussätziger wäre, den er in seine Hütte führte, speiste, zu sich ins Bett legte, die Schwären an sich gedrückt, und der dann, aufglänzend als Heiland, mit ihm gen Himmel schwebte? Die Last seines unmöglichen Buches ist abgeworfen. Flaubert schreibt die Legende von Sankt Julian dem Gastfreundlichen. Er giebt vor, es sei ein „Kirchenfenster in seinem Dorf"; es sei „Kunst", „Stil" und nichts weiter. Wie gewöhnlich, glaubt man es ihm.

In seinem Elternhaus erzählte eine alte Magd dem langsamen Knaben, der spät sprechen lernte, die ersten Geschichten, lehrte ihn seine Phantasie kennen, die Gabe, von der er leben sollte. Und mitten in das Landwirthschaftfest, das größte Prachtstück der Bovary, und als einzige liebevoll und dankbar gesehene Gestalt, tritt eine alte Magd, um eine Medaille im Werth von fünfundzwanzig Francs entgegenzunehmen, für vierundfünfzig Dienstjahre auf dem selben Hof. Da steht sie in ganzer Figur, eingeschrumpft, das Gesicht

ein vertrockneter Apfel, die Hände halb offen, „als wollten sie selbst das demüthige Zeugniß so vieler ertragenen Leiden beibringen“. Nonnenhaft starr, stumm und friedlich wie die Thiere, die ihre Gesellschaft waren, ohne alle Weichheit oder Trauer und, ohne es zu wissen, als Anklägerin: „so stand vor diesen entfalteten Bürgern dies halbe Jahrhundert Knechtschaft.“ Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo sie von der Estrade der Preisrichter herabsteigen, ihr strenges Relief verlieren, die Male in ihrer Seele vorzeigen soll. Eine alte Magd, ihr Leben lang unter einer Herrin, einst von ihrem Liebsten verlassen, des Kindes vom Haus, auf das ihre Zärtlichkeit sich warf, durch den Tod verlustig, lächerlich durch ihre Gluth, zu lieben, die sich endlich ganz auf einen bunten, ausgestopften Papagei, wie auf ein Abbild des Heiligen Geistes, ergießt: die Magd Félicité. Ein alter Einsamer, hinter sich von der Liebe nur Bitternisse, übrig geblieben nach Denen, die ihm einst eine Familie vortäuschten, und, wenn er sterben wird, den letzten, mystisch sinnlichen Gedanken an das über seiner Stirn schwebende ausgestopfte, schon halb zerfressene, aber smaragdene, aber purpurne Gefieder — die Kunst! — gehängt: Flaubert.

Als er, viel schneller denn sonst irgend eine, diese Seiten beendet hatte, konnte er sie George Sand nicht zeigen, ihr für die Wohlthat, die sie ihm erwiesen hatte, nicht mehr die Hände küssen; denn sie war soeben gestorben. „Die gute Dame von Nohant“ war von vielen Armen gesegnet worden; mit „Un cœur simple“ erntete sie (und wußte nicht mehr darum) den reichsten dieser Segen.

So verlief eine Freundschaft. Zwei Geister verweilten bei einander: der eine verneinte, aus Neugier; und sicher, wußte der andere, nicht, ohne daß auf dem Grund seines Gefühls, wie jedes Gefühls, wieder er selbst zu finden war. Dabei gehörten sie, wo immer es feindliche Verschanzungen gab, in verschiedene Lager. Was der Eine war, schien eine Verwerfung des Anderen; was der Eine schuf, schien gegen das Schaffen des Anderen gerichtet. Sogar wenn sie das Selbe haßten, unter dem Selben litten, wirkte darin ein verschiedenes Wollen. Eine nie erklärte, seltsame Nähe empfanden sie trotzdem; und daß sie mit jeder Bekundung des Andersseins den Lippen Unwesentliches überlieferten. Aus der Tiefe, wo sie zusammenhingen, wollte kein Wort heraufsteigen; oder nur, von Zeit zu Zeit, ein von ungefähr, wie unwissend, gestammeltes. Endlich, da der Stärkere, im Begriff, zu scheiden, herb wird, erschrickt der Schwächere, ob er sich auch immer allein und unberührbar glaubte, tief und zugleich beglückt; und die nie erhörten Worte, die ihr Gemeinsames ausdrücken, werden laut. Sie sind das Persönlichste, was der Eine zu sagen hatte, und rufen doch dem Anderen das Echo seiner eigenen Menschlichkeit nach. Der aber hört sie nicht mehr; ein Sargdeckel fällt zu; und rathlos erhebt sich ein Weinen.

Florenz. Heinrich Mann.

Der Menschenfischer.*)

„Doch jetzund ward ich nichts, denn ich bin Alles,
Die ganze Welt drückt nieder auf mein Herz."
(Fergus und der Druide).

Als die alte Sheen nic Leoid in die Kathe zurückging, nachdem sie an dem Bach am Rande des grünen Airidh gewesen war, wo sie die Holzplatte ausgewaschen hatte, die zum Kartoffelschälen bestimmt war, setzte sie sich vor dem Torffeuer nieder.

Sie war weiß von Jahren. Ueberdies war der Bergwind eisig, trotzdem die Sonne den ganzen Hochsommertag über geschienen hatte. Es war behaglich, vor dem Torffeuer zu sitzen.

Die Kathe lag an dem Abhang eines Berges und war dem Süden zuge-

*) Fiona Macleod nennt sich (oder heißt?) eine Dichterin, deren erstes Werk vor ungefähr zehn Jahren erschien, deren Bücher seitdem in England und Amerika stark gewirkt haben und über deren Persönlichkeit man noch heute fast nichts weiß. Wissen soll. „Meine Bücher", schrieb sie, „gehören dem Publikum, das ich nicht kenne; ich gehöre mir selbst. Meist lebe ich im Hochland und auf den Inseln des Westens; selten nur und nie länger als eine Woche in Edinburgh. Die Atmosphäre der Städte drückt mich nieder und ich suche sie nur auf, um Musik zu hören. Wann ich geboren ward? Vor mehr als tausend Jahren in dem fernen Lande der Gälen, das man unter dem Namen der Traumhügel kennt. Traum hieß meine Mutter, mein Vater Romantik. In diesem Land habe ich den besseren Theil meines Lebens zugebracht." In dieses Land, aus dem der Schotte Macpherson einst die ossianischen Lieder brachte, in die Heimath des Artusmythos, der Sagen von Parzival und Merlin führt Fiona Macleod die Leser zurück. „Keltische Sagen" giebt sie, Sagen, die auf der „Weißen Insel" der Gälen erwuchsen und die sie nun wie Selbsterlebtes erzählt, mit der Schöpferkraft des Poeten zu neuem Leben erweckt. „Nicht alte keltische Motive tragischer Schönheit und tragischen Schicksals wollte ich noch einmal benutzen, sondern in der Natur, im Leben der Menschen und in der verschwimmenden Gedankenwelt zeitloser Phantasie die besondere Schönheitart suchen, die alte Keltendichter fanden und malten. Damals gab es Mythenbildner; und wenn wir heute auch nicht mehr die Naturkräfte, die stummen und geheimnißvollen Vorgänge im Reich der Natur vermenschlichen oder euhemerisiren: sicherlich webt auch jetzt der Geist an einem neuen Mythos. Eingeborener Trieb und geistiges Bedürfniß rufen vereint die Mythen bildenden Kräfte herbei ... Das Reich des Friedens scheint mir noch fern, allmählich aber kommt es uns näher; und ich glaube, das Wesen, das uns abermals erlösen soll, wird nach göttlichem Rathschluß ein Weib sein. Ob sie körperlich auf der Erde oder als unsterblicher Hauch in unseren Seelen leben wird, vermag heute noch Niemand zu sagen." Die Dichterin, die so spricht, wohnt in der Welt des Mythos und der Mystik; mit Recht aber sagt Herr Mey, der sie in Deutschland eingeführt hat: „Es ist eine Mystik, die nicht in momentanen Verzückungen gipfelt, sondern dauernden Frieden gewährt; eine von Askese freie Mystik, für die der Leib nicht der Kerker, sondern der Freund der Seele ist und die das Wunder und die Schönheit des Weibes nicht lästert, sondern verehrt." Unter dem Titel „Wind und Woge" sind die keltischen Sagen bei Eugen Diederichs erschienen. Ein schmales Buch, das in der Reisetasche Platz hat. Ein Buch, das man am Meer und im Hochgebirg lesen kann, weil Größe in ihm lebt. Die Legende vom Menschenfischer soll ihm Freunde werben.

kehrt. Im Norden, Süden, Osten und Westen streckten sich andere weite Halden hinauf, wie hohle, grüne Wogen, die durch eben den Wind, der sie so zusammenbog und ihre Kämme so phantastisch zu Nadeln und zackigen Zinnen gestaltete, zu regungslosem Stillschweigen erstarrt waren. Stille herrschte an jenem Orte immer und immer Was half es, daß das Gorromalt-Wasser den Ben Nair, auf dem die Kathe lag, hinabschäumte und immerfort heisere Laute erschallen ließ, dem Schweigen Sprache gebend? Was half es, daß mitunter die Steine von den Graten von Ben Chaisteal und Maolmor herabfielen und die kahlen Wände hinabrasselten, bis sie in den verworrenen Maschen von Stechginster und Wacholder hängen blieben? Was halfs, daß im stürmischen Morgengrauen der Adler kreischte, während er gegen den Wind ankämpfte, der eine schmale Linie auf die gealterte Stirn von Ben Mulad grub, wo sein Horst war; oder daß die Weihe über den Kaninchenbauen im Thale schrie; oder daß der Hügelfuchs bellte; oder daß die Brachschnepfe klagte; oder daß die verstreuten Schafe ein endloses, klägliches Geschrei erhoben? Was waren Diese anders als die Diener des Schweigens?

Kein blauer Rauch stieg im Thale auf, außer von der einen Torfhütte. In dem versteckten Thal jenseits von Ben Nair war ein Weiler und fast gegen sechzig Leute lebten dort; aber er war über drei Meilen entfernt. Sheen Macleod war allein an jenem einsamen Orte, ganz allein mit ihrem Sohne, Alasdair Mor Og. „Jung Alasdair" war er noch, obwohl die grauen Füße von fünfzig Jahren sein Haar gezeichnet hatten. Alasdair Og war er, so lange Alasdair Ruadh mac Chalum mhic Leoid, der sein Vater war, lebte. Aber als Alasdair Ruadh die Daseinsform wechselte und Sheen als ein leidtragendes Weib zurückblieb, war er, der ihr Sohn war, immer noch Alasdair Og.

Eine wehe Müdigkeit lag an jenem Tage auf ihr. Trotzdem war es nicht die Last der Bürde, die sie veranlaßte, hinein und aus der Nachmittagssonne zu gehen und an der rothen Gluth des Torfes niederzusitzen, in tiefem Brüten.

Als, fast eine Stunde später, Alasdair den Abhang hinauf kam und die Kühe in den Stall führte, hörte sie ihn nicht, noch bekam sie ihn zu Gesicht, als sein Schatten vor ihm hineinflackerte und sich lang über den Fußboden legte.

„Arme alte Frau", sagte er zu sich selbst, indem er wegen der stattlichen Größe, die er hatte, sein Haupt beugte; und da stand er, so wuchtig und stark und so zärtlich dazu, trotz dem krausen, schwarzen Bart und den wilden Bergaugen, die unter struppigen, schwarzgrauen Augenbrauen hervorblickten. „Arme alte Frau! Da sitzt sie mit dem müden Herzen, das sie hat. Ja, ja, sicher: die Wochen lecken ihren Schatten auf, wie man zu sagen pflegt. Sie wird gerade an ihn denken, der dahin ist. Oder vielleicht wandern die alten Gedanken, die sie hat, ihre eigenen Schritte zurück, diese Schlucht hinab und über jenen Hügel und fort hinter jenes Thal und diese Kluft und jenes Moor. Ja, ja, es ist eine gute Liebe, die der Mutter. Sicher: ein bitteres Leid wird es für mich sein, wenn einst kein altes graues Haar zum Streicheln mehr da ist. Es ist ruhig hier, schrecklich ruhig, weiß Gott. Ihm sei der Dank für Dies und für Das; aber wenn sie zuletzt im weißen Schlafe liegt, wird es ein schmerzlicher Tag für mich sein, einer, an dem ichs nicht werde ertragen können, zu hören, wie durch den Regen hier auf den Hügeln die Schafe rufen und rufen und rufen und das Gorromalt-Wasser und keine andere Stimme mir nah ist an jenem Tage der Tage."

Sie hörte einen schwachen Seufzer und regte sich einen Augenblick, sah sich aber nicht um.

„Muim'-a-ghraidh, bist Du denn müde? Und gar bei dem schönen Wetter?"

Mit einer raschen Bewegung sah die alte Frau nach ihm hin.

„Ach, mein Kind, bist Dus wirklich? Nun, ich bin froh darüber, denn ich habe wieder die Unruhe."

„Was für eine Unruhe, ehrwürdige Pflegerin?"

Aber die alte Frau antwortete nicht. Matt wandte sie ihr Gesicht wieder der Torfgluth zu.

Alasdair setzte sich auf den großen Holzstuhl zu ihrer Rechten. Eine Weile blieb er so schweigend, indem er in das rothe Herz des Torffeuers starrte. Was für eine Finsterniß war auf dem alten Herzen, das er liebte? Was für eine Unruhe war es?

Endlich stand er auf, schüttete Mehl und Wasser in den eisernen Topf und rührte die Suppe, während sie siedete und spritzte. Dann goß er kochendes Wasser auf den Thee in der braunen Kanne und legte das frische Brot und das Süßmilchgebäck auf das rohe Fichtenbrett, das als Tisch diente. „Komm, liebes, müdes, altes Herz", sagte er, „und laß uns dem Höchsten Wesen Dank sagen."

„Preis und Dank!" sagte sie und wandte sich um.

Alasdair schöpfte die Suppe auf und sah zu, wie der Dampf aufstieg. Dann setzte er sich nieder, ein Messer in einer Hand und den braunweißen Brotlaib in der anderen. „O Gott", sagte er mit der leisen Stimme, mit der er in der Kirche sprach, wenn Brot und Wein ausgetheilt wurden, „O Gott, gieb uns jetzt Deinen Segen und nimm unseren Dank! Und gieb uns Frieden!"

Da war Friede in den kummervollen alten Augen der Mutter. Die Beiden aßen schweigend. Die große Uhr, die am Bette hing, ließ ihr Ticktack, Ticktack hören. Ein schwaches Zischen kam aus einem Torfstück, das Sumpfgas in sich hatte. Schatten regten sich in dem Schweigen und trafen sich und flüsterten und entschwanden in tiefe, warme Dunkelheit. Da war Friede.

Noch lag ein rother Schimmer über den Hügeln im Westen, als die Mutter und der Sohn wieder im Herdwinkel saßen.

„Was ist es, mein Mutterherz?" fragte endlich Alasdair, indem er seine große rothe Hand aufs Knie der Frau legte.

Sie sah ihn einen Augenblick an. Als sie sprach, wandte sie ihren Blick wieder ab. „Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege."

„Und wie meinst Du Das, Theure? Sicher: es ist der tiefe Sinn, den Du in jenem alten grauen Kopfe hast, was ich so liebe."

„Ja, Du liebes Kind, meine Worte haben Sinn. Alt bin ich und die Stunde meiner Stunden ist nah. Letzte Nacht hörte ich eine Stimme draußen vor dem Fenster. Es ist eine Stimme, die ich nicht wieder hören werde, nein, nicht in siebenzig Jahren. 'Sie war süß wie ein Wiegenlied; so war sie." Sie verstummte; und eine Zeit lang herrschte Stillschweigen. „Nun, Theurer", begann sie wieder, matt und mit leiser, schwacher Stimme, „müder und müder bin ich jeden Tag, jetzt, in diesem letzten Monat. Vor zwei Sabbaten erwachte ich; da war Glockenton in der Luft; und Du weißt sehr wohl, Alasdair, daß keine Kirchenglocken

jemals in Strath-Nair erklangen. Zu Beginn des Dunkels am Freitag (und zur Verstärkung des Zeichens wars der dreizehnte Tag) fiel ich in Schlaf und träumte, die Graberde sei auf meiner Brust und die Wurzeln der weißen Maßliebchen seien in den Höhlen, wo die Augen waren, die Dich, Alasdair, mein Kind, liebten."

Der Mann sah sie mit unruhigem Staunen an. Keine Worte wollten ihm kommen. Was hilfts, zu sprechen, wenn man nichts zu sagen hat? Gott sendet das Dunkel über die Wolke: und es kommt Regen; Gott sendet das Dunkel über den Hügel: und es wird Nebel; Gott sendet das Dunkel über die Sonne: und es wird Winter. Gott ist es auch, der das Dunkel über die Seele sendet: und es kommt Daseinswechsel. Die Schwalbe weiß, wann sie ihre Schwinge emporheben muß auf der Flucht vor dem Schatten, der aus dem Norden heranschleicht; der wilde Schwan weiß, wann der Duft des Schnees hinter der Sonne ist; der Lachs, einsam in dem braunen Teich inmitten der Hügel, hört die Tiefsee und seine Zunge lechzt nach Salz und seine Flossen beben und er weiß, daß seine Zeit gekommen ist und daß die See ruft. Die Hindin weiß, wenn das Kälbchen in ihrem Leibe noch nicht sich geregt hat; ist nicht das Veilchenblau tiefer in den schattigen, thauigen Augen? Das Weib weiß, wenn das Kind noch nicht seine kleine Hand bewegt hat; sieht man nicht öfter die wilde Rose auf ihren Wangen und liegen nicht in der Dämmerung die bangen Thränen feucht auf stillen Händen? Wie sollte denn die Seele nicht wissen, wenn endlich der Daseinswechsel naht? Ist sie ein geringeres Ding als ein Schilfrohr, das sieht, wie das gelbe Birkengold auf dem See treibt und das Gewand der Haide braunroth wird, wenn die Purpurfarbe am Himmel aufsteigt und der weiße Sumpfflaum grau und zerfetzt hin- und herwogt, wo dunkel und stechend die Sumpfdistel wächst, — das Dies sieht und weiß, daß der Athem des Todes-Webers am Pol schnell dahinstreift über die vereisten Bergspitzen im Nordland? Sie ist mehr als ein Schilfrohr, sie ist mehr als ein wildes Reh auf den Hügeln, sie ist mehr als eine Schwalbe, die ihre Schwingen erhebt vor dem Nahen des Schattens, sie ist mehr als ein Schwan, der trunken ist vom Duft des blauen Weines der Wogen, wenn die grünen arktischen Wiesen weiß und still liegen. Sie ist mehr als Diese, sie, die den Sohn Gottes zum Bruder hat und in Licht gekleidet ist. Gott löscht nicht aus im dunklen Grabesschoß, was er entzündet hat im dunklen Mutterschoß.

Wer will behaupten, daß die Seele nicht weiß, wenn der Vogel müde ist des Nestes und das Nest müde ist des Windes? Wer will behaupten, daß alle Ahnungen leere Einbildungen sind? Ein wirbelnder Strohhalm auf der Straße ist nur ein wirbelnder Strohhalm; doch der Wind trifft die Wange, fast ehe er vorüberflog.

Darum war es damals nicht Alasdair Ogs Absicht, ein Wort auf die Rede der Frau zu erwidern, die seine Mutter war und weiß von Alter und die sehen konnte mit dem Blick alter, weiser Augen. So war Alles, was über seine Lippen kam, ein Seufzer und das Gebet der Armen im Geiste, das nur ein Athemzug aus tiefem Herzen ist.

„Du wirst mir erzählen, Du graues Herzlieb", sagte er endlich liebevoll, „Du wirst mir erzählen, was hinter jenem Worte war, das Du sagtest; jenem von den Füchsen, die Höhlen haben, um sich zu verbergen, die armen Thiere, und von den Vöglein in ihren Nestern, während des Menschen Sohn nicht hat, wo er sein Haupt hinlege?"

„Ja, Alasdair, mein Sohn, den ich vor langer Zeit gebar und den ich bald verlassen muß, ich will Dir Das erzählen, und zwar sogleich, denn ich weiß, was im Dunkeln ist in dieser Nacht der Nächte.“

Die alte Sheen legte ihren Kopf müde in den Stuhl zurück und ließ ihre Hände, lang und weiß, die Handflächen nach unten gekehrt, auf ihren Knien liegen. Die Torfgluth wärmte das matte Grau, das unter ihren geschlossenen Augen und um ihren Mund und in den durchfurchten Wangen lauerte, Alasdair rückte näher und nahm ihre rechte Hand in die seinen, wo sie wie ein ermüdetes Schaf zwischen zwei Felsenböschungen lag. Sanft streichelte er ihre Hand und wunderte sich, daß ein so gebrechliches und schwaches Geschöpf wie diese kleine, alte, verwelkte Frau einen großen, schwärzlichen Mann wie ihn bemuttert haben konnte, — ihn, der jetzt mit seinen fünfzig Jahren ein Mann und doch dort an ihrer lieben Seite nur ein Knabe war.

„Es kam so, Alasdair-mochree“, fuhr sie mit ihrer leisen, schwachen Stimme fort (wie ein vom Wind erschöpftes Blatt, dachte der Mann, der ihr Sohn war). „Es kam so. Ich ging hinunter zum Bach, um die Holzplatte zu waschen, und als ich dort war, sah ich im Farnkraut ein verwundetes Rehkälbchen. Seine großen, traurigen Augen glichen denen Maisies, des armen Mädchens, als sie in dem Wochenbett lag, aus dem sie abgerufen wurde. Ich ging durch das Farnkraut und am Gorromalt hinab und in die Schlucht der Weiden. Und als ich dort war und am rinnenden Wasser stand, sah ich einen Mann am Bachufer. Er war schlank, aber hager und müde; und die Kleider auf seinem Leibe waren ärmlich und abgenutzt. Er hatte Kummer. Als er sein Haupt zu mir erhob, sah ich die Thränen. Dunkle, wundervolle, süße Augen waren es. Sein Antlitz war blaß. Es war nicht das Antlitz eines Mannes von den Hügeln. Es war keine Röthe darin und der Blick der Augen war nach innen gerichtet. Es war ein schöner Mann mit weißen Händen, wie sie eine Frau hat, eine Frau wie die Edeldame von Glenchaisteal dort drüben. Auch seine Stimme glich der Stimme jener Lady; in ihrer Sanftheit und dem süßen, stillen Leid, meine ich. Die Worte, mit denen ich ihn anredete, waren englisch; denn ich dachte, er gleiche einem Manne aus Saſunn oder irgendwo aus den Südlanden. Aber er antwortete mir auf Gälisch; in süßem, gutem Gälisch gleich dem der Bibel dort oben. Ihm sei die Ehre!

‚Ist es der Weg das Thal hinab, den Sie suchen?‘ fragte ich; ‚und wollen Sie nicht nach dem Hause drüben hinaufkommen, wenns auch nur eine arme Hütte ist, und einen Schluck Milch trinken und rasten, falls Sie müde sein sollten?‘

‚Du hast meinen Dank dafür‘, sagte er, ‚und es ist, als hätte ich Beides, die gute Rast und den kühlen, süßen Trank. Aber ich folge dem fließenden Wasser hier.‘

‚Geschieht es, um zu fischen?‘ fragte ich.

‚Ich bin ein Fischer,‘ sagte er, und seine Stimme klang leise und traurig. Er hatte keinen Hut auf seinem Haupt und das Licht, das durch eine Ebereſche strömte, fiel auf sein langes Haar. Er trug das Mitleid mit den Armen in seinen kummervollen grauen Augen.

‚Und wollen Sie nicht bei uns schlafen?‘ fragte ich wieder. ‚Das heißt, wenn Sie keinen Ort haben, wohin Sie gehen können, und ein Fremdling in diesem Lande sind, wie ich glaube, daß Sie es sind; denn ich habe Sie nie zuvor in den Heimaththälern erblickt.‘

‚Ich bin ein Fremdling', sagte er, ‚und ich habe keine Heimath; und zu meines Vaters Hause ist es ein weiter Weg.'

‚Sagen Sie es mir nicht, armer Mann', sagte ich freundlich, bekümmert über sein Leid; ‚sagen Sie es mir nicht, wenn Sie es nicht gern thun; aber froh will ich sein, wenn Sie mir den Namen nennen wollen, den Sie tragen.'

‚Mein Name ist Mac-an-t'-Saoir', antwortete er mit dem ruhigen, tiefen Blick, der ihm eigen war. Und damit neigte er sein Haupt und ging seines Weges, in tiefem Sinnen.

Nun, mit einem schweren Herzen that ich mich umwenden und ging durchs Farnkraut zurück. Ein schweres Herz, sicherlich, und doch dazu, — o, Friede, kühle Thautropfen des Friedens! Und das Rehkälbchen war da; geheilt, Alasdair, geheilt, und fröhlich nach seinem Reh blöckend, das mit erhobenem Huf auf einem Felsen stand und die Schlucht hinabstarrte nach dem Orte, wo der Fischer war.

Als ich am Brunnen anlangte, kam ein Weib die Halde hinab. Sie war schön anzusehen, aber die Thränen standen ihr in den Augen. ‚O', rief sie, ‚haben Sie einen Mann diesen Weg gehen sehen?' ‚Ja, gewiß', antwortete ich, ‚aber was wars für ein Mann?' ‚Er wird Mac-an-t'-Saoir genannt!' ‚Nun, es giebt viele Männer, die Sohn des Zimmermanns genannt werden. Wie mag sein eigener Name lauten?' ‚Josa,' sagte sie.

Und als ich sie ansah, flocht sie die wogenden Zweige eines nahen Dornstrauches in einander und schluchzte leise; und es glich einem Kranz oder einer Krone, was sie machte.

‚Und wer sind Sie, arme Frau?' fragte ich.

‚O mein Sohn, mein Sohn', sagte sie und legte ihre Schürze über ihr Gesicht und ging in die Schlucht der Weiden hinab; und während sie ging, weinte sie bitterlich, die arme Frau.

Und jetzt, Alasdair, mein Sohn, sage mir, was für Gedanken Du Dir machst über Das, was ich Dir eben erzählt habe. Denn ich weiß wohl, wen ich dort auf der Halde traf und wer der Fischer war. Und als ich wieder hier am Torffeuer war, setzte ich mich nieder und meine Seele versenkte sich in sich selbst. Und fürwahr: ich habe die Erkenntniß."

„Nun, nun, meine Liebe, Du bist schwer ermüdet. Ruhe Dich jetzt aus. Aber sicher: es giebt viele Männer, die Macintyre genannt werden.

„Ja, und welcher Gäle, den Du kennst, würde bereit sein, Dir diesen seinen Zunamen zu sagen?"

Alasdair hatte darauf keine Antwort. Er stand auf, um noch einige Torfstücke auf das Feuer zu legen. Als er Das gethan hatte, stieß er einen Schrei aus.

Die weiße Farbe, die der Mutter Haar zeigte, bedeckte jetzt auch das Gesicht. Kein Blutstropfen war in ihm oder in den schmalen Lippen. Der Glanz in den alten, trüben Augen glich dem des Wassers nach dem Frost. Er nahm ihre Hand in die seine. Sie war kalt wie Thon. Er ließ sie los und sie fiel schlaff am Stuhl herab, steif wie der Hirtenstab, den er führte, wenn er die Schafe hütete. „O, mein Gott und mein Gott", flüsterte er, weiß vor Furcht und bitterem, grausem Schmerz.

Dann geschahs, daß er ein Klopfen an der Thür hörte.

„Wer ist da?" schrie er heiser.

„Oeffnet und laßt mich ein." Es war eine leise, süße Stimme; aber war jene graue Stunde die Zeit für einen Willkommen?

„Geht; und geht in Frieden, wer immer Ihr seid. Hier ist Tod."

„Oeffnet und laßt mich ein."

Darauf drückte Alasdair, schwankend wie ein Rohr im Winde, die Klinke auf. Ein schlanker, schöner Mann, schlecht gekleidet und müde, dazu blaß und mit träumenden Augen, trat ein.

„Beannachd Dhe an Tigh", sagte er, „Gottes Segen über dieses Haus und Alle, die hier sind."

„Das Gleiche über Sie", sagte Alasdair und müdes Leid klang in seiner Stimme. „Und wer sind Sie? Vergeben Sie die Frage."

„Ich werde Mac-an-t'-Saoir genannt und Josa ist der Name, den ich trage, — Jesus, des Zimmermanns Sohn."

„Es ist ein guter Name. Und ist es Gutes, das Sie suchen in dieser Nacht?"

„Ich bin ein Fischer."

„Gut, da hat man hier zu thun und da zu thun. Aber wollen Sie nach dem Thal jenseits vom Hügel gehen und dem guten Mann, der dort wohnt, dem Geistlichen, Lachlan, Mac Lachlan, erzählen, daß die alte Sheen nic Leoid, das Weib des Alasdair Ruadh, tot ist?"

„Ich weiß es, Alasdair Og."

„Und wie können Sie Das wissen und meinen Namen dazu, Sie, der Sie Macintyre genannt werden?"

„Ich traf die weiße Seele der Sheen, als sie vor einer kleinen Weile an der Schlucht der Weiden hinabging. Sie sang einen frohen Gesang, fürwahr. Grüne Jugend hatte sie in ihren Augen. Und ein Mann hielt sie an der Hand. Es war Alasdair Ruadh."

Da fiel Alasdair auf seine Knie. Als er aufblickte, war Niemand mehr da. Durch die Dunkelheit draußen vor der Thür sah er einen Stern weiß aufleuchten und hüpfen gleich dem Pulsschlag eines Herzens.

Es war drei Tage nach jenem Tage des Schattens: da wurde Sheen Macleod unter den grünen Rasen gelegt.

In jeder Nacht wandelte Alasdair Og in der Schlucht der Weiden: und da sah er einen Mann fischen, freilich immer in weiter Ferne. Immer bückte er sich nieder und manchmal glich er einem Schatten. Aber es war der Mann, der Josa Mac-ant-t'-Saoir genannt wurde, — Jesus, des Zimmermanns Sohn.

Und in der Nacht der Beerdigung sah er den Fischer ganz in der Nähe.

„Mein Herr und Gott", sagte er, mit gedämpfter Stimme und tiefer Ehrfurcht in seinen staunenden Augen; „mein Herr und Gott!"

Und der Mann sah ihn an. „Bei Nacht und bei Tage, Alasdair MacAlasdair," sagte er, „bei Nacht und bei Tage fische ich in den Wassern der Welt. Und diese Wasser sind die Wasser des Grams und die Wasser der Sorge und die Wasser der Verzweiflung. Und es sind die Seelen der Lebenden, nach denen ich fische. Und siehe, ich sage Dies zu Dir, denn Du sollst mich nie wiedersehen: Gehe hin in Frieden! Gehe hin in Frieden, Du gute Seele eines armen Mannes, denn Du hast den Menschenfischer gesehen."

Fiona Macleod.

Das Ende der Obrenowitsch.

Das Ende der Obrenowitsch. Von Vladan Georgewitsch, serbischem Ministerpräsidenten a. D., Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das Buch des Dr. Georgewitsch wird wohl bald zu den meistgelesenen Werken gehören, namentlich aber in den europäischen Hof- und Staatskanzleien von Hand zu Hand wandern. Es erzählt das Ende einer Dynastie, die letzten Regirungjahre des Königs Alexander von Serbien, bis zu dessen Heirath mit der Witwe Draga Maschin, einer Heirath, die dann zur Ermordung Beider führte. Die ernste politische Persönlichkeit des Verfassers aber ließ von vorn herein erwarten, daß seine Aufzeichnungen Anderes bieten würden als ein Stück jener bereits bis zum Ueberdruß angewachsenen Memoirenliteratur, in der unfähige Minister, abgethane Frauen und zur Vergessenheit verurtheilte Exdiplomaten sich wenigstens noch die Grabschrift sichern wollen, daß sie auch dabei gewesen seien, als irgend ein wüstes oder dürftiges Narrenstück der menschlichen Komoedie sich abspielte. In der That ist es denn auch ein anderer Geist, der aus dem Buch dieses serbischen Politikers spricht. „Gern, für mein Leben gern", so schrieb mir neulich der Verfasser, „würde ich meinem Buch eine Vorrede voranstellen; aber wer glaubt denn heute noch einer Vorrede? Es ist nicht wahr, daß mein Buch ein intern-serbisches ist; wenn es eine Gerechtigkeit giebt, dann muß das russische Volk empfinden, daß sich um sein heiliges Recht der Prozeß darin eben so dreht wie um das Lebensrecht meines Vaterlandes und daß es die selben Todfeinde sind, die an uns Beiden gefressen und uns Beide, die Russen so, uns Serben so, ins Unglück gestürzt haben. Höre mich an, Rußland, so möchte ich rufen, höre mich, ich verstärke die jetzt von Dir erhobene brennende Anklage gegen diese Feinde alles Slaventhumes: gegen Deine Machthaber. Sie haben aus der Geschichte nichts gelernt und wollen nichts lernen. Im Uebermuth ihrer schrankenlosen Macht spielten sie mit unserer Gegenwart und Zukunft, wie sie mit Deinen Lebensbedingungen spielten. Nimm dies Buch, nimm es zu den Akten in dem Prozeß, den Du ihnen jetzt machen mußt, denn dahin gehört es und nicht nur in die Hände eines einst matt nachfühlenden und nachzeichnenden Historikers. Dich, Deine Flotte und Deine Armee, eine der herrlichsten und tapfersten der Welt, führten sie mit Ihren Verbrechen nach Liaujang, Mukden und Tsushima; und Etwas von Dem, was sie in den letzten zweihundert Jahren uns anderen slavischen Völkern zugefügt haben, magst Du hier in meinem Buch lesen. Wie nennst Du die Gewissenlosen, die Du heute in Deinem Elend endlich zur Verantwortung zu ziehen beginnst: Minister, Gouverneure, Polizisten, Beamte? Der Katalog der Schuldigen ist aber damit nicht vollständig; sieh Dich unter den Agenten Deiner auswärtigen Politik um: in anderen Formen wirst Du den selben Geist blutiger Bedrückung und eben so ruchloser wie unfähiger Verlogenheit wiederfinden. Sie haben uns verschachert, als ob wir nicht ihre Brüder, sondern ihre Waare wären; sie haben uns zerstückelt, mißhandelt, uns raffinirt in einem ewigen inneren Fieber erhalten, als ob wir nicht Slaven, sondern Sklaven wären. Zweihundert Jahre haben wir auf jede ihrer gräulichen Ungerechtigkeiten mit einer brüderlichen Liebe und Ergebenheit geantwortet, die auf unzähligen Schlachtfeldern bewies, daß die Serben, wenn es um Rußland ging, ihr Leben zu Tausenden freudig dahinstreuten; und sie ließen und lassen uns nicht leben und schacherten und schachern weiter mit dem Bischen Lebensrechte Derer, die sich in bewährter Treue zu der großen slavischen Familie zählen."

Wien. Adolf Gelber.

Die Seehandlung.

Seit die Seehandlung im vorigen Jahr modernisirt worden ist, haben wir eine „Generaldirektion der Seehandlung-Sozietät, Preußischen Staatsbank". Die alte Tante hat sich in eine lebenslustige Schöne verwandelt. So scheint es wenigstens von Weitem. Wenn man näher kommt, merkt man freilich, daß dieser Jugendreiz auf Täuschung beruht, und mit Grausen wendet sich Jeder ab, der nicht unter allen Umständen den Reliquienkult für ein Gebot höchster Sittlichkeit hält. Statt des früheren anheimelnden Lavendelgeruches ist nun eine Parfumwolke um die aufgedonnerte Dame gebreitet; sie hat sich jugendlich geschminkt, dick mit Reismehl bepudert und wirkt auf den nahen Betrachter dennoch steinalt. Als der Finanzminister von Rheinbaben einen lange gehätschelten Plan seines Vorgängers, und Meisters Miquel ausführte und die Seehandlung in die Reihe der Großbanken hineinschob, ahnten kühle Beurtheiler sofort, daß den Kreditinstituten eine Konkurrentin erstanden sei, die ihnen noch viel zu schaffen machen werde. Jetzt ists gerade ein Jahr her, seit die Erhöhung des Grundkapitals der Seehandlung (von 34 auf 100 Millionen Mark) sang- und klanglos in beiden Häusern des Landtages bewilligt wurde. Im Haus der „Gemeinen" sprach Eugen Richter gegen die Vorlage; die „Lords" begnügten sich damit, die Angelegenheit kurz zu beschnüffeln und ein paar kritische Worte über ihre Begründung zu sagen. Beides hat der Sache nicht geschadet; im Gegentheil: das Kind von 133 Jahren hat sich seit der Transsubstantiation trefflich entwickelt. Zum-Heulen schön, denken manchmal vielleicht die Banktyrannen der Behrenstraße.

Als erstes Geburtstagsgeschenk sollte der neuen Seehandlung wohl die Erlaubniß zur Eröffnung von Depositenkassen in Berlin und in der Provinz auf den Tisch gelegt werden. Wenigstens las man neulich, alle Gerüchte, die Aehnliches behaupten, seien „absolut" unbegründet, da die „Königlich Preußische Staatsbank" selbst den Schein meiden wolle, sie beabsichtige, den Banken oder Bankiers Konkurrenz zu machen. Diese auf den Ton tiefster sittlicher Entrüstung gestimmte Erklärung mußte auch das verhärtetste Gemüth rühren. Was danach kam, klang aber anders. Als die „absolute Grundlosigkeit" des Gerüchtes so feierlich wie offiziös festgestellt war, hieß es nämlich weiter, natürlich sei nicht ausgeschlossen, daß die Verwaltung später einmal, je nach Lage der Verhältnisse, dem Gedanken an die Errichtung von Depositenkassen näher treten könne. Also warte nur: balde... Daß es so kommen werde, war von vorn herein klar. Eugen Richter hat im Abgeordnetenhaus mit der kritischen Eindringlichkeit und Wucht, über die er als einer der besten Kenner des preußischen Finanzwesens verfügt, gesagt, weder die Entwickelung des Institutes noch die allgemeine Geschäftslage rechtfertige die Herbeiführung es Zustandes, der die Seehandlung zur Konkurrentin der Privatbanken mache. nannte die Seehandlung ein Ueberbleibsel aus absolutistischer Zeit. Nie habe n von konstitutionellem Geist erfülltes Gesetz ihr Wesen und ihre Grenzen benmt. Doch sei die beantragte Erhöhung des Kapitals auch aus Gründen der olkswirthschaft abzulehnen. Der Staat könne sich bei uns nicht zur Aufgabe machen, it Privatbanken zu konkurriren; wolle ers durchaus, dann komme zunächst die eichsbank in Betracht. Unser stärkster Budgetredner sprach zu tauben Ohren. ie Kapitalserhöhung wurde bewilligt und dem Wettbewerb zwischen Reichsbank,

Seehandlung und Preußischer Central-Genossenschaftkasse die Konkurrenz zwischen der neuen Preußischen Staatsbank und den Privatbanken hinzugefügt. Wer die Bedeutung dieses Schrittes erkannte, tröstete sich immerhin mit dem Gedanken, daß die Seehandlung bei ihren Effektengeschäften bisher stets Verluste erlitten, sich also als eigentliche Bank nicht bewährt habe und deshalb wohl nicht als ernste Konkurrentin zu fürchten sei. Oft genug war ja erwiesen, daß nicht allein das große Kapital, sondern vor allen Dingen die Intelligenz der Leiter den Erfolg eines Bankinstitutes bewirkt; und in der Seehandlung sitzen nicht Kaufleute, sondern Beamte, die vielleicht beleidigt wären, wenn man sie tüchtige Geschäftsleute nennen würde. Trotzdem ist der Wettbewerb der Seehandlung immer fühlbarer geworden. Hätte sie sich darauf beschränkt, den Markt der preußischen Konsols zu kontroliren und vor übermäßigen Kursentwerthungen zu bewahren, dann hätte sie Anspruch auf hohes und höchstes Lob. Aber der preußische Finanzminister zeigte schon im vorigen Jahr viel zu deutlich, wie ungern er den Geschäftskreis der Großbanken beständig erweitert sehe, als daß man annehmen konnte, er habe es mit der Beschränkung seines Institutes auf die Thätigkeit einer Anleihenkontrolstation ganz ernst gemeint.

Daß auch in diesem Fall wieder vorsichtige Skepsis am Platz war, lehrt ein Ministerialerlaß, den der Vorsitzende der kasseler Handelskammer im Februar zur Sprache brachte. Die Verfügung war an die Kommunalbehörden, öffentlichen Sparkassen und andere Anstalten ergangen und empfahl ihnen, Geldgeschäfte, so weit es möglich sei, mit der Seehandlung zu machen. Der Handelskammerpräsident erblickte in dem Erlaß eine unzulässige Beeinträchtigung des privaten Bankgeschäftes. Die Aufsichtbefugniß gebe dem Staat nicht das Recht, den Sparkassen die Verbindung mit den staatlichen Bankanstalten zum Nachtheil der privaten Bankgeschäfte zu empfehlen, die alle mit keinerlei Risiko verbundenen Transaktionen auch zu den niedrigsten Provisionsätzen ausführen würden. Man beschloß, die Angelegenheit dem Centralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes zu unterbreiten, der zwar in der Agitation für eine durchgreifende Börsenreform versagt hatte, in diesem Fall aber nicht stumm bleiben werde, weil die Konkurrenz des Staates ihm an die eigenen Nieren geht. Einstweilen hat man aus diesem Lager freilich noch nichts gehört. Der Erlaß beleuchtet aber die Methode, deren sich die Seehandlung bei ihren Geschäften bedient: sie „empfiehlt" einfach — oder der Minister thus für sie, was das Selbe ist —: und der „Schluß" ist gemacht. Während die Privatbanken mancherlei Garantien bieten müssen, um Kunden zu bekommen, braucht die Seehandlung nur ihr Schild als Königlich Preußische Staatsbank leuchten zu lassen; wie solcher Nimbus auf naive Gemüther wirkt, hat der Erfolg, den der verblichenen „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin" aus dem Lande der Gänsebrüste einst höfische Gunst bescherte, zur Genüge und zum traurigen Exempel bewiesen. Die Königlich Preußische Staatsbank mag mir den Vergleich mit der seligen Pommerschen verzeihen; nur die Bedeutung, die auch hier dem Staatswappen zugeschrieben wird, drängt ihn mir auf. Doch weder dieses lockende Firmenschild noch ihre Vergangenheit giebt der Seehandlung das Recht, sich als Bankinstitut großen Stils aufzuthun.

Von Friedrich dem Zweiten, der nicht nur Philosoph, sondern auch Kaufmann war, wurde sie zur Förderung des Seehandels gegründet, machte aber mit ihrem damaligen Aktienkapital von 1200000 Thalern gleich in ihrer ersten Lebens-

zeit wenig ersprießliche Geschäfte. Das wurde nicht besser, als das Institut sich Finanzgeschäften zuzuwenden begann. Salz-, Pfeffer- und Holzhandel hatten nichts eingebracht; nun sollte es mit der Ausgabe von Obligationen versucht werden, nachdem das Kapital auf 1½ Millionen Thaler erhöht worden war. Mit ihren Schuldverschreibungen hatte die Seehandlung wieder Pech, denn Preußen, das den Erlös aus den Obligationen zur Bezahlung seiner im Ausland kontrahirten Schulden in Anspruch nahm, konnte die für den Zinsendienst erforderlichen Beträge nicht aufbringen. Daran krankten die Obligationen der Seehandlung und die Regirung half sich mit einem einfachen Hausmittel aus der Nothlage: sie wandelte die Aktien und Obligationen des Institutes in Staatsschuldscheine um und machte aus der Seehandlung eine besondere Abtheilung des Finanzministeriums. Das geschah im Jahr 1810 und war ein bloßer Nothbehelf, dem aber die Preußische Staatsbank ihre Existenz verdankt. Zehn Jahre später wurde die Seehandlung reorganisirt und für ein „unabhängiges Geld- und Handelsinstitut des Staates mit unumschränkter Vollmacht" erklärt. Für die Verbindlichkeiten haftete der Fiskus. Im Vordergrund ihrer Thätigkeit stand die Pflege der Geschäfte des preußischen Staates und seiner Behörden. Daneben machte man, in allerdings beschränktem Umfang, Bankgeschäfte und betheiligte sich sogar an industriellen Unternehmungen, die aber, bis auf die Mühlen in Bromberg und die Spinnerei in Landeshut, wieder abgestoßen werden mußten. Gegen das Fortbestehen der Seehandlung wurden oft konstitutionelle Bedenken laut, da ihre Einnahmen und Ausgaben nicht im Staatshaushalt vermerkt sind und sie Schuldverbindlichkeiten ohne gesetzliche Grundlage eingeht. So lange das Institut „Staatsbehörde" blieb, konnte man den Tadlern die Einnahme, die es dem Fiskus bringt, entgegenhalten; fängt es aber an, privaten Bankgeschäften Konkurrenz zu machen, so hört die Gemüthlichkeit auf und man darf den Nachweis der Existenzberechtigung fordern. Eine Bank, die ihre Geschäfte auf „Winke von oben" macht — man denke nur an das der Diskontogesellschaft gewährte Darlehen von 3 Millionen Thalern zu 2¾ Prozent und an die finanzielle Unterstützung von Krupp und Siemens & Halske —, mußte von den übrigen Instituten immer durch einen deutlichen Strich getrennt bleiben und durfte auf dem Geldmarkt nicht den Einfluß gewinnen, den die Seehandlung jetzt erlangt hat.

Wegen ihrer rücksichtlos durchgeführten Unterbietung der Reichsbankdiskontsätze hat die Seehandlung der Vorwurf getroffen, sie suche die Zinsfußpolitik des Centralnoteninstitutes zu durchkreuzen. Sobald die Reichsbank die Diskontschraube anzieht, erscheint die Seehandlung mit großen Summen zu niedrigem Zins und erschwert dem leitenden Institut die Kontrole über den offenen Markt. Miquel pflegte auf solche Beschwerden zu erwidern, er habe sich nicht um die Reichsbank zu kümmern, sondern für gute Verwendung der ihm unterstellten Kapitalien zu sorgen und frage den Teufel danach, was Andere über seine Maßregeln denken. Diese an sich berechtigte Auffassung zeigte deutlich, welche Schwierigkeiten durch das Wirken der Seehandlung entstanden. Jetzt sollen die Differenzen zwischen ihr und der Reichsbank beseitigt sein; obs wahr ist, wird die Zeit lehren. Als das Institut 34 Millionen Kapital hatte, stiftete es also schon Unheil. Dann kam, im Juli 1904, die Kapitalserhöhung auf 100 Millionen; man wollte den Großbanken nacheifern. Was bei den führenden Kreditinstituten eine Folge der Ausdehnung von Handel und Industrie war, ist bei der preußischen Staatsbank auf eine Ma-

rotte zurückzuführen. Man wollte sich von den großen Gewinnen der Banken seinen Theil sichern, streifte geschwind die „Vornehmheit“ des Staatsinstitutes ab und stürzte sich hastig in den Konkurrenzkampf. Der Zweck heiligt ja überall die Mittel. So wurde denn verkündet, daß die Seehandlung Ankäufe von Renten und Konsols ohne Courtage und Provision ausführe und auch sonst allerlei Erleichterungen gewähre. Vergebens wurde gegen die staatliche Preisdrückerei protestirt. Die Seehandlung nahm an der Gegnerschaft ihre Rache, als sie der Bagdadbahnanleihe ihre „Autorität“ lieh und im Namen des Staates für dieses Papier Zeichner warb. Eine souveraine Verachtung jeglicher Rücksicht war auch in der wiederholten Brüskirung der berliner Zulassungstelle bemerkbar.

Wenn die Staatsbank nur das Monopol der Großbanken gefährdete, könnte man sich ihre Wirksamkeit schon gefallen lassen. Denen aber wird sie, weil ihr die kaufmännische Leitung und Organisation fehlt, weniger gefährlich als den Mittelbanken und den kleinen Bankiers. Die großen Institute können, bei dem Umfang und der Zahl ihrer Geschäfte, so niedrige Provisionen berechnen, wie sie wollen, und trotzdem noch gute Einnahmen erzielen. Die kleineren Firmen aber sind, heute mehr denn je, auch auf den geringsten Gewinn angewiesen; und wenn ihnen nun ein Staatsinstitut die paar Kunden, die sie noch haben, wegzuködern sucht, dann haben sie gerechten Grund zur Beschwerde. Oder geht das angebliche Interesse des Staates an einer Verhütung monopolistischer Bestrebungen nur so weit, wie er selbst dabei einen Vortheil hat? Ganz machtlos sind ja die Banken und Bankiers selbst der Königlich Preußischen Staatsbank gegenüber nicht. Giebt die Seehandlung ihre Konkurrenzmanöver nicht auf, so verhänge man einfach den Boykott über sie; überlasse ihrs allein, mit der Unterbringung der preußischen Anleihen fertig zu werden; unterbiete sie, wo man irgend kann; mache kein Geschäft mit ihr und sorge vor Allem dafür, daß keine Bank und kein Bankier ihr die Vermittlerdienste leistet, die sie braucht. Bei strenger Durchführung solcher Entfettungskur wird man überraschende Erfolge an Bescheidenheit erzielen. Bis zur Verstaatlichung des Bankwesens sind wir ja noch nicht gekommen; deshalb hat ein Institut von der Art der Seehandlung nur so lange ein Daseinsrecht, wie es sich auf seine eigentliche Aufgabe, die Erledigung der staatlichen Finanzgeschäfte, beschränkt. Ladon.

Dieser Verurtheilung kann ich nicht zustimmen. Ich glaube nicht, daß die Seehandlung schlecht geleitet ist. Der Präsident Havenstein gilt Sachverständigen als ein sehr gescheiter und vorsichtiger Mann; daß er nicht im Kaufmannsstand erwuchs, ist ein Schicksal, das er mit den Direktoren großer und kleiner Privatbanken theilt. Ich glaube auch nicht, daß die Seehandlung die Absicht hat, den Privatbanken ernstlich Konkurrenz zu machen. Die Hoffnung, Lob zu ernten, muß dieses Institut freilich wohl aufgeben: hält es sich still, dann wird es altmodisch und lässig gescholten; regt es sich, dann wird ihm die Neigung zu ungehörigen Uebergriffen vorgeworfen. Mancher kritische Einwand mag berechtigt sein. Doch dürfte man nicht vergessen, was die Seehandlung für die Ostmarken thut (die Stärkung deutscher Wirthschaftkraft in diesen gefährdeten Provinzen ist jetzt ihre wichtigste Aufgabe), noch, daß sie als Sammelbecken für Staatsgelder unentbehrlich ist. Einstweilen hört man auch in berliner Bankbureaux kaum Klagen über neue Konkurrenz; die Staatsbank leistet den Privatbanken werthvolle Dienste und manche Mittelbank könnte ohne das Tägliche Geld, das ihr die Seehandlung giebt, nicht lange weiterleben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juli 1905.

Bluff.

Kein anderer Gegenstand hat in diesem heißen Heuert das Interesse deutscher Menschheit so lange gefesselt wie das Schicksal des russischen Panzerschiffes „Fürst Patiomkin der Taurier". Meuterei im Schwarzen Meer. Offiziere von Matrosen und Seesoldaten getötet. Russen bereiten sich, russische Hafenstädte zu bombardiren. Niemand weiß, wer auf dem Panzerschiff das Kommando hat. Ein Matrosenhäuflein oder ein Terroristenausschuß? Viceadmiral Krieger, der aus Sebastopol berufen wird, dem Unfug ein Ende zu machen, muß nach einer Flaggenzwiesprache umkehren; offenbar, weil er seiner Mannschaft nicht sicher ist. Schon sind in den Straßen von Odessa, in denen das während der letzten Arbeiterputsche vergossene Blut noch nicht getrocknet ist, zwei Schiffsgeschosse geplatzt, ist Feodosia, die alte Kaffa der Genuesen, bedroht; und keine Hilfe im Bereich der Möglichkeiten sichtbar. Da der Geschwaderchef ohnmächtig ist, kann das Panzerschiff ungestört Kohle und Proviant erpressen und sich Wochen lang halten Schon hört man, ein zweiter Panzer, „Georg der Siegbringer", habe sich den Meuterern angeschlossen; auch auf einem Torpedoboot wehe die rothe Flagge. Wer weiß, wie bald die ganze Rumpfflotte dem Gossudar den Gehorsam weigert? Wenn ein Funke nach Baku hinüberweht, steht das kaukasische Naphthagebiet in hellen Flammen. Das ist endlich die so oft schon laut angekündete Revolution. Doch wieder wird nichts draus. Der Patiomkin ergiebt sich den rumänischen Behörden, die Meuterer werden nicht ausgeliefert und Rußland hat im Schwarzen Meer wieder Ruhe; hat das gute Schiff gerettet und ist nicht genöthigt, fünfhundert Menschen erschießen zu lassen. Vielleicht sah der nüchterne Krieger dieses Ende der Tragikomoedie voraus und entzog sich freiwillig deshalb der Pflicht, eine See-

schlacht zwischen Russen zu wagen, die wohl mindestens zwei Schiffe gekostet hätte. Wer den russischen Menschen kennt, mußte so handeln. In diesen armen Seelen prasselt das Feuer jäh auf und sinkt nach kurzem Leuchten wieder ins Dunkel. Wie wenig ward mit all den Attentaten, Straßentumulten, Aufruhrversuchen bisher erreicht! Und fast sieht es aus, als habe der Slave, der so lange nun Sklave ist, auch die Kunst verlernt, in der er einst Meister war: die Kunst, ohne Seufzer für eine Sache zu sterben. Die Meuterer konnten ihr Schiff vernichten, sich mit ihm an der taurischen Küste begraben: ihr Leben war ihnen zu lieb. Noch immer keine Revolution, trotzdem seit dem Gaponkrawall nun schon der siebente Monat verstreicht; noch immer ist das Hundertmillionenvolk ruhig und selbst in der dünnen Oberschicht wagt nur selten Einer den Kopf. Rußland ist sehr stark. . . Aber lustig war das Intermezzo. Patiomkin an der Krimküste: man dachte an Gregor Alexandrowitsch Patiomkin Tawritscheskij (den Taurier), der 1787 in der vom Tatarenjoch befreiten Provinz aus Holz, Leinwand und Pappe hastig seiner Katharina liebliche Dörfer aufbauen und in diese Theaterdekoration eine Statistenhorde treiben ließ, um der reisenden Landesmutter ein holdes Volksglück vorzugaukeln. Und der blonde Mechaniker, der neben dem Matrosen Matuschtschenko auf dem Meutererschiff kommandirte, heißt, wie nach der Uebergabe herauskam, Alexejew: man dachte an den wackeren Statthalter und Vicekönig, der, im Bunde mit dem Schelm Bezobrazow und unter Nikolais zärtlicher Zustimmung, das Unheil angerichtet hat. Patiomkin hatte wieder betrogen, Alexejew sich wieder zu hoch gebläht.

Ohne Beispiel in der Geschichte ist die Felonie nicht. Vor hundert Jahren hätte die Themse fast noch einmal Aehnliches gesehen. Der jüngere Pitt hatte, nach Addingtons Sturz, die Regirung wieder übernommen und die dritte Koalition gegen Napoleon geschaffen. Der Korse scheute damals den Krieg gegen England und schrieb an den Allergroßmächtigsten Vetter und Narren Georg: „Nie war eine Stunde besser geeignet, den Empfindungen der Vernunft und der Humanität zum Ausdruck zu helfen. Die letzten zehn Jahre haben Eurer Majestät einen Zuwachs an Ländergebiet gebracht, der größer und reicher ist als ganz Europa, und Euer Majestät Unterthanen sind auf dem Gipfelpunkt des Wohlstandes angelangt. Was kann ein neuer Krieg noch verheißen? Er wäre zwecklos. Unsere Völker würden nur des Kampfes wegen kämpfen. Die Welt ist groß genug, um uns Beiden Raum zu gewähren, und die Vernunft ist stark genug, um alle Gegensätze auszugleichen, wenn auf beiden Seiten der Wille zu solchem Ausgleich ernst und aufrichtig ist". Wie aufrichtig sein Wille war, lehrt die Thatsache, daß er bald danach an den Schatzminister Barbé-

Marbois schrieb: „Lassen Sie in einem netten Pamphlet die Unsittlichkeit Pitts und der englischen Regirung enthüllen.“ (Un écrit bien frappé la rendra évidente à tout le monde et l'immoralité des chefs n'est point indifférente pour leur crédit.) Und an Fouché: „Lassen Sie Karikaturen zeichnen: einen Engländer, der, mit der Börse in der Hand, verschiedene Großmächte bittet, sein Geld anzunehmen.“ Pitt ließ sich nicht täuschen und verlor auch den Muth nicht, als von der Flotte schlechte Botschaft kam und Bonapartes Triumphgeschrei bekannt wurde: „Sechs Stunden nur brauchen wir Herren des Meeres zu sein und England hat zu existiren aufgehört.“ Und doch war die Erinnerung an den Matrosenaufruhr des Jahres 1797 noch frisch. Auf sieben Flotten war damals die Rebellion ausgebrochen. Die Admiralität hatte, trotz der Preissteigerung, seit den Tagen Karls des Zweiten den Sold nicht erhöht; die Offiziere mißhandelten die schlecht genährte Mannschaft und steckten den größten Theil der Prisengelder ein. Das Volk der Blaujacken stand auf. Am Kap, in Indien floß Blut und vor der Themsemündung wehte über elf Linienschiffen und dreizehn Fregatten die rothe Flagge. Richard Parker, der sich den Präsidenten der Flotte nannte, forderte in den „Acht Artikeln“ höhere Löhnung, Erlaubniß, in heimischen Häfen an Land zu gehen, gerechte Vertheilung der Prisengelder und eine modernisirte Disziplinarordnung. Die Regirung blieb fest, die Opposition stimmte ihr zu und Sheridan rief: „Sollen wir in dieser einen Stunde den Ruhm dreier Jahrhunderte opfern?“ Zwei Monate war Englands Seemacht gelähmt; dann erst gebot der König wieder über die Flotte. Ein paar Rädelsführer wurden gehenkt, der aufgehetzten Masse mit patriotischen Worten die Gefahr der Lage ins Bewußtsein gerufen: und sie kehrte zur Pflicht zurück und lechzte nach der Gelegenheit, im Blute des Feindes die Schmach abzuwaschen. England focht für sein Lebensrecht und hatte Pitt und Nelson. Immerhin wars Flottenmeuterei mitten im Krieg. Und wer über Rußland spricht, darf nie vergessen, daß dieses Reich um mindestens hundert Jahre hinter Europa zurück ist. Die russische Flotte rekrutirt sich heute noch so wie die britische unter Georg dem Dritten, hat die selben barbarischen Disziplinarregeln und ein schlechteres, für den Seedienst untauglicheres Menschenmaterial. Dazu kommt die Unthätigkeit des Jahrzehnte lang eingepferchten Pontusgeschwaders, das Maulhelden vom Schlage Skrydlows ausgeliefert war, und die ruchlose Lüderlichkeit ungebildeter Offiziere: kein Wunder also, daß die Meuterei endlich ausbrach; ein Wunder höchstens, daß Alles so glimpflich ablief. Auf Tage von Abukir und Trafalgar darf das Zarenreich in diesem Menschenalter nicht mehr rechnen; es hat keine Flotte, keine Möglichkeit, in ab-

sehbarer Zeit eine zu schaffen. Aber es hat noch immer Glück und könnte, wenn es seinen Nikolai loswürde, in einem Vierteljahrhundert den jetzt verlorenen Einsatz zurückgewinnen. Wer weiß, ob die klugen Japaner nicht klug genug sind, ihm schon in Portsmouth ein Bündniß anzubieten? Und ists eine Kleinigkeit, daß trotz den täglich gehäuften Alarmnachrichten die Russenkurse nicht wanken, Industriepapiere sogar gestiegen sind? Während des britischen Flottenaufruhrs war die dreiprozentige Rente auf 45 gefallen. Ueberhaupt sollte man jetzt öfter an diese Tage britischer Reichsgährung zurückdenken. Als der König zur Parlamentseröffnung fuhr, empfingen Abertausende ihn auf der Straße mit schrillem Wuthgeheul, mit Stein- und Kothwürfen. „Brot! Friede! Pitt wegjagen!" Der ängstliche Georg behauptete sogar, man habe auf ihn geschossen. Alle Gerichte des Landes waren mit Hochverrathsprozessen beschäftigt. In den Kassen der Bank von England fehlte das Bargeld und sie mußten mit Papier zahlen. Jeder Tag brachte neue Petitionen „treuer, doch bedrückter Unterthanen", die den schwachen Monarchen anflehten (manchmal auch anherrschten), Frieden zu schließen. Das Reich schien dem Untergang nah, Irland den Briten nicht sicherer als den Russen heute der Kaukasus... Nur Zeitungmacher, die dem Mob um jeden Preis Etwas bieten wollen, erzählen immer, das Ereigniß von gestern sei unerhört, sei noch nicht dagewesen.

In dem lesenswerthen Buch, das Professor Max Lehmann bei Hirzel über den Freiherrn von Stein veröffentlicht hat, fand ich Sätze, die heute entstanden sein könnten: „In den Mußestunden sann Stein (der seit dem Mai 1812 im Reich Alexanders lebte) über Rußland nach. Er gewahrte das große Problem, das die russische Entwickelung seit dem sechzehnten Jahrhundert beherrschte und ihn, den Anwalt des Nationalität-Gedankens, besonders interessirte: ‚Hat Rußland wohlgethan, das Eindringen fremder Sitten zu begünstigen?' Die Antwort, die er gab, war weder Ja noch Nein: ‚Die Aufnahme gemeinnütziger europäischer Kenntnisse und Einrichtungen war nöthig, um der Nation die mit wissenschaftlicher Bildung und zweckmäßiger Verfassung verbundenen Vortheile zu verschaffen; sie konnte aber ihre ursprünglichen Sitten, Lebensweise, Kleidung und Anderes beibehalten und nicht hierin ihre Nationalität untergraben und verderben.' Besonders bedauerte er, daß die Russen sich gerade die Franzosen zum Muster genommen hätten. Das habe die nachtheiligsten Folgen für die Sittlichkeit und die Volksbildung gehabt. Aber noch sei es Zeit, zu hemmen: man möge die nationale Kleidung wieder einführen; der Hof müsse sich einen großen Theil des Jahres in Moskau aufhalten; der Umgang der Inländer mit den fremden Gesandten müsse erschwert werden. Einen

Mittelweg empfahl er auch gegenüber dem wichtigsten sozialen Problem, dem der Leibeigenschaft: ‚Es wäre wohlthätig für die Entwickelung der intellektuellen Kräfte und des Nationalreichthumes, wenn man den Bauern das volle Eigenthum der Grundstücke überließe und dieses mit einer steigenden Rente in Naturalien belegte (allenfalls mit einem Drittel oder selbst der Hälfte), dem Landmann seine persönliche Freiheit gäbe und ihn der polizeilichen und richterlichen Aufsicht des Gutsherrn untergeordnet ließe. So würde ein achtbarer freier Bauernstand entstehen und der Dritte Stand eine Ausdehnung erhalten, die ihm ermöglichte, den ganzen Umfang des ihm angewiesenen Geschäftskreises auszufüllen.‘ So verschieden wollte er Deutschland und Rußland behandelt sehen: dort Auflösung, hier Beibehaltung des agrarischen Nexus, dort Beseitigung, hier Fortdauer der Patrimonialgerichtsbarkeit.“ So dachte der selbe Staatsmann, der damals schon einsah, daß Europa erst zur Ruhe kommen könne, wenn aus Deutschland und Italien starke Nationalstaaten und Gleichgewichtsbürgen geworden seien, und der aus Petersburg an Pozzo di Borgo schrieb: Une organisation de l'Allemagne et de l'Italie qui les constitue en grandes masses, est une des premières conditions sous lesquelles cet ordre des choses peut exister. Der liberale Preuße, den man weder als blinden Russenschwärmer noch als Reaktionär verdammen kann. Kein Gedanke an Parlament und Verfassung. Wer erlebt hatte, wie es im Frankreich der Direktorialregirung, im England Georgs zuging, konnte an solche Allheilmittel nicht glauben. Seitdem ist freilich wieder ein Jahrhundert vergangen. Doch Rußland ist noch jetzt nicht so weit wie Britanien im Jahr 1795 und nur neue Männer, nicht neue Einrichtungen können es retten. Lange vor der Meuterei hatte Burke schon das Wort „Measures, not men“ eine heuchlerische Phrase genannt, eine alberne Zauberformel, die Mancher herbetet, um sich die Erfüllung einer Ehrenpflicht vom Hals zu schaffen; hatte Junius gerufen: „Schurken haben dieses Schlagwort elender Heuchelei aufgebracht und ein Narrenhaufe hat es weiterverbreitet.“ Nicht durch Magna Charta und Parlament (das freiste Volk der Erde kommt heute noch ohne allgemeines Wahlrecht behaglich aus) ist England gerettet worden, sondern durch Männer; es hatte Pitt und Wellington, Jervis und Nelson. Rußland hat einstweilen nur Schwächlinge und Schergen auf den sichtbarsten Posten. Solchen Mangel ersetzt keine Reichsduma und kein Semskij Sobor. Selbst ein Kurzsichtiger muß nachgerade doch einsehen, daß im morschen Großkhanat Nikolais die Rebellen den Tyrannen sehr ähnlich sind: ohne zähe Ausdauer, ohne beharrlichen, zu ernstem Handeln gerüsteten Willen. „Unseren Zeitungen“, schrieb Napoleon

im Sommer 1805 an Fouché, seinen Trepow, „darf nicht erlaubt werden, von der korrupten, schwachen und dummen russischen Regirung freundlich zu reden; sie sollen sagen, daß Rußland ein Barbarenland ist, kein Geld hat und nicht dreißigtausend Mann auf ein fernes Schlachtfeld schicken kann, ohne sicher zu sein, sie nie wiederzusehen." So mag man noch heute sprechen; nur soll man nicht, trotz täglich gehäufter Erfahrung, immer die selben Latwergen empfehlen. Wird Mecklenburg denn wirklich schlechter regirt als Spanien und Serbien?

*

Nach dem tauriſchen war ein franzöſiſcher Rebell der Held des Tages; nach dem Matroſen Matuſhtſhenko der Abgeordnete Jaurès. Kein allzu wilder Revolutionär; einer, den Herr Bebel auf dem amſterdamer Kongreß nach Laodicaea wies. Herr Jean Jaurès hat die Verſtaatlichung der Bergwerke und Zuckerfabriken empfohlen und iſt für Produktivgenoſſenſchaften eingetreten; aber auch für ein Getreideeinfuhrmonopol, das an den allen deutſchen Genoſſen verhaßten Antrag Kanitz erinnerte, und für das von unſeren Sozialdemokraten tauſendmal verfluchte Schutzzollſyſtem. Die Marxiſten, deren Haupt in Frankreich Jules Guesde iſt, werfen ihm Ketzerneigungen, die Fanatiker um Vaillant Lauheit und Kompromißſucht vor. Doch beruft er ſich gern auf Sankt Marx, deſſen wunderliches Schlagwort von der „revolutionären Evolution" ihm beſonders gefällt. Dieſe Evolution, ſagt er, zeigt uns das Ziel: „wir müſſen in die beſtehende Geſellſchaft Eigenthumsformen einführen, die ihr widerſprechen, ihren Rahmen ſprengen, eine neue Geſellſchaft ankünden und vorbereiten und mit der Kraft ihrer Organe den Zuſammenbruch der alten Welt beſchleunigen. Wenn ich Reformen vorſchlage, thue ichs nicht nur, um den jetzt herrſchenden Zuſtand zu beſſern, ſondern hauptſächlich, um einen neuen vorzubereiten." Ein gebildeter Mann, mit dem ſichs leben läßt; der die Miniſterien Waldeck-Rouſſeau und Combes eifrig und wirkſam unterſtützt hat und mit Herrn Rouvier, dem Panamabourgeois, auf gutem Fuße ſteht. Er beruft ſich, wenns ihm vorgeworfen wird, auf Babeuf, den jakobiniſchen Gracchus, der nach dem Vendemiaireaufſtand gegen den Konvent ſagte, er ſei ſtolz darauf, die Republik gerettet zu haben, trotzdem in ihr die Feinde des Volkes herrſchten. Auch Jaurès (der am Lyceum in Albi Lehrer, in Toulouſe Profeſſor der Philoſophie war, über Luther, Kant, Hegel, Fichte, über die réalité du monde sensible Bücher geſchrieben hat und von der bürgerlichen Demokratie ziemlich ſpät erſt zur ſozialiſtiſchen kam) iſt überzeugt, auf den Ehrentitel eines Retters der Republik Anſpruch zu haben, die in der Zeit der Affaire Dreyfus bedroht geweſen ſei. War ſies wirklich? Lächelnd wider-

spricht die Mehrheit der Franzosen, die weder den Orleans noch den Bonaparte die Kraft und den Muth zu Staatsstreichen zutraut und sicher ist, daß auch ein Louis Napoleon gegen die Beharrungwünsche der Republikaner nichts durchgesetzt hätte. Doch der Klügste selbst glaubt leicht, was er gern glauben möchte. In einer ungefährdeten Republik mußte man mit dem Sozialismus und Kollektivismus endlich Ernst machen. Das forderte mit priesterlicher Miene Guesde, mit hitziger Leidenschaft Vaillant. Beide vergaßen, daß der französische Bauer, der Kleinrentner und épicier, der sich heute sogar noch gegen die Einkommensteuer wehrt, für die Beseitigung des Privateigenthums, die Sozialisirung des Bodens und des zur Produktion nöthigen Werkzeuges schwerlich zu haben wäre. Beide heischten mindestens sichtbare, wesentliche Reformen des Besitzrechtes. Und es war für Jaurès bequem, daß er ihnen antworten konnte: So weit sind wir noch nicht; zunächst müssen wir die republikanische Staatsform, die großen Errungenschaften des Jahres 1789 schützen und zu diesem Zweck uns den radikalen Bourgeois verbünden. Gewiß glaubt ers selbst; und da er der beste Redner im Rhetorenreich ist (mit seiner mächtigen Stimme, seinem den längsten Perioden trotzenden Athem und seiner wirksamen violence à froid vielleicht der stärkste Redner seit Gladstone, dem er in manchem Wesenszug ähnelt), konnte er, trotz der Enttäuschung, die der Genosse Millerand ihm bereitete, ohne allzu große Mühe den Sieg über die Widersacher erfechten und im Parlament eine Macht werden, mit der jedes Ministerium rechnen muß. Jetzt wähnte er wieder das Vaterland bedroht, diesmal, wieder ohne stichhaltigen Grund, von Deutschland, und wollte in Berlin drum gegen den Krieg sprechen (an den in Berlin kein „Maßgebender" dachte). Das gab eine Sommersensation. Jaurès kommt, das größte Talent der Internationale seit Lassalles Tagen, der Mann, der für unseren Alfred Dreyfus mehr noch gethan hat als Zola! In der Neuen Welt (c'est un symbole, mes enfants, hätte Sarcey gesagt) wird er sprechen, wird er die Verbrüderung Frankreichs und Deutschlands empfehlen. In dem Riesensaal bleibt sicher kein Plätzchen leer.

Wenn ich Reichskanzler wäre, hätte ich mir, meinen Loebell und Richthofen früh einen Sitz in der Neuen Welt der Hasenhaide gesichert. Erstens bietet sich einem Kanzler selten die Möglichkeit, eine Proletarierversammlung zu sehen und mit eigenem Auge und Ohr sich zu überzeugen, wie sittsam, wie feierlich, ernsthaft und fern aller Aufrührerstimmung die Menschen sind, gegen deren Trachten er, ohne sie zu kennen, so oft redet und zur Sammlung ruft. Und zweitens dürfte der erste Beamte des Reiches nicht die historische Stunde versäumen, in der ein französischer Politiker von Rang und Macht vor Deutschen offen aus-

spricht, Frankreich müsse auf die 1870 verlorenen Provinzen für immer verzichten und einträchtige Intimität mit Deutschland erstreben. Nach der Rede des Gastes konnte der Kanzler höflich ums Wort bitten (das die Freisten der Freien ihm, bei Gefahr der Lächerlichkeit, nicht weigern durften) und sagen: „Ich freue mich, daß die Masse des schwer arbeitenden Maschinenvolkes, dessen Denken und Wollen leider allzu oft Ziele sucht, die den mit der Verantwortung für das Staatswohl Belasteten unerreichbar oder nicht auf der Linie moderner Wirthschaftentwickelung zu liegen scheinen, in dieser großen europäischen Sache mit uns übereinstimmt. Auch wir wollen den Frieden, wollen freundschaftliche Verständigung mit Frankreich, die uns erlaubt, unser Landheer zu verkleinern und für die unvermeidlichen Kämpfe auf ferneren Schlachtfeldern die Rüstung zu stärken. Dem Wunsch, diesem Ziel, einem, wie sich heute zeigt, allen Schichten des deutschen Volkes gemeinsamen, näherzukommen, hat seit Jahren und besonders in diesen letzten Wochen unsere Arbeit gedient. Und wenn Herr Jaurès seine Landsleute für solche Tendenz zu gewinnen vermag, wird er im Deutschen Reich, bei Regirenden und Regirten, nicht geringeren Dank ernten als in seiner Heimath, deren hohe Kultur auch nach Sedan noch der Deutsche bewundert." So ungefähr. Dann wäre die nützliche Demonstration nicht gehindert und den Sozialdemokraten doch das Recht zu der stolzen Behauptung genommen worden, daß nur in ihrem Lager der redliche Wunsch nach haltbarer Verständigung lebt. Fürst Bülow hat anders gehandelt. Er wollte Herrn Jaurès nicht in Berlin haben (vielleicht, weil von der Wasserkante die imperatorische Weisung gekommen war, den rothen Franzmann unter keinen Umständen reden zu lassen), wollte aber auch nicht die crux eines Polizeiverbotes auf sich nehmen; denn von allen Repertoirerollen behagt keine seinem Ehrgeiz mehr als die des modernen Menschen, der nicht mit täppischer Büttelgewalt, sondern „mit geistigen Waffen" den Gegner bezwingt. Also geistige Waffen. Wenn man Herrn Jaurès mit süßen Komplimenten füttern und höflich bitten ließe, seine Apostelfahrt aufzugeben: Das wäre fein; unerhört fein. Das würde zu dem Bilde des kultivirten Europäers passen, dem man (wenn man nicht gerade mit eisenfarbigem Anstrich ins preußische Herrenhaus zu stolziren braucht) gar so gern gliche. Wie macht mans? Wie es noch nie gemacht worden ist; denn wir sind Ahnen, nicht Enkel. Am neunten Juli sollte Jaurès in Berlin sprechen; am fünften schrieb der Kanzler an den Fürsten Radolin einen Brief, der den Botschafter aufforderte, er möge „auf dem ihm angemessen erscheinenden Weg Herrn Jaurès ersuchen, seine Reise nach Berlin zu unterlassen". Und dieses amtliche Schreiben schien dem Kanzler so herr-

lich gelungen, daß ers schnell in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichen ließ, deren Pindter sich vor Schreck im Grab umgedreht haben mag.

Welcher Weg dem freundlichen Hofdiplomaten Radolin „angemessen erschien", ob die Durchlaucht den Proletarierführer selbst in seiner Wohnung (nach anderer Version: auf dem Nordbahnhof) aufgesucht oder ihm nur einen Botschaftssekretär mit dem Brief ins Haus geschickt hat, ob die Verhandlung direkt oder via Rouvier geführt wurde: noch immer wissen wirs nicht. Wissen aber, daß der Erlaß auf winzigem Raum die ganze Wesensart des Mannes erkennen läßt, den die Bosheit der Hofgesellschaft, weil er am Liebsten Alles mit Zuckerpulver bepudern, das herbste Gewürz selbst kandiren möchte, den Reichskranzler nennt. Wer vom höchsten Amtssitz aus über die sozialdemokratischen Parteien zweier Länder öffentlich reden will, müßte sie wenigstens kennen. Fürst Bülow kennt sie nicht. Weiß nicht, daß ein Wochenblättchen, aus dem er einen Bramarbassatz anführt, gar nicht gelesen, von den Häuptern der Fraktion offen boykottirt und, so lange die vorhandenen Mittel reichen, von dem Ehepaar Braun heimlich herausgegeben wird, das schon vor dem dresdener Parteitag von den mächtigsten Genossen innig gehaßt wurde und seitdem nur noch schüchtern mitreden darf. Ein Mann, der, um die Tendenz der Centrumspartei zu treffen, sich auf irgend ein unbeachtetes Katholikenblatt von der kassubischen Grenze beriefe, würde nicht sehr ernst genommen. Fürst Bülow weiß auch nicht, daß die drei Fälle, die er zur Rechtfertigung seiner artigen Bitte anführt, ganz anders lagen als der, für den sie nun zeugen sollen. Weiß nicht, daß Herrn Jaurès, dessen „Richtung" er „praktischer und patriotischer" findet als die „rein negirende, doktrinäre und rückständige Haltung der deutschen Sozialdemokratie", im Palais Bourbon und in der Presse hundertmal schon der Patrioteneifer der Bebel und Genossen als leuchtendes Muster empfohlen ward. Und ahnt nicht einmal, welches Glück es für ihn und seinen Herrn ist, daß sie mit einer „rein negirenden, doktrinären und rückständigen" Partei zu rechnen haben, der jeder Wille zur Macht fehlt. Der Kaiser, der in einer Randglosse vor ein paar Jahren den Wunsch nach einem deutschen Millerand oder Jaurès ausgedrückt haben soll, braucht die Parteipsyche fremder Länder nicht zu kennen. Der Kanzler müßte wissen, daß er in schlimmes Gedräng käme, wenn auf achtzig Reichstagssitzen Vertreter der armen Leute säßen, die das Dogma des Kommunistischen Manifestes zwar billig hingäben, aber mitregiren und das Deutsche Reich preußischer Färbung bis zum nächsten Mittwoch demokratisiren möchten. Jaurès nimmt, was zu haben ist; Bebels Losung lautet, wie Kierkegaards: Alles oder nichts. Dieser Gegensatz führte auf dem amsterdamer Konzil zu dem im Erlaß des Kanzlers erwähnten Wortstreit der Diadochen

aus Marxens Stamm. Ihr paktirt mit den Gewalten der Bourgeoisie, rief Bebel, und opfert die reine Lehre des Klassenkampfes kleinem Gewinn. Und Ihr, antwortete Jaurès, sitzt furchtbar stolz auf Eurem hohen Stimmzettelhaufen, betet früh und spät zum Logos der Antikapitalistenbibel, wartet thatlos auf die Entwickelung, die Euch das Heil in den Schoß werfen soll, und merkt gar nicht, daß Ihr schon längst nichts mehr erreicht und nur die Dümmsten noch schreckt. Beide Helden waren, wie mans in einem guten Drama verlangen muß, im Recht. Wenn Godeffroys seliger Erbe auch nur diese zwei Meisterreden aufmerksam gelesen hätte, würde er sehr zufrieden mit seinem angestammten Bebel sein und sich keinen Jaurès wünschen. „Die deutsche Sozialdemokratie würde die Anwesenheit des Herrn Jaurès in Berlin lediglich dazu ausnutzen, gedeckt durch seine Person ihre staatfeindlichen Bestrebungen gegen die nationalen Interessen zu fördern. Die kaiserliche Regirung kann nicht darauf verzichten, hiergegen die ihr zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden. Sie würde sonst dazu beitragen, die Ueberhebung einer Partei zu steigern, welche die in Deutschland verfassungmäßig bestehenden Zustände umstürzen will." Auch diese mannhaft klingenden Sätze (le style est l'homme même, sagt ein immer falsch citirtes Wort Buffons) stehen in dem Erlaß; halten aber keiner halbwegs gründlichen Prüfung Stand. Die Person des Franzosen deckt die Deutschen nicht, die, wenn sie in der Hasenhaide ihre Stimme für den auch vom Fürsten Bülow gewünschten Frieden erheben, die nationalen Interessen sicher nicht schädigen. Eine kaiserliche Regirung giebt es im Deutschen Reich nicht, sollte es mindestens nicht geben; und der Exekutivbeamte des Bundespräsidiums verzichtet ja auf die Anwendung „der ihm zu Gebot stehenden Mittel": er verbietet das Meeting nicht, sondern ersucht Herrn Jaurès, lieber in Paris zu bleiben. Steigert er dadurch etwa nicht die „Ueberhebung" der Partei, die er bekämpfen will? In der Resolution, die in der Neuen Welt zehntausend klatschende Hände begrüßten, heißt es: „Der Sozialismus und die von ihm propagirte Friedensidee haben gegen die Kriegstendenzen der kapitalistischen Gesellschaft bereits solche Macht gewonnen, daß sogar der Reichskanzler ihnen durch ein Redeverbot seine Anerkennung aussprechen muß." Das ist nicht übertrieben, sagt nicht einmal genug; denn der Kanzler hat den rothen peacemaker wie eine befreundete Großmacht behandelt.

Die Rede, die Jaurès in Berlin halten wollte, ist in seiner Zeitung L'Humanité und im „Vorwärts" veröffentlicht worden. Ein achtbarer Leitartikel. Die Leistung eines gebildeten, redlichen, seiner Wirkung im Voraus gewissen Wortkünstlers; nicht eines schöpferischen Politikers, der in einem neuen Kahn zu neuen Ufern führt. Viel Phraseologie steckt drin und der Grundton der

langen Laienpredigt erinnert an Victor Hugo, von dessen Tribunenmahnungen der junge Zola zu sagen pflegte, sie forderten die Hörer auf, in die Sonne zu klettern und einander dort brüderlich zu umarmen. Die für uns wichtigste Stelle ist die über die verlorenen Provinzen. Vor zwei, drei Wochen erst hatte ich in einer französischen Zeitung gelesen, Jaurès habe in einer Sozialistenversammlung des Rhonereviers gesagt: Nous ne voulons pas la guerre et cependant nous n'abdiquons pas nos droits sur les provinces arrachées à la France, il y a trente-cinq ans. Jetzt lasen wir: „Für alle Zeiten haben wir französischen Sozialisten auf den Gedanken an einen Rachekrieg gegen Deutschland verzichtet. Wir werden das Verlorene nicht mit den Waffen zurückfordern." Ein in Bismarcks Schule erzogener Deutscher könnte erwidern, der Verzicht sei nicht schwer, da jedes Jahr unsere Uebermacht mehrt, und binde nicht für den Fall einer neue Hoffnung weckenden Koalition. Immerhin ists gut, daß Frankreich sich an solche Tonart gewöhnt. Des Verfassers weltberühmter Name warb dem Artikel Leser; bis ans Ende haben ihn aber wohl nicht alle mit heißem Bemühen studirt. Eine Rede, hat schon der Schwabenvischer gesagt, ist keine Schreibe; der Redner verfügt über andere Künste und Wirkensmöglichkeiten als der Publizist. Wer im Klavierauszug des Rigoletto die Arie des Herzogs durchliest, ahnt nicht, wie sie aus Carusos Kehle klingt; und Jaurès ist der Caruso der rothen Internationale. Ein Virtuosenerfolg wäre ihm sicher gewesen, wenn er seine Rede vor verständigen Ohren französisch gehalten hätte. In Berlin aber wollte ers mit der deutschen Sprache versuchen. Das hätte eine Enttäuschung gegeben. Selbst wenn die Kathedralrhetorik nicht in das duftlose, trockene Druckpapierdeutsch übersetzt worden wäre, das wir nun lesen mußten: diese von Gallierathem vorwärtsgepeitschten Wortfügungen fänden in deutschen Hirnen kein Echo; nur in der Sprache Bossuets, Dantons und Hugos rollen diese Phrasen ans Ziel. Mancher berliner Genosse hats gefürchtet. Manche Primadonna sich aber im Kämmerlein vor dem Spiegel auch ärgerlich gefragt, ob es denn nöthig sei, eine Konkurrentin mit jüngerer Stimme kommen zu lassen. Und gar Jaurès, den die Orthodoxen so oft am Ohrläppchen hatten ... Fürst Bülow hat Allen aus der Klemme geholfen.

Nur nicht gerade erreicht, was er erreichen wollte. In der Neuen Welt gings auch ohne Gastspiel hoch her. „Die zünftige und zünftlerische Diplomatie hat vor der sozialdemokratischen Macht kapitulirt." „Das Ausland sieht nun, welche Angst die Regirenden vor uns haben." Und so weiter. Triumphstimmung. Ueber die man nicht einmal lächeln darf. Soll eine Proletarierpartei nicht stolz darauf sein, daß wegen einer von ihr geplanten Versammlung der Reichskanzler eine diplomatische Note schreibt und einen Bot-

schafter Seiner Majestät in Bewegung setzt? Das muß ihrer Geltung im internationalem Verkehr nützen. Erstes Resultat. Zweites: Herr Jaurès wird fortan zu vorsichtiger Zurückhaltung gezwungen sein. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat seinen Takt, seine Rednergabe, sogar „seine Anschauungen in der auswärtigen Politik" gerühmt und ihm „persönliche Werthschätzung" ausgesprochen. Wenn Herrn Bebel ein französischer Minister solches Loblied gesungen hätte, würde der graue Hitzkopf im Reichstag rauh niedergebrüllt. In Paris hat die Hetze denn auch sofort begonnen. Natürlich, heißt es: ein Mann, der Frankreich schwächt, die Wehrkraft des Landes lähmt, die Priester verjagt und jede Autorität ehrfurchtlos befehdet, muß ein Liebling unserer Feinde sein. Schon empfiehlt der kluge Clemenceau, der seine Leute kennt, mit ungewohnten Patriotentönen sich für die Nachfolge des vom Preußenlob Gebrandmarkten. Einem Politiker, der uns noch sehr nützlich werden konnte, ist das Wirken erschwert. Herr Jaurès, der sonst so höflich ist, hat in seinem Aerger über den Bärendienst flink an die berliner Genossen telegraphirt, die „plumpen Künste diplomatischer Lobhudeleien" blieben ohne Eindruck auf das französische Proletariat. Eine angenehme Antwort auf das Sittenzeugniß, das ihm besonderen Takt zuschrieb. Drittes Resultat also: die Liebkosungen des Kanzlers werden von dem gehätschelten Sozialdemokraten öffentlich schroff verhöhnt. Und Bebel hat für den Budgetkampf dieses Winters gute Waffen. „Mein Freund Jaurès, den Sie, Herr Reichskanzler, so aufdringlich loben, hat Alles gethan, was Sie mir als Todsünde anrechnen. Unerbittlich bekämpft er die Häupter des Heeres, der Kirche, der Großindustrie. Mit seiner auswärtigen Politik stimmen Sie oft überein? Er nennt den Zaren einen Mörder, dessen Juchtenstiefel im Blut Unschuldiger watet; und was er über Ihren Kaiser geschrieben hat, dürfte ich selbst unter dem Schutz der Immunität nicht wiederholen. Seinen Patriotismus preisen Sie? Er verwirft das Ideal und den Ehrbegriff seiner Landsleute, verdächtigt vor Fremden das Trachten der französischen Regirung und müßte von Ihnen gescholten werden, weil er ‚die Geschäfte des Auslandes besorgt.' Ich Wilder sogar müßte Ihnen der bessere Mensch scheinen. Denn ich habe in Amsterdam gegen Jaurès die Sozialpolitik des Deutschen Reiches vertheidigt und ihm bewiesen, daß die Bourgeoisrepublik für die Arbeiter viel weniger thut als die Monarchie." Ob der Gefürstete in dieser Debatte wieder die Lacher auf seine Seite bringt?

Einstweilen klang selbst im Lager der Allergetreusten der Applaus recht dünn und sogar persönlich verpflichtete Männer schämten sich, diese sonderbare Haupt- und Staatsaktion zu loben. Das Gesicht ist freilich gewahrt, der Rechtstitel des modernen Menschen gerettet. Doch Mancher wird überzeugt

sein, daß der Prokurist einer Mittelfirma nach solcher Probe der Leistungfähigkeit nicht acht Tage länger auf seinem Posten bliebe.

*

Diesmal war der Kanzler zu kontroliren, seine Methode, sein Augenmaß deutlich zu erkennen. Als er, am zehnten Julitag, den Briefwechsel zwischen Rouvier und Radolin (l'accord franco-allemand) veröffentlichen ließ, hüllte das Nebelreich hoher Diplomatie ihn wieder in schützende Schleier. Was da über Marokko mit Frankreich vereinbart war, gefiel zwar den Meisten nicht, weil es allzu weit hinter dem gehofften Erfolg zurückblieb. Der gute Bürger hat namentlich in Deutschland aber einen Höllenrespekt vor diplomatischer Schwarzkunst und scheut fast immer die Fährniß selbständigen Urtheils. Weiß doch Keiner, was Die kochen! Vielleicht ist das Gericht, das uns vorgesetzt wird, nur die Vorspeise und die leckerste Platte noch im Bratofen. Und will Unterthaneneinfalt etwa die Schwierigkeiten ermessen, die hier zu überwinden waren? Fabelhaft kluge Leute haben Tage lang, ganze Wochen lang zusammengesessen, um jede Zollbreite listig gestritten: und ein Bönhase will nun entscheiden, ob am Ende mehr zu erreichen war? Ohne auch nur die Hintergründe zu kennen noch zu wissen, was unter vier Augen heimlich abgemacht ward? Ungehört ist Oxenstjernas und Bismarcks Warnung vor dem Hokuspokus verhallt. Herr Rouvier war Krämer, Finanzagent und saß zuletzt im Aufsichtrath einer Bank zweiten Ranges. Fürst Radolin war Hofmarschall und Theatermaecen, hatte 1871 freilich, während der Okkupation, als Manteuffels Civilkommissar, im Dunstkreis der Dioskuren Walbersee und Henckel geathmet. Fürst Bülow hat, bis er nach Berlin kam, das Reich nie auf einem gefährdeten Posten vertreten; und in der Wilhelmstraße war seine erste That (Kiautschou) ein verhängnißvoller, seine vorläufig letzte (Fall Jaurès) ein grotesker Fehler. Trotzdem sollten wir in schweigender Andacht des Werkes harren, das diese drei Gewaltigen bereiten, und werden, wenn wir nach der Besichtigung ein kritisches Wörtchen wagen, wie Hans Naseweiß gerüffelt. „Hier ist ein Wunder: glaubet nur!" Wer sich gewöhnt hat, vor der Leistung nur, nicht vor dem Titel sich zu beugen, läßt sich von solchem Blendwerk nicht schrecken.

Die deutsch-französische entente sieht genau so aus, wie der Blick nüchterner Deutschen sie erwartet hatte. Fünf Grundsätze waren verkündet worden: Wir verhandeln nur mit dem Weltsultan; über das Programm der von ihm vorgeschlagenen Konferenz geben wir keine Auskunft; wir räumen keiner anderen Macht in Marokko mehr Recht ein, als wir selbst haben; der franko-britische und der franko-spanische Vertrag vom Jahr 1904 existirt für uns nicht; wir stehen auf dem 1880 durch die madrider Konferenz geschaffenen

Boden. Jetzt haben wir mit Frankreich verhandelt, in assurances réciproques das Arbeitgebiet der vom Sultan (auf Tattenbachs Rath) vorgeschlagenen Konferenz begrenzt, die „Verträge und Arrangements", die besonderen Rechte und Interessen Frankreichs in Marokko anerkannt; und die madrider Konferenz wird in den drei amtlichen Dokumenten, die am selben Nachmittag in Berlin und in Paris veröffentlicht wurden, gar nicht mehr erwähnt. Dieses Schweigen ist leichter zu verstehen als manches Andere. Die Offiziellen und Offiziösen, die sich so laut auf die madrider Konferenz beriefen, hatten wahrscheinlich noch nicht Zeit gefunden, die alten Akten zu lesen, und hüteten sich nachher weislich, die Berufung zu wiederholen. In der ersten Regentenzeit des Sultans Muley Hassan war in dem Belad el Maghzen (dem Lande der Regirung; das unabhängige Gebiet heißt Belad es Sibah) die Frage streitig geworden, unter welchen Bedingungen die Konsuln der fremden Mächte Marokkanern (Muselmanen und Juden) Schutz gewähren dürften. Im Januar 1880 kams in Fez zum Konflikt, die Mächte konnten sich natürlich nicht einigen, Sultan und Maghzen ersannen immer neue Orientalenvorwände und Sir John Drummond Hay, Englands Gesandter, forderte schließlich den Schiedsspruch einer Konferenz. Hay war der entschlossenste Gegner des französischen Anspruches auf Marokko; er mahnte das Auswärtige Amt immer wieder an Nelsons Ausspruch, keine Kontinentalmacht dürfe sich je an der nordafrikanischen Küste festsetzen, von der aus sie das Mittelmeer und den Weg nach Indien sperren könne. Freycinet war in Frankreich Minister des Aeußeren und der Mann, der die Republik in Madrid vertrat, hieß Jean Benjamin Jaurès; war aber nicht Proletarierführer, sondern nur Admiral. Bernhard Ernst von Bülow, der Vater des Fürsten, war gestorben und Chlodwig Hohenlohe zur interimistischen Leitung des Auswärtigen Amtes aus Paris geholt worden. Saint-Vallier vertrat Frankreich in Berlin. Und was geschah nun? Kaum hatte Jaurès, im Auftrag seiner Regirung, der Forderung Hays zugestimmt: da schickte Bismarck den Fürsten Hohenlohe zu Saint-Vallier und ließ ihm erklären, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, in Madrid jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Freycinet dankte sehr artig für diese Zusage, deren Werth die Regirung der Republik zu schätzen wisse. Sehr vernünftig, daß an diese Konferenz nicht mehr erinnert wird. Die Franzosen könnten sagen: Damals, unter Eurem Bismarck, der doch wußte, wo für Deutschland Etwas zu holen war, hattet Ihr in Marokko keine Interessen und erbotet Euch freiwillig, uns Hilfe zu leisten, und nun fühlt Ihr Euch gekränkt, weil wir in der Richtung vorwärts gehen, in die Ihr selbst uns gedrängt habt? ... Merkenswerth und

amusant ist noch die Thatsache, daß der jetzt den Franzosen so lästige siebenzehnte Artikel der madrider Konvention, der allen Signatarmächten die Rechte der meistbegünstigten Nation einräumt, 1880 von Frankreich vorgeschlagen und einstimmig, ohne Debatte und Kommentar, angenommen wurde.

Bismarck, der sein ganzes Ministerleben lang contre vent et marée kämpfen und jeden kleinen Vortheil geduldig erlauern mußte, hätte den Eingriff in den alten marokkanischen Hader vielleicht einen „logischen Hiatus" genannt. Er sah die Dinge ungefähr so wie der jetzige spanische Ministerpräsident Eugenio Montero Rios, der als Senator schrieb: „Frankreichs und Englands Interessen sind in Marokko unvereinbar. Die Verständigung, die jetzt (im Februar 1904) erreicht sein soll, wird der Zwietracht weichen, sobald eine der beiden Mächte den ernsthaften Versuch wagt, sich Vorrechte zu sichern, deren Endziel nur ein Handelsmonopol und die Kontrole über das Mittelmeer sein kann". Dieser Antagonismus war stets eine Hauptziffer in Bismarcks afrikanischer Rechnung; drum blieb er Marokko fern. Daß Deutschlands Handel manche Million aus dem Scherifenreich holen könne, wußte auch er; wichtiger dünkte ihn aber der franko-britische Interessenstreit, den, wenns nach ihm ging, kein Dritter stören sollte; wichtiger auch der Wunsch, Frankreich mit Kraft verbrauchenden Kolonialpflichten bebürdet zu sehen. Je fester die Franzosen in Nordafrika und Indochina sitzen, desto ungefährlicher werden sie in Europa, desto mehr (er hatte aus dem Studium der Tage Kaunitzens nun einmal den cauchemar des coalitions mitgebracht) schwindet auch die Gefahr eines Westmächtebundes. Dieser verschollene Glücksgünstling mochte sich nie ohne großen Gegenstand regen und wußte, wenn er sich einschiffte, stets, wo er landen werde. Solche altmodische Sitte haben wir uns schnell und gründlich abgewöhnt.

Wo wollten wir landen? Das franko-britische Einverständniß hatte den Kaiser, der sein langes Mühen um Englands Freundschaft unbelohnt sah, geärgert; und dieser Aerger scheint in Tischreden und Privatbriefen allzu erkennbar geworden zu sein. In den letzten Wochen des vorigen Jahres, nach einem Frühstücksgespräch im schlesischen Jagdrevier, fühlte England sich bedroht. Rußland war schon geschwächt, hatte aber noch eine Flotte, über deren Werth Haß und Gunst stritten. Für alle Fälle, dachte Lord Lansdowne, könnte man das Band, das uns das Kolonialabkommen mit Frankreich bietet, ein Bischen fester knüpfen. Herr Delcassé stimmte freudig zu und ließ sich auch nicht schrecken, als ein gut bedienter Botschafter ihm meldete, der Deutsche Kaiser werde den Abschluß eines franko-britischen Bündnisses als casus belli betrachten. Gerade jetzt, mit unfertiger Flotte und ohne Hoffnung auf Rußlands Beistand, sollte Deutschland den Krieg gegen die Frankreich verbündete Briten-

macht wagen? Nicht sehr wahrscheinlich. Und wenn wir, nach Mukden, nach den gehäuften Symptomen der russischen Reichskrankheit, out in the cold bleiben: wer schützt uns dann Indochina vor den Japanern? Alles war bereit. Da wurde in der Wilhelmstraße Fanfare geblasen, der Kaiser ging nach Tanger, der Tanz begann. Natürlich nur ein Vorwand, sagten sich die pariser Politiker; das Bündniß soll vereitelt, die Republik gezwungen werden, zwischen Deutschland und Großbritanien zu wählen. Delcassé wurde wie ein diebischer Lakai weggejagt; denn Herr Maurice Rouvier, der rechnen kann, fand, daß man selbst einen günstigeren Ausgang verheißenden Krieg nicht in dem Augenblick riskiren dürfe, wo man das Geld zur Sanirung Rußlands zusammenhalten müsse. Er werde die Sache mit den Berlinern schon machen.

Wo wollten wir landen? Wirklich nur der Klausel des franko-britischen Vertrages entgehen, die, im vierten Artikel, bestimmt, daß nach dreißig Jahren die Handelsfreiheit gekündigt werden kann? Das hätte ein höfliches Wort am Quai d'Orsay erreicht, sogar als Herr Theophil Delcassé noch dort hauste. Solcher Omelette wegen braucht ein Reich von der Wehrkraft Deutschlands nicht Lärm zu schlagen. Wie in dreißig Jahren Europa, wie der Erdkreis aussehen wird, kann kein Konzler heute wissen. Die Handelsfreiheit (sans aucune inégalité) ist errungen. Alles Wesentliche, was es braucht, hat Frankreich aber behalten. Der europäische Nachbar, vor dem es zitterte, bleibt ihm erspart; denn Deutschland hat feierlich erklärt, daß es in Marokko nicht nach Territorialbesitz strebt. Frankreichs légitimes intérêts, traités ou arrangements werden anerkannt und ausdrücklich wird zugestanden, que la France a un intérêt spécial à ce que l'ordre règne dans l'empire chérifien. Wer an der Reichsordnung ein besonderes Interesse hat, darf, um sie zu sichern, wohl auch besondere Mittel anwenden. Beide Mächte werden das zwischen ihnen vereinbarte Konferenzprogramm dem Sultan empfehlen, der dadurch erfahren wird, daß Deutsche und Franzosen sich über die bequemste und gefahrloseste Art, sein Land auszubeuten, geeinigt haben. Mit der pénétration pacifique wirds nun allerdings nicht so schnell gehen, wie Delcassé wünschte. Dieser Zwang, das Tempo zu verlangsamen, ist für Frankreich aber ein Glück: Eilmärsche hätten den Islam zum Heiligen Krieg aufgerufen.

Es ist erreicht. Die Franzosen sind gewarnt und werden jedes Schutz- und Trutzbündniß mit Jubel begrüßen. Clemenceau schreibt, Deutschland habe mit dem großen Säbel gedroht und sei dann furchtsam zurückgewichen; und hat den lautesten Erfolg seit den Tagen, da Reinach und Herz ihm gefährlich wurden. Doch die Fassade des Deutschen Reiches kann wieder einmal mit Fahnen und Flammen aufgeputzt werden. Denn wir haben glorreich gesiegt.

Der Fall Böcklin.*)

Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Julius Hoffmann, Stuttgart 1905.

Jede Biographie Böcklins beschäftigt sich eingehend mit seinem Temperament. Sie nennt es außerordentlich, kolossal, himmelstürmend u. s. w. und will nichts davon wissen, daß, zum Beispiel, Feuerbach und Marées auch mit Temperament begabt waren. Läßt man diesen Begriff in dem unbestimmten Sinn, wie er in den Biographien gemeint ist, gelten, so bleibt zur Erklärung der beiden Perioden in Böcklins Schaffen nichts Anderes übrig, als einen Wechsel dieses Temperamentes anzunehmen. Aus dem Sanften wird ein Gewaltsamer, aus der Ruhe die Heftigkeit. Im Leben kommen, so scheint es, dergleichen Wechsel vor. Wir bemerken, daß ganz sanfte Menschen unter dem Eindruck eines besonderen Ereignisses, eines großen Glücks, noch öfter eines großen Schlages auf einmal alle ihre Kräfte zusammennehmen und mit einer Entschiedenheit handeln, die man ihnen vorher nie zugetraut hätte. Aber der Schein, daß hier eine wirklich in das Organische eingreifende Veränderung vorliegt, trügt selbstverständlich. Denn diese ist nicht denkbar. Betrachtet man einen solchen Fall näher, so findet man wohl neue Resultate, doch keine neuen Mittel. Der Mensch ist der selbe, sowohl im Ganzen wie im Einzelnen. In der Art dieser plötzlich entwickelten Thätigkeit wird man deutlich die Art der früheren spüren, nur gesteigert, zusammengezogen, gespannt. Ein Phlegmatiker wird

*) Als Herr Julius Meier-Graefe seine „Entwickelungsgeschichte der modernen Kunst" veröffentlicht hatte, wurde ihm zwar manches unfreundliche Wort gesagt, immerhin aber anerkannt, daß hier eine Persönlichkeit spreche, der man lauschen müsse. Der „Fall Böcklin" hat ihm schlimmere Erfahrung gebracht. In heller Wuth schickten Redakteure das ihnen zur Rezension eingesandte Buch zurück und schrieben, über solches Zeug dürfe kein Sterbenswort in ihre ehrenwerthe Zeitung. Auch Herausgeber moderner Kunstzeitschriften sollen sich rundweg geweigert haben, das Werk besprechen zu lassen. Und allerlei Finkenvolk, das Feuilletons beschmutzen darf, erfrechte sich, Herrn Meier-Graefe, der tausendmal mehr weiß, kann und ist als dieses ganze Gelichter, wie einen Gecken zu höhnen, einen albernen Snob, dessen höchstes Sehnsuchtziel sei, in der deutschen Heimath den Franzmann zu mimen. Dabei hat gerade Meier-Graefe das tiefste Empfinden und Verständniß für den Werth und den Reiz deutscher Kunst; und seiner Anregung ist der Entschluß zu danken, 1906 uns in einer berliner Ausstellung die besten deutschen Bilder des Jahrhunderts zu zeigen, das von Fritzens Tod bis ins erste Lustrum der neuen Kaiserzeit reicht. Aber er kennt, wie das letzte Kapitel seines Buches beweist, sein Deutschland und wird sich deshalb nicht gewundert haben, als er, statt sachlicher Kritik, von fast allen Seiten nur grobe Schimpfwörter oder läppische Spottrede zu hören bekam. Wird darin vielleicht die Bestätigung seines Meinens gefunden haben: daß Böcklin (der Jahre lang verlachte, dem die Brüder Gurlitt und Herr Heilbut nur mühsam Geltungraum erobern konnten) dem Normaldeutschen von heute zu einem Götzen geworden ist, dessen Prachtaltar dem Kult feinerer Kunst den Weg sperrt. Mir hat Böcklin unverwischbare Impressionen gegeben und ich habe am neunten Februar 1901 hier zu sagen versucht, was ich in diesem Bringer einer neuen Vision und eines neuen Mythos, diesem Botschafter fremder Planetenmajestät bewundere. Ueber diesen Aufsatz (der Herrn Meier-

zur äußersten Zähigkeit, zur stärksten Ausdauer getrieben, aber nie lebhaft werden. Selbst im höchsten Affekt behält Jeder seine Art. Der Sanguiniker wird in toller Heftigkeit überlaufen, der Behäbige selbst im Sprung noch behäbig sein. Und zwischen diesen beiden Extremen verhält sich jeder Grad genau seiner Art nach ... Es giebt also keinen Temperamentwechsel: es giebt Maxima und Minima innerhalb des selben Temperamentes, die wir deutlich verfolgen können. Es liegt daher auch bei Böcklin, wenn überhaupt sein Fall auf das Temperament zurückgeht, nur eine Veränderung der Spannung der selben gegebenen Bedingungen vor, ein Maximum oder ein Minimum.

Das wollen wir zu ergründen suchen. Die Symptome, die hierfür als Argumente dienen können, sind immer nur aus unserem Erfahrungschatz zu erlangen; erstens aus der Geschichte der Künstler, dann aus unserer Erkenntniß der Kunst. Versuchen wir also, durch einen schnellen Streifzug in diese Gebiete uns diese Erfahrung anzueignen. Zunächst gilt es, über das weit umstrittene Temperament der Künstler unterrichtet zu werden. Die allgemeinste, nächstliegende Frage lautet da: Wie wirken die Ereignisse, die wir im Leben als Prüfsteine des Temperamentes erkennen, im Leben der Künstler? Wirken sie überhaupt? Wirken sie nicht? Was wirkt in diesem Fall an ihrer Stelle? Was folgt daraus für das Temperament? Was folgt für die Kunst?

Wir besitzen, dank unseren Historikern, getreue Lebensbeschreibungen großer Meister. Manche von ihnen sind uns durch die Detailforschung, durch ihre Selbstbekenntnisse und Briefe bekannter als unsere berühmtesten Zeitgenossen geworden.

Graefe zu dem Entschluß trieb, gegen solche Laienhymne seine Stimme zu erheben) schrieb Lenbach mir einen ungemein freundlichen Brief, dem er aber das Nachwort gab: „Der Böcklin war ein ganz großartiger Kerl, nur eigentlich kein Maler“. Das sagt, mit anderen Worten freilich, auch Meier-Graefe, dessen Kunstauffassung doch ein Mondgebirge von der Lenbachs trennt. Das sagen in allen Landen alte und junge Künstler. Ein Verbrechen kanns also nicht sein, diese Anschauung auch öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Ob man sie billigt oder bekämpft, die für die Kunstpropaganda gewählte Taktik richtig oder falsch findet: kein Redlicher kann leugnen, daß in dem Buch Meier-Graefes eine ungewöhnlich hohe Summe von Scharfsinn, Kunstempfinden, Kulturbewußtsein und Darstellungskraft steckt; daß es eine Gabe ist, wie sie oft in Jahrzehnten nicht auf der dürren Haide der Kunstkritik reift. Und weil dieses Buch totgeschwiegen oder dem Banausengelächter ausgeliefert werden soll, schien mirs nöthig, diesmal die Regel zu brechen, nach der aus schon veröffentlichten Werken hier nichts abgedruckt werden darf. Auf die Erfüllung des Wunsches, den ganzen Gedankengang Meier-Graefes erkennen zu lehren, mußte ich bald verzichten. Das Buch ist so gut komponirt, die Beweisführung so straff, daß der Versuch, einzelne, aus der Einheit gerissene Theile aneinanderzulöthen, mißlingen mußte. Nun gebe ich Fragmente aus zwei Kapiteln. Sie zeigen die kritischen und darstellerischen Qualitäten des Verfassers und können die Laienscheu vor einem Buch mit so schreckendem Titel beseitigen. Sie sollen die Lust wecken, das Buch zu lesen. Keiner wirds bereuen: denn hier spricht ein ernster Mensch von dem größten Gegenstand seiner intellektuellen Welt mit so graziöser Sicherheit, daß es klingt wie die flotte Erzählung eines Reiseerlebnisses; und er enthüllt (mags der alte Herr Thoma auch leugnen) mehr vom innersten Wesen Bildender Kunst, als in den langweiligsten Folianten zu finden ist.

Wir sehen sie im öffentlichen Leben und zu Haus bei der Arbeit, als Liebhaber und Familienvater, als Glückliche und Leidtragende. Das Leben der meisten bedeutenden Künstler der Vergangenheit ist reich an Ereignissen. Denn damals galt der Künstler; er sah andere große Zeitgenossen und setzte sich mit ihnen auseinander, kam weit in der Welt, mindestens in der Welt seiner Heimath, herum, durchmaß alle Sphären des Lebens und rieb sich an ihnen. Denken wir an Van der Goes, an Tizian, an Leonardo, an Dürer, an Velazquez. Selten hat sich im Geschick gewöhnlicher Sterblicher das Glück so siegreich gezeigt wie bei Rubens, der uns fast wie ein Alexander erscheint; selten ist es voll so tiefer, erschütternder Schwankungen gewesen wie bei Rembrandt. Michelangelo trotzt mit Gefahr seines Lebens der höchsten irdischen Gewalt, er trägt alle Konsequenzen einer in Folge seines Schicksals und des Schicksals seines Landes ungeheuer gespaltenen Thätigkeit. Das Leben Hogarths ist von Schicksalsschlägen gepeitscht, Watteau stirbt an Melancholie. Von all diesen Künstlern, deren Reihe sich um alle übrigen Meister der Geschichte vergrößern läßt, haben wir Werke aus verschiedenen Lebensepochen, wo sich wichtige Ereignisse ihres äußeren Lebens abspielten. Und merkwürdiger Weise finden wir erstaunlich wenig davon in ihrer Kunst; fast nichts, wenn wir uns nicht an das ganz Zufällige, etwa den Auftrag eines Werkes, die Unterbrechung einer Arbeit oder Dergleichen, halten. Mag das Schicksal noch so schwankend sein: die Kunst der selben Menschen ist ganz unverhältnißmäßig stabil. Bei dem Gewaltigsten, in dem man sich gewöhnt hat, die personifizirte Leidenschaft zu sehen, bei Michelangelo, tritt das Lebensdetail so wenig im Werk hervor, daß man die Geschichte Grimms über den Meister, die all diese Details berichtet, mit dem Bewußtsein aus der Hand legt, sehr viel von den Medici, von den Volksparteien in Florenz und den Kriegen der Päpste erfahren zu haben, relativ blutwenig von der Kunst des Mannes, dem das Buch gewidmet ist. Von Justis „Velazquez" und vielen anderen glänzenden Biographien gilt das Selbe. So mächtig ist das Werk selbst, so mächtig sind die Schicksale des Künstlers, nicht des Menschen, so weit überstrahlt das Unsterbliche das Irdische. Ja, fast meint man, dieses ganze Geschichtliche könnte auch anders sein, und Alles in uns sträubt sich gegen die Annahme, daß das Eigentliche an Michelangelo anders wäre, wenn Julius der Zweite anders gehandelt hätte oder die Medici nicht nach Florenz zurückgekehrt wären. Vielmehr, sagt eine innere Stimme, wenn Dem so gewesen wäre, so hätten andere Leiden, andere Freuden zum selben Ende getrieben. Jeder große Künstler findet das Schicksal, das er braucht. Er saugt sich aus jedem Ereigniß, sei es die Ungnade eines Papstes oder die Laune seiner Wirthschafterin, die seine Art stählende Kraft. Es muß so sein; sonst wären wir genöthigt, des Menschen höchste That, das Kunstwerk, als ein Zufallsgebild zu betrachten. Und es ist schließlich nicht viel anders mit den Werken und dem Leben gewöhnlicher Sterblicher, die ja auch ihr Glück und Unglück ihrer Art, ihrem Temperament, ihrem Intellekt nach genießen, tragen und ausnutzen.

Wohl aber wirkt das Leben auf den Künstler. Das können wir nicht übersehen; denn die tiefste Wirkung seiner Kunst ist just das Menschliche. Wäre er fühllos: wie sollte er in uns Gefühle erwecken! Das Höchste seines Menschenthumes gerade zieht uns hinan. Wir fühlen das Persönliche mit sicherem Instinkt und vermögen es sogar intellektuell nachzuweisen. In jedem großen Kunstwerk steckt ein Schicksal. Hier ergiebt sich also ein Widerspruch. Dieser hat viele Denker zu

falschen Schlüssen über das ganze Problem getrieben. Die richtige Erkenntniß wird uns in das innerste Wesen der Kunst einführen.

Um den Widerspruch aus dem Wege zu räumen und den scheinbar dunklen Zusammenhang des Lebens und der Kunst im Dasein des Schaffenden zu erklären, bleibt nichts übrig, als eine Art Doppelexistenz des Künstlers anzunehmen. Das kostet weiter keine Mühe, da wir mit einem einfacheren Grad dieser Vorstellung längst zu rechnen gewohnt sind. Man sagt oft vom Kaufmann, vom Soldaten, vom Lehrer, daß sie zwei Seelen in ihrer Brust tragen, von denen die eine dem Beruf, die andere dem Rest gehört. Dieser Scherz zielt auf eine ernste Thatsache, die im Leben jedes bewußten Menschen besteht und im Dasein des Künstlers noch viel mehr entscheidet. Der Künstler lebt erstens als Mensch, der ißt, trinkt, schläft, mit Menschen verkehrt, daraus Erfahrungen sammelt und damit handelt; zweitens als weiteres Wesen in seinem Beruf als Schöpfer. Wohl verlaufen beide Existenzen gleichzeitig und wirken logischer Weise auf einander ein; aber Beide haben einen sehr wesentlichen Grad von Selbständigkeit. Das bestätigt schon die oft erwogene Thatsache von groben Divergenzen, sowohl moralischer wie physischer Art, zwischen Mensch und Künstler; Disharmonien, wie sie im Leben gewöhnlicher Menschen ohne Gefährdung des Individuums nicht auftreten. Unter ihnen sind gewisse die Moral berührende Details noch nicht die auffallendsten; zum Beispiel: daß Fra Filippo Lippi, der die keuschesten Heiligenbilder malte, ein beträchtlich lockerer Geselle war oder daß Benvenuto Cellini den Dolch mit großer Unverfrorenheit und nicht weniger geschickt handhabte als das zierliche Werkzeug des Ziseleurs. Merkwürdiger ist schon, daß viele Werke von strahlend gesunder Erscheinung auf kranke Urheber, ja, verkrüppelte Schwächlinge zurückgehen. Menzel war Zwerg, Beethoven erfand seine ergreifendsten Harmonien als Tauber, Homer ist uns blind überliefert. Nicht nur litten diese und viele andere Helden des Geistes in ihrer Schöpfung nicht unter den Gebrechen des Leibes, sondern sie zogen Vortheil daraus. Selbst Beethoven hat in der hohen Sphäre seines Künstlerthumes kaum entbehrt und wäre als leiblich Hörender vielleicht vor der Verzweigtheit seiner letzten Epoche zurückgeschreckt, zumal bei seinen Lebzeiten diese Werke nie von dem Orchester, für das er sie vorahnend bestimmte, aufgeführt wurden ... Nietzsche genoß geradezu die Qualen seiner Zustände. Der Krüppel Lautrec machte die flottesten Reiter und war oft dabei betrunken. Maupassant und Van Gogh schufen im Wahnsinn ihre besten Werke. Und wer sähe nicht in den Zeichnungen Beardsleys eine Verklärung des Leidens, dem er vorzeitig zum Opfer fiel? Solche Unempfindlichkeit kann mit der Analgesie verglichen werden, mit der die Derwische die bekannten Experimente ertragen, und stellt offenbar eine höhere Gattung der dem Tanz innewohnenden Ekstase dar. Wie stark psychischer Schmerz die Schöpfungskraft erhöht, wissen wir von allen Dichtern; und jedem Menschen versüßt die Erinnerung, dies Protoplasma des Kunstwerkes, das schlimmste Erlebniß. Wenn Burckhardt in seiner Revision der griechischen Kulturgeschichte Recht hat, gehen die göttlichen Werke der Antike nicht auf die heitere Lebensanschauung zurück, an die unsere Klassiker glaubten, sondern entsprangen einem höchst gesteigerten Leidensbewußtsein.

Solche Thatsachen helfen bereits, diesen in anderen Berufen nicht annähernd so weit gehenden Dualismus für den Fall des Künstlers in spezifischer Art zu vertiefen. Aber wir müssen noch viel weiter gehen, und wie wir an bekannten Bei-

spielen auf ein Unterbewußtsein des Künstlers, das nicht unbedingt der Moral gehorcht, auf eine Untergesundheit, die dem physischen Unbehagen trotzt, schließen können, uns eine ganze, wohl organisirte Unterwelt oder besser Ueberwelt vorstellen, in der der Künstler nicht nur gleichzeitig, sondern unendlich intensiver lebt als in seiner sonstigen Existenz. In ihr schafft er das Werk. Das Kunstwerk ist die Thatsache, die die zweite Existenz der Leiblichkeit darbietet. Es ist für den Künstler die höchste, unter Umständen bis zur Einzigkeit getriebene Bestätigung seines Daseins, der er um so mehr alles Andere opfern zu dürfen und zu müssen glaubt, als er, zum Unterschied von allen anderen Berufen, ganz allein nur daran betheiligt ist. Zugleich ist es ihm der Schlüssel, um immer wieder in seine zweite Existenz zurück zu gelangen, um weiter zu schaffen.

Auch wir gelangen mit diesem Schlüssel in eine zweite Existenz, die scheinbar die des Künstlers, in Wirklichkeit unsere eigene ist. Indem sich nämlich durch die Gewalt des Kunstwerkes unser Wunsch entzündet, in sein innerstes Wesen hineinzugelangen, setzen sich alle die Organe in Bewegung, die uns in unser eigenes Innere ziehen. Wir sehen dann nicht mehr leiblich das Kunstwerk, sondern empfinden es nur. Den Ort dieser Empfindungen, den wir mit Recht als das Feld reinster und edelster Genüsse verehren, nennen wir die Seele. Und da jede That, die uns dieses Feld öffnet, ein Geschenk der ganzen Menschheit bedeutet, das durch keine andere Thätigkeit ersetzt werden kann: deshalb ist die Duldsamkeit der Menschen gegen das Leibliche des Künstlers berechtigt und deshalb, nebenbei bemerkt, jeder negative Schluß aus den nur zu oberflächlichen Untersuchungen moderner Pathologen blinder Frevel.

Dieses Empfinden bedient sich genau des selben Weges wie das Sehen des Künstlers aus seiner zweiten Existenz in die leibliche hinein, das beim künstlerischen Schaffen vor sich geht. Um Dies ein Wenig deutlicher zu machen, denke man sich, daß der Künstler in seine zweite Existenz wie in eine Kammer hineingeht, aus der er sehnsüchtig nach der Außenwelt hinschaut. Dieses Schauen, das für den Musiker zum Hören wird, ist die einzig mögliche Lebensfunktion in der Kammer. Das heißt, die Kammer ist an sich dunkel (für den Musiker lautlos) und dieses Dunkle (dieses Lautlose) bietet keinerlei Existenzmöglichkeit. Nur draußen im Licht findet der Künstler das Dasein. Er muß daher das Licht durch eine Art Kanal in das Innere ziehen. Der Kanal besteht nicht ohne Weiteres, sondern der Wille des Künstlers öffnet ihn, schlägt ihn gewaltsam nach außen. Ich betone die Willenskraft, die Ueberwindung. Nichts ist verkehrter, als sich die Produktion des Werkes wie das mechanische Treffen der Wirklichkeit auf eine Art photographischer Platte vorzustellen. Es giebt keine solchen Platten im Inneren des Künstlers. Bis zum gewissen Grade indifferent und zufällig ist nur, was der Künstler im Moment der Konzeption vor sich hat, das draußen bleibende Objekt, der Gegenstand. Alles Andere ist sein Werk. Sein Wille, sein Organismus allein vollbringen das Wunder. Man mag sich vorstellen, daß der Kanal wie ein Spalt ist, dessen Theile fortwährend die Tendenz zeigen, sich wieder zu schließen. Und diese Tendenz begreifen wir ohne Weiteres, sobald wir überlegen, von welcher wunderbaren Art dieser Kanal sein muß. Denn er gewährt ja nicht nur den Blick, sondern in dem Blick auch alles Andere. Der Künstler kann nicht arm werden in der Konzeption, sondern muß sich vielmehr bereichern können; Schöpfung ist Ueberschuß an Reichthum. Alles, was

der gewöhnliche Sterbliche mit der Summe seiner Organe verrichtet, muß dem Künstler im höchsten Moment seines Daseins mindestens auch gewährt sein. Das heißt also: Dieser Seh-Kanal, der vom Willen des Schaffenden geöffnete Spalt in die Welt ist die Summe seiner ganzen Sinnesorgane. In der Konzeption gelingt dem Künstler, alle Sinnesregungen, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tastgefühl, mit einem Sinn zu vollbringen. Dieser Sinn ist beim Bildenden Künstler ein höchstes Sehen, beim Musiker ein höchstes Hören. Daß wir im gewöhnlichen Leben den selben Gegenstand riechen, schmecken, sehen und hören, kommt davon her, daß der Leiter unseres Sinneskomplexes die Fähigkeit besitzt, jedes Ding in Sinneseinheiten zu zerlegen und dem Ohr, dem Auge, dem Tastorgan u. s. w. die entsprechenden Aufgaben zuzuweisen. Für den Prozeß der Kunst-Konzeption bleibt nur die Analogie als Erklärung übrig: durch den Sinn des Künstlers wird die wahrgenommene Erscheinung in neue, von den natürlichen grundverschiedene Einheiten zerlegt. Diese fügen sich im Kunstwerk wieder zum organischen Ganzen.

... Die abstrakte Art Dessen, was wir die Einheit nennen, ist uns jetzt schon deutlicher geworden. Wir spüren Etwas von dem Organischen, das ihnen anhaftet, und entdecken sie als die Gemeinschaft, in der der Künstler lebt. Wenn wir sie schon als Wirkungquellen erkannten: wie viel mehr müssen sie dem Künstler sein, der sie ja nicht, wie wir, betrachtet, sondern mit ihnen schafft. Sie gehören zu ihm wie Theile seines Körpers, wachsen organisch mit ihm und gehen mit ihm zu Grunde. Wie grob wirken daneben die alten Begriffe des Stofflichen, Gegenständlichen und derlei Unsinn; wie grob selbst der Gedanke an das äußere Schicksal des Künstlers! Mag es sein, wie es will: was er in seiner Dunkelkammer erlebt, ist merkwürdiger als alle Weltgeschichte, als Alles, was ihn sonst treffen mag. Nur sehr mittelbar, auf dunklen, langen Wegen, auf denen sich das Allermeiste verliert, dringt der Laut der Außenwelt ins Allerheiligste. Deshalb ist des Künstlers Wesen im Werk so stabil. Immer wieder schlägt er den Spalt durch das selbe Gewirr. Die Theile, durch die er zum Dasein bringt, sind immer die selben. Sie verändern sich nicht mehr oder weniger, als sich seine Haut, seine Knochen, sein Blut verändern. Nur der Drang ändert sich. Der Instinkt spürt die besten Wege aus, um die größte Ersparniß zu erzielen; der Künstler lernt seinen Werth und gewinnt die Erfahrung, ihn am Besten zu nützen ... Das Kunstwerk ist das letzte Resultat einer gesetzmäßigen Wirkung besonderer Einheiten, um eine Erscheinung bildlich darzustellen. Das Gesetz der Wirkung dieser Einheiten folgt aus dem Material, die Wahl der Einheit aus der Persönlichkeit des Künstlers.

Die Lehre von den Einheiten giebt den unentbehrlichen Hintergrund, um den Momenten unserer Beweisführung greifbares Relief zu verleihen. Zunächst erwächst daraus im Hinblick auf die beiden Perioden Böcklins das Recht, zu folgern: Die Frühzeit, von deren Künstlerschaft wir uns sowohl mit Hilfe des Vergleiches mit anderen Werken Bildender Kunst wie auch auf Grund der elementaren Gesetze des Schönen überzeugen, darf in keinem absoluten Gegensatz zur Spätzeit stehen, wenn diese nicht das Anrecht auf künstlerische Bedeutung im Sinn beider Kriterien verlieren soll. Der Kern in der einen muß sich in der anderen wiederfinden. Oder, falls dieser Nachweis nicht erbracht werden kann, muß logisch geschlossen werden, daß die Entwickelung Böcklins in der Frühzeit abbrach, wie die so manches anderen Deutschen.

Für diesen zweiten Fall könnte schon als Beweismaterial das Verhalten der Böcklin-Verehrer benutzt werden, die das echt Böcklinische nur in den bekannten Bildern finden und von der Frühzeit überhaupt nichts wissen wollen. Als er die ersten italienischen Bilder malte, war er, so meint man, noch nicht der eigentliche Meister, hatte noch nicht das wahre Böcklinische, war noch nicht er selbst. Aber dieser grobe Nachweis wäre nicht stichhaltig, weil die plumpe Persönlichkeitstheorie in sich falsch ist und weder für noch gegen eine Ansicht sprechen kann ... Uns erscheint heute an Delacroix durchaus nicht als persönlich, was von seinen Zeitgenossen dafür gehalten wurde, wie zahllose Kritiken, die in ihm einen Patrioten, einen Somnambulisten und wer weiß was feierten, beweisen; und Das ist erst ein paar Generationen her. Das Geschwätz Aretinos über Michelangelos Atheismus oder die Vergötterung der Reinheit Raffaels wirkt auf uns heute wie leerer Schall. Ja, an sich selbst schätzten viele großen Künstler durchaus nicht Das als ihr persönliches Gut, was wir heute mit Recht als auszeichnend an ihnen hervorheben. Der Begriff des Persönlichen ist an sich reinste Willkür, kann etwas Giltiges sagen, sobald er unbewußt an die Stelle ästhetischer Nennungen tritt, kann das dümmste Zeug ausdrücken, sobald er die Kunst außer Acht läßt. An sich ist das Persönliche so irrelevant wie für jeden meiner freundlichen Leser der Umstand, ob sein Schuster Persönlichkeit besitzt, im Vergleich zu der Wichtigkeit der Frage, ob die Schuhe sitzen. In der Lehre von den Einheiten erkannten wir das Persönliche als Einheitbildner. Nur dadurch also, daß es an der richtigen Stelle in den höchst spezifischen Schöpfungapparat eingreift, wird es nützlich, nicht eo ipso. Daher kommt die Frage, ob Böcklin vor oder nach dem Jahr 1860 persönlicher war, gar nicht in Betracht, wenn die Antwort uns nicht künstlerische Momente erschließt. Ganz sicher ist die Wirkung des frühen Böcklin nicht unbeschränkt; sagen wir also: die Persönlichkeit des frühen Böcklin hat ihre Grenzen; denn wir besitzen größere Leute. Dem aber, der die innere Oekonomik dieser Kunst nicht schätzt, wird in aller Kunst der zarteste, lieblichste Reiz entgehen und größere, ja, die größten Werke werden ihm immer nur verschwindende Einzelheiten abgeben. Wer nun gar nur nach einem außerhalb liegenden Kriterium, das er für den Persönlichkeitmesser ansieht, schätzt, gelangt überhaupt zu keinem Verhältniß zu Böcklin. Er liebt heute Etwas, das er morgen verachten wird, sobald er sich von seinem unverkennbaren Trugschluß überzeugt und erkennt, daß Böcklin gar nicht die Persönlichkeit ist, die vermuthet wurde. Und er wird dann eben so ungerecht ablehnen, wie er heute verehrt, also nicht mehr Nutzen von seiner Befreiung als heute von seiner Anbetung für das Heil der eigenen Kultur davontragen.

Die Differenz zwischen den beiden Perioden ist aber thatsächlich, nicht nur in den Augen der Verehrer von heute, absoluter Art und erscheint um so größer, je mehr man von Aeußerlichkeiten absieht. Aeußerlich wäre, wollte man sich lediglich an den Farbenunterschied halten. Farbe ist keine Einheit, sondern nur Theil davon; die selbe Einheit kann sich mit dieser und jener Farbe verbinden. Dagegen gibt das die Farbigkeit des Gemäldes Bildende ein giltiges Vergleichsobjekt, das Mittel, mit dem die materielle Farbe in das Rhythmische übersetzt wird. Dieses faktisch zusammengesetzte, für den Künstler dagegen einheitliche Molekül ist in den Frühwerken ohne Weiteres deutlich, und zwar von zartestem Gefüge. Der Pinselstrich hat daran einen merkbaren Antheil. Er ist durchaus sichtbar, und zwar

außerordentlich geschmeidig, genau die Zuthat, die den anderen Elementen der Einheit entspricht. Er hat gar nichts von dem Gehämmerten, mit dem Leibl seine Gesichter bildet, noch weniger von den gewaltigen Schlägen Rembrandts, auch nichts von den zuckenden, blitzschnellen Strichen eines Rubens oder von der ganz vereinfachenden Handschrift der neueren Franzosen. Zögernder, aber auf dem selben einzigen Weg der neueren Malerei gelingt Böcklin in der ersten Zeit die Umfüllung der Materie. Auch in seinen Werken bemerken wir ein kunstreiches Netz von Wirkungen, aus dem, wie der Tiefe entsteigend, die Erscheinung langsam hervorwächst.

Nichts, absolut nichts von dieser Art auf der anderen Seite. Das Molekül verschwindet, ist wie weggeblasen ... Die Kunst, die in der Frühzeit mit glücklichem Resultat versucht wurde, wird in der Spätzeit aufgegeben. Dieser Fall wiederholt sich in auch nur annähernd gleichem Umfang bei keinem anderen Meister, den wir schätzen, entscheidet aber trotz aller Anomalie nicht unbedingt gegen Böcklin. Es läßt sich nämlich die Möglichkeit denken, daß die frühe Einheit später durch eine andere ersetzt würde. Nur diese Möglichkeit giebt es, um eine Schätzung des populären Meisters im Sinn der Kunst zu rechtfertigen. Daß er anders ist als vorher, wissen wir. Dieses Andere kann uns nur befriedigen — so weit wir überhaupt gewillt sind, unsere Befriedigung zu kontroliren, also denkende, nach Kultur strebende Menschen zu sein —, wenn ein vollgiltiger Ersatz für den konstatirten Verlust geschaffen, wenn eine neue Einheit gefunden wird, die für das Neue so wirkt wie die alte für das Alte. Das heißt: wenn wir Kunstwerke vor uns haben.

Tritt dieser Fall nun wirklich ein? Giebt es im Spätwerk eine Einheit im Sinn der früheren? Sind die populären Bilder Werke der Kunst, der einzigen, die hier, den Materialbedingungen entsprechend, in Frage kommen kann, wenn Böcklin nicht von vorn herein als Werth verneint werden soll: Werke der Malerei?

Das dürre Nein auf diese Frage sagt zu wenig, um zu überzeugen. Wohl aber würde der Leser mir schon leichter zustimmen, wenn die Abnahme der frühen Einheit nachgewiesen werden könnte, das langsame und stete Nachlassen des Künstlerischen, und wenn statt des Ersatzes ein heterogenes Gefüge zum Vorschein käme, ein Novum; wenn gezeigt werden könnte, daß dieses Novum in Folge seiner Art unfähig ist, ein Werk der Malerei, sei es von Böcklin oder irgend einem Anderen, zum Kunstwerk zu gestalten.

Als Pendant zu der Landschaft aus dem Jahre 1855 hängt in der Nationalgalerie auch eine kleine Landschaft mit Staffage. Sie trägt den Titel „Altrömische Maifeier“ und stammt aus dem Anfang der siebenziger Jahre, also der Zeit der meisten Schackgalerie-Bilder. Jeder Vergleich der beiden Werke zeigt das Nachlassen, die Abschwächung der Harmonie. Ein Nachlassen, das sich unter derberen Formen verbirgt. Böcklins ganze Entwickelung gleicht der Ungeduld eines Klavierspielers, der immer derber auf die Tasten schlägt, je unreiner er spielt. Die Kontraste sind in der „Maifeier“ viel stärker angelegt, aber nicht durchgeführt. Die frühe Landschaft war im Ganzen dunkel. Natürlich könnte die spätere ganz licht und dabei eben so schön, ja, noch schöner sein. Aber die Lichtheit des Himmels auf der zweiten bleibt nicht nur im Verhältniß zu der Masse des Waldes, sondern zum ganzen Bild unvermittelt. Die Helligkeit ist rein materiell, nur an sich licht, die Masse des Waldes materiell dunkel, weil nur an sich dunkel. Und wie die Massen nicht zu den Massen stehen, so fehlt auch innerhalb jeder Masse die den

Grad vermittelnde Stufenwelt. Deshalb wirken sie leblos, ohne Bewegung. Man vergleiche das Innere des Waldes auf beiden Bildern: das bei aller Dämmerung Durchsichtige und daher Tiefe auf dem einen, das Flache und daher Tote auf dem anderen. Ganz das Selbe ergiebt die Untersuchung der Koloristik. Die „Maifeier" ist zweifellos farbiger als die frühe Landschaft, aber farbig nur in dem rein materiellen Sinn: es sind, wie man durch Abzählung konstatiren kann, mehr Farben darin. Vor dem Wald führt eine bunte Reihe von Männern und Frauen einen Tanz auf. Einen so starken Accent wie das Roth in dieser Gruppe giebt es in dem anderen Bilde überhaupt nicht. Aber dieses Roth ist an sich ein fremder Körper, der ohne jede Wirkung bleibt, wenn es uns nicht mit allen Mitteln der Malerei vertraut gemacht wird. Daran fehlt es; nicht so, daß das ganze Bild total zerrissen wird — wir sind noch in der Zeit eines relativen Malerbewußtseins Böcklins —, wohl aber ist der Mangel groß genug, um empfindlich zu stören. Das Roth könnte unter Umständen als isolirter Fleck, als Ueberraschung wirken; aber eben die Umstände fehlen. Wie das Bild angelegt ist, müßte das Roth in so innigem Zusammenhang mit dem Uebrigen stehen wie auf der Landschaft von 1855 der blaue Fleck, von dem ich sagte: Man weiß nicht genau, was er darstellt, fragt nicht danach, so glücklich und so richtig mit Allem versehen sitzt er an der rechten Stelle. Was das Roth dagegen darstellt, weiß man genau: tanzende Leute, eine höchst eindeutige Erscheinung. Aber dieses Wissen bleibt erfolglos. Wir wünschen ja gar nichts zu wissen, sondern sehnen uns, zu empfinden. Wir wollen in unsere Seele hinein, nicht in unseren Verstand. Unsere Erfahrung verfügt über Tausende von tanzenden Paaren. Ein Wort schon genügt, diese Vorstellung zu wecken; was bedarf es dazu des Bildes! Solche Paare aber, die in uns eine ganze Fluth von Empfindungen zu locken wissen, so daß wir schließlich gar nicht mehr sie, sondern nur den Extrakt eines reinsten Gefühles aufnehmen, solche haben wir nicht durch ein einfaches Wort, nicht durch ein Aufzeichnen in Roth. Dazu gehört eine ganze Welt, in der sie leben und deren Kosmos sie uns, gleichsam abtretend vom Schauplatz ihrer Handlung, vermitteln. Diese Welt wäre hier die Landschaft, wenn die Tanzenden in ihr lebten, ganz organisch mit ihr verwoben wären. Erinnern wir uns, wie auf der ersten Landschaft die Gruppe Centaur und Nymphe so innig in dem Bilde drinsteckt, daß man sie nicht daraus lösen kann. Niemand wird auf den thörichten Gedanken gerathen, das eine Bild sei besser als das andere, weil dort Centaur und Nymphe, hier tanzende Leute vorkommen. Die größere Intensität der Einheit giebt den Vorzug. Schneidet man aus einem schönen Gesicht den wunderbaren Mund heraus, so hat man, auch wenn der Mund wie die Perle des Antlitzes erschien, eine widerliche Materie. Das Selbe geschähe, wenn aus der ersten Landschaft die Centaurengruppe gelöst würde. Man erhielte dann nicht die Gruppe, die so wunderbar in dem Bilde steht, sondern einen regellosen Haufen von Farbflecken, also rohe Materie. Die Gruppe existirt nur, so lange das Bild existirt; sie gehört dazu, ordnet sich als ein mehr oder weniger großer Theil dem Uebrigen unter und bekommt erst durch das Uebrige ihre Schönheit. Sie ist genau so deutlich, wie sie sein muß, um nicht das Spiel der Baumstämme, der Blätter, des Bodens, des Hintergrundes mit dem Himmel zu stören; genau so groß, genau so farbig, so hell und dunkel. Die Tanzenden in der „Maifeier" dagegen sind an sich etwas deutlicher. Die Leute tanzen vernehmlicher, aber (und Das allein

entscheidet) die Landschaft thut nicht gleichmäßig mit. Dieses Mitthun aber, dieser nicht im Einzelnen vernehmliche, sondern jedes Stückchen des Bildes in gleichmäßige Schwingung versetzende höhere Tanz allein ist die Kunst; nicht der Takt der Beine irgendwelcher Personen, sondern der Rhythmus des ganzen Bildes.

Genau das selbe Charakteristikum finden wir in allen Werken der Schackzeit. Keins der berühmten Gemälde der münchener Galerie hält sich vollkommen neben unserer Landschaft aus dem Jahr 1855. Bei den der berliner „Maifeier" nahestehenden Bildern, wie der altrömischen Weinschänke, der Hirtin bei ihrer Heerde, dem Gang nach Emmaus, dem Mörder mit den Furien, könnte sich die Darlegung der selben Worte bedienen. Bei dem den Hirten erschreckenden Pan, den Villen am Meer u. s. w. finden wir in anderer Form das selbe Manko. Selbst eins der frühsten und besten Bilder dieser Art, die Klage des Hirten (1865), leidet schon darunter; denn man wird nur mit Mühe die unechte Beleuchtung der Höhle mit Amaryllis überwinden, wenn auch zum Glück hier der Mangel nur in Nuancen auftritt. Mögen alle diese Werke noch so viele schöne Details enthalten, Dinge, für die man Böcklin zu danken hat: keins erreicht die vollkommene Harmonie des frühen berliner Bildes. Alle zeigen in stärkerem oder geringerem Grad, auf diese oder jene Art, die Mängel der „Maifeier" und stehen deshalb um eine unüberseh-bare Differenz unter den Werken der Frühzeit.

Ein Schritt weiter in der Nationalgalerie führt zu dem bekannten Einsiedler oder Eremiten, der zehn Jahre nach der „Maifeier" entstand (1882), und enthüllt auf den ersten Blick die Zerstörung der ursprünglichen Kunst, die in den Schackbildern noch eine schwache Nachblüthe erlebte. Hier springt das Ungeordnete ganz roh in die Augen. In dem selben Gemälde sind Ansätze zu verschiedenen Bildern. Der Eremit ist das eine, die Umgebung außerhalb der Hütte ein zweites, die Engel ein drittes. Man hat das Gefühl, in ein unaufgeräumtes Gemach zu treten, in dem kostbare Stücke halb zertrümmert am Boden liegen. Man vergleiche die ruhige Beleuchtung in den Frühwerken, die dort die Harmonie leitet, mit dem zerrissenen Licht des späteren Werkes, mit diesem ungelösten, billigen Effekt, der die kleinen Engel in dem Fensterausschnitt partiell beleuchtet. Sofort entsteht dadurch die unruhige Frage nach der Herkunft dieser Engel, nach der Sphäre, aus der sie sich verdichten, dem Gemeinschaftlichen zwischen ihnen und dem Rest, nach dem Organismus, an den geglaubt werden kann. Dieses Verlangen, das, wenn es unbefriedigt bleibt, die seelische Wirkung ausschließt, wird nicht oder nur in oberflächlichster Weise von der Thatsache erfüllt, daß einzelne Bruchstücke in dem Bilde gelungen sind; denn diese Konstatirung kommt vom Bilderliebhaber, nicht vom Kunstfreund her, vom Amateur der Spezialität, nicht vom Suchenden reiner Genüsse. Es ist ein Unterschied zwischen der dankbaren Genügsamkeit mit flüchtigen Skizzen und der Duldsamkeit Unfähigkeiten der Gestaltung gegenüber. Der guten Skizze, auch wenn sie nur aus drei Strichen besteht, fehlt nichts von dem unentbehrlichen Leben, das einem ungeordneten Gemälde wie diesem Böcklin abgeht. Sicher hätte der Eremit in richtiger Umhüllung sehr schön gewirkt, die Engel wären in anderer Umgebung wohl möglich, eben so der Rest. Aber wenn man vor einem häßlichen Menschen steht, hilft die Einsicht, daß die gar zu große Nase in einem anderen Gesicht vielleicht am Platze wäre, nicht zur Ueberwindung des grotesken Eindruckes. Und doch hätte man Ursache, bei dem Menschen gnädiger

zu sein als vor dem häßlichen Bilde. Denn selbst in ihren schlimmsten Deformationen bewahrt die Natur noch starke Einheiten. Ist die Nase zu roth im Vergleich zu dem übrigen Antlitz, so hat sie doch noch ein Porensystem, das sie mit dem Rest verbindet; ist sie zu groß, so bleibt sie doch noch Theil eines lebendigen Organismus. Außerdem wird sie von Luft und Licht umhüllt, und wenn der Mann richtig steht und den Kopf günstig hält, kann er sogar schön sein. Nichts von Alledem in einem ungeordneten Bilde. Die Natur ist hier durch die vier Leisten des Rahmens gebildet und der Rahmen hängt an der Wand. Was nicht auf dieser Fläche vom Maler geschaffen wurde, gelangt durch keine Macht der Welt hinein.

Was trieb nun wohl Böcklin, der früher gezeigt hatte, wie einheitlich er zu wirken verstand, hier zu der Unordnung? Darauf giebt es nur die Antwort: das Genrebild. Bewußt oder unbewußt — diese Entscheidung gehört natürlich nicht hierher — machte er es genau so wie unser heute fast vergessener Knaus. Denn ob es ein fiedelnder Eremit ist oder, wie bei Knaus, ein fiedelnder Dorfschulmeister, ist für die Kunst eben so gleichgiltig wie die Thatsache, daß auf der ersten Landschaft eine Centaurengruppe, auf der anderen tanzende Bauern gemalt sind. Böcklin machte die Engel, deren künstlerische Herkunft uns verschlossen bleibt, weil diese Zuthat unserer Vorstellung von der Frömmigkeit eines Eremiten zu Hilfe kommt. So stellt Knaus um den fiedelnden Schulmeister vergnügte Tanzpaare, weil dieses Attribut den gedanklichen Inhalt ergänzt ... Der Genremaler, der ein Bild nicht der Malerei, sondern des Genres wegen macht, um zu erheitern, um traurig zu stimmen, aus irgendwelchen edlen oder unedlen Tendenzen, verliert den Boden seiner Kunst, die Basis der eigentlichen Wirkung seiner Mittel, unter den Füßen. Er sieht nicht mehr von innen, aus der dunklen Kammer, durch all das organische Getriebe seiner Sinne hindurch, nicht mit dem einen Alles umfassenden Organ, sondern von außen, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, und malt ab. Wir nennen ihn einen Naturalisten. Er giebt die Dinge, wie sie sich ihm darbieten. Sie kommen ihm aus der Außenwelt, aus der Natur oder aus einem Buch oder aus seiner Erfindung. All Das ist draußen, roher Stoff, genau so wie alles Sichtbare oder plastisch Denkbare geeignet, zur Kunst zu werden, aber in diesem Rohzustande gleich weit von der Kunst entfernt. Um es zur Kunst zu machen, dazu gehört, einerlei, ob der Stoff aus einem Buch, aus der Natur oder aus der Erfindung stammt, die ganz spezifische Anstrengung, die mit dem Wirken in der Dunkelkammer begreiflich gemacht wurde, und das ganz spezifische Resultat, das die Lehre von den Einheiten erwies.

... Das mag manchem Leser gesucht, umständlich, fremd klingen. Aber vergessen wir nicht: das reine Kunstwerk unserer Epoche ist thatsächlich an sich etwas Urfremdes; wohl natürlich, weil aus natürlichen Gesetzen gebildet, nichts weniger als natürlich im Vergleich zu anderen Dingen der Menschen. Daher ist es denn auch durchaus nicht auf den ersten Blick für Jeden, der nicht mit der Kunst lebt, kenntlich. Genies sind keine gewöhnlichen Sterblichen, auch wenn wir erkennen, wie sies machen. Das Natürliche ist die Art der Böcklin und Knaus. Das wird immer jedem naiven Menschen zuerst am Besten gefallen. Die ersten Menschen, die malten, haben es sicher wie sie gemacht, nicht wie die Leonardo oder Rembrandt. Und wäre damals, am Anfang unseres Geschlechtes, die Kunst bereits im Besitz eines anderen Weltvolkes gewesen und unser erster Erdenmaler hätte sie zu Gesicht be-

kommen, so wäre ihm Dergleichen sicher wie eitler Wahnsinn erschienen. Die Organe der künstlerischen Produktion und des Aufnahmevermögens sind durch Jahrtausende in winzigem Fortschritt gebildet worden und hatten bis zu unserer stillosen Zeit tausend gemeinschaftliche Stützen, an denen sie lernten: Architektur, Stil, Sitte, Tradition. Wir leben in einer Zeit, die alle diese Stützen zerbrach, um das Eigene, Persönliche zu befreien, und da geschieht es, daß viele Menschen noch nicht ohne diese Beihilfen fertig werden und vor gewissen Werken in eine Art Naturzustand zurücksinken. Je freier wir sind, desto mehr muß Jeder an sich selbst arbeiten, um diese Auslese der Instinkte zu vollziehen und sich vor Verwirrung zu bewahren. Erst dann wird ihm die Kunst im höchsten Sinne natürlich.

Gerade Böcklin aber, Das muß man ihm lassen, ist eine äußerst verwirrende kaptivirende Erscheinung. Tausend mittelbare Umstände stellten die Anerkennung seiner Kunst fast wie die Pflicht jedes freien Menschen dar. Diese Umstände haben viel mit sehr edlen Gedanken, aber mit künstlerischen Instinkten nichts gemein. Sie zu betrachten, ist hier nicht meine Aufgabe. Auch das sachlichste Argument richtet nichts gegen Suggestionen aus; und wirklich hat sich selten unter einem Menschen eine solche Masse von Suggestionen zum Thron geschichtet wie heute unter Böcklin. Gerade das Werk der Spätzeit enthält höchst verlockende Wirrnisse, die diese Suggestionen stützen. Wären alle Bilder wie der „Eremit" oder die „altrömische Maifeier", so fiele die Erkenntniß leicht. Denn in ihnen und in vielen ähnlichen sehen wir deutlich den Kampf der beiden Prinzipien und können uns leicht überzeugen, daß das künstlerische unterliegt. Nachher geht aber Böcklin einen Schritt weiter auf der selben absteigenden Bahn; und hier beginnt der positive Ersatz des Künstlerischen, den wir suchen. Er unterdrückt nämlich das eine Prinzip ganz und verwischt das Fragmentarische des „Eremiten". Die berühmten großen Bilder, die Gefilde der Seligen, Pieta, Toteninsel, Spiel der Wellen, Schweigen im Walde u. s. w., sind auf den ersten Blick durchaus keine Fragmente im Sinn des „Eremiten". Aeußerlich spürt man hier kein Absetzen des Künstlers. Gewaltige Szenen thun sich vor uns auf, nie gesehene Dinge, die unser Interesse fesseln. Diese sind so thatsächlich vorhanden, dabei der Gewohnheit so entgegengesetzt, deuten also auf Schöpfung, daß die Verehrung sich im Recht glaubt.

Die Folgerung dieser Verehrung ist etwa folgende: Gewiß ist Kunst nicht Natur, Das weiß man; Böcklin ist auch nicht Natur, Das sieht man: folglich ist Böcklin Kunst, Das fühlt man. Niemand sieht den Trugschluß. Wäre man gewohnt, Kunstfragen so ernst zu behandeln wie Geldfragen, so käme Jeder, der die alte Kunst schätzt, also überhaupt weiß, was Kunst ist, sofort zur Erkenntniß. Man folgert aber überhaupt nicht ernstlich, sondern überläßt sich einer vagen Empfindung, der dieser vermeintliche Zusammenhang verborgene Beweiskraft zuführt. So ungefähr, sagt man sich, ist die Kunst. Va bene. Im nächsten Moment heißt es: so ist sie. So ist sie aber nicht; und der Unterschied ist nicht gradweise, sondern ein Gegensatz wie Tag und Nacht, Gut und Schlecht, Warm und Kalt; ja, noch stärker, denn während diese Gegensätze in Wirklichkeit nur Maßverschiedenheiten der selben Leiter darstellen, ist zwischen Böcklins Hauptwerken und rein künstlerischen Werken überhaupt nichts Gemeinsames. Sie sind schlechter als der Eremit, die Maifeier und die Bilder der Schackzeit, von den früheren zu schweigen. Sie sind vor dem Urtheil einer auf Kunst gerichteten Betrachtung überhaupt nicht.

Julius Meier-Graefe.

Rußland und Japan.

Daß man mit Sentiments bequemer wirthschaften kann als mit der verstandesmäßigen Auslegung realer Dinge, ist eine alte Geschichte. Handelt sichs um Fragen gemüthlicher Natur, so mag das Gefühl den Ausschlag geben; handelt sichs aber um das Geschäft, dann sollte man Alles ausschalten, was kühler Berechnung nicht Stand zu halten vermag. Wenn wir sehen und hören, wie der „Niedergang" Rußlands und der „Aufstieg" Japans jetzt beurtheilt wird, ist die Warnung vor Gefühlsüberschüssen vielleicht berechtigt. Malerische Vergleiche mit der Abendröthe einer versinkenden Herrlichkeit und der Morgenröthe einer erwachenden Kultur sind schon wohlfeil wie Brombeeren geworden; und die Leute, die sie uns auftischen, scheinen ganz zu vergessen, daß unsere Haut nicht gelb, sondern weiß ist. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß die ununterbrochenen Niederlagen und die anarchischen Zustände im Inneren des russischen Reiches Grund genug bieten, die Zukunft Rußlands in einem durchaus nicht rosigen Licht zu sehen; doch darf man sich nicht verleiten lassen, vorübergehende Schädigungen für dauernde zu halten und die Thatsachen, die das Bild ein Bischen erhellen, ganz zu übersehen oder falsch auszulegen. Wer heute auch nur ein Wort zu Gunsten Rußlands zu sprechen oder gar vor einer Ueberschätzung des ostasiatischen Inselreiches zu warnen wagt, wird ein bestochener Russenknecht gescholten, dem anständige Menschen den Rücken zudrehen. Weh Jedem, der die Oeffentliche Meinung nicht achtet!

Welchen Vortheil verspricht man sich nun eigentlich davon, daß man Tag vor Tag den nah bevorstehenden Untergang Rußlands ankündet? Will man die Besitzer russischer Papiere warnen? Das hätte man früher thun sollen; bevor der Krieg begann, war dazu Zeit genug. Heute haben schwache Hände wohl längst ihr Material hergegeben; und die starken brauchen keine Rathschläge. Sollen vielleicht die deutsch-russischen Handelsbeziehungen gefördert werden? Am ersten März 1906 tritt der neue Handelsvertrag in Kraft, der die heimische Industrie vor die Aufgabe stellt, sich, trotz den erhöhten russischen Zöllen, den wichtigen Markt des Zarenreiches zu erhalten. Daß ihr diese Aufgabe durch die eindringlichen Prophezeiungen eines Zusammenbruches nicht erleichtert wird, ist sicher. Wo ist also der Nutzen, der aus der Wiederholung bekannter Thatsachen, aus dem steten Hinweis auf die finanziellen und ökonomischen Schwierigkeiten, in die der Krieg und die innere Krisis Rußland gebracht haben, herausschaut? Niemand bestreitet, daß Rußland in sehr übler Lage ist und Zeit brauchen wird, um wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen; aber bisher ist auch noch Keinem der Beweis gelungen, daß die russische Wirthschaft dauerndem Niedergange geweiht sei. „In den Nationen, vor Allem in den jungen, steckt eine Kraft der Selbstheilung; es ist frivol, wenn nicht gar kindisch, zu glauben, daß sie dem Tode oder ewiger Schwäche geweiht seien": mit diesem Satz hat der französische Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu einen von Harden neulich erwähnten Artikel über die russischen Finanzen geschlossen. Der Mann gehört zu den besten Kennern der modernen Finanzgeschichte, ist aber von deutschen Pygmäen ein Dummkopf gescholten worden, weil er nicht inniglich an den russischen Staatsbankerot glaubt.

Ein Blick in Rußlands Vergangenheit lehrt, daß das Reich Krisen von der Art der jetzigen schon mehr als einmal durchgemacht und überstanden hat. Nach

dem Krimkrieg, der die Finanzkraft des Reiches erschöpft und alle ökonomischen Kräfte gelähmt hatte, begann eine Periode des Niederganges. Der Krieg hatte ungeheure Kosten verursacht, eine Million Menschen aus ihrer Thätigkeit herausgerissen und das ganze Land seufzte bang unter dem Druck materieller Sorgen. „Und doch", sagt uns ein kluger Kritiker dieser Zeit schwerer Noth, „durchzog Etwas wie Frühlingswehen die geistig aufgeweckteren Kreise der russischen Gesellschaft. Trotz aller durchlebten Trübsal herrschte eine hoffnungfreudige Stimmung, hervorgerufen durch die Ueberzeugung, daß eine harte, empfindungslose Periode dahingegangen sei und eine neue, liberale Aera mit regem Verständniß für die Dringlichkeit einer reformatorischen Erneuerung von Land und Volk herannahe." Das könnte auch jetzt geschrieben sein. Damals kam bald nach dem Krieg die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Befreiung der Bauern; heute suchen sich die Bauern und der inzwischen aufgekommene Vierte Stand von dem Druck unerträglicher Lasten zu befreien, die das berüchtigte System Wyshnegradskij, mit seiner forcirten Getreideausfuhr, deren Zweck die Erhaltung einer aktiven Handelsbilanz war, dem Lande auferlegt hat. Nachdem sich in den sechziger Jahren, unter dem Regime des Finanzministers Reutern, die wirthschaftliche Lage gebessert hatte, kam schon in der Mitte der siebenziger Jahre, noch vor dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, ein neuer Rückschlag, der als Nachwirkung der westeuropäischen Krisis, einer Folge der Gründerperiode, anzusehen war, aber auch etwas spezifisch Russisches hatte. In diese Zeit fällt die Einführung des Goldzolles, die Erhebung der Zollgebühren in Gold, die den wichtigsten Pfeiler der russischen Goldwährung bildet und damals die prompte Bezahlung der ausländischen Schuldzinsen verbürgte. Rußland hat bis heute seine Verpflichtungen nach dieser Richtung stets in vollem Umfang erfüllt. Auf Reutern folgte Bunge, dem die schwere Aufgabe zufiel, die russische Wirthschaft durch die reißenden Strömungen des mächtig anschwellenden Nihilismus ungefährdet hindurchzuführen. Ihm gelang der Versuch, der wirthschaftlichen Entwickelung neue Unterlagen zu schaffen; mit dem Bemühen, die russischen Finanzen durch Beseitigung der Papiergeldkalamität zu stärken, hatte er freilich keinen Erfolg. Sein Nachfolger Wyshnegradskij vermochte durch eine rücksichtlose Goldpolitik glänzende Budgetabschlüsse hervorzuzaubern. Das geschah auf Kosten des Bauernstandes, der zur Ermöglichung der von Wyshnegradskij gewollten starken Getreideausfuhr mitwirken mußte. Je mehr Getreide exportirt wurde, desto mehr Gold kam ins Land: deshalb entstand der Exportfanatismus, der die Ursache der russischen Agrarkrisis und damit der Anlaß zu den Nöthen unserer Tage wurde. Das Ziel der „konstitutionellen Reformen", die Nikolai Alexandrowitsch seinem Lande gewähren soll, ist die Befreiung von 85 Prozent der russischen Bevölkerung aus tiefstem Elend; die Reformen sollen die Schäden beseitigen, die der Goldhunger eines mit Blindheit geschlagenen Finanzministers dem Lande zugefügt hat. Durch diese Gewaltpolitik, die, ohne Rücksicht auf die natürliche Entwickelung, nur bestrebt war, dem russischen Export stets ein Uebergewicht über die Einfuhr zu erhalten, sind die Produktivkräfte des Landes entwerthet worden: der Durchschnittspreis für das Pud Getreide ist allmählich von 119 auf 59 Kopeken zurückgegangen und der Erlös für das Exportquantum nur von 242 auf 369 Millionen Rubel gestiegen, obwohl die Ausfuhrmenge sich von 203 auf 617 Millionen Pud erhöhte. Die Aktivität der russischen Handelsbilanz ist ein Nonsens, weil sie auf einer künstlich bewirkten Ent-

wickelung, nicht, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, auf dem natürlichen Ausbau der Verhältnisse beruht. Daß zwei Länder von so verschiedenen wirthschaftlichen Qualitäten sich des selben Vorzuges rühmen dürfen, eine aktive Handelsbilanz zu besitzen, beweist am Besten die Unnatur des Zustandes auf der einen Seite. Die amerikanische Union verdankt ihre Ueberlegenheit der Ausbeutung vorhandener Kräfte; Rußland verdankt den Schein des Wohlstandes einer gewaltsamen Auspressung seiner Getreidebroduzenten, die dadurch dem Hunger preisgegeben werden. Die Hauptsache ist also für Rußland, endlich in die Bahnen zu kommen, die ihm durch seine natürliche Anlage gewiesen sind und die zu einer gesunden Agrarpolitik führen. Der Bauer, die Hauptstütze der russischen Wirthschaft, wird weder durch den Steuerdruck noch durch die Loskaufzahlungen vernichtet werden; man hat berechnet, daß der Gesammtbetrag der direkten Abgaben in der bäuerlichen Bevölkerung nicht mehr als 2 Rubel 20 Kopeken für den Kopf ausmacht und daß von der jährlichen Gesammtsumme der Loskaufzahlungen (100 Millionen Rubel) nur 1 Rubel 20 Kopeken auf den Kopf entfällt. Das sind Quoten, die selbst eine so elende Bauernschaft noch nicht zum Ruin führen können. In ernste Gefahr kann der Bauer nur gerathen, wenn nichts geschieht, um ihm die rationelle Bewirthschaftung des Bodens zu ermöglichen. Die Hebung des Bauernstandes, die Beseitigung einer unklugen Handelspolitik, die Zurückführung der russischen Wirthschaft in den ihrem Wesen entsprechenden Zustand: Das ist der Inhalt der „russischen Frage"; und nun sage man sich selbst, ob die Bewegung, die jetzt geräuschvoll widerhallt, nur auf den Niedergang Rußlands, auf die Vernichtung seines Wirthschaftlebens hindeutet. Auf allzu lange vernachlässigtem Boden sollen jetzt endlich ja die Vorbedingungen einer gedeihlichen Entwickelung geschaffen werden. Daß ein solcher Prozeß sich nicht ohne Gewaltsamkeit, ohne die Vernichtung von Werthen, ohne Störung des Geschäftslebens vollziehen kann, ist klar; wer daraus aber den Schluß ziehen will, daß Rußland in Zukunft als wirthschaftlicher Faktor überhaupt nicht mehr in Betracht kommen werde, hat keine Vorstellung von der Logik der Thatsachen.

Die Pessimisten machen immer den Fehler, den ökonomischen Werdegang Rußlands mit dem der westeuropäischen Staaten zu vergleichen, obwohl hier eine hundertjährige Vergangenheit, dort eine Periode von knapp fünfzig Jahren vorliegt, in der mit künstlichen Mitteln Treibhausfrüchte produzirt worden sind. So ist, zum Beispiel, die russische Industrie, trotz den riesigen Kapitalien, die sie verschlungen hat, in einem kümmerlichen Zustand geblieben; und selbst wenn es gelänge, die Kaufkraft der Bauern zu steigern, wird die inländische Industrie in absehbarer Zeit nicht fähig werden, mit der großer Industriestaaten zu konkurriren. Dazu wäre Vielerlei nöthig, was jetzt noch ganz fehlt: brauchbares Arbeiterpersonal, Ausbildung eines richtigen Industriekredites und Rohprodukte (die heute entweder gar nicht vorhanden sind oder noch nicht in rationeller Weise gewonnen werden). Diese Schwächen der russischen Industrie sind Chancen für den deutschen Export; und deshalb sollte man sich hüten, mit groben Schlagwörtern die geschäftlichen Beziehungen zu erschweren.

Besonders oft werden drei Momente angeführt, die den Niedergang Rußlands beweisen sollen. Erstens: die hastige Arbeit seiner Notenpresse. Während des Krieges ist der Umlauf an Kreditbillets um 380 Millionen Rubel (auf 980 Millionen) vermehrt worden. Das ist sehr viel; aber droht dadurch schon der

russischen Goldwährung Gefahr? Da die russische Staatsbank jetzt ungefähr 1082 Millionen in Gold besitzt und die Vorschrift bestimmt, daß der Betrag der umlaufenden Noten bis zu 600 Millionen voll, darüber hinaus zur Hälfte mit Gold gedeckt sein muß, so könnten auf der Grundlage des vorhandenen Goldes noch etwa 585 Millionen Rubel Papiergeld ausgegeben werden. Damit ist erwiesen, daß, wenn der Notenumlauf auch in ziemlich raschem Tempo vermehrt wurde, doch das Ende der Golddecke noch lange nicht erreicht ist. Das zweite Schlagwort lautet: Rußland muß jedes Jahr neue Anleihen aufnehmen, um seine Zinsen zu bezahlen und seine Goldwährung zu erhalten. In Wirklichkeit hat das russische Reich die im Ausland kontrahirten Schulden zum Ausbau seines Eisenbahnnetzes gemacht und es bezahlt, dank dem von Wyshnegradskij eingeführten System, das den Goldexport verhindern sollte, seine Zinsen mit Getreide. Die zum Unglück des Landes forcirte Getreideausfuhr zieht, wie gezeigt wurde, Gold aus dem Ausland heran und erleichtert die Zinsenzahlung im Anleihendienst. Rußland könnte wohl kaum mit einem Aktivsaldo in seiner Handelsbilanz paradiren, wenn es genöthigt wäre, die Kassen des Auslandes beständig zur Einlösung seines Zinscoupons in Anspruch zu nehmen. Damit fällt auch die Behauptung, die Goldwährung werde durch gepumptes Geld künstlich am Leben erhalten. Drittens wird das Branntweinmonopol als eine Gefahr für die russische Volkswirthschaft bezeichnet. Im Jahr 1902 brachte die Branntweinsteuer einen Nettogewinn von 346 Millionen Rubel; die Staatseinnahmen hängen also zum großen Theil von der „Ausbeutung eines Lasters" ab; die „Trunksucht des Volkes" werde dadurch „gesteigert"; es sei eine Schande, daß der Staat den Alkoholismus ausnutze; und wie die Schlagwörter sittlicher Entrüstung sonst noch lauten mögen. In Wirklichkeit beschleunigt, wie unbefangene Beurtheiler der Verhältnisse festgestellt haben, das Branntweinmonopol nicht nur nicht den Ruin des russischen Volkes, sondern es hat wesentlich zur Hebung der moralischen und materiellen Lage der Bevölkerung beigetragen. Verbrechen aus Trunkenheit sind seltener und die Einlagen in den Sparkassen größer geworden. Diese Beobachtung wurde in den vier östlichen Gouvernements Perm, Ufa, Samara und Orenburg nach der Einführung des Monopols gemacht; die Einnahmen dieser vier Provinzen haben sich um 47 Prozent erhöht und in der Zeit des Monopols ist die Erhebung der Loskaufsteuer und die Begleichung der Steuerrückstände leichter geworden. Man sieht aus diesen Beispielen, die ich beliebig vermehren könnte, daß nicht jedes Schlagwort Glauben verdient. Die Russenhasser sollten ihren Blick lieber nach Amerika wenden und sich überzeugen, daß die Yankees nur darauf lauern, ihre Vorherrschaft auch auf den russischen Märkten stabiliren zu können. Nordamerika diktirt der Welt die Getreide- und Petroleumpreise; wenn nun der amerikanische Einfluß durch den Niedergang Rußlands, das bekanntlich nach Amerika der größte Getreide- und Petroleumlieferant ist, gestärkt und die deutsche Industrie von der amerikanischen auf den russischen Märkten verdrängt würde, hätten wir für absehbare Zeit keine Aussicht mehr, dem oft genug beklagten „Terrorismus" der Amerikaner erfolgreich zu begegnen. Das ist eine bisher allzu wenig beachtete Seite der „russischen Frage".

Während Rußlands Untergang prophezeit wird, findet Japans Ruhm eifrige Verkünder. Wir erwarten viel von der neuen Großmacht: allerlei Vortheile für Handel und Industrie, angenehme und einträgliche Beziehungen. Bis jetzt hat

die deutsche Einfuhr nach Japan eine sehr kleine Rolle gespielt: während der Import Großbritaniens zu den Zolleinnahmen Japans im Jahr 1903/04 41 Prozent betrug (gegen 39 im Jahr vorher), war der Ertrag aus der Verzollung deutscher Waaren um 23 Prozent niedriger als im Jahr 1902/3. Worauf stützt sich nun die Hoffnung, Deutschlands Ausfuhr nach Japan werde sich beträchtlich vermehren? Etwa auf die Freundschaft zwischen Großbritanien und dem Reich des Mikado? Oder auf das Bestreben der englischen Industrie, das Wachsthum deutscher Wirthschaftmacht zu hemmen? Oder vielleicht auf die Gewißheit, daß die Japaner den Betrag der Kriegsentschädigung in Reis und Papierlaternen anlegen werden? Vergangenes kann auch hier auf Künftiges hinweisen. Deutschland stand bis zum Krieg unter den Wollwaarenimporteuren in Japan an der Spitze; jetzt haben ihm England und Australien schon den Rang abgelaufen. Die meisten Lokomotiven liefert Großbritanien. Amerika ist der Hauptlieferant von Maschinen und Stahl. Deutschland hat mit der ständig wachsenden Konkurrenz der Engländer und Amerikaner zu rechnen; und nach dem Friedensschluß wird Japan sich mit aller Kraft bemühen, seine Industrie so zu stärken, daß es möglichst unabhängig vom Ausland wird. Ob die Betheiligung des deutschen Kapitals an der neuen japanischen Anleihe die Chancen im Wettbewerb auf den Märkten Japans verbessern wird, ist recht zweifelhaft. Und wer bürgt uns denn schließlich dafür, daß die japanische Anleihe ein geringeres Risiko bietet als die russischen Papiere? Japan hat während des Krieges seine Schuld um 3 Milliarden Mark, also um einen größeren Betrag als Rußland, erhöht Das Budget dieses noch in den Anfängen der Geldwirthschaft steckenden Landes hat dadurch eine Belastung erhalten, wie sie, ohne Schaden, nur ganz entwickelte Finanzstaaten tragen können. In Folge der starken Vermehrung der Auslandschuld nahm die Goldausfuhr ständig zu und die Goldwährung ist gefährdet. Für die neue Anleihe von 600 Millionen Mark dienen die Einnahmen aus dem Tabakmonopol als Sicherung, die aber schon für die erste Serie dieser Emission im selben Betrage von 600 Millionen verpfändet sind, so daß die jetzige Anleihe hinter der vom März dieses Jahres rangirt. Dazu kommt, daß der Ertrag des Monopols erst auf die Höhe der für den Dienst einer Anleihe von 60 Millionen Pfund Sterling nothwendigen Summe gebracht werden muß. Wer nicht auch das kleine Inselreich für ein Land unbegrenzter Entwickelungmöglichkeiten hält, muß diese Schuldenlast ungeheuerlich nennen. Trotzdem lesen wir jeden Tag, von Rußland habe die deutsche Wirthschaft nichts mehr, Alles aber von Japan zu erwarten. Ladon.

Notizbuch.

Sergej Juliewitsch Witte soll in Portsmouth (New-Hampshire), wo im August Russen und Japaner über die Möglichkeit eines Friedensschlusses verhandeln werden, als Hauptbevollmächtigter das Zarenreich vertreten. Nikolai Walerianowitsch Murawiew (früher Staatsanwalt, dann Justizminister, jetzt Botschafter in Rom und, wenn seine Hofclique siegt, bald vielleicht Staatssekretär im Auswärtigen Amt) war zuerst für diese Mission ausersehen, entzog sich ihr aber, weil er den Mangel an diplomatischer Erfahrung

und Personenkenntniß bänglich empfand und fürchtete, nach der Heimkehr aus Amerika am Ende nicht mehr ministrable zu sein. Ob Witte gern hingeht? Der kleine Zar hat sich lange gesträubt, den Unbequemen aus dem Winkel zu holen. Als man ihm im Dezember rieth, Witte wieder zum aktiven Minister zu machen, rief er: „Wenn Rußland es verlangt, werde ich, so schwer es mir wird, auch dieses Joch noch einmal auf mich nehmen.“ Tröstete sich aber: Rußland verlangt das Opfer ja nicht. Noch vor ein paar Wochen weigerte er sich, Witte als Vertreter für die Friedenskonferenz zu wählen. Damals nährte die Hoffnung noch den Plan, die Verhandlung brüsk abzubrechen, Japan vor der Welt anmaßender Ueberhebung zu bezichtigen und in einem Volkskrieg nach kutusowischem Muster das Heil zu suchen. Daran wird (einstweilen, muß man bei Nikolai Alexandrowitsch immer sagen) nicht mehr gedacht, seit man mit der Mißstimmung der Truppen rechnen gelernt hat und jede rasche und umfangreiche Rekrutirung scheut. Solls aber Ernst mit dem Frieden werden, dann ist der beste Mann für Portsmouth gerade gut genug. Und Sergej Julitsch hat am Hof mächtige Freunde. Die Kaiserin liebt ihn nicht, weil er „ihren Mann fast jeden Freitag so furchtbar aufregte“, hat von seinem Können aber eine hohe Meinung und sähe ihn am Liebsten in der Rolle eines britischen Premierministers, die ihren Nika entbürden, ihm das behagliche Leben des dicken Onkels Eduard sichern könnte. Die Kaiserin-Mutter, die nicht zu bewegen war, Frau Witte am Hof zu empfangen, und auch als Witwe die Fortdauer des Boykotts durchgesetzt hat, schätzt den Mann ungemein, der ihres Gatten Finanzminister war, den ihr angebeteter Sascha gefunden und ohne Zaudern auf den ersten Platz im Reich erhöht hatte. Der Versuch, Witte sacht wieder in den Vordergrund zu schieben, wäre auch diesen verbündeten Majestäten, denen ein Großfürst half, vielleicht nicht gelungen; denn Nika ist eigensinnig und, wie alle Schwächlinge, stets ängstlich bestrebt, zu erweisen, daß er nicht zu beeinflussen, die Kraft seines Willens nicht zu brechen noch auch nur zu beugen ist. Da kamen aber schlaue Höflinge und sprachen: „Laß Sergej Julitsch ruhig übers Meer fahren, Väterchen. Erstens sind wir ihn hier für eine Weile los; er kann nicht im Dunkeln munkeln, mit fremden Preßleuten plaudern und unser Handeln und Unterlassen kritisiren. Kann nicht als der Reichsregent oder Diktator, der Robespierre oder Gambetta von übermorgen empfohlen werden. Und zweitens liegen die Dinge für uns leider so schlecht, daß aus Portsmouth nicht viel zu holen sein wird. Der Mann, der diesen Friedensvertrag heimbringt, hat ausgespielt und wird von der lüderlichen Bettel, die sich Oeffentliche Meinung nennt, verwünscht und arg zerzaust werden. Laß ihn hinüber, Batjushka, gieb ihm alle Vollmachten, die er fordert: der providentielle Mann, der Dir jetzt immer als herrschender Diener aufgedrängt werden soll, kehrt nicht mit ungemindertem Nimbus wieder und Du hast die Möglichkeit, den jetzt Gerühmten später, wenns nützlich scheint, als Sündenbock in die Wüste zu jagen“. Das mag dem armsäligen Gossudar eingeleuchtet haben. Witte ist freilich klüger als seine Feinde; zu klug, um sich in eine Falle locken zu lassen. Er weiß, was er wagt; daß er die Arbeit eines Lebens aufs Spiel setzt. Dennoch geht er wahrscheinlich nicht ungern. Geht mit Trümpfen, die kein Anderer mitnehmen könnte. Er kennt die Bedürfnisse seiner Heimath (die er, wie manches Gespräch mit ihm mir unzweideutig bewiesen hat, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines selten ganz entschleierten Temperamentes liebt), hat mit allen Königen und Duodezfürsten europäischer Finanz persönlich verkehrt, weiß, wie jeder einzelne zu nehmen, an welcher Stelle zu kitzeln ist, und hat die unbeirrbare, durch vierzehnjährige Erfahrung gefestigte Zuversicht, daß Rußland so viel Geld bekommt, wie es haben will, und daß alle Bankiers des Kontinentes sich

in geiler Hast an den Mann drängen werden, der sie aus der Ferne ein Anleihegeschäft hoffen läßt. Noch wichtiger ist, daß alle Ostasiaten ihn als hellen Kopf bewundern, Fleisch von ihrem Fleisch in ihm wittern. (Mit Recht; sein Genie ist urasiatisch. Daß er, wie in den Zeitungen hartnäckig behauptet wird, von Deutschen abstamme, glaube ich nicht. Er kann kaum einen deutschen Satz zusammenstümpern und hat den Accent des echten Moskowiters. Sein Französisch ist nicht überwältigend, doch gewiß nicht schlechter als das der Japaner.) Der alte Li-Hung-Tschang liebte ihn beinahe väterlich, der japanische Graf Matsukata nennt ihn seinen verehrten Freund und am Hof des Mikados wird noch heute von ihm wie von einer Großmacht geredet. Er bringt Prestige, Erfahrung und die schwere Kunst der Menschenbehandlung mit; und hat in Pokotilow (jetzt Rußlands Gesandter in Peking), in dem Baron Rosen (der in Tokio sehr beliebt war, stets auf Wittes Seite stand, nur nicht laut genug vor der Gefahr dieses Krieges warnte) und in dem Kapitän Russin (der, als Marineattaché in Tokio, das ganze Unheil vorausgesagt, in Petersburg aber natürlich kein Gehör gefunden hatte) gute, der ostasiatischen Verhältnisse kundige Gehilfen. Sein wichtigster Trumpf ist aber, daß der Erdkreis ihn als Gegner des Krieges kennt, den er jetzt enden soll. Ihn hatte Li-Hung-Tschang, als er zu den Krönungfesten nach Rußland gekommen war, immer wieder eifernd ermahnt, die mandschurische Bahn nur bis Wladiwostok zu bauen und auf den südwärts (nach Port Arthur) führenden Strang zu verzichten; sonst seien unabsehbare Verwickelungen sicher. Li versprach freiwillig jede mögliche Unterstützung; um den Russen einen Umweg von sechshundert Kilometern zu sparen, wolle er ihnen die Erlaubniß zum Bau der Strecke Nertschinsk-Tsitsikar-Wladiwostok verschaffen; nur sollten sie nicht weiter nach Süden gehen. Denn Li sah den Sieg der Japaner voraus und gönnte ihnen auch nicht für ein Halbjahrhundert die Herrschaft über Ostasien. Witte hatte die Warnung beherzigt und dem Zaren immer die Räumung der Mandschurei empfohlen, die er nur wirthschaftlich, nicht militärisch erobern wollte. Das hätte einen Strich durch die Rechnung der Kamarilla Bezobrazow-Alexejew-Absasa & Co. gemacht, die schon nach Korea lugte und auf neue profitliche Geschäfte hoffte. Wittes erstes und letzes Wort war in jedem Kronrath: „Wir haben vor Europa feierlich zugesagt, die Mandschurei zu räumen, und müssen halten, was wir versprachen". Das konnte dem sanften Nika gefallen, der mit einem beau geste den Oelzweig geschwenkt hatte. Ganz schön, wisperten nun aber die Anderen: daß die Mandschurei eines Tages geräumt wird, versteht sich; nur hat dieser vortreffliche Finanzmensch bei all seinen Fachtalenten keine Ahnung von politischer Taktik. Den Gelben muß man zunächst imponiren. Auf den Tisch hauen, wie Makarow einst in Tschifu, mit dem Schwert rasseln, das Makakengesindel erinnern, daß es mit Rußland zu thun hat, vor dem die Welt zittert: dann erreichen wir, was wir brauchen, und können die Räumung eines Tages wie eine kaum noch erhoffte Gnade gewähren. Seit Plehwe Minister war, hatten diese Wünsche auch einen offiziellen Vertreter. In jedem Kronrath kams nun zum Konflikt. Wenn Witte sagte, die militärische Besetzung der Mandschurei sei zwecklos und Port Arthur für Rußland auf absehbare Zeit ohne Werth, antwortete Plehwe, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse, wenn er nicht furchtsam scheinen wolle, stramm weiterschreiten. Als Witte rieth, den ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zu überweisen, die auch das Heikelste still erledigen würden, erwiderte Plehwe: „Durch seine Bayonnette, nicht durch Diplomatenkunst, ist unser Rußland geworden, was es ist". Der in die Politik verschlagene Staatsanwalt, dem die Reussenge-schichte ein Buch mit sieben Siegeln war, erdreistete sich, dem Colbert des Zarenreiches bei

jeder erhaschbaren Gelegenheit über den Mund zu fahren. Das war neu. Wittes Gegner hatten immer getuschelt, dem Finanzminister fehle die gründliche Vorbildung; wenn er mit Rothstein und anderen Börsianern genug gejobbert habe, lasse er sich von radikalen Professoren aus Petersburg und Moskau das Allerneuste verschreiben, mime dann den hochmodernen Sozialpolitiker und pfusche mit den Rezepten des Katheder-sozialismus und Marxismus an dem kranken Leib des unglücklichen Landes herum. Wirklich stark sei er nur in der Dialektik. Gegen seine Zungengewandtschaft könne Keiner aufkommen. Plehwe konnte es. Aus dem Gezänk mit Advokaten, in dem er Meister war, brachte er die Gabe rascher Replik mit; hatte auch Mancherlei gelernt, gelesen oder doch angeblättert und half sich, wo die Sachkunde versagte, mit wegfegender Prokuratorenschroffheit. Mußte Nikolai nicht entzückt sein? Endlich ein Gehilfe, auf den er sich unter allen Umständen verlassen konnte und der vor Sergej Julitsch nicht erbebte. Endlich die Aussicht, von der Tyrannis befreit zu werden. Dieser Witte hielt sich wohl gar schon für einen Bismarck und wähnte, er dürfe mehr sein als ein Commis des Zaren? Lächerlich. Ein kleiner Südwestbahndirektor, den eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik bekannt gemacht und den Wyshnegradskij, um den ehrgeizigen Rivalen loszuwerden, vom Posten des Departementchefs im Finanzministerium an die Spitze des Verkehrsministeriums befördert hatte. Seit er dann als Wyshnegradskijs Erbe wiederkam, hat er sich ja manches Verdienst erworben. Ordnung in den Staatshaushalt gebracht, die Goldwährung, das Branntweinmonopol und einen billigen Zonentarif eingeführt, Bahnen verstaatlicht, den Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei gelegt, eine Industrie geschaffen, durch Gesetz die Arbeitzeit geregelt, die Fabrikinspektion gebessert und (weil er für seine Kulturpläne mehr Geld brauchte, als die alljährlich wachsenden Ansprüche der Militärverwaltung ihm übrig ließen) dem Selbstherrscher aller Reussen die dankbare Heilandsrolle des Weltbeglückers suggerirt. Suggerirt … Das ists. Ueberall wurde getuschelt: „Er hat den Kaiser hypnotisirt und macht mit ihm, was er will." Die Zaritza selbst scherzte über diese Hypnose und zeichnete den Eheherrn, wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt; und Hofleute zeigten einander in stillen Winkeln eine noch bösere Karikatur: Nika als Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des allmächtigen Finanzministers wirbt. Unerträglich. Und Sergej Julitsch wurde von Jahr zu Jahr kecker. Sein Selbstbewußtsein sah auch im Thron keine Schranke. Die Freitage, an denen er dem Zaren Vortrag hielt, waren für Nikolai eine Last, die er Tage lang vorher mit Entsetzen nahen sah. Im peterhofer Landhaus sagten die Adjutanten schon lange: „Wenn Sergej Julitsch schreit, hörts hier das ganze Palais." Blaß, todmüde, ganz verstört kam Nika dann ins Familienzimmer. Und war denn alles von diesem anmaßenden Emporkömmling Geschaffene für Rußland wirklich ein Glück? Kommt die revolutionäre Bewegung, von der in den großen Städten der Boden dröhnt, nicht aus den Centren der Industrie, die für Rußland nicht taugt? Wars verständig, die Lehren des Sozialismus in dieses junge Erdreich sickern zu lassen? Und ist der Rath, jetzt den Japanern so weit entgegenzukommen, mit der Würde der größten Militärmacht vereinbar? Die Vorsehung hatte Plehwe gesandt. Lamsdorff und Kuropatkin gingen immer mit Witte. Mit Murawiew war nichts Rechtes anzufangen. Plehwe hatte stets eine Antwort bereit, schlug den Finanzminister mit Worten tot und höhnte ihn vor dem Ohr der Majestät als irrlichtelirenden Dilettanten. Die Wahl wäre dem Gossudar auf die Länge nicht schwer geworden. Witte ersparte sie ihm und that, was die Selbstachtung ihm gebot: er sah den Krieg kommen, wollte ihn (trotzdem er an den Sieg glaubte, ihn noch im vorigen Hochsommer für absolut sicher hielt) nicht ver-

antworten und bat um Entlassung. Vielleicht hoffte er, der Herr werde ihn halten; doch der Abschied wurde in Gnaden bewilligt. Trotzdem er dann dem Zaren noch den Gefallen that, den Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen (unter den er, wie er offen gesagt hat, als russischer Finanzminister nie seinen Namen gesetzt hätte), ist er nicht gut behandelt worden. Eine Weile wurde sogar sein brieflicher Verkehr kontrolirt und Vigilanten folgten ihm auf Schritt und Tritt. Freund und Feind hielt ihn schon für einen toten Mann. Seine Haltung schien manchmal unklar, sein Handeln von allzu lebhafter Sehnsucht nach der aura popularis bestimmt. War er auch im Amt stets so liberal, ein so entschiedener Gegner der Russifizirung finischen und polnischen Landes, den Protestanten und Juden so freundlich gesinnt und so fest überzeugt, daß dem Zarenreich genau die selbe Entwickelung beschieden sei wie jedem europäischen Staat, daß auch ihm eine Evolution ins Parlamentarische nah bevorstehe und es sich nicht einbilden dürfe, unter besonderen Daseinsbedingungen zu leben? Seit er (nach Bismarcks hübschem Wort) von der Bühne in die Loge gegangen war, hat ers geglaubt. Und ist nun von den Scheintoten erstanden. Die Aufgabe, mit der er bebürdet ward, ist schwer; doch die Schultern des Hünen, für dessen Körpergewicht in Berlin kaum ein passendes Pferd zu finden war, sind stark und an Lasten gewöhnt. Wenns ihm gelingt, die Japaner zu überzeugen, daß ein Bündniß mit Rußland wichtiger und nützlicher für sie ist als der Augenblickseffekt eines glänzenden Friedens, krönt er sein Lebenswerk und beweist dem Hochmuth zünftiger Diplomaten, daß man nicht in Botschafterpalais gelungert und Mandarinenexamina durchschmarutzt zu haben braucht, um in ernsten Interessenkämpfen ehrenvoll zu bestehen. Die Japaner können die Welt noch einmal verblüffen: durch milde Bescheidenheit. Sie brauchen im Grunde nur Korea und einen Haufen Geld und werden bis zum August in Sachalin ein für Kompensationen brauchbares Objekt erworben haben. Findet Witte, der hingeschickt wird, um sich für seinen Lebensrest unmöglich zu machen, ein Mittelchen, das die Pille versüßt, kann er Rußlands Pflicht zur Zahlung der japanischen Kriegskosten zierlich verschleiern, dann enttäuscht er das Hoffen seiner Feinde und kehrt wieder als Retter aus Nöthen in Peters Stadt heim. Und dann mag Nikolai (wenn er inzwischen nicht in die Nußschale gekrochen ist, nach der er sich hamletisch sehnt) seufzen und stöhnen, so viel er will: Rußlands Stimme wird ihn zwingen, das Joch, vor dem ihm bangt, noch einmal auf sich zu nehmen.

* * *

Guido Graf Henckel, Fürst von Donnersmarck, hat in einem langen Sendschreiben seinen Schmerz über die beim Sammeln des Zehnmillionenfonds gemachte Erfahrung ausgestöhnt. In einem ungemein rührenden Schreiben. Gleich am Anfang wird der in Gott ruhende Freund Alfred Waldersee als Instigator des Planes vorgeführt; also ein Mann, an „dessen unbedingter Hingebung zur Krone" Niemand zweifeln dürfe. Mit Verlaub: ich bin so frei, an dieser unbedingten Hingebung zu zweifeln, war schon, als der Feldmarschall noch lebte, so frei und habe zu solchem Zweifel zureichenden Grund. „Als vorigen Herbst in engem Kreise die irdischen Ueberreste des patriotischen Mannes auf holsteinischer Erde am Meeresstrand unter hohen Buchen zur letzten Ruhe getragen wurden, trat mir der Gedanke des Feldmarschalls wieder lebhaft vor die Seele und beschloß ich, die Ausführung der waldersee'schen Idee mit dem bevorstehenden fünfundzwanzigjährigen Ehejubiläum unseres Allerhöchsten Herrn und Kaisers in Verbindung zu bringen." Doch ich will die ganze Litanei nicht wiederholen. Im Stil erinnert sie an die rasch zu hohem Ruhm gelangte Danksagung des Kronprinzenpaares: „Aus Anlaß unser-

mählung sind uns aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen der Bevölkerung eine Fülle herzlicher Glückwünsche dargebracht worden. Dieselben haben uns wahrhaft erfreut und danken wir hiermit aufrichtig allen Denen, welche unserer so freundlich gedacht haben." Ungefähr so schreibt auch der Fürst von Donnersmarck, dessen Brief die Gelehrten des Kladderadatsch nett mit den Versen censirt haben: „Von etwas höhren Geisteskräften war drin zu spüren gar nicht viel; Du bist wohl helle in Geschäften, doch reichlich dunkel ist Dein Stil." Der sonst so kluge Herr klagt bitterlich über „böswillige Angriffe" (von denen ich nichts gemerkt habe) und glaubt, „es werde wohl anderer Initiative leichter werden, dem unzweifelhaft richtigen Gedanken zur Verwirklichung zu verhelfen." Auch hier, wie in Sachen Waldersee, zweifle ich wieder: der Gedanke scheint mir durchaus nicht richtig; denn für eine erträgliche Existenz der Offiziere hat nicht der Kriegsherr, sondern der Staat zu sorgen. Uebrigens dürfte Fürst Guido schon deshalb nicht klagen, weil der Kluge diesmal klug genug war, nicht klug zu sein; wenn er das Geld ohne Angabe der Bestimmung zusammengebeten, ohne Angabe einer Bestimmung es dem Kaiser gegeben hätte, wäre nichts dagegen zu machen gewesen. Und nun? Was wird aus den gesammelten Millionen? Soll wirklich „andere Initiative" den Versuch erneuen? Der Fürst von Donnersmarck sollte sich erinnern, wie viel Elend in Schlesien, dem Lande der reichsten Magnaten und der schlimmsten, durch schlechte Volksernährung begünstigten Epidemien, zu lindern ist. Will er nicht für die Provinz der Genickstarre einen Fonds häufen? Der Ruf zu solcher Sammlung wird nicht ungehört verhallen. Und einem Manne, der die Silberhochzeit des Königs mit einer Stiftung für das Wohl der Aermsten im Preußenland feiert, wird der Erbe Fritzens den Mantel der Ritter vom Schwarzen Adler nicht länger weigern; wird ihm selbst am Ende gar die Accolade ertheilen.

* * *

Als Prinz Ludwig von Bayern (der in sehr würdigem Ton neulich gebeten hat, die Städte, in die er komme, möchten kein Geld für „Empfänge" ausgeben) in München die Landwirthschaftliche Ausstellung eröffnete, sprach er auch über die Alkoholgegner, deren Fanatismus er nicht billigen könne. Nicht nur die Münchener, die unter der Alkoholgegnerschaft noch nicht allzu sehr leiden, sondern die ganze Germanenschaar aus Süd und Nord stimmte diesem Ausspruch in heller Begeisterung zu; und so laut ward der Jubellärm, daß die (draußen postirte) Militärkapelle meinte, solchen Enthusiasmus könne nur das „Kaiserhoch" bewirkt haben, und mit dreifachem Tusch einfiel. Prinz Ludwig konnte nicht weiterreden. Nicht einem sterblichen Potentaten also, sondern der Alkoholmajestät war gehuldigt worden. Ernster ist, was aus Swinemünde berichtet wird. „Als Frankreich offiziell seine Annahme der Marokko-Konferenz gemeldet hatte, begab sich Fürst Bülow nach Swinemünde, um dieses Resultat dem Kaiser zu melden. Als das Kommen des Kanzlers angesagt war, befahl der Kaiser, daß die ‚Hohenzollern' Parade anlege. Die Flaggen wurden gehißt, die Mannschaft nahm in den Raan Aufstellung und an der Schiffstreppe versammelten sich in Reihe und Glied und im Galaanzug das Offiziercorps und das Gefolge des Kaisers. Vor diesen Herren stand der Monarch selbst; er gab das Zeichen, den Fürsten Bülow zu salutiren, und brachte ein dreifaches Hurra aus, in das Offiziere und Matrosen einstimmten. Der Kanzler stattete in bewegten Worten dem Kaiser seinen Dank für diese Auszeichnung ab." Kann ein Auge, das Solches liest, trocken bleiben? Lieb Vaterland, magst ruhig sein ... Wir leben in einer großen Zeit.

den Sie
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juli 1905.

Der Polarstern.

Zwischen Granitklippen und Schären hat, im Finischen Meerbusen, der Deutsche Kaiser den Herrn aller Reussen besucht. In heller Nordlandsommernacht stieg Wilhelm die Fallreeptreppe zum „Polarstern" hinauf, wo Nikolai ihn in den üblichen Formen empfing. (Der Zweite den Zweiten; und Beide dem Ahnen, der als Erster auf einem Kaiserthron ihren Namen trug, in keinem Wesenszug ähnlich.) Gemeinsam gings nach Elf dann auf die „Hohenzollern", deren Lichtbereich der Zar erst nach Monduntergang verließ. Am nächsten Tag wurde auf der russischen Yacht zweimal getafelt und nachmittags gab der „Polarstern" der „Hohenzollern" das Ehrengeleit. Als die erste zuverlässige Meldung von der Abrede solchen Besuches in die Zeitungen kam, war er schon Ereigniß geworden. Ein Ereigniß, das eifriger beschwatzt wurde als die dumme Ueberrumpelung, mit der Held Bannerman und seine brave Irengarde den Skeptiker Balfour vom Premierplatz zu ärgern versuchten, eifriger sogar als das Probeattentat, dem der blutrothe Türkensultan durch Allahs gnädige Fügung entging. Hundert Fragen wurden gestellt und mindestens neunzig davon ward flink auch die Antwort gefunden. Mit gar nicht bedächtiger Schnelle der zunächst interessirenden: wessen Wunsch die Zusammenkunft bewirkt habe. Ehe noch Zeit zu der Frage gewesen war, schrie schon das berliner Offiziösengesinde: „Die Anregung ist von Kaiser Nikolaus ausgegangen". Einstimmig; wie auf Kommando. Und die Behauptung wurde morgens und abends mit steigender Heftigkeit wiederholt; sicher auf Kommando. Schreiber, die besonders schlau sein wollten und das Mißtrauen ihrer Leserschaar fürchteten, ließen sich die Thatsache der „Anregung" aus Petersburg melden; Montag schon; „aus gut unterrichteten Kreisen" (die es natürlich nicht giebt). Dieses

Gelärm beweist nur, daß im Preßbureau des Auswärtigen Amtes, wo Journalistenhirne gratis erleuchtet werden, die Losung lautete: Der Zar hat den Kaiser gebeten, an die finische Küste zu kommen. Engländer und Franzosen, Reuters Depeschenbureau und die Agence Havas, die besten Nachrichtenhöker Europas, widersprachen mit ruhiger Bestimmtheit. Wem soll man glauben? Die Lehren der Psychologie zeugen wider die deutsche Verkündung. Kein Unbefangener würde bezweifeln, daß dieser Plan im Kopf unseres Kaisers wuchs. Wilhelm liebt, Nikolai haßt jähe Ueberraschung. Da der kleine Nika jede irgendwie wichtige Sache mit seinen Leuten bespricht, hätten sie ihm gerathen, für die Einladung nicht gerade die Zeit zu wählen, wo Witte in Paris mit Rothschild und Rouvier die Milliardenanleihe vorbereitet; die unpassendste Zeit, die ein Russe ersinnen konnte. Auch hatte Großfürst Michael Alexandrowitsch als Hochzeitgast schon in Berlin erzählt, der Kaiser habe ihm den Wunsch ausgesprochen, den Zaren noch in diesem Sommer zu sehen. Und schließlich ists verdächtig, daß man bei uns so früh brüllen ließ: Wir warens nicht! Warum, wenn wirs wirklich nicht waren? Das Dunkel wird vielleicht nie ganz weichen, eine der offiziellen Wahrheiten vielleicht immer Silbenstecherei bleiben. Vor fünf Jahren sagte der Kaiser in Kassel, die Ernennung Waldersees zum Generalissimus (für Petschili) sei „der Anregung und dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Reussen entsprungen“ und diese Anregung sei mit besonderer Freude zu begrüßen, weil sie wieder zeige, „wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind.“ Im russischen Reichsanzeiger aber wurde amtlich dem Erdkreis verkündet: „Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an den Kaiser Nikolai, wie an alle interessirten Regirungen, und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolai antwortete, er sehe kein Hinderniß, das sich der Annahme des vom Deutschen Kaiser gemachten Vorschlages entgegenstelle.“ Weder offiziell noch auch nur offiziös wurde in Deutschland dieser Darstellung widersprochen. Auch damals war Witte in Paris (mit dem Auftrag, den Eindruck des Wortes von den „alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche“ wegzuwischen) und Nikolai schrieb an den Präsidenten der Französischen Republik einen beinahe zärtlich klingenden Brief. Was ist Wahrheit? Qui vivra, verra. Mit unzweideutigen Worten wird es wohl nie gesagt; doch werden wirs, auch ohne Epistel an Loubet, bald wittern.

Die Frage ist nicht unwichtig. Der Besuch war ein Fehler, wenn Nikolai ihn nicht mit freundschaftlichem Drängen erbeten hatte. Und hatte er ihn erbeten, dann durfte mans nicht durch alle Gassen tuten. Anstand und Klugheit

riethen von einem Gerede ab, dessen Zweck nur sein konnte, den Gossudar in die Rolle eines Bittstellers zu erniedern. Die Leute in der Wilhelmstraße mußten zu ihrer Kundschaft sprechen: „Die beiden Kaiser wünschten schon lange ein Wiedersehen und freuten sich, als unser Herr in den schwedischen Gewässern kreuzte, den alten Wunsch leicht erfüllen zu können. Wir empfehlen Ihnen, sich in der Frage nach der Vaterschaft nicht aufzuhalten. Keine der beiden möglichen Antworten liegt auf dem Weg unserer Interessen. Lassen wirs lieber bei der generatio aequivoca. Und wenn die westmächtigen Kollegen zetern, fragen Sie nur mit höflich verhüllter Ironie, ob man drüben seiner Sache ganz sicher sei, und fügen hinzu, uns verbiete das natürlichste Taktgefühl die Erörterung dieser privaten Frage." Das war nicht gar so schwer zu treffen.

*

Qualis dominus, talis et servus. Anstand und Klugheit, Wahrnehmung nationaler Interessen und Taktgefühl: mancher Kunde hätte nicht verstanden, daß in solchen Worten ein Begriff wohnen könne. Die Art, wie unsere hauptstädtische Presse internationale Politik macht, ist längst zum lächerlichen Skandal geworden; wer uns nach diesen Stimmen beurtheilt, muß glauben, Deutschland sei nur von Heines Wahlesseln bevölkert. Das trabt ins Auswärtige Amt und wattirt zu Haus dann die erlauschte Weisheit mit bequem erreichbarem Schwulst. Oder hält sich, wenns stolz der Krippe fern bleibt, an Wortfutter und ist selig, einen Satz Bismarcks citiren zu können (fast immer einen, der im Wandel der Zeit schon veraltet ist und den Bismarck einst, ohne an ihn zu glauben, aussprach, weil er ihm just in den Parlamentskram paßte). Was die Regirenden thun, ist wohlgethan; was draußen darüber geredet wird, ist Hetzerprodukt und erbärmlicher Unsinn. Der Kaiser geht nach Schweden und ernennt den von den Norwegern höflich entkrönten König Oskar zum Großadmiral der deutschen Flotte; wäre sogar nach Stockholm gegangen, wenn Oskar nicht abgerathen hätte. Famos, lesen wir; der Empfangsjubel beweist ja auch, wie dankbar die Schweden sind. Doch was nützt uns, Ihr Schreiberseelen, denn Schwedens Dankbarkeit? Unser Interesse weist nach Norwegen, dessen buchtenreiche Südwestküste uns im Fall eines Krieges gegen England sehr wichtig werden kann. Unsere Aufgabe mußte (und muß) sein, Norwegen an Deutschland zu ketten und das aus eigener Kraft mündig gewordene Volk nicht in eine uns gefährliche Intimität mit den Briten zu drängen, denen ein Deutschland verbündetes Norwegen sehr unbequem, ein den jetzt leider allgemein anerkannten Neutralitätpflichten (britischen Ursprungs) unterworfenes sehr nützlich wäre. Thut nichts: die Reise des Kaisers, der offen, nach rascher Regung seines Mon-

archengefühles, für Oskar und wider die norwegischen Kryptorepublikaner Partei ergreift, wird dennoch prompt gelobt; und Keiner fragt, ob der Kanzler zu kurzsichtig oder zu schwachgemuth sei, um solche Fehler zu hindern. So ists jedesmal; die bei uns öffentlich Meinenden sind stets (und nie ohne fettig glänzendes Sedanlächeln) auf der falschen Seite. Weil sie die Geschichte fremder Länder, die Psyche fremder Völker nicht kennen, keines fruchtbaren Gedankens fähig sind und das Echo, das von draußen ihrem Geheul antwortet, trotz tausenfacher Blamage hochmüthig begrinsen oder begeifern. Das wäre zu ertragen, wenn wir dem Instinkt unserer Staatsmänner vertrauen dürften. Daß wirs nicht dürfen, lehrt leidige Erfahrung; lehrt auch der Blick auf die Weisheit, die das kurze Gedärm der an der Amtskrippe Gefütterten produzirt.

Unbegründete Klagen verhallen nutzlos. Ich will ein Beispiel anführen; ein einziges, das in nuce den ganzen Jammer zeigt. Nicht aus dem Lokalanzeiger, den seine Leser selbst nicht ernst nehmen, sondern aus der Vossischen Zeitung, deren ehrsames Zunfturtheil täglich in die Welt hinaus telegraphirt wird. Leitartikel: „Die Kaiser-Begegnung". Daß schon im ersten Absatz die deutsche Regirung gegen die freche Anschuldigung vertheidigt wird, sie, „verfolge weittragende, eigennützige Ziele", mag einem Blatt noch verziehen sein, das seit Jahrzehnten den Stilisten und Historiographen Pietsch zu seinen Mitarbeitern zählt. Also weiter im Text. Der Zar ist in entsetzlicher Lage, hat keinen Menschen, der ihm guten Rath geben könnte, und „sieht sich nach einem Mann um, der die Sorgen und Pflichten eines Monarchen aus eigener Erfahrung kennt und sich auf Erfolge berufen kann". Diesen Mann findet er in Wilhelm dem Zweiten. Wenns so wäre: wird ein wacher Politiker, ein nur mit Menschenverstand Begabter sich nicht vor der Behauptung hüten, der Zar habe rathlos, ein einsamer Bettler, ans Hohenzollernschloßthor gepocht, der Herr über hundertvierzig Millionen Menschen winselnd im Nachbarhaus Rettung gesucht? Müßte so gröblich kränkende Rede nicht das junge Vertrauen schnell morden? „Rein menschliche Rücksichten können den Kaiser bewogen haben," den Wunsch des Zaren zu erfüllen. Und dagegen protestirt dieser wackere Demokrat nicht? Das billigt er getrost? Der Kaiser hat nur zu thun, was dem Reich nützt, und, als Kaiser, Alles zu unterlassen, was dem Reich nicht zu nützen vermag; der öffentliche Ausdruck seiner „rein menschlichen Gefühle" könnte uns, zwischen Granitklippen und Schären, allzu theuer werden. „Daß Deutschland eigennützige Zwecke verfolge, indem es die Freundschaft Rußlands suche, ist eine Vorstellung, die wir zwar in englischen und französischen Blättern angedeutet finden, die aber zu thöricht ist, als daß sie eingehender Widerlegung

bedürfte." Von solchem Gefasel nährt sich seit Jahren nun die berliner Bourgeoisie. Ein für die Reichspolitik verantwortlicher Herr, der nicht früh und spät dafür sorgt, „daß Deutschland eigennützige Zwecke verfolge", müßte mit Schimpf und Schmach aus dem Dienste gejagt und, wenn er in einer Schicksalsstunde die Sorge versäumt hat, als heimloser Wicht von den Volksgenossen geächtet werden. Weiter. Was der um Rath angebettelte Kaiser geantwortet hat, ist klar. Jeder weiß ja, was Rußland braucht. Wirklich? Jeder Liberalschreiber vielleicht. Der noch nicht ganz kleine Rest deutscher Menschheit hat, Junker und Kaufmann, Offizier und Bankier, nachgerade die ungeheure, die in der Geschichte beispiellose Schwierigkeit des Problems erkannt, vor das der kleine Nika gestellt ist. (Wer etwa noch zweifelt, noch immer wähnt, der gute Wille eines Zaren könne leicht Ordnung schaffen, kennt den slavischen Menschen nicht, mit dem hier zu rechnen ist, den westwärts gewandten Russen; haben nicht selbst die zum Semstwokongreß vereinten Fürsten und Grafen, Professoren und Advokaten ruhig, als heischten sie mit so ruchlos optimistischer Forderung nicht den Untergang des Reiches, das allgemeine und gleiche Wahlrecht als einzig wirksames Staatsheilmittel verlangt?) Nach all dem Klippschülerschwatz gehts dann über die englische Presse her, die, ganz verständig, annimmt, der Besuch des Kaisers solle dem deutschen Reich politische und wirthschaftliche Vortheile sichern, unserer Großindustrie lohnende Aufträge verschaffen und sacht ein franko-russisch-deutsches Bündniß vorbereiten. „Wir geben diese Ausführungen nur wieder, um zu zeigen, was für Narreteien heutzutage dem englischen Volk von seiner Presse aufgetischt werden." Ward so kindisches Gekeif je in ernster Stunde gehört? Von den Nachrichten der englischen Presse, der einzigen, die brauchbare, gebildete, nicht in Hundedemuth vor jedem Minister ersterbende Berichterstatter hat, lebt Ihr ja Tag vor Tag. Und die Wirkung, die diese Presse von dem Besuch des Kaisers beim Zaren fürchtet, müßtet Ihr wünschen, mit jedet Fiber deutscher Herzen ersehnen; nur solche Wirkung könnte erweisen, daß der Besuch nicht wieder die Folge des alten, oft beseufzten Sehfehlers war. Müßtet, wenn Ihr Deutschlands Noth je begriffen hättet.

Leicht wären hundert ähnliche Beispiele zu finden, tausend; aus allen Phasen neudeutscher Geschichte. Lösung des Assekuranzvertrages mit Rußland, Opferung Sansibars, Philippinenkrieg, Burenkrieg, Boxerkrieg, Kiautschou, anglo-japanisches Bündniß, Marokko: immer die selbe Thorheit. Nur an der Spree kann sie gedeihen. In keinem anderen Land steht die hauptstädtische Presse so völlig rathlos vor den Pflichten internationaler Politik.

*

Vor sieben Wochen sagte ich hier, Deutschland müsse den Russen zeigen, was ihnen das alte Bündniß (mit Frankreich) beschert hat, und ihnen dann ein neues anbieten. „Das wäre jetzt sehr billig zu haben und verhieße hohen Gewinn; auf unserem Kontinent oder in Kleinasien.“ Damals schien der Marokkohandel noch ernsthaft, ein offener Konflikt mit Frankreich von einem zum anderen Tag möglich. Jetzt haben wir jeden Anspruch auf ein im Scherifenreich zu erlangendes Vorrecht feierlich abgeschworen und durch den Verzicht auf die Wünsche, die sie uns erfüllen sollte, die Konferenz erreicht. Da Realitäten sich nicht aus der Welt schreiben lassen, müssen wir also mit den veränderten Umständen rechnen. Der Dreibund ist längst werthlos, ein europäischer Krieg Rußlands heute undenkbar, der Britenzorn gegen Deutschland kaum noch zu zähmen. Und Frankreich? Napoleon zog offene Feindschaft der Unzuverlässigkeit lauer Freunde vor. Frankreich muß sich entscheiden; die Betheuerung seiner Friedensliebe genügt uns nicht. Sieben Lustren lang hat es nun (platonisch, sagt in solchem Fall der gebildete Schmock) den Frieden innig geliebt; eben so lange aber Deutschland gezwungen, seine ganze Politik nach der Gewißheit zu richten, daß Frankreich jeden starken Feind des Germanenreiches mit wahrer Wonne unterstützen würde. Diesen Zwang, der, während ringsum die fettsten Bissen von der Schüssel vertheilt wurden, das Reich hinderte, sich nach seinem Bedürfniß zu sättigen, müssen wir endlich abschütteln. Das unkluge Handeln im fruchtlosen Marokkostreit hat alte Wunden aufgerissen. Noch aber ist nicht jeder Weg zur Verständigung gesperrt. Schon ist der erste Rausch der franko-britischen Verbrüderung gewichen und rasch wieder die Erinnerung wach geworden, daß England nie für den Vortheil oder die Ehre eines Anderen gekämpft hat. Ein schwüler Tag: und das Bretonenblut wallt noch einmal auf. Wir müssen den Franzosen sagen: „Allein wollt Ihr, könnt Ihr nicht bleiben. Die Hoffnung, Rußland oder Britanien werde Euch den Elsaß und die Provinz der Pucelle zurückerobern, habt Ihr selbst schon eingesargt. Wir haben Besseres zu bieten als das verlorene Grenzland. Die énergie nationale, deren Schwinden Eure Dichter, von Déroulède bis zu Barrès, betrauern, kann nur aus den Kolonien neue Kraft saugen. In Nordafrika keimt Eure Zukunft. Wir wollen ihr Bürge sein. Den algerischen und tunesischen Besitz garantiren und auf die Straße nach Marokko nicht nur kein Hinderniß legen, sondern Euch im Sultanat ein gutes Stück Weges vorwärtshelfen. Preis: Eintritt ins deutsch-russische Bündniß; ausdrücklicher Verzicht auf die Revanche ersparen wir Eurem Stolz. Bedenkt, daß Ihr dann auch für Indochina und Madagaskar nicht mehr zu zittern braucht. Euer Heimathlandheer um mindestens die Hälfte (die selbe

Proportion würde Euch und uns binden) verkleinern könnt. Daß wir vereint dem neuen Rußland von morgen Herrenhirne, Geld und Industrieprodukte liefern und auf ein Menschenalter hinaus reichlich dran verdienen würden. Keiner kann uns überbieten. Keiner auch nur mit so vollwichtiger Münze zahlen. Könnt Ihr noch zaudern? Zwischen sicherem Riesengewinn und den Ammenliedern der Eitelkeit?" Der Versuch würde lohnen. Gelingt er, dann mögen Bülow und Radolin lächelnd künden, diesem Ziel habe ihr Trachten stets zugestrebt.

Deutschland, Rußland, Frankreich, die Habsburgermonarchie und Italien (die Beide dann keinen Grund mehr hätten, sich aus dem Joch alter Verträge zu sehnen): Das wäre der Bund der Kontinentalmächte, der unübersteigbare Wall gegen britische Drohung; und die Zelle, in der eine Europäerwirthschaft entstehen könnte. Kleine Heere (wenn Deutsche und Franzosen sich vertragen, ist ein großer Landkrieg nicht mehr denkbar); das so ersparte Geld kann jeder Partner für die Flottenmehrung verwenden. Und die Möglichkeit, das Türkenproblem fest anzupacken, Europens Schande, an der Jeder bisher scheu vorüberschlich. England hätte im Balkangebiet nicht mehr mitzureden; und wenn die Eifersucht der Festlandsmächte ausgejätet wäre, könnten Deutschland, Oesterreich, Rußland vorsichtig zugreifen. Der ganze Südosten (und im Südwesten Spanien) wird schlecht regirt und noch schlechter bewirthschaftet; diese Länder müßten und könnten mehr bringen. Und die kleine Halbinsel Europa braucht jeden Fleck, muß die Ertragsfähigkeit jedes Bezirkes mit allen Mitteln moderner Technik ausnützen, wenn sie wagen will, mit dem amerikanischen Imperium, das über die Panamastraße verfügt, die Kräfte zu messen.

*

Vielleicht sind solche Möglichkeiten auf dem „Polarstern" erörtert worden. Trotzdem kein Minister an Bord war und wir, wenn die Verfassung nicht zum Schemen werden soll, fordern dürfen, daß der erste deutsche Bundesfürst die Reichspolitik nicht in heimlicher Zwiesprache festlege. Vielleicht. Auch dann wäre der Besuch nicht rückhaltlos zu loben. Müssen denn immer die Blicke der bangenden Völker gen Deutschland gerichtet sein? Alle Staatsaktionen vor dem Beginn schon mit Trompetenstößen verkündet werden? Der Kaiser hat dem Zaren einen großen Dienst geleistet; hat der Welt bewiesen, daß er Rußlands Freundschaft in dunklen Tagen nicht geringer schätzt als in hellen. Das war anständig und klug, konnte aber leiser geschehen; und wäre dann noch wirksamer gewesen. Fanfare soll blasen, wer seiner Sache ganz sicher ist: sonst scheucht das Signal die Nachbarschaft auf. Ein kühl erwogenes Diplomatenwort, das den höchsten Vertreter der Nation nicht ins Feuer kommen ließ,

konnte zeigen, daß die Regirung das feige und dumme Schreibergeschimpf nicht billige. Auch greifbare Hilfe konnte man den Russen versprechen, Hilfe in Portsmouth und auf dem Geldmarkt, wenn die ausreichende Gegenleistung unzweideutig zugesichert war. Dann mochten Wilhelm und Nikolai mit eigener Hand den Vertrag siegeln und einander auf der Fallreeptreppe umarmen; dann: nicht eine Stunde früher. Jetzt kann der Liebe Mühe wieder verloren sein. Nikolai Alexandrowitsch ist kein bequemer Lagergenosse. Schwach, doch nicht ohne Frauenzimmerschlauheit; und, als Schwächling, stets von der Angst beherrscht, das Werkzeug fremden Willens zu scheinen. Wenn er liest, seine Rathlosigkeit habe beim starken Fremdling, der Rossijas besondere Wesensart nicht kennt, flehentlich Rettung gesucht, wird er wüthen. Sich vor dem Friedensschluß den Dienst zwar gefallen lassen, doch ohne dankbare Regung dran denken und, sobald er die ärgste Last vom Hals hat, zu beweisen suchen, daß er keinen Vormund braucht. Ein Kanzler, der vom Strand aus nicht nur das nächste Blinkfeuer sieht, hätte nach dem ersten Lärm deshalb ohne Säumen erklärt, der Zar habe keinen Rath erbeten und das Gespräch der Kaiser die innere Politik Rußlands nicht mit einem Wörtchen gestreift. Glaubt Fürst Bülow, daß man in London und Paris müßig bleiben, die Thorheit unserer Presse nicht zinsbar machen wird? Noch schlimmer wäre die Wirkung freilich, wenn auf den Donner wieder kein Blitz folgte. Telegramm an Krüger, Besuch am Hof des Königs, der gegen das Burenhäuflein Krieg führt, Panzerung einer Prinzenfaust, Aufruf zum Kreuzzug wider die neuen Hunnen, — und so fort bis zur Fantasia bei Tanger. Die Spur sollte schrecken. In den Times wird schon gespöttelt, auch diesmal werde nichts Greifbares herauskommen. Das wäre verhängnißvoll. Nicht nur, weil das Jahrhundert die versäumte Gelegenheit nicht wiederbrächte, sondern, weil der bloße dépit (in einem berliner Botschafterhaus fiel das Wort) über so fruchtlose Beunruhigung am Ende eine Koalition schaffen könnte, deren Hauptprogrammpunkt hieße: Schutz gegen deutsche Alarmirungen, die unsere Kreise stören und einen stetigen Gang der Geschäfte hindern. Mit solchem Preis hätte das Deutsche Reich die Polarsternstunden ein Bischen theuer erkauft.

*

Polarissima ... Der dem Weltpol nächste Stern kann als Meridianmarke dienen. Doch das Himmelsgewölbe rotirt, auch die Glanzzeit der Polarissima, die unkundigen Blicken ihren Standort nicht zu ändern scheint, ist begrenzt und der leuchtende Günstling rückt allmählich in die Ferne, in die dichte Schaar unbegnadeter Gestirne. Wer sich am Himmel zurechtfinden will, muß zunächst immer wissen, wo sein Auge den Polarstern zu suchen hat.

*

Parsifal.

Richard Wagner hat den Wunsch geäußert, szenische Aufführungen seines letzten Werkes möchten nur im bayreuther Festspielhause stattfinden. Diesen idealen Wunsch dauernd zu verwirklichen, ist das Streben Derer, die Wagners Leben und Lebenswerk nah gestanden haben.

Der Schauplatz auch für Parsifal-Aufführungen ist die Erde mit all ihren staatlichen und sozialen Bedingtheiten. Nicht der Himmel, den der wolkenwärts fliegende Idealismus — echt oder posirt — sucht, sondern die festgegründete, dauernde Erde. An dieser Thatsache scheitern ideale Forderungen wie die Wagners. Sind schon gescheitert: Parsifal ist bereits in vielen Aufführungen in Amerika dargestellt worden. In Amsterdam hat der Richard Wagner-Verein zwei Aufführungen veranstaltet. Die Proteste, die gegen Amerika nichts gefruchtet haben, sind mit erneuter Wucht gegen Amsterdam erhoben worden. „Der Raub am geistigen Eigenthum eines fremden Staates ist in Holland noch gestattet. Dem amsterdamer Wagner-Verein thut es Genüge, daß er bei seinem Vorhaben mit dem Strafrichter seines Landes nicht in Konflikt kommt." Solche billige, aber klangvolle Wehrufe finden wirklich hier und da ein Echo im „gebildeten" Deutschland. Das „gebildete" Deutschland thut inzwischen Desgleichen mit Amerikas und Hollands, Rußlands und Englands, mit Ibsens geistigem Gut. Ibsen bekommt Das vorzüglich. Er dankt einen guten Theil seines großen Einflusses auf Deutschland dieser Freibeuterei. Ein neuer Beweis für die Mängel unseres mit Geschäftsgeist getränkten, vielgerühmten Urheber-„Rechtes". Thut nichts; man protestirt, schimpft, entstellt Thatsachen. Ich aber möchte einmal wissen, was die deutschen Theaterunternehmer sagen würden, wenn sie ein nicht geschütztes ausländisches Werk „aus purem Idealismus" nicht aufführen sollten!

Es ist ausgeschlossen, daß Parsifal zu Liebe die sämmtlichen Staaten der Erde ein Sondergesetz erlassen. Parsifal wird von 1914 ab im Ausland überall aufgeführt werden. Und in Deutschland wohl auch. Als Gegengründe blieben nur zwei: Wagners Wunsch und der Werth des Werkes.

Wagners Wunsch!

Er war ideal gedacht, wie jetzt die Bemühungen seiner nächsten Getreuen. Denn daneben läuft viel journalistische und wagneritische Gefolgschaft. Zum Theil ehrliche Schwärmer. Anderen aber ists angenehm, Etwas „in Idealismus zu machen." Besonders, da jetzt in der Kunst das Geschäft blüht. Von diesen „Parsifalliblen" ist hier nicht die Rede. Aber muß für die ernsten Freunde Wagners die Erfüllung seines Wunsches wirklich eine heilige Pflicht sein?

Wagner hat den selben Wunsch für den „Ring des Nibelungen" gehegt.

Hat sogar bedauert, daß er Lohengrin und Tannhäuser an die Theater habe weggeben müssen. Wir würdigen diese idealen Forderungen, die, ohne Rücksicht auf Welt und Leben, der hohe Wille eines Schaffenden diktirt hat. Wir verstehen diesen Schmerzensausbruch der persönlichen Leiden eines in seinem Künstlerthum höchst reizbaren Genies. Aber wir machen das Recht der Allgemeinheit vom Standpunkt kunstgeschichtlicher Entwickelung geltend. Wirken, Leben und Kräfte wecken: Das ist die höchste Aufgabe jeder Kunst. Denken wir uns aus der Theatergeschichte der letzten zwanzig Jahre alle szenischen Aufführungen des Nibelungenringes, des Tristan, der Meistersinger, des Lohengrin und Tannhäuser hinweg. In Stunden höchster Spannung seines Idealismus und seines Theaterhasses wollte es Wagner. Hat das Genie das Recht zu solchem Wunsch? Hat es nicht die Pflicht, hinzugeben, zu opfern, zu wirken, so weit wie möglich? Wollen wir die Unsummen von Arbeit missen, an der Künstler beim Nachschaffen dieser Kunstwerke gewachsen sind? Wollen wir diese Fülle künstlerischer Erhebung aus dem Leben von Tausenden streichen, die dadurch dem Alltag entrissen worden sind? Wo ständen wir jetzt, wären Wagners Werke allen Bühnen vorenthalten oder wäre auch nur der Nibelungenring auf Bayreuth beschränkt?

Auch wenn man sie nur als Eselsbrücken, bloß als Vorbereitungskurse für Bayreuth ansähe, hätten die Theateraufführungen wagnerischer Werke unschätzbaren Werth. Alle Vorbereitungen daheim am Klavier sind mangelhaft, mit „Leitfaden" sogar irreführend. Selbst muß man urtheilen, oft urtheilen. Nur oft wiederholter Besuch szenischer Darstellungen ermöglicht das eigene Urtheil. Es ist sinnlos, auf das beste Mittel, das es zur Vertiefung des Kunstgenusses gibt, auf das immer wiederholte lebendige Anschauen des dargestellten Kunstwerkes, freiwillig zu verzichten. Denn noch einmal: wirken, Leben und Kräfte wecken, ist das höchste Ziel jeder Kunst. Alles Andere ist Nebensache, ist im Tiefsten und Letzten Aesthetenliebhaberei.

„Gut! Lassen wir gelten bei allen Werken Wagners außer beim Parsifal! Hier aber ist ausschlaggebend Werth und Wesen des Werkes." Wie stehts mit ihm? Was ists, das Parsifal über alle andere Kunst erhebt? Was fordert seinen Ausschluß von allen Theatern? Doch nur ein Aeußerliches: die Abendmahlsfeier. Es heißt, Werth und Wesen anderer großen Kunstwerke verkennen, wenn man von Schändungen des Parsifal auf den gewöhnlichen Theatern spricht.

Freilich schreibt Herr Dr. Siegmund Benedikt, Vorstandsmitglied des Centralausschusses für die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung, in einem Reklameschreiben: „Bei der einzigartigen kulturellen Bedeutung, die diesem erhabenen Drama innewohnt." Aber wer glaubt ihm diese hochtrabenden Worte? Uebrigens fährt er selbst fort: „und in Anbetracht der jüngsten

schimpflichen Vorgänge in Amerika, die die allgemeine Aufmerksamkeit wieder dem Werk zugelenkt haben." Also haben die schimpflichen Vorgänge geholfen, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder Parsifal zuzulenken? Man nennt Das gewöhnlich „sensationelles Interesse". Sollte man davon bei der Propaganda für Wagner sprechen?

Ich wiederhole: Es heißt, Werth und Wesen anderer großen Kunst verkennen und das Urtheil ungebührlich zu Gunsten Parsifals verrücken, wenn man eine große tragische Geberde wegen der verhältnißmäßig nebensächlichen Angelegenheit des Parsifalmonopols macht. Wagners Kunstwerke haben an sich den völlig einzig dastehenden Vorzug und Vortheil, ein eigenes Haus für ihre Darstellung zu besitzen. Mit Recht. Ehre Denen, die ihnen dazu verholfen haben! Ich meine aber, Das genüge, genüge auch für Parsifal. Noch ist, was Wagners Werke schon haben, für Goethes Faust, für Schiller, für Beethovens Missa Solemnis und Neunte Sinfonie, für Liszts „Christus", für Bruckner nicht vorhanden. Noch fehlt für alle große nationale Kunst, abgesehen von Wagner, eine würdige Pflegestatt. Wir klagen nicht darob. Die Werke leben! Aber wir verwahren uns gegen das große Geschrei über die „Entheiligung" des Parsifal durch Aufführungen im Alltagsrepertoire. Was den eben genannten Werken nicht schadet (deren keins überhaupt je unter so günstigen Bedingungen aufgeführt worden ist, wie sie Bayreuth allen Werken Wagners bietet), Das schadet auch dem Parsifal nicht. Es klingt so herzzerreißend: „Darsteller, die heute ‚Trompeter' singen, sollen morgen in der heiligen Gralsburg der heiligen Handlung beiwohnen! Welche Entweihung! Beides in dem selben Haus!" Ists nicht ein Gleiches: Heute Tschaikowskijs Nußknacker-Suite und morgen Beethovens Neunte spielen? Oder Liszts „Christus" in einer Halle dirigiren, in der vierzehn Tage vorher Cirkus nnd acht Tage danach Tingeltangel ist? Dies ganze Stimmungsgerede ist nichts als Schwächlichkeit. Habt die Kraft in Euch als Darsteller und Hörer, Euch loszureißen von Allem, Euch hinzugeben an das Kunstwerk vor Euch, ganz hinzugeben: dann ist alles Andere gleichgiltig.

Was ist Stimmung? Ein unangenehmer Nachbar oder eine dickparfumirte Dame kann auch in Bayreuth physisch so irritiren, daß man die Stimmung des Kunstwerkes nur mit aller Anstrengung festhalten kann. Stimmung ist ı so vager Begriff, daß man seinetwegen nicht Petitionen und Proteste und üche loslassen soll. Es giebt Besseres für Wagner zu thun. Ich bestreite ch, daß die Aufführungen Parsifals, die uns die Zukunft außerhalb Bayuths bringen wird, des Werkes nicht würdig sein werden. Man hat über ie amerikanischen Aufführungen gejammert, zum Theil in maßloser Weise schimpft; und doch schreibt Felix Weingartner, der noch dazu für die Monolisirung in Bayreuth spricht, wörtlich: „Ich muß zu seiner unzweifelhaften

Ehre sagen, daß Conried das Werk gut, sogar sehr gut gegeben hat. Ohne mich in Einzelheiten der in jeder Beziehung vorzüglichen Aufführung einzulassen, in der ich, nebenbei bemerkt, auch endlich wieder die Zeitmaße des Jahres 1882 ohne die unerträglichen späteren Verschleppungen hörte, möchte ich doch besonders auf eine Szene hinweisen, in der wesentlich Verschiedenes, aber auch wesentlich Besseres geboten wurde als in Bayreuth; ich meine die Szene der Blumenmädchen, so weit es das Bühnenbild betrifft." So wars in Amerika. Und wirds in Deutschland, dem Deutschland der gebildeten Kritiker und des gebildeten Publikums, etwa nicht möglich sein, schon durch die Macht der Oeffentlichen Meinung Aufführungen unmöglich zu machen, die das Werk schänden?

Was heißt schänden? Ist eine Aufführung, bei der alle Kräfte sagen können, daß sie stark genug sind, das Wesentliche zu leisten, bei der alle Kräfte voll künstlerischer Begeisterung dem großen Werk dienen, eine Schändung, wenn kleine äußerliche Unvollkommenheiten nicht vermieden sind, wenn der Raum nicht „weihevoll" ist? Man sehe doch zu, was jetzt von den berufensten Vertretern mit Parsifal geschieht. Der Verlag Schotts Söhne hat — wohl nicht aus eigenem Antrieb — einen Prospekt versandt, in dem genau angegeben ist, welche Stücke aus „Parsifal" im Konzertsaal aufgeführt werden dürfen, und zwar immer nur in ganz besonderen Zusammenstellungen, die „befohlen" sind. Nie dürfen auch nur all die Bruchstücke, deren Aufführung an sich gestattet ist, an dem selben Abend aufgeführt werden; das ganze Werk oder ein ganzer Akt natürlich erst recht gar nicht. Also man ist gezwungen, möglichst unkünstlerisch nur Bruchstücke zu bieten, und wird gehindert, eine der ersten Forderungen Wagners zu erfüllen, nämlich die: das Kunstwerk als Ganzes wirken zu lassen. Das hat keinen künstlerischen, sondern lediglich den Grund, Jeden, der auch nur einen Akt im Zusammenhang hören will, nach Bayreuth zu zwingen. Diese Bruchstückwirthschaft ist schließlich doch unwürdiger, wenn das Werk nun einmal ein „Heilthum" ist, als künftige ernsthafte, vollständige Theateraufführungen.

Weingartner hat sehr richtig gesagt: Nachdem Wagner einmal den Parsifal veröffentlicht, also an einen Verleger verkauft hatte, mußte er auch mit Aufführungen rechnen. Jetzt aber Bruchstücke genau angeben, die man aufführen darf, hier zu willkürlicher, gezwungener Unvollständigkeit nöthigen und gleich danach von Entweihung auf den Bühnen der Zukunft reden, ist nicht logisch. Und was thut mit notariell beglaubigter Ermächtigung ihres Vorsitzenden die Richard-Wagner-Stipendien-Stiftung? Sie läßt zu ihrem Besten einen Vortrag halten: Parsifal, ein Bühnenweihfestspiel in Wort und Bild mit Erläuterungen am Klavier. In der Propaganda dafür betont der Vortragende: „Das Recht, die erste und einzig autorisirte ‚farbige' Reproduktion

der für das bayreuther Festspielhaus gemalten Originaldekorationen zu dem Bühnenweihfestspiel Parsifal mittels Projektionapparat zu verwenden, ist mir ausschließlich übertragen. Die Oberleitung der Bilder, sowie die Ausführung der Motive am Klavier übernimmt . . ., der sich nach zweiundzwanzig Proben den ganzen Stoff bestens zu eigen gemacht hat." Zur Empfehlung werden Auszüge aus Briefen von Laien (Geistlichen, Professoren) und aus Zeitungen als Reklamen gedruckt und versandt. Ich muß gestehen, daß ich einen solchen Vortrag, bei dem die Neugier durch Lichtbildervorführungen des Aeußerlichsten, was es giebt, der „echten farbigen Dekorationen", gereizt wird, und Alles, was dabei an Reklame geleistet wird, für eine viel gröbere „Veräußerlichung" und für viel „unwagnerischer" halte als alle Parsifal-Aufführungen der Zukunft, an die doch bei den enormen Anforderungen des Werkes nur die größten Bühnen gehen werden. Die künftigen Theateraufführungen Parsifals dienen nach meiner Ueberzeugung Wagner mehr als solche Propaganda. Gewiß werden sie alle mehr oder weniger unterhalb des Ideals bleiben. Aber tötet Das ein Werk? Hat Das „Tristan" getötet, der als Kunstwerk schließlich doch größer ist? Und wer garantirt dafür, daß auf dieser Erde, der Heimath des Menschlichen und Unzulänglichen und Vergänglichen, Bayreuth stets das absolute Ideal vollkommener Wagner-Darstellung bleiben wird? Ich rede nicht von den Anfeindungen, die es schon jetzt erleidet. Ich frage nur: Wer garantirt für alle Zukunft? Wer widerspricht der Behauptung, daß sicher die geschmacklose Kostümirung der Blumenmädchen und wohl auch manches Andere sich nicht bis ins Jahr 1904 hinein erhalten hätte, wenn die Konkurrenz großer deutscher Bühnen vorhanden gewesen wäre? Diese Konkurrenz kann also segensreich wirken. In keinem Fall wird sie — gute Aufführungen ständig vorausgesetzt — Bayreuth schaden. Bayreuths Parsifal wird die Anziehungskraft behalten, die trotz allen anderen Aufführungen auch die Darstellungen früherer Werke Wagners stets in Bayreuth gehabt haben. Die Vorbedingung für das Zusammenwirken aller Faktoren, die künstlerische Ruhe, ist eben nur dort vorhanden. Trotzdem bleibt eine gute Tristan-Aufführung an einem großen Hoftheater auch eine künstlerische That; und künstlerische Thaten, die Wagners würdig sind, können und werden auch die künftigen Parsifal-Aufführungen werden. Man erziehe nur bis dahin Deutschland weiter zum Verständniß guter Wagnerdarstellungen und arbeite für die Hebung der großen Theater. Das ist bessere Arbeit als ein Parsifal-Protest.

Sträubt man sich trotz allen hier vorgebrachten Gründen gegen die Freigabe Parsifals, so gesteht man damit nicht eine Größe, sondern eine Schwäche dieses Dramas ein. Diese konstatirt allerdings Weingartner, wenn er sagt: „Es giebt Werke, die die Kraft besitzen, den Ort, an dem sie aufgeführt werden, zu einem Heiligthum umzuwandeln. Diese Kraft besitzt Parsifal nicht. Er

bedarf des Heiligthumes, um zu wirken." Also nicht das Werk, sondern der Rahmen? Wenns so wäre, dann bedeutete die Monopolisirung der Parsifal-Aufführungen eigentlich die Verhütung eines objektiven Werthurtheiles über ein Kunstwerk und damit eine Entstellung künstlerischer Thatsachen. Bei Kritik und Publikum würde ja weiter die Anschauung sich behaupten, daß Parsifal nicht wegen einer Schwäche, sondern wegen seiner Alles überragenden Größe auf Bayreuth beschränkt bleiben müsse. Eine Schwäche aber ists, wenn ein für die Kraft und Größe der Wirkung sehr nothwendiges, nicht nur nebensächliches Etwas nicht im Kunstwerk selbst liegt. Gewiß wirken viele Werke (und so auch Parsifal) in besonderem Rahmen besonders stark. Wie die großen Altarbilder italienischer Meister, wenn man sie im Licht der Kirchen sieht, für die sie gemalt sind. Aber sie alle, die ihre Lebenskraft in sich haben, behalten doch das Wesentliche ihrer künstlerischen Größe auch in anderer Umgebung. Doch giebt es freilich Kunstwerke, die nur unter besonderer, künstlicher Beleuchtung Werthe bekommen, die nicht ihr Eigenthum sind. Wer für Parsifal fürchtet, giebt eigentlich zu, daß das Bühnenweihfestspiel zu dieser Gattung gehört und nicht zu den großen Meisterwerken, die, wie Shakespeares Dramen, wie Goethes Faust, wie die Instrumentalmusik der Klassiker, durch nichts tot zu machen sind und Alles, was sie geben, aus sich selbst schöpfen. Ich bin nicht dieser Ansicht und fürchte nicht für die rein künstlerische Bühnenwirkung Parsifals. Aber ich hoffe, daß die Möglichkeit, Parsifal öfter durch sich selbst wirken zu sehen, Klarheit über den Kulturwerth dieses Dramas schafft, der im Nimbus von Bayreuth lange Zeit sehr überschätzt worden ist.

Es ist bekannt, daß Wagner auf den Weltanschauungsgehalt seiner Dramen sehr viel Gewicht legt und selbst in seine früheren Werke nachträglich Ideen hineininterpretirte, die künstlerisch jedenfalls nicht darin Ausdruck gefunden hatten. Einige seiner Jünger haben auf diesem Wege noch mehr geleistet. Für solche Enthusiasten ist natürlich Parsifal der Gipfel deutscher Kunst. Leider ist gerade Das, was bedeutend genannt wird, das Weltanschauliche, das Bedenklichste in Wagners Kunst. Ihre kulturelle Bedeutung beruht nicht in den philosophischen Grundgedanken der Dramen, sondern in der Bereicherung und Vertiefung der künstlerischen Ausdrucksmittel, in der Reformation des deutschen Bühnenwesens. Das Weltanschauungsgerede ist eine Liebhaberei einer kleinen wagneritischen Gruppe. Und selbst wenn es mehr wäre, könnte von einer Kulturbedeutung nicht die Rede sein. Am Allerwenigsten bei Parsifal. Die künftige Lebensauffassung und die philosophische Spekulation muß und wird andere Wege gehen als Parsifal. Weder die verschwommene Mystik noch die Lebensverneinung noch gar die Behandlung der sexualpathologischen Probleme liegen in ihrer Richtung.

Gerade durch die Befreiung Parsifals aus der spezifischen bayreuther

Beleuchtung wird über dies Drama, mit dem so viel unechter Kultus getrieben worden ist, endlich die rechte Klarheit geschaffen werden. Fürchten Das die Esoteriker, so sollen sich alle Freunde der Wahrheit freuen, daß sie dieser Zeit vorarbeiten können. Denn auf diese Weise wird erst der rechte Standpunkt gegenüber den wirklichen Werthen dieses Werkes gewonnen. Erst losgelöst von den Theorien der Wagner-Weisheit, von allem Predigen asketischer Lebensauffassung, rein als musikalisches Drama genommen, kann Parsifals kunstgeschichtliche Bedeutung festgestellt werden. Das Monopol in Bayreuth wird ihn stets mit einem mystischen Nebel umgeben und der schwärmerischen Unklarheit immer neue Nahrung liefern. Freilich wird das Urtheil über Wagners letztes Werk dadurch verändert werden; aber nicht gefälscht. Man wird die außerordentliche Kunst der musikalischen Gestaltung, die abgeklärte Reinheit des Klanges bewundern; man wird versuchen, das Werk und seine Empfindungswelt in das Mittelalter zurückzuversetzen; man wird dabei der Inkongruenz sich bewußt werden, die zwischen dieser Zeit und den in sie verlegten Gedankengängen besteht; man wird manche Illusion drangeben und manche Klarheit gewinnen. Freilich: der richtige Wagnerit will keine Klarheit. Er will nur a) schwärmen und b) mit dazu gehören. Die Zeit wird auch hier Wandel schaffen. Wir haben schon Anfänge. Der Professor für Musikwissenschaft an der Universität Wien, Guido Adler, hat Vorlesungen gehalten (veröffentlicht bei Breitkopf & Härtel), die den Anfang damit machen, Wagner objektiv kunstgeschichtlich zu betrachten. Das Buch, zur Zeit doch das beste Wagner-Buch für die Gebildeten Deutschlands, wird charakteristischer Weise von den Wagneriten äußerst kühl behandelt, um Aufsehen zu vermeiden. Wir werden hoffentlich bald mehr solche Versuche haben. Von Schwärmern ist noch nie Kunstgeschichte gemacht oder gar Kunst gefördert worden. Denn es ist Zweierlei: Schwärmerei und tiefe, große, die Wahrheit nicht fürchtende, sondern liebende Begeisterung.

Auch Parsifal braucht die Wahrheit nicht zu fürchten. Die jetzt um ihn zittern, fürchten nicht für den Parsifal, der der Kunstgeschichte angehören wird, sondern für ihren Parsifal, für ein angeschwärmtes Idol, vor dem sie sich gern sinnlich-sittlich berauschen, das sie, in Weihrauchdunst eingenebelt, als höchsten Heiles Wunder anstaunen. Es ist sehr begreiflich, daß der unmittelbare Zauber der wagnerischen Kunst, als dieses Werk seine ersten Darstellungen erlebte, in dieser Weise narkotisirend wirkte. Er mußte so wirken. Aber daß wir nun nach und nach ruhiger sehen und urtheilen, daß wir Ursachen und Wirkungen, Vorzüge und Mängel abwägen lernen, daß wir keinen blinden Kultus treiben: Das sind wir nicht nur den anderen Großen in der Kunst, sondern das sind wir vor allen Dingen auch den größeren Werken Wagners schuldig.

Altenburg. Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler.

Musik der Welt.

Ich bin die Musik der Welt ....
Alfred Mombert.

Wollen wir ein Bild haben für das Leben, das die Welt im Menschen findet, also für all sein Dasein, sein Wahrnehmen der äußeren Dinge und sein Mitwirken und Gegenhandeln, sein Fühlen, sein Sinniren und Träumen, sein Wüthen und Lieben, sein Denken und Festsetzen: all Das, wie es als Inneres da ist, so wäre etwa Folgendes zu sagen. All unser Dasein setzt sich aus Momentpunkten zusammen, nicht Raumpunkten oder Atomen, sondern Gefühlspunkten, deren einer sofort dem anderen Platz macht; und so immer und immer weiter. Es ist aber nicht so, daß jeder Punkt sofort verschwindet und dann einer kommt, der wieder gleich geht, und so fort: Das ist keine Vorstellung, die sich ausdenken läßt; es wäre ja gar nichts, wenn es so wäre. Jeder Gefühlspunkt hat vielmehr sein natürliches Weiterklingen und Abebben und ist erst dadurch wirklich, daß er diese leise, verfliegende Dauer hat, die man Erinnerung oder Selbstbewußtsein (conscientia sui) nennen könnte, wenn diese Worte nicht meist ganz anders gemeint würden. Man vergegenwärtige sich nur, wie man still für sich eine geistige Sache oder ein Erlebniß bedenkt; es ist, wie wenn der Wind in Stößen gegen das Gesicht weht, das man der Luft entgegenhält: da ist eine allgemeine Luft, in der man dasteht; Das ist das Ganze des früheren Lebens, das wie eine verhauchte, unendlich dünne und doch wie stehende Einheit und Atmosphäre ist, und da sind Bewegungen und Erschütterungen des Augenblickes, die noch da sind, wenn schon der neue Stoß herankommt; und wenn der dritte kommt, ist der zweite noch ganz sicher da und der erste schon im Verduften, und wenn der vierte kommt, ist der dritte noch gewiß und der zweite im Verschwinden und der erste nur noch ein ganz fernes, unsäglich zart verfliegendes Wölkchen; und da ist nun schon der fünfte, der vierte ist auch noch lebendig, der dritte will zergehen, der zweite ist ein Hauch und der erste ist dahingegangen ins Allgemeine des Lebens, an das die Stöße heranwehen. Denken wir uns diese Stöße nun durch Orgelpfeifen hindurchgehend, hören wir die Töne, die so entstehen und abklingen, die noch da sind, wenn der zweite laut herbeieilt, und so ein Konzert bilden, wo ein ewiges rasches Kommen des Neuen und langsames Gehen des Alten ist. Aber das Konzert ist noch viel, viel mannichfaltiger: denn jeder Ton, der den alten die Kraft nimmt und sie ins Dunkle hinunterschiebt, haucht zugleich noch viel älteren, die längst begraben und verschüttet schienen, neues, wenn auch nur geisterhaftes und erborgtes Leben ein: alle die Gefühlspunkte sind ewig-lebendig und ewig wiederkommend und ewig läuten sie wie ferne Glocken, die vergessen worden sind und nun gefügig und gefühlig im Winde hängen, in unser neues Leben hinein. Der Wind weht von Zorn und die Glocken der Liebe und der Wonne,

der Inbrunst und der Versunkenheit läuten doch silbrig zitternd durch das Getöse hindurch; und zugleich erwachen alle alten Wüthe und zerren an ihren Strängen; und der Wind weht von Sehnsucht und die Verlassenheit kommt aus der ersten Kinderzeit und läutet; und alle Herzen, die je in der eigenen Brust gehangen waren, kommen ins Schwingen und läuten; und alle Gedanken der Besonnenheit wachen auf und rufen dazwischen. Was ist Das für eine ungeheure, unendliche, weltenweite Symphonie! Und doch eine, die nur ganz selten fortissimo wird; man muß schon ein krankhaft oder genialisch gesteigertes Erleben haben, damit alles Leben in Einem aus den Gräbern und Abgründen her wild durcheinander schreit; in den gewohnten Gleisen aber ist unser deutliches Erleben eine ziemliche Ruhe, wenn wir schon nie wissen, ob nicht der nächste Moment das Tiefste, Begrabenste und Ungeahnteste heraufbringt.

Nun aber habe ich bisher so gesprochen, als ob der Mensch nichts wäre als ein einsames nachdenkliches und nachfühlendes Wesen, in dem es von Ideenassoziationen und Erinnerungen spukt. Aber wenn ich schon eine Welt bin, die aus Welten und Welten und Aberwelten besteht und wo jede Innenwelt immer neue Welten heraufruft, die an mir verklingen wollen: da sind ja noch Welten von Welten draußen, die sich durch meine Organe und durch meine Sinne mit mir verbinden, verschwistern, vermählen, mich neu machen, sich neu machen, mich wandeln, sich wandeln, neue Welten holen und schaffen, alte herbeirufen wollen. Und so groß und im Fernsten immer ferner gehend das unendlich Große ist, so groß und im Feinsten immer feiner werdend ist Das, was die Menschenkinder das unendlich Kleine nennen. Auch die Gefühlspunkte, die meinem inneren Gefühl ein Letztes und Aeußerstes vorstellen, sind nicht eine gegebene Größe, die sich mit anderen solchen Größen zum Ich verbindet; sie sind in sich und für sich wieder eine ganze Welt, die aus Ewigkeiten zusammengesetzt ist. Wir müssen es fassen, daß die Theilbarkeit des Ichs ins Unendliche geht; daß wir nur bei den Körpern von Atomen und bei der inneren Welt von Gefühlspunkten reden, weil die Aufmerksamkeit erlahmt und die Beobachtung nicht mehr mitkann und weil wir für unser Reden und unser Wiederholen des Einmaligen, anders ausgedrückt: für unsere Erkenntniß der Welt überhaupt Bewegung und Richtung und Kreuzung durch Raum und Dinge und Punkte ersetzen müssen. Da wir nun hier von der Welt als Geist nicht in den einfachen und kindlich falschen Ausdrücken sprechen wollen — alles Einfache ist falsch und das Wort: simplex sigillum veri ist freilich überwältigend einfach —, daß wir so blasse und unbestimmte Wendungen wie Fortbewegung, Weitergehen, Fließen und Dergleichen noch ferner gebrauchen, da wir nach Möglichkeit vom unendlich Komplizirten ein Bild geben wollen, müssen wir die Raumsprache und Sinnenbilder zu Hilfe nehmen und reden von Gefühlspunkten, als ob wir den Wellen des

Ozeans Menschennamen geben wollten, um von ihnen erzählen zu können. Wer es für einen Moment im Gefühl haben kann, was Das heißt: die Unendlichkeit der Welten, was für eine Unendlichkeit von Unendlichkeiten Das ist, und wer dabei spürt, wie seltsam still es doch eigentlich für gewöhnlich dabei zugeht, Den überkommt es vielleicht wie ein Begreifen, warum doch Alles einander so sonderbar fremd bleiben muß, woher zwischen den unendlichen Welten diese unendlichen, unausmeßbaren und nie zu überbrückenden Abstände sind, weshalb es nicht ein Ich der Welt giebt, sondern so ungeheuerlich und grauenhaft viele. Nicht zu reden von dem Allerweltaufklärbecken des Monismus, in das heute alle seichten Wässerlein einmünden: vielleicht kommt selbst das große Symbol des Monotheismus, wie es sich von Platon bis Meister Eckhart gestaltet hat, dem Grauen und dem Abgrund der Welt nicht so nahe bei wie die letzte Gestaltung des Polytheismus; ich könnte auch sagen: die ursprüngliche, denn fast Alles, was man elementar und primitiv nennt, ist kein Beginn, sondern ein Letztes und eine Krönung, deren Herkunft nur meist unbekannt geworden ist. Daß die Welt, die ja nichts Seiendes ist — Seiendes ist nur der farbige Abglanz, den das Leben hinter sich läßt —, sondern Werdendes, ihr Werden nicht in einem Ziel und nicht auf einem Wege findet, sondern in vielerlei Gestaltungen, die trotz Liebe und Haß und allem Verbindenden gegen einander in marmorner Starrheit abgeschlossen sind: Das scheint mir das große Weltbild des Polytheismus auszusagen, das freilich unserer durchaus sentimentalen und gebändigten Zeit sehr entfremdet ist. Es ist Alles mit einander verwachsen und verwoben und so bin ich wirklich die ganze Welt und in der ganzen Welt giebt es durchaus nichts Unausgefülltes und Leeres; aber ich bin immer nur ich und bin niemals Du. Du —: Das bist Du Mitmensch, Das ist der Kristall und die Palme und der Sternenhimmel. Ob ich Dich mit Du anrede oder mit Er oder mit Sie: es ist immer es, das Fremde, das eben darum fremd ist, weil ich es nur als mich selbst und mir Gleiches in mich aufnehmen kann.

Versteht man nun, nach diesen kümmerlichen Bildern, die ich hier geben konnte, warum es die Musik ist, die die beste Menschensprache ist? Warum sie unser eigenes Wesen und damit das Innerste der Welt am Tiefsten erschließt? Es wird noch Einer kommen, der die umgekehrte Neunte Symphonie schreibt: wo erst gesprochen wird und begriffen, bis dann über den Gesang hinweg die Instrumente in ihrer wunderbaren, über alles Begreifen deutlichen sprachlosen Sprache dazwischen weinen und jauchzen und rufen: Ihr Freunde, nicht diese Töne! Und nun werden die Worte und die Bilder überschüttet und übergipfelt von Klängen und Melodien und Harmonien und von der über Alles deutlichen Dramatik des Kampfes und Sichfindens der Töne und der Welten in der Musik.

Hermsdorf (Mark). Gustav Landauer.

Selbstanzeigen.

Baudelaires Werke. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag **Band I: Baudelaires Novellen und „Kleine Dichtungen in Prosa"; Band II: Die künstlichen Paradiese (Haschisch und Opium); Band III: Moral des Spielzeugs; Richard Wagner und „Tannhäuser" in Paris; Edgar Poe; Victor Hugo; Gustave Flauberts „Madame Bovary"; Ueber das Wesen des Lachens, insonderheit über das Komische in der Kunst.**

Diese drei Bände liegen vor; im vierten folgen Baudelaires bedeutsamste ästhetische Abhandlungen über Malerei und Bildende Kunst, namentlich über Delacroix, Ingres, Manet, Alfred Rethel und Andere. Hier und da möchte die Presse, trotz allem Lob für die Uebersetzung, mich wie einen Ignoranten behandeln, der an Baudelaire herantritt, ohne eine Ahnung zu haben, daß mit seinem Namen kein Büchertitel so eng im Gehirn des halbgebildeten Journalisten sich verknüpft wie „Les fleurs du mal": „Die Blumen des Bösen." Ich darf versichern, daß ich es weiß und daß ich selbst lange von Baudelaire nicht viel mehr wußte, als daß er dieses konfiszirliche Buch geschrieben habe, in dem seine äußerst paradoxale Persönlichkeit sich spiegle. Seit die „Moderne" in ihren Musen-Almanachen geschlossen auftrat, wurde immer auch von Zeit zu Zeit der Name Baudelaire und diese oder jene Verdeutschung eines Gedichtes gedruckt, ohne daß doch Baudelaire bekannt geworden wäre; was am Klarsten sich zeigte, wenn man Richard Dehmel mit ihm verglich. Schließlich kauften sich Manche die Fleurs du mal, erwarteten zur Erleichterung des Verständnisses eine Eselsbrücke, die ihnen ein deutscher Dichter, der „seine Zeit verstand", bald wohl einmal „zur gefl. Besprechung" senden würde, und beruhigten sich inzwischen mit dem Wissen, daß Baudelaire in der französischen Literaturgeschichte für Verlaine ziemlich genau die Rolle gespielt habe wie in der Christengeschichte für Jesum Johannes. Dann kam Georges Verdeutschung der Fleurs du mal: und man tadelte die Auswahl, denn das Konfiszirliche hatte George nicht gebracht; man war enttäuscht und natürlich hatte George, der Baudelaire kennen und ihn seit vielen Jahren recht gründlich gelesen haben mag, nach der Ansicht dieser Beurtheiler das ganze Wesen Baudelaires mißverstanden. Nun kommt mein Baudelaire, zunächst ganz ohne die Fleurs du mal: da zeigt sich fast Etwas vom Aerger des Genasführten. Und doch liegt am Nasführen mir nichts: ich möchte Baudelaires ganze künstlerische und moralische Persönlichkeit wiedergeben; nur Das ist meine Absicht. Und ich betone darum, daß in den Fleurs du mal kein Ton anklingt, der nicht auch in den „Kleinen Dichtungen" schwänge, einem Werk, dessen Inferiorität gegenüber den Erstlingsgedichten man erst nachweisen soll. Als Prosastilist, als Reaktionär gegen den Geist des modernen Materialismus und Rationalismus, als Vorkämpfer der großen Klassiker unserer Zeit (an Delacroix denke ich), als einer der ersten und eifrigsten Wagnerapostel in Frankreich, als Uebersetzer und Bahnbrecher für Poe, als Aesthetiker und als Aesthet, auf den sich Künstler wie Oskar Wilde stützten, als Apostel der Schönheit, der eigenartigen Schönheit unserer „décadence" (er selber hat den Ausdruck nicht gefürchtet), hat Charles Baudelaire eine ganz andere, höhere Bedeutung denn als Taufpathe verlainischer Verse. Hier muß er geliebt oder hier

verachtet werden, hier bewundert oder hier bekämpft. Nach mehrjährigem intensiven Studium des Dichters konnte nur diese Auffassung sich in mir bilden. Ihr entspricht meine Auswahl, die eigentlich mehr ist, als man gemeinhin Auswahl nennt. Denn ich war hauptsächlich bemüht, die mancherlei Wiederholungen im Werk Baudelaires zu meiden und fortzulassen, was nur noch toten philologischen Werth hat. Jedem Band schicke ich einleitende Essais vorauf, um selbst dem Dichter zu widersprechen oder ihn zu ergänzen. Der erste Band bringt ein Portrait und eine Biographie, die einen Extrakt aus allen nennenswerthen Quellenwerken bildet. Eine eingehende Charakteristik der moralischen Persönlichkeit des Dichters, eine Verdeutschung seiner Tagebücher, eine Verdeutschung auch der Fleurs du mal behalte ich mir für künftige Jahre vor.

Minden. Max Bruns.

Die Brücke der Iris. Gedichte. Schuster & Loeffler, Berlin.

Evoë.

Es kam über uns der Wein, der Wein!
Wir müssen feuertrunken sein.
Es strotzt die Welt in unsrem Blick
Und es erhob sich gewaltig ein Glück,
Das machte alle Füße leicht
Und hat das Tiefste dem Höchsten gereicht.
Uns ward zu Tanz der dunkle Lauf
Und innerstes Wissen wirbelt auf
Und schillert und glüht
Und ist zersprüht.
Wir fühlen uns ins Freie gebunden,
Es ward uns unser Wille entwunden,
Wir ahnen uns als spielendes Spiel . . .
Doch uns beschwert und drückt nicht viel.
Wir sind der treibenden Macht ergeben
Und Bacchus ist uns das Leben!

Es kam über uns die Liebe, die Lust,
Da haben wir nichts Andres gewußt,
Als selig in Sonnenworten zu fliegen
Und uns in tiefe Blicke zu schmiegen . . .
Wir müssen uns wiegen in fernem Wesen
Und müssen in schwerem Haar uns lösen
Und in den Bug eines Armes dehnen,
In eine süße Linie sehnen,
In Röthe tauchen
Und leicht verhauchen,
Im Glanz von weißen Händen ruhn
Und träumen von ihrem lässigen Thun,
Darin sich das göttliche Treiben gefangen,
Daraus wir unser Geschehen empfangen.

Wir sind der spielenden Macht ergeben
Und Venus ist uns das Leben!

Es kam über uns die Jugend, die That,
Und kam gestreut eine sprühende Saat.
Es blühen Schwerter, es glüht ein Bild,
Dem jagen wir nach im Taumel und wild.
Und tausend Dinge wachsen ins Land
Aus unsrer greifend schaffenden Hand . . .
Und ist das Höchste auch nur ein Lied,
Das unerfüllt ins Ewige zieht,
Wir träumen uns schnell
Und hoch und hell, —
Und jene Welt der Kühlen und Wachen
Zerbricht in unserm stürmenden Lachen.
Denn unser Werden ist groß und stark
Und reckt sich hinaus übers eigene Mark.
Wir sind der steigenden Macht ergeben,
Und Eos ist uns das Leben!

Wien. Erich Kahler.

Unter der Scholle. Gedichte. Allgemeine Verlagsgesellschaft in München.

Ausklang.

So bist auch Du von hinnen nun geschieden,
Ein letzter Glanz, der rosenroth erhellt
Mein einsam Leben, meines Thales Frieden.

Dein Licht beglückt nun eine andre Welt
Und andre Herzen jubeln Dir entgegen,
Indeß sich sanft die Trauer mir gesellt.

Doch glänzt wie Mondlicht noch auf dunklen Wegen
Ein stiller Abglanz Deiner Milde mir,
Der mich begleitet wie ein frommer Segen.

Und Sternen gleich, ob nächtigem Revier,
Erwachen seliger Zeit Erinnerungen . .
Und bunte Träume leiten mich zu Dir.

Ob auch das Ziel, nach dem ich heiß gerungen,
Mir längst entschwand, ob Nacht herniedersank,
Der Hoffnung Freudenlieder längst verklungen:

Ich wandre still die öde Bahn entlang,
Des Ziels nicht achtend, ohne Wunsch und Klage.
Einst war ich glücklich. O, hab ewig Dank, —

Du hingeschiedne Sonne meiner Tage!

Breslau. Paul Barsch.

Zwei Briefe.

Ein Vater erwachsener Söhne schreibt mir:

„Die in der ‚Zukunft' unter dem Titel ‚Paragraph 175' erschienenen Artikel sind lebhaft erörtert worden. Nachdem ein Arzt und ein Biologe ihre Meinungen ausgesprochen haben, sei auch einem Laien das Wort in der ernsten Sache gestattet. Als unbestreitbar gilt heute wohl, daß es Menschen giebt, deren Liebestrieb zum eigenen Geschlecht hingezogen wird. Einige Gelehrte betrachten einen solchen Zustand als dem menschlichen Organismus eingeboren, andere als nur erworben; eine dritte Ansicht läßt beide Möglichkeiten zu. Eine Partei sieht in der Erscheinung einen krankhaften Zustand, eine andere hält sie für eine natürliche Verschiedenheit des Geschlechtslebens. Herr Dr. Moll erklärt, daß selbst bei Annahme der Theorie von der erworbenen konträren Sexualempfindung nicht ohne Weiteres eine Verschuldung des Individuums vorzuliegen braucht. Noch weniger darf man natürlich von einer Verschuldung reden, wenn der Zustand eingeboren ist. Das deutsche Strafgesetzbuch bedroht nun den sexuellen Verkehr zwischen Personen männlichen Geschlechtes mit Strafe, wenn die Handlung als beischlafähnlich ausgelegt wird, während alle übrigen Handlungen, falls sie nicht unter einen anderen Paragraphen fallen, vom Staat nicht geahndet werden. Bekanntlich kann das Weib selbst im Sinn des § 175 homosexuell verkehren, ohne Strafe befürchten zu müssen. Die Unhaltbarkeit des Paragraphen dürfte auch von der Regirung erkannt worden sein. Wenn man aber von der Unrichtigkeit eines Gesetzes überzeugt ist, dem jährlich noch Hunderte von Menschen zum Opfer fallen (durch gesetzliche Verurtheilungen, durch Erpressungen, durch Selbstmord), dann muß man zugeben, daß es besser ist, solchem Zustand so bald wie möglich ein Ende zu machen, statt zu erwägen, ob es nicht richtiger ist, die Frage bis zur allgemeinen Revision des Strafgesetzbuches, die noch fern ist, ruhen zu lassen. Ich bestreite dem modernen Staat das Recht, freiwillige, im Geheimen begangene homosexuelle Handlungen zu verfolgen, da er doch den selben außerehelichen heterosexuellen Verkehr straflos läßt. Eine gewisse Schutzgrenze für jugendliche Personen wird natürlich zu fordern sein, doch ist bei ihrer Festsetzung zu erwägen, ob die Nachtheile einer Bestrafung nicht die Vortheile der Strafloſigkeit überwiegen. Herr Dr. Moll spricht sich für eine Erhöhung des Schutzalters von sechzehn Jahren für Mädchen aus. Wer die Frage nicht nur vom Studirtisch aus behandelt, sondern durch seinen Beruf mitten ins Volksleben gestellt ist, muß zugeben, daß eine Erhöhung des Schutzalters für Mädchen den beabsichtigten Zweck in nur geringem Grade erreichen und daneben unerfreuliche Wirkungen haben würde. Herr Dr. Moll fordert auch für das männliche Geschlecht in Bezug auf homosexuelle Handlungen eine Schutzgrenze von mindestens achtzehn Jahren, weil beim Eintritt der Pubertät die Richtung des Geschlechtstriebes noch nicht differenzirt sei und durch ein dazu geeignetes Milieu die Homosexualität in dieser Periode wohl noch entstehen könne. Wenn diese Theorie im Allgemeinen einwandfrei wäre, hätte Molls Vorschlag innere Berechtigung. Selbst dann wäre dieses Schutzalter aber nur für sexuell unbescholtene Personen zu gewähren, wie auch Herr Dr. Friedlaender in seinem Artikel unter Berücksichtigung der Prostitution und des Erpresserwesens empfiehlt. Ob für sexuell unbescholtene Personen über sechzehn Jahren die Verfolgung nur auf Antrag zu erfolgen hätte: darüber ließe sich streiten. Ich meine, solche Handlungen sollten nur auf Antrag verfolgt werden, wie es jetzt bei unbescholtenen Mädchen zwischen vierzehn und sechzehn Jahren der Fall ist. Das Mädchen scheint mir des Schutzes bedürftiger als der Jüngling.

Von einer allgemeinen Verbreitung der Bisexualität kann, wie mir scheint, nicht die Rede sein. Mein Laienverstand sagt mir, daß in der Regel die Menschen von Geburt an zum Vollmann und Vollweib geschaffen und die ‚reinen' Homosexuellen wie die Bisexuellen eine Ausnahme von der Regel sind. Der Homosexuelle ist, auch wenn er straflos bleibt, im Vergleich mit den Heterosexuellen so sehr im Nachtheil, daß er schon aus diesem Grunde energisch versuchen wird, sich von dem von der Regel abweichenden Trieb zu befreien. Daß unter den Bisexuellen der Theil, der sich zu gleichgeschlechtlichen Handlungen verleiten läßt, sofern er mit Homosexuellen überhaupt in Berührung kommt, in seinem gleichgeschlechtlichen Empfinden gestärkt und dadurch die andere Richtung des Liebestriebes zurückgedrängt, vielleicht ganz unterdrückt wird, leuchtet mir freilich ein. Ich hoffe in der sexuellen Frage, im Gegensatze zu den Sittlichkeitsfanatikern, die nicht müde werden, nach verstärktem Schutz durch die Polizei und den Staatsanwalt zu rufen, das Beste von der Aufklärung durch Wort und Schrift, von der Stärkung des Charakters und der Erziehung zur Selbständigkeit. Mit übertriebener Pruderie in natürlichen Dingen, wie es der Geschlechtstrieb ist, schadet man mehr, als man zu nützen vermag, und züchtet nur die Heuchelei, die wahrlich heute schon groß genug ist. Die Menschen müssen schon während der Pubertätzeit in passender Weise den Zweck der Fortpflanzungorgane, ihre Bedeutung für die Gesundheit und die ernsten Gefahren verstehen lernen, die ihnen im außerehelichen Geschlechtsverkehr drohen, selbst auf die Gefahr, daß dadurch einzelne Personen früher mit der Materie vertraut gemacht werden, als es sonst der Fall gewesen wäre. Dem sittlichen Gefühl aber ist früh die Lehre einzuprägen, daß durch Verleitung zu sexuellen Handlungen das Wohlergehen Anderer beeinträchtigt werden kann. Streng kirchlich gesinnte Männer, die sich öffentlich zum Ideal der Askese bekennen, sehen in jedem außerehelichen Geschlechtsverkehr eine Sünde und betrachten solchen Verkehr selbst in der Ehe gewissermaßen nur als Nothbehelf. Der natürlich empfindende Mensch denkt nicht so; und im Volk hört man fast ausnahmelos nur höhnische Reden über diese Sucht, dem Menschen die fleischlichen Freuden zu vergällen. Freilich stellt Mancher sich furchtbar sittenstreng, weil er fürchten muß, für einen Lüdrian gehalten und auf der Gasse verketzert zu werden, wenn er nicht mit den Wölfen heult. Die Eltern aber, die den Söhnen, so lange sie unter ihrer Aufsicht sind, stets einschärfen, Menschenpflicht fordere ein asketisches Leben, werden schlechte Erfahrungen machen: sie werden Heuchler erziehen oder erleben, daß die der Fuchtel entlaufenen Jünglinge die weltfremde Zimperlichkeit der Eltern verspotten. Und wie trostlos wäre ihr Schicksal erst, wenn sie einen Sohn hätten, der ihnen den angeborenen homosexuellen Trieb verbürge und den sie später dann von Erpressern umlauert und vom Strafgesetz bedroht sehen müßten!"

Aus New-York schreibt mir ein Sachverständiger:

„Der Artikel ‚Equitable & Co.' gefällt mir sehr, enthält aber einzelne Irrthümer. Die Equitable ist nicht auf Gegenseitigkeit gegründet worden, sondern war immer eine Aktiengesellschaft. Die Geschichte von Lawsons Goldbond ist unwahr; er hatte mit den Ereignissen in der Equitable überhaupt nichts zu thun. Hyde hat nicht an die Equitable, sondern an Ryan Aktien verkauft; auch nicht für 4, sondern für 2½ Millionen Dollars. Gegen den Marinesekretär Morton liegt nur die Beschuldigung vor, er habe als einer der Vicepräsidenten der Atchison, Topeka- und Santa Fé-Bahn einer Kohlengesellschaft heimlich niedrigere Frachten gewährt als ihren Konkurrenten. Das ist zwar verboten, geschieht aber bei allen Bahnen. Mortons Ruf ist gut, seine Tüchtigkeit allgemein anerkannt und Roosevelt selbst hat ihm eine Ehrenerklärung gegeben."

Deutsch-Luxemburg.

Daß Herr Bernhard Dernburg einer der besten Köpfe unter den Finanzleuten großen Stils ist, weiß Jeder, der sich mit der Entwickelung der von ihm geleiteten Darmstädter Bank beschäftigt hat. Man sträubt sich deshalb stets gegen die Annahme, bei einer Transaktion Dernburgs könne es an dem richtigen Augenmaß gefehlt haben. Als er die verkrachte Aktiengesellschaft für Eisen- und Kohlenindustrie Differdingen-Dannenbaum in die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft umwandelte, mußte er sich von Leuten, die klüger sein wollten als er, mancherlei üble Nachrede gefallen lassen. Wenn er nur nicht an gewissen kritischen Tagen so schweigsam zu sein verstünde! Dann wüßte der Wißbegierige wenigstens immer gleich, woran er ist, und brauchte seinem Unmuth nicht in oft unmotivirten Ausfällen Luft zu machen. Gerade jetzt ists wieder zum Teufelholen, daß kein Mensch sagen kann, warum Deutsch-Luxemburger schon seit Wochen in die Höhe gehen und allmählich einen Kurs erreicht haben, der selbst den hoch angesetzten Einführungpreis der neuen Aktien vom März dieses Jahres noch um sechzig Prozent übersteigt. Vielleicht ist das Räthsel schon gelöst, wenn diese Sätze gelesen werden. Während ich sie niederschreibe, tappt noch Alles im Dunkel. Die Leute aber, denen die Hausse Gelegenheit giebt, klug gehaltenen Besitz jetzt mit Vortheil zu veräußern, jubeln natürlich: „Der Dernburg ist doch ein großer Mann!“ Dieses Lob beruht heute nicht allein auf der mysteriösen Steigerung der Deutsch-Luxemburger, sondern greift noch auf ein anderes zur Interessensphäre der Darmstädter Bank gehörendes Papier über: die Aktie der Gesellschaft Heldburg, der schicksalreichen Gründung Julius Ribberts auf Haus Hünenpforte. Auch diesem Unternehmen, das beinahe zur selben Zeit ins Leben trat wie die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft, fehlte von vorn herein die Hauptvorbedingung für eine gute Rentabilität; aus ähnlichen Gründen. Die Anlagen waren viel zu hoch bewerthet. Wie die differdinger Hütten- und Stahlwerke noch heute das Sorgenkind Deutsch-Luxemburgs sind, so sind es bei Heldburg die drei zur Gesellschaft gehörenden Gewerkschaften, deren phantastische Buchziffern jede Sanirung bisher ungemein erschwerten. Jetzt sind die Dinge nun so weit gediehen, daß eine gründliche Neugestaltung des Unternehmens unter Betheiligung der Darmstädter Bank durchgeführt werden soll. Wie diese Bank, die vorher nichts mit Ribbert zu thun gehabt hatte, sich an die Spitze der Sanitätkolonne zu setzen verstand: Das zeigt wieder, welchen begabten Strategen wir in Bernhard von Darmstadt besitzen. Ribbert saß bei der Deutschen Bank tief in der Kreide und so ergab sich von selbst, daß sie oder eins der ihr verbündeten Institute — diesmal die Hildesheimer Bank — die Verhältnisse zu ordnen versuchte. Dazu gehörte auch die Ablösung eines bestehenden Optionrechtes auf 10 Millionen Mark Heldburg-Aktien, zu der sich die Deutsche Bank wegen des ihr zu hoch scheinenden Preises nicht entschließen konnte. Das war der richtige Moment für die Darmstädterin. Wie Zieten aus dem Busch überrumpelte sie die Deutsche und schnappte ihr die Option vor der Nase weg. Jetzt mußte die Vertreterin der Deutschen Bank sehen, wie sie, die vorher das Ganze haben konnte, sich wenigstens noch einen Brocken sichern könne. Das Ende vom Lied war, daß Deutsche und Darmstädter Bank sich zum Zweck der Heldburg-Sanirung verbündeten.

Die Börse scheint sich von dieser „Interessengemeinschaft“ den besten Erfolg

zu versprechen; sonst hätte sie Heldburg-Aktien nicht mit solchem Eifer gekauft, ohne auch nur eine blasse Ahnung von den Einzelheiten des Reorganisationplanes zu haben. Daß noch sehr erhebliche Beschneidungen der „Werthe" von Heldburg nöthig sind, ehe das Unkraut als beseitigt gelten kann, geht aus den bisherigen Phasen der Sanirung hervor. Die Spekulation hätte also kaum Grund, sich für das Papier übermäßig zu begeistern, wenn sie nicht hinter dem energischen Eingreifen der Darmstädterin irgendwelche besonderen Pläne verheißungvollen Inhalts witterte. Man sieht: auch über dem Schinkelplatz wölbt sich bereits ein in den Farben von Glaube, Liebe und Hoffnung schillernder Regenbogen, wie er zur Dekoration jedes großen Bankpalastes gehört. Jedenfalls hat die Darmstädterin wieder gezeigt, daß sie unter den Bankriesen im ersten Glied stehen will und selbst den Kampf mit dem mächtigsten Gegner nicht scheut. Die Vertheilung der Herrschaft auf die paar Großbanken brngt es eben mit sich, daß die Konstellation beständig wechselt und heute vereint ist, was sich morgen, bei anderer Gelegenheit, befehden wird. Darin liegt eine gewisse Garantie für einen Ausgleich der aufs Höchste gesteigerten Kräfte; ein ruinöser Wettbewerb unter den großen Bankinstituten ist heutzutage kaum denkbar, weil jede Erweiterung des Geschäftskreises einer Bank zugleich eine Vermehrung gemeinschaftlicher Interessen bringt. Doch solche Erwägungen, die sich aus der Gestaltung der Verhältnisse von selbst ergeben, waren bei der Heldburg-Transaktion gewiß nicht entscheidend. Ob an die Möglichkeit einer Verstaatlichung gedacht worden ist? Ein Muthungsgesetz (mit der von dem Landtagsabgeordneten Gamp beantragten Muthungsperre) ist in greifbare Nähe gerückt. Die Sperre aber, sagen Manche, soll die Verstaatlichung des Kalibergbaues vorbereiten, in dem heute schon der preußische Staat (durch seinen Einfluß auf das den Markt beherrschende Kalisyndikat) ein Monopol besitzt. Die Gewerkschaft Heldburg ist dem Syndikat vor etwa einem halben Jahr beigetreten, nachdem Ribbert vorher die Dummheit gemacht hatte, es auf einen Kampf mit dem Kartell ankommen zu lassen. Der Kaliindustrie und den zum Syndikat gehörenden Werken wird die durch das neue Gesetz zu schaffende Situation wahrscheinlich eine Steigerung der Rentabilität bringen; denn daß die Amerikaner mit ihrer von Ribbert ergatterten Gewerkschaft „Einigkeit" dem deutschen Kalibergbau jemals gefährlich werden könnten, ist wohl ausgeschlossen. Bekommt Heldburg also die richtige Fühlung im Syndikat und gelingt es, die Spuren der Ueberkapitalisirung schmerzlos zu beseitigen, so kann aus dem Unternehmen noch Etwas werden und die Darmstädter Bank ihre Konsortialgewinne um den Ertrag aus der Kaliindustrie vermehren. Wenn der Fiskus dann Lust hat, die Gesellschaften zu übernehmen, müßte sich zeigen, ob und was die Spekulation aus dem Hiberniarummel gelernt hat. Der Staat kann warten — siehe Bayern mit dem Ankauf einer Kohlenzeche — und braucht nicht Preisaufschläge zu bezahlen, die nur dem Vertrauen in die Uebergrenztheit seiner Mittel ihre Entstehung verdanken. Wer also klug ist, faßt sich auch in Geduld und nimmt den Gewinn später in barem Geld, statt ihn vorher auf dem Papier zu Riesenziffern anschwellen zu lassen. Denn der Fiskus ist klug und weise und ihn betrügt man nicht.

Deshalb klang auch das Gerücht, eine Verstaatlichung der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft sei beabsichtigt, so unwahrscheinlich. Aber die Börse will sich den Glauben an neue Verstaatlichungpläne nicht rauben lassen. Zuerst warens Harpener, dann Deutsch-Luxemburger. Dabei ist kaum ein weniger geeignetes Objekt

für den staatlichen Betrieb denkbar als gerade dieses Unternehmen in seiner heutigen Gestalt. Für den Fiskus haben nur reine Zechen Werth, aus denen er seinen Bedarf an Kohlen deckt; mit Hüttenanlagen kann er nichts anfangen. Nun hat aber bei der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft, die die Vorzugsstellung einer sogenannten Hüttenzeche einnimmt, der Hochofenbetrieb nebst einem Stahl- und Walzwerk ziemliche Bedeutung; er ist der unrentable Theil aus der Vereinigung Differdingen-Dannenbaum, der das Gesammterträgniß erheblich schmälert, trotzdem aber — oder gerade deshalb: wie man will — nicht als quantité négligeable betrachtet werden darf. Die Hütten- und Stahlanlagen sind im größten Stil gebaut und für eine Produktion berechnet, die nur in den allergünstigsten Zeiten erreicht werden kann. Dazu kommt noch, daß der Stahlwerkverband den deutsch-luxemburger Hütten nur eine ziemlich niedrige Betheiligungsquote zugestanden hat. Man könnte sagen, Das sei ein gerechter Ausgleich für die Vortheile, die der Gesellschaft beim Kohlensyndikat aus ihrer Eigenschaft als Hüttenzeche erwachsen. Die Komplikation ist seltsam genug: der eine Verband hindert das Unternehmen an der vollen Ausnutzung des Betriebes, der ihm die Möglichkeit giebt, seine höhere Betheiligungziffer bei dem anderen Syndikat zu fordern. Schon wegen der niedrigen Stahlquote kann aber von einer rentablen Verwerthung der vorhandenen Anlagen nicht die Rede sein. Daß diese viel zu hoch gebucht waren, haben die wiederholten Sanirungen gezeigt, die, besonders mit Rücksicht auf die immer wieder erforderlichen Abschreibungen, nothwendig wurden, um den Ertrag des Bergwerksbetriebes zu steigern. In welchem Umfang Das nach der letzten Rekonstruktion im Herbst des vergangenen Jahres geglückt ist, wird der Abschluß vom Jahr 1904/05 zeigen, falls die Eisen- und Kohlengewinne wiederum getrennt ausgewiesen werden.

Von einer Gesellschaft, deren Hüttenwerke mehr als doppelt so hoch bewerthet sind wie ihre Zechenanlagen — 26,83 gegen 12,10 Millionen nach der Bilanz von Ende Juni 1904 —, hätte der Fiskus keinen Vortheil, wenn er sie nur zur Erleichterung seines Kohlenbezuges verwenden wollte. Und noch ein anderer Umstand sprach von Anfang an gegen ein solches Projekt. Ein strittiger Punkt der noch immer nicht ganz erledigten Hibernia-Angelegenheit ist bekanntlich der Eintritt des Fiskus in das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat. Sollte es zur Einigung kommen, so ist davon eine günstige Wirkung auf die Syndikatspolitik zu hoffen. Der Staat würde durch seinen Einfluß auf die Maßnahmen des Verbandes eine Ausbeutung des Konsums verhindern und sich daneben bemühen, etwa vorhandene Konfliktsstoffe zu beseitigen. Wenn er aber durch Vermittlung der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft in das Syndikat käme, könnte er wider Willen selbst die Gegensätze vertiefen, da die Deutsch-Luxemburgerin wegen der Forderungen, die sie als Hüttenzeche stellt, mit dem Syndikat prozessirt. In der ersten Instanz hat die Gesellschaft gesiegt; nun haben die anderen Instanzen zu sprechen. Der Fiskus würde also in einen Konflikt hineingezogen, dessen Ausgang von entscheidender Bedeutung für das Kohlensyndikat werden kann. Wird den Hüttenzechen Befreiung von Kontingentirung und Umlage zugestanden, so wären damit dem Syndikat die nothwendigen Vorbedingungen seiner Existenz entzogen; denn die paar reinen Kohlenzechen, die es dann noch gäbe, würden sich beeilen, in den Stand der privilegirten zu treten. Die Aufgabe des Staates kann aber nicht sein, für eine der streitenden Parteien seine Autorität einzusetzen. So unwahrscheinlich das Gerücht klang wollte ichs erwähnen, um zu zeigen

daß die Spekulation, wenn sie sich einmal eines Schlagwortes bemächtigt hat, ohne jede Unterscheidung der besonderen Merkmale die Escomptirung betreibt. Die Ursache der Kurssteigerung wurde aber auch anderswo gesucht. Man sagte, die Hausse sei von der Darmstädter Bank veranstaltet worden, um ihr Portefeuille zu erleichtern. Ob die Aktien wirklich Nehmer fänden, wenn bekannt wäre, daß die Darmstädter Bank verkaufe? Ein so plumpes Manöver sollte man Herrn Dernburg doch nicht zutrauen; er hat sich gewiß nie eingebildet, er könne hinter den Coulissen so viele deutsch-luxemburger Aktien verkaufen, wie er wolle, und werde vorn, im Zuschauerraum, dennoch gläubige Gemüther finden, die das Material ruhig aufnehmen und den Kurs lustig weiter steigen lassen. Der Vermuthung, die Hausse könne allein durch das Erträgniß des Jahres 1904/5 motivirt werden, wurde sofort eifrig widersprochen. Selbst wenn das Ergebniß aber nicht allen Ansprüchen genügen sollte, dürfte man die Bedeutung des im September 1904 bewirkten Ankaufes der Zeche „Friedlicher Nachbar" für die Weiterentwickelung der Bergwerksgesellschaft nicht etwa unterschätzen; denn gerade diese Transaktion weist auf die Pläne hin, die Dernburg von Anfang an mit der Gesellschaft verfolgt zu haben scheint. Als die zweite Rekonstruktion des Unternehmens durchgeführt wurde, die in einer Zusammenlegung des Aktienkapitals von 24 Millionen auf die Hälfte, Gleichstellung der Stamm- und Vorzugsaktien und Wiedererhöhung des Kapitals auf den heutigen Betrag von 19 Millionen bestand, wurde Herrn Dernburg vorgeworfen, er habe den Vorzugsaktionären Gewalt angethan. Und doch konnte nur dieser Entschluß dazu führen, den Betrieb der Gesellschaft immer mehr auf die Ausbeutung des Kohlenbergbaues zu konzentriren und ihr die Möglichkeit künftiger Kombinationen zu schaffen, die dazu dienen sollen, die Verstaatlichung der rheinisch-westfälischen Bergwerkindustrie für absehbare Zeit zu hindern. Nicht umsonst hat sich die Darmstädter Bank bei dem ganzen Verstaatlichungrummel bisher zurückgehalten. Ihre Zeit war noch nicht gekommen; wenn nicht alle Zeichen trügen, wird jetzt aber die schon längst geplante Interessengemeinschaft zwischen der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft und der Deutsch-Luxemburgerin angebahnt werden. Hier wie dort sind die gleichen charakteristischen Merkmale vorhanden (Vereinigung westfälischer Zechen mit luxemburgischen Hütten), die bei Gelsenkirchen seit der Uebernahme des Aachener Hütten-Aktien-Vereins „Rothe Erde" und des Schalker Gruben- und Hüttenvereins sichtbar sind. Die neue Interessengemeinschaft könnte den luxemburgischen Eisen- und Stahlerzeugnissen eine beträchtlich bessere Position erwirken und von wesentlicher Bedeutung für die ganze deutsche Montanindustrie werden. Diese Kombination scheint mir die immerhin wahrscheinlichste, zumal sie dem bei der Um- und Ausgestaltung der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft bisher befolgten Grundsatz, den Werth des Unternehmens durch Angliederung besser rentirender Betriebe ständig zu steigern, vollkommen entsprechen würde. So ist die Bergwerkschaft „Friedlicher Nachbar" mit ergiebiger Kohlenproduktion hinzugekommen, wohl die Leute damals die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, als sie diese neue Methode der Erhöhung des Aktienkurswerthes kennen lernten.

Natürlich kanns auch anders kommen. Interessant ist an der Sache jedenfalls Vorliebe, die unsere Börse den von der Darmstädter Bank empfohlenen Papieren gegenbringt. Daß in dieser Bank nichts gethan werde, kann selbst der Neid nicht nupten; mindestens wird jetzt mehr über sie gesprochen als über alle anderen.

Ladon.

Theater.

Oft mußte ich im vorigen Winter des Prologes denken, den Shakespeare, bevor er uns im Schloß Heinrichs des Fünften die loyalen Bischöfe zeigt, den Chorus sprechen läßt. Eine Feuermuse sehnt er herbei; „ein Reich zur Bühne, Prinzen drauf zu spielen, Monarchen, um der Szene Pomp zu schaun!“ Dem Mars müßte sein tapferer König Heinz gleichen, dem wilden Gotte, der mit Hunger, Feuer und Schwert eine Menschheit geißelt. Einen schwunglos seichten Geist nennt er sich und schmäht seinen Genius, der sich erfrecht habe, einen so großen Gegenstand auf unwürdigem Gerüst darstellen zu wollen. „Diese Hahnengrube, faßt sie die Ebnen Frankreichs? Stopft man in dieses O von Holz die Helme nur, wovor bei Azincourt die Luft erbebte?“ Die einbildsamen Kräfte der Zuschauer ruft er auf; nur sie können helfen: Heere, Fußvolk und Reiter, auf die Bühne zaubern, Könige zur Schlacht und zum Prunk schmücken und zwei mächtige Monarchien sehen, wo zehn ungeschlachte Rüpel im bunten Schurz auf die Gründlinge niedergaffen. Noch nie hatte der Dichter die Armsäligkeit seiner sichtbaren Darstellungmittel so laut bestöhnt. Aengsteten ihn die Erinnerungbilder, die das Publikum ins Schauhaus mitbrachte? Bat er deshalb die edle Sippe um Huld und Geduld? Das sechzehnte Jahrhundert ging zu Ende und die Menschenwelt weitete sich. Das Geschlecht, auf das Williams Kunst wirken sollte, hatte Ungemeines erlebt. Eine Königin, die aus dem Tower auf den Thron stieg. Die britische Reformation, die der Bannstrahl des fünften Pius rächte. Das schnelle Erwachsen eines Weltreiches. Die Verschwörungen der Norfolk, Parsons, Babington. Die Hinrichtung der Stuart, die über Schottland geherrscht hatte und die Frau eines Königs von Frankreich gewesen war. Den Untergang der Armada. Die Umpflügung des Bodens, der die Grundmauern der Gesellschaft trug. Den Kampf um den Supremateid. Briten hatten im amerikanischen Norden den Staat Virginia gegründet. Bis an die Levante wehten britische Flaggen. Nicht unbelohnt kehrten britische Männer aus Rußland, aus dem fernen Ostindien gar heim. So groß war die Erde geworden; und das Brettergerüst, das für ein paar Stunden den Erdkreis vortäuschen soll, so winzig geblieben. Durfte man hoffen, die Menschen solchen Erlebens ins Netz zu ködern? Sollte der Chorus beim Beginn der Komoedie nicht Nachsicht für die Unzulänglichkeit des Apparates erbitten, sondern vor dem Vergleich von wirklichem Geschehen und luftigem Spielgebild warnen? Fast haben wir auf den Brettern heute ja die Darstellungmöglichkeiten, die Shakespeare zu ersehnen schien. Unsere geschminkten Majestäten gleichen aufs Haar

den gekrönten, die durch die Geschichte schritten. An Prospekten und Maschinen, echten Gewändern und Rüstungen, an prangenden Hallen und sonnigen Gärten fehlt es auf unseren Bühnen nicht. Dennoch rüttelt die Wirklichkeit rauh an ihrem Thor. Weil der Schein sie nicht erreicht und auf dem O von Holz nicht Raum für Heerschaaren ist, für Rosse und Reisige? Nein: weil der Betrachter von großen Gegenständen kommt und mit seinem Blick Stunden lang nur kleine Misere umfangen soll. Daß 1599 die Bühnenkunst dem Auge Alles versagte, war zu ertragen; daß sie jetzt den Geist, der nach großem Menschenschicksal langt, aus einem wichtig thuenden Spiel mit Unbeträchtlichkeiten unbefriedigt und müde in die Hochfluth des Lebens entläßt: Das kürzt ihr die Wirkung. Wir könnten ein halbwegs erträgliches Bild der Schlacht von Azincourt auf die Bretter bringen; denn wir haben die dazu nöthige Maschinerie. Nur fehlt fast immer der Dichter, dessen schwangere Phantasie schauenswerthe Gebilde ausgebiert. Gebilde, die in der Zeit unseres Erlebens noch eines Blickes würdig sind. Unsere Schaffenden, die sich so hoch dünkeln, hätten mehr Grund als Shakespeare, ihren Darbietungen Nachsicht zu erbitten. Vergebt uns, müßten sie prologisch sagen, daß wir Euch in die modisch tapezirte Welt enger Literatenköpfe zu laden wagten, während draußen die Erdfeste bebt.

Nie hat die Gefahr solchen Vergleiches so vernehmlich an die Pforte der Schauspielhäuser gepocht wie in diesem Jahr weltgeschichtlicher Wandlungen. Keinem neuen Drama, das ein freundlicher Kritiker zur Literatur zählen könnte, war ein nachhallender Erfolg beschieden. Um sich zu zerstreuen, ging man ins Theater, lächelte oder gähnte ein Bischen und vergaß bei der Abendzeitung, was man gesehen hatte. Nur ein Phantasiespiel, ein uraltes, lockte die Massen. Shakespeare gewann den Preis; trotzdem draußen nicht mehr von Drake, sondern von Togo geredet wurde. Der „Sommernachtstraum" schlug alle „Novitäten". Die Möglichkeit und die Bedeutung dieses Sieges habe ich am Ostertag in der Neuen Freien Presse zu erklären versucht; da ichs heute nicht besser vermöchte, will ich das im Lenz Gesagte im Hochsommer wiederholen.

*

In dem hellen Königspalast, der über Attika hinragt, will Theseus sich Hippolyten vermählen, die er aus dem Feldzug ins Amazonenreich als schönste Beute heimgebracht hat, und von Lust nur und lauter Fröhlichkeit soll während dieser Maientage der Athenerhof widerhallen. In der Stadt tummelt sichs geschäftig; die Handwerker sogar, redliche Kleinbürger, denen attisches Salz nie die Speise würzte, dürfen mit Erlaubniß Seiner Excellenz des Herrn Intendanten Philostrat das Hochzeitfest der Majestäten mit einem Spiel ver-

schönen und probiren nach des Tages Last mit dem Feuer eifriger Dilettanten ihr Mimenglück. Nur in der Natur sieht es nicht nach Feiertagsfrieden aus. Längst schon muß da draußen irgendwo Etwas nicht in Ordnung sein. Auf keine Jahreszeit ist mehr rechter Verlaß. Sommer und Winter haben das gewohnte Kleid getauscht; aus Eiskrusten gucken fröstelnde Knöspchen und purpurn erblühte Rosen tötet unter grau verhängter Junisonne der Reif. Gehts so weiter, dann erlischt Hymens Fackel unter Hagelschauern oder verflackert nach unreinem Glänzen im Sturm. Haben die Elemente das Griechenland hassen gelernt? Sie lieben es noch; nur sind ihre Herrscher nicht in Hochzeiterstimmung. Während im Schloß ein Eheband geknüpft wird, scheint in Wald und Flur sich eins lösen zu wollen. Elfenkönig und Elfenkönigin hadern rauh mit einander. Eifersucht hat ihnen bisher nie das Leben vergällt; solche böse Kurzweil in langen Ehetagen ließen die nicht von der Einheit des Ortes Belästigten immer den sterblichen Tölpeln. Der König mag der zierlichen Phyllis auf der Hirtenflöte Minne singen oder die üppig strotzende, hochgeschürzte Amazone aus spröder Viragoscheu girren, die Königin zärtlich sich an den Reckenleib des Athenerfürsten schmiegen: wenn der Rausch gewichen ist, rügt kein ernster Vorwurf die trunkene Freude. Jetzt aber hat schwarz sichs am Ehehimmel zusammgeballt. So lange die Königin mit Menschenmännern äugte, ließ der Gatte die rasch entstandene, rasch gestillte Brunst lächelnd gewähren. Erst als dem losen Sinn seiner Throngenossin sich die Sehnsucht nach Mutterglück entbindet, erwacht in dem Elfen der männische Neid. Ein Kind, das nicht seine Kraft in ihrem Schoß gezeugt hat, ein aus Menschenland geraubter Inderknabe soll auf seiner braunen Haut früh und spät die Küsse fühlen, um deren Hitze der Lichtalbenherrscher vergebens buhlt? Das darf nicht geduldet werden. Der König heischt, die Königin weigert den Liebling. Seitdem ist der Friede gestört, hallt das Echo majestätischen Gezänkes durch Wiese und Wald, sucht ängstlich geducktes Elfenvolk vor den Sturzbächen scheltender Rede in Eichelnäpfen Unterschlupf. In einer schwülen Nacht aber findet der auf Thron und Lager Vereinsamte endlich sein Lächeln wieder. Noch ist er König, Herr über alle Kräfte lebendiger Natur und stark genug, um alle Widerstrebenden in das Gesetz seines Willens zu zwingen. Wie thöricht hat er bis heute gehandelt! Mit Gründen wollte er der Frau die Binde vom Auge schmeichel mit eiferndem Zuspruch verwirrten Sinnen den rechten Weg weisen und war weil sein Trachten nicht ans Ziel kam, ganz unköniglich wüthend geworden. Nie hat Vernunft, nie selbst die Dialektik des klügsten Kopfes gegen die Gi der Sinne, der Liebe zumal Etwas vermocht. Seit über der Erdfeste Mond

sich runden und wieder schrumpfen, dichtet Liebe ihr Tropenreich vor dem kältenden Hauch des Verstandes, will sie in Blindheit selig sein, nicht nüchtern, wie der Händler seine Waare, ihren Besitzstand prüfen. Wer in der Einbildung lebt, läßt nur durch einbildnerische Kraft sich vom welkenden Wiesenplan auf einen neuen Tanzplatz locken, der süßem Wahn nun noch frischer, von holderem Duft erfüllt, zu verliebtem Spiel geeigneter scheint. Her mit der Zauberblume, deren weißer Mädchenleib von Kupidos Pfeil einst die nie vernarbende Wunde empfing und purpurn seitdem zwischen blasseren Schwestern leuchtet! Zwei Tropfen ihres Saftes auf ein entschlummertes Lid: und das Auge vergißt, was ihm so lange Entzückung gab, und hängt nur an dem Gegenstand noch, den es erwachend als ersten in seinem Gesichtsfelde fand. An der Stolzesten bewährt sich das Wunder. Beschämt muß die Elfenkönigin erkennen, daß ihr streichelnder Finger im grünen Brautbette die Mooskissen für einen Eselskopf geglättet hat. Und nun beugt ihr Trotz das kecke Haupt. Sie opfert den schönen Knaben, den sie dem Troß des Eheherrn bis heute bestritt, Friede ist wieder am Elfenhof, Friede rings in der Sommerpracht langender Natur; und unter hellen Gestirnen kann Theseus Hippolyten umarmen. Vergessen ist Irrung und Wirrung. Dem irdischen Fürstenpaar weihen des Feenreiches Herrscher mit Segensspruch und Reigen das Haus.

„Ein Sommernachtstraum." Oft haben ihn vor reichen und armsäligen Schaugerüsten Große und Kleine geträumt. Da fanden sie Alles, was einen Traum behaglich möblirt: Könige und Feen, Elfen und Vögel, verliebtes Volk, das Irrlichtern nachtaumelt und vom nächtig waltenden Weltgeist endlich doch in die Klarheit geführt wird. Ein Traum, der nicht ängstet, sondern zu tüchtigen Tagwerken stärkt. Doch allmählich schwand sein Reiz; im grellen Rampenfeuer verblaßte der Märchenglanz und das Irrlicht winkte nicht mehr mit der alten Trugkraft. Man hatte schrecklich viel gelesen, war sehr weise geworden und hatte deshalb den Muth, auch an Ehrwürdigem nun zu mäkeln. Das soll Athen sein, die Stadt der helläugigen Pallas? Dieser gebildete Herr, der des Dichters Auge in schönem Wahnsinn rollen sieht und wie ein Romantiker aus Hugos Kahn den Prozeß poetischen Schaffens beschreibt, spreizt sich

uns mit dem Namen des Poseidonssprossen Theseus? Deutlich zeigt sich
, daß nicht (wie alle Bildungphilister wünschten) der gelahrte und edle
d Bacon, sondern ein ganz gemeiner Komoediant die Dramen Shakespeares
schrieben hat; einer, der zwar im Plutarch, in Ovids Metamorphosen und
der französirten Merowingersage zu blättern, das Zusammengelesene aber
ht zur Einheit zu gestalten vermochte. Jeder Abiturient weiß heute, daß

man in Athen anders gelebt und geliebt hat; daß man von dem Bischen Sinnenfreude und Sinnenfrevel gar nicht erst viel sprach. Und wie kommen die Spukgeister des christlichen Mittelalters ins mythische Attika? So wilde Sprünge sind selbst im Märchenland nicht zu dulden. Auch ließ der Dichter sichs diesmal keinen Schweiß kosten; seht nur, wie dünn die Charakteristik, wie hastig gestückt das Kleid der Handlung ist. Hermia und Helena, Demetrius und Lysander: Typen, nicht Individuen; und Alle reden, Männlein und Weiblein, die spitze, funkelnde Sprache des in die Gemeinschaft der Höflinge zugelassenen Dichters. Zwei Lebenskreise, die einander kaum berühren; was kümmerts den Athenerfürsten, ob Titania mit ihrem Oberon schmollt oder kost? Ein genialer Schwank, doch eben ein Schwank nur. Bestellte Arbeit; ein Eintagsspiel, das die Hochzeit des Grafen Essex (oder des Earl of Bedford) mit Feengepränge putzen soll. Daher die Eile, in Lylys Spuren zum bestimmten Termin Märchenschätze zu heben, und die fast zu fühlbare Sucht, der feinsten Gesellschaft des Landes nicht nur derben Spaß, sondern auch geistreiche Allegorie zu bieten. Uns lebt dieses alte England nicht mehr; erst die Deuter dozirenuns, daß hier der Königin Elisabeth als einer Vestalin gehuldigt, da an Leicesters kenilworther Feste erinnert und dort vor Spensers pedantischem Feengetändel eine artige Verbeugung gemacht wird. Was blieb? Elfen und Clowns. Etwas für die reifere Jugend. Die schickte man nun ins Schauspielhaus, wenn der „Sommernachtstraum" aufgeführt wurde, und sorgte, daß ihr keins von den erreichbaren Wundern des „Ausstattungstückes" entging. Theseus thronte in einer Pracht, als hätten Pheidias und Mnesikles in herakliſchen Tagen schon die Stadt der Pallas Athene geschmückt. Oder einer aus der Gräuelschaar der denkenden Regisseure verbesserte zeitgemäß den ungebildeten Sohn des stratforder high bailiff und zog den Griechen, damit sie besser ins Elfenland paßten, Renaissancegewänder an. Auf jeden Fall mußte es am Hof des Amazonenbezwingers hoch hergehen. Oberons Völkchen paradirte neckisch in Atlas und Tarlatane; zur Verstärkung wurde das halbe Balletcorps mobil gemacht, das mit bepuderten, vom Miederpanzer gestützten Brüsten an Titaniens Blumenlager Brautjungferndienst that, geschminkte Arme rang, um Oberons Zorn zu sänftigen, und auf der grünen, Waldboden heuchelnden Friesdecke die Spur kreidiger Sohlen ließ. Zu schauen war also genug. Und wenn die prangende Halle von den Jubelklängen des Hochzeitmarsches erdröhnte und sämmtliche Herren und Damen vom Chor, im Feiertagsstaat und mit der steifen Vornehmheit herrschaftlichen Gesindes, das immer aus der Aristokratenrolle zu fallen fürchtet, langsam die Marmorstufen niederschritten und sich mit Anmuth und Würde

vor dem Fürstenpaar neigten, gabs ein aus Tönen und Farben gefügtes Bild, von dem der junge Sinn sich nicht trennen mochte. Am Abglanz solcher Seligkeit hatten dann auch die Erwachsenen ihre Freude. So wurde aus dem dreihundertjährigen Gedicht die sublime Kinderkomoedie. Gleich nach der Firmung gönnten selbst strenge Eltern Knaben und Mädchen diesen Genuß; den artigsten sogar schon vorher.

Den Mündigen, denen eine umflitterte Schnurre nicht für die Abendstunden genügt, schien das Gedicht verloren. Da fand es ein Schauspieldirektor. Ein merkwürdiger Mann, der, in der ersten Jugend noch, mit jähem Entschluß aus einer rasch aufwärtsführenden Mimenlaufbahn gebrochen war, um, fern von modischem Götzenkultus, seinem Drang ein Tempelchen zu erbauen. Er war zu klug, um nicht zu früh zu erkennen, daß ihm, dem harte und morsche Greise mühelos wie einem Altmeister gelangen, der höchste Sieg aller Schauspielerkunst, die Gewißheit, leidenschaftlichen Jubel und Jammer in den innersten Herzensschrein fühlender Kreatur rufen zu können, immer versagt bleiben mußte; und zu stark, um sich mit der Pfründe einer zuverlässigen Hofcharge im thespischen Reich zu bescheiden. Ein Mann von ungemeiner Willenskraft und geduldigem Ehrgeiz. Wenn er Menschen von stattlicherem Wuchs, adeligerer Haltung, größerer Macht der Stimme und Geberde als Werkzeuge seines Empfindens und Wollens zu nutzen vermochte, konnte das Schwerste und zugleich Köstlichste ihm gelingen: aus einer Anschauung, nur nach der Spiegelung in seinem Auge, poetische Welten nachzugestalten. Die Möglichkeit, solche Transmission von Gefühlen, Transplantation von Darstellerkünsten zu erreichen, muß jeden Roscius, dem das Feuerauge, das Metall in der Kehle, jeden Raffael, dem zum Malen der Arm fehlt, reizen. Unser Mann fing es zuerst im Kleinen an. Er nahm auf, was sich neben der Heerstraße bot: den längst nicht mehr gallenbitteren Maxim Gorkij, der mild die Erhaltung und Pflege frommer Lebenslügen predigt; den Maeterlinck aus der genter Zeit, in dem noch nicht der Wunsch brannte, von einer koketten Theatergöttin umfangen und zum Bretterkönig gekrönt zu werden; Oskar Wilde, den letzten, arg entarteten Byroniden, dem geckige Spottsucht die schönsten Schwärmervisionen zerbeizt; und den sinnlich polyglotten Frank Wedekind, der mit der schüchternen Ruchlosigkeit eines in Bocksgestalt verzauberten Prinzen die Welt als Sexualwillen und Cirkusvorstellung zeigt. Jeder kam zu seinem Recht, Jedem wurde das seinem besonderen Wesen passende Kleid angemessen; und der Mimenhaufe glich immer, groß oder klein, einem Orchester, auf dessen verschiedenen Instrumenten ein herrschender Wille spielt.

Nun durfte die mannichfach erprobte Kraft sich an höhere Aufgaben wagen. Lessings Minna lernte wieder lachen; Schillers Geigerfamilie wurde im Pferch luftloser Kleinbürgerlichkeit dem gewandelten Auge wieder verständlich. Stets war die tiefste Wurzel der Dichtung gefunden, erwuchs aus den Lebensfasern Blüthe und Frucht. Jetzt schien das Weltreich Shakespeares dem kühnen Eroberer schritt offen. Das konnte für den Theaterbonaparte ein russischer Feldzug werden; denn Shakespeare fordert den heißen Athem und den allumfassenden Humor großer, vollblütiger, zu heroischer That gerüsteter Menschheit: und unser Schauspieldirektor hatte, neben einer Amazonengarde von lieblichem, wildem und ungesund ins Hermaphrodisische schillerndem Weiberreiz, nur Männer von Mittelwuchs ins Treffen zu schicken, keinen, der sich auch unter so suggestiver Leitung vermessen durfte, Macbeths Schwert oder Lears Stecken würdig zu tragen. Da fand er den Sommernachtstraum.

Er respektirte den Dichter. Der hatte Athener gewollt und sollte sie haben. Auch im Griechenkleid kann man, gerade in ihm, Menschlichkeit suchen und finden. Sonst aber wurde das ehrwürdige Gedicht wie eine „Novität" behandelt; wie ein gestern eingereichtes Stück, dessen Bühnenlebensmöglichkeit unbefangen zu prüfen ist. Der Finder wollte nicht deuten, erläutern, auf die schwanke Leiter des Literarhistorismus locken, sondern in aller Bescheidenheit der Theatergarderobier dichterischer Phantasie werden, „die wahrnimmt, was nie die kühlere Vernunft begreift". Von der Vernunft scheint dieser Autor nicht viel zu halten; immer klingt, wenn sie erwähnt wird, ein spöttischer Nebenton mit. Als sein Wahn das falsche Liebchen umwirbt, brüstet Lysander sich mit reifer Mannesvernunft, die ihn endlich der Liebe Thun und Wesen erkennen lehre, und ruft der schlanken Helena, die er unter der Röthe des selben Abends noch verschmäht hat, stolz zu: „Der Wille wird von der Vernunft regirt; mir sagt Vernunft, daß Euch der Preis gebührt." Als dann die Sonne aus feuchten Schleiern steigt, hält er die bräutlich jauchzende Hermia im Arm. Auch in der Elfenwelt wirkt ein Tröpflein Zauberseftes mehr Wunder als alle Vernunft. Und mißlingt den Zunfttölpeln das tragische Festspiel nicht just deshalb so kläglich, weil sie, statt ohne Angstbedenken des Herzens Einfalt zu folgen und auf die Einbildungskraft der Zuschauer zu bauen, ihre schwierige Sache hübsch realistisch und rationalistisch zur Anschauung bringen wollen? Wer schon Haare am Kinn hat, will nicht mehr in den Weiberrock; eine Scheunenlaterne lügt Mondlicht; Kalkflecke auf einem Kittel bedeuten, daß sein Träger eine Mauerwand vorstellt; und Schnock steckt den Schreinerkopf auf der Mähne, um die Majestäten und den hochwohllöblichen Adel zu versichern

daß er zwar wüstenköniglich zu brüllen versucht, doch kein Löwe, sondern ein ehrsamer Handwerksmann ist. Vernunft räth, die Nerven der Damen zu schonen und dem Publiko stets das Bewußtsein zu lassen, daß nur zu seinem Ergötzen, zum Schein nur geliebt und gestorben wird. Doch Ovids babylonisches Paar wird zum Kinderspott, wenn die Fackel der Vernunft allzu hell in das Gebild schwangerer Phantasie hineinleuchtet. Derselbe Irrthum also in allen drei Lebenskreisen. Ist er am Ende des Gedichtes Inhalt und Sinn? Sagt dieses seltsame Hochzeitkarmen, statt die weise Wahl des Theseus zu preisen, dem gekrönten Freier etwa mit Schelmenmuth ins Gesicht, daß Verliebten, Poeten und Allem, was ihnen dienstbar ist, die Vernunft gar nicht taugt, weil sie im Märchenreich der Vorstellung leben, dessen Luftschlösser nur das Heer der Dämonen und Kobolde, nicht bewußter Wille zu bauen vermag?

Das, denkt der glückliche Finder, wäre ja ganz modern. Mit allem Anderen ist nicht mehr viel anzufangen. Theseus und seine Kriegerin sind glänzende Fassaden, hinter denen nichts Menschliches wohnt. Jeder Versuch, die verliebten Paare zu individualisiren, müßte mißlingen, ginge auch wider des Schöpfers richtig verstandene Absicht. Dilettanten erheitern und ärgern uns heute anders als weiland Zettel und Flaut; und was in dem Handwerkerspiel Parodie des Theaterwesens ist, kommt jetzt kaum noch zu voller Wirkung. Spielwuth und Rollenneid klettern noch immer zwar ums Brettergerüst; den szenischen Apparat aber, dessen Fehlen der Dichter hier ohne Wehmuth ironisirt, haben wir, die dicke Mauern, leuchtende Monde und Schwereres leicht vortäuschen, im Sturmschritt unserer Technik erobert. Bleibt also nur das Modernste zu zeigen: wie der Wille das Bewußtsein äfft und bei dem Flammengaukelspiel, das um den Brennpunkt dieses vom Aphrodisiakum der Einbildung gereizten Willens zuckt, Hampelmännchen und Zappelweibchen sich zu brünstigen Tänzen umschlingen.

Keine „Ausstattung". Nichts, was an bestimmte Schauplätze erinnert. Der Athenerstadt und dem Hofpomp darf zunächst nur ein schmaler Bühnenstreif eingeräumt werden; wie auf einem Basrelief nur soll das Bild dieses Getriebes zu sehen sein. Die Pärchen dürfen nicht als Hofpuppen stolziren (sonst hätten die Vier sich straffer in äußerer Zucht), sondern derben Telluriern gleichen. Nicht in herrlicher Säulenhalle dürfen die Tröpfe im Schurzfell die Schauermär von Pyramus und Thisbe herstümpern und kein Dach darf sich über der Stätte wölben, die nach so robustem Unfug den Weihereigen des Elfenvolkes sieht. Ein Stückchen Nachthimmel, unter dessen Anhauch das Fackellicht leis erbebt, blicke aus strahlenden Sternenaugen drein und lasse dem Be-

trachter so sichtbar werden, daß diese Menschheit ganz im Bann lebendiger Natur steht, von der kein festes Gemäuer sie scheidet. Nur muß diese Natur auch auf blankgescheuerten Holzbrettern eben lebendig werden, denn sie ists ja, die über Vernunft, Willensfreiheit, Bewußtseinsdünkel siegt. Mit allen Organen hat sie der Dichter empfunden, mit der Gewalt eines Weltenschöpfers all ihre großen Wunder im kleinsten gewirkt. Sein warmer Vaterblick reift am Stiel in der Blattwiege die Kirschenzwillinge; aus vollen Händen spendet er Pfirsich und Stachelbeeren, Purpurtrauben und Feigen; nicht das winzigste Glühwürmchen mordet sein Tritt; und zärtlich hütet er sich, der Flugbahn der Biene zu nahen, die ihren Honigsack emsig von Blüthe zu Blüthe schleppt. Und in diesem Eden, das selbst der Genius nur in begnadeter Stunde zu schaffen vermochte, durften Balletdamen eingedrillte Tarlatanekünste üben? Ihre schimmernden Leiber haben auch Dich, Felix Mendelssohn, vom rechten Ziel abgelockt, als Du diese Welt tönen ließest; nur das grazile Wesen zierlicher Opernelfen sahest Du, der Willensdrang ungestüm tobender Elementargeister weckte kein Echo in Deinem Ohr und so wurdest Du hier zum holden Verführer. Als Puck zu Dir sprach, hattest Du Ariel, das zarte Alterskind, schon reden gehört; und einmal nur, in dem rhythmischen Gelächter, das Du dem Poltergeist gabst, wies Deine landfremde Phantasie den Weg ins robuste Wesen des Elfenfaktotums. Denn Puck ist weder eines weisen Prospero wohlerzogener Knecht noch ein Seidenpage, der, mit Essenzen besprengt, in Palastzimmern lungert, sondern ein stämmiger Bursch, den das feinere Elfenvolk einen täppischen Gesellen schilt, ist Robin good Fellow, der tausenderlei Schabernack im Schlingelhirn hat, mit heller Schadenfreude die schläferige Gevatterin aus der Dünnbierruhe zwickt, den müden Wanderer ins Dickicht foppt und sich vor Wonne auf seinem Moospolster kugelt, wenns ihm gelang, mit verheißendem Stutengewieher den Hengst von der vollen Haferkrippe zu geilen. Schält ihn geschwind aus den weichen Ephebengewändern und gebt ihm den groben Flaus, der dem Waldläufer und Kletterwaghals ziemt; rauft ihm dann die Löckchen zur krausen Lümmeltolle. Roth sei sein Schopf und in dem Brand eine grüne Strähne, die allsogleich lehrt, daß dieser Wildling nicht in Menschenreichen erwuchs. Grasgrün sei Titaniens Haar, des amoralischen Weibchens; und Oberon, der sich zu lange auf Mädchenhüften gewiegt hat, lerne wieder männisch drohen und rasen, lerne den geschniegelten Seigneur de l'Aube aus Huons Sagenkreis vergessen und sich, im rauheren Land germanischer Märchengeister, wieder als den ungebändigten Alberon fühlen, mit dessen Herrnlaune nicht neckisch zu spaßen ist. Und diese von allen Kultur-

lämmen noch verschonte Schaar hause mit losem Scherz und hungrigen Sinnen in einem Walde, der ihres Wesens Spur trägt und unter hellem oder verschleiertem Himmel mit ihr athmet und lebt. Die Friesdecke fort; bis ans Knie soll Elf und Mensch in Farngestrüpp waten. Hügelt den Boden und bepflanzt ihn mit Bäumen, deren Zweige Duft, nicht Oelgeruch schwitzen, Bäumen, die nicht wie Linnen schlottern, wenn der Arm eines Mädchens sie als Stütze umklammert. Zeigt Eure neusten Künste, Theatermeister! Laßt mir die Blätter im Nachtwind rauschen, Irrlichter aufglühen, Summkäfer und Nachtfalter durchs Gesträuch schlüpfen, den ganzen bunten Troß des kleinen Volkes die Königin ins Brautbett geleiten. „An Wasser, Feuer, Felsenwänden, an Thier und Vögeln fehlt es nicht." Doch sorgt mir säuberlich, daß man den Lampenruß Eurer Feuerspiele und die Moderdünste der Requisitenkammer nicht riecht.

Das ward erreicht. In das heimliche Weben rastlos schaffender, wiederschaffender Natur durften wir hineinlauschen und sahen von ihren Fäden allerlei aufrechtes Gethier zu wirren Fleischknäueln verknotet. Die holdeste Elfin einem Esel gegattet und stolze Athenerinnen wie leichte Dirnchen auf der Jagd nach dem Mann. (Hatten wirs neben uns, über uns, im Parquet und in den Logen des Gesellschaftspielhauses, ringsum, nur mit minder wachem Sinn, nicht oft schon gesehen?) Lachend verstanden wir die ewig unwandelbare Philosophie der Erotik und waren lachend bereit, den täppischen Puck zu den Weltweisen zu zählen, weil er wiehernd den Hengst vor die Wahl zwischen Stute und Hafer stellt und am Thiergleichniß ahnen lehrt, was wir bald danach im höheren Bereich unseres Wollens schauen: wie grundthöricht es ist, in dieser Welt irrer Triebe hochmüthig auf das Bewußtsein des homo sapiens zu pochen. Regirt Vernunft denn klüglich den Willen? Shakespeare giebt im bewegten Bild, Goethe in abstrahirter Lehre die Antwort: „Die Natur freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und in Anderen zerstört, Den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, Den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel; und am Besten ists, ihre List nicht zu merken. Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist: Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst!" So fromm, daß im Herzen uns dieses

goethische Credo widerklingt, sind wir im Theater geworden, — in aller Fröhlichkeit, unter lachenden, derben Erdbewohnern, so gottvoll fromm.

Der Mann, der uns das Kronjuwel germanischer Dichtung aus der Kinderputzstube holte, heißt Max Reinhardt; und gehört nicht zur Literatenzunft.

*

Der Neid hat ihm nachgezischelt, diesen Sommernachtstraum habe schon ein britischer Thespis geträumt und im Neuen Theater sei nur plagiirt, nicht geschaffen worden. Eine wohlausgesonnene Verdächtigung, die aber herzlich dumm ist. Was Herr Reinhardt der Schaulust bot, schiene den von Irving und Beerbohm-Tree Verwöhnten wohl dürftig; und der feinste Reiz dieser Aufführung, ihr Orgelpunkt, fände die Leute der londoner season taub. Dann wieder hieß es, nur die Couliffenmaler und Schneider, die Theaterhandwerker hätten hier gesiegt und dem alten Bill den Beifall des reichen Pöbels erobert. So urtheilt Blindheit über die Farbe. Das Besondere an dieser Bühnenkunst ist gerade, daß sie in allem Glanz nie den Gedanken an die Handwerkstätte aufkommen läßt. Ein Hirn, wir fühlens, hat hier monarchisch geschaltet, nach einem Plan das lebendige Kleid der Dichtung gewirkt. Auch bei den Meiningern wars in der guten Zeit so; nur war in dem Herzog Georg der Archäologendrang, das Dekorateurtalent, die Drillmeisterschaft stärker als die Ehrfurcht vor dem Werk, das ins Gesichtsfeld der Sinne gerückt werden sollte. Wie in Caesars Tagen das Forum, im Räuberjahrhundert das Kirchengeräth aussah, welche Ceremonialregeln einst den Hof Elisabeths und des Großen Kurfürsten banden, welche Rüstung das Mädchen von Orleans trug und in welcher Tasse eine Gräfin Lavagna Chokolade anbot: Das zu zeigen, interessirte ihn mehr als der nicht ganz so leicht nachzutastende Weg des Poetenwillens. Herr Reinhardt muß, schon weil ihm die fürstliche Macht und die fürstlichen Mittel fehlen, bescheidener sein. Muß in anschmiegsamem Gehorsam dem Dichter dienen und darf selbst seinen umworbenen Mimen nicht brüsk das Gesetz fremden Wesens aufzwingen. Beobachten muß er sie, ihre Ausdrucksmöglichkeiten erforschen und das Beste dann, was sie zu geben vermögen, erschmeicheln, erlisten, erheischen. Das hat er gethan. Hosianna? Noch ists zu früh. Im Herbst übernimmt Herr Reinhardt die Leitung des Deutschen Theaters; die Summ seines Könnens wird da bald deutlicher erkennbar sein als nach mühvollen Anfängen in einem Haus, das mit allen Lasten eines théâtre à côté bebürdet wa Wie in der Blüthezeit der Prinzipalschaft, haben wir, nach allerlei Experimenten mit Beamten und Literaten, wieder den Schauspieler als Bühnenleiter. Und kein Gerechter kann heute noch meinem alten Satz widersprechen „Der kecke Versuch, das Theater zu enttheatralisiren, ist kläglich mißlungen"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Be
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. August 1905.

Albion.

Hundertundfünfzig Jahre sind vergangen, seit, am Tage von Hastings, der für Preußen der Tag von Hochkirch und von Jena, für England der Todestag Wellingtons werden sollte, unser schon vom Dämmern der kaunitzischen Koalition bedrohter König Fritz an Karl von Braunschweig über die britischen Diplomaten schrieb: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich dupiren oder sie sind Narren und von lächerlicher Anmaßung.“ Friedrich kannte zwar nicht alle Winkel deutscher Geschichte, hatte aber in seinen Archiven einen Theil der Akten, die Ranke, Droysen und Treitschke später benutzten, und wußte wenigstens, was in seinem Jahrhundert geschehen war. Weshalb hatte Deutschland im Rastatter Frieden den Elsaß nicht wiedergewonnen? Weil England nicht wollte; weil Queen Anne, King George und ihr Viscount Stanhope (der schon früh von der nun fast gelungenen Versöhnung Frankreichs träumte) sich mit der uttechter Anerkennung ihrer Rechte auf die Hudsonbai, Neufundland und Neuschottland begnügten und, nur um dem armen deutschen Vetter Freude zu machen, der ihnen so willfährigen Regirung des Sonnenkönigs nicht zumuthen mochten, außer Lehl und Altbreisach auch noch Straßburg herauszugeben. Ueber ein Königsort kamen sie, auch wenns in einer mit dem Reichssiegel versehenen Urkunde ind, leicht hinweg. Seit die Kurfürsten von Hannover auf dem Angelnthron ßen, wurde auch die besondere Antipathie gegen Preußen deutlicher sichtbar; cht nur, unter dem zweiten Georg, in der Zeit des Aachener Friedens nach dem rieg um die österreichische Erbfolge, sondern jedesmal, wenn ein Preußenönig nicht bereit war, seine Macht auf londoner Winke gegen Frankreich oder

Rußland zu brauchen. Einst sollte Deutschland (Ranke hats für die Epoche des Dreißigjährigen Krieges nachgewiesen), jetzt speziell Preußen geschwächt werden. Deshalb ließ Wellington (dessen Namen Wilhelm der Zweite nicht mehr rühmend nennen sollte) Ludwig den Achtzehnten durch eine Hecke britischer Bajonette in die Tuilerien einziehen und vereitelte so wieder die Rückgabe der alten Reichslande Elsaß und Lothringen, die der Dreibund vor dieser zweiten Restauration fordern, doch nicht dem befreundeten König seiner Wahl abtrotzen konnte, ohne die schwierige Stellung des Bourbonen unmöglich zu machen. Deshalb war der Gedanke, Preußen könne in der wichtigen Handelsstadt Leipzig herrschen, dem Lord Castlereagh so unerträglich, daß er Hardenbergs Vorschlag einer provisorisch Preußen anzuvertrauenden Verwaltung Sachsens schroff ablehnte und, als Friedrich Wilhelm sich nicht vom Zaren Alexander trennen wollte, Frankreich und Oesterreich, die Feinde des Preußenstaates, dringend zu einem Bündniß überredete, dem England mit Geld und Söldnern Hilfe leisten werde. Der selbe Mann hatte vorher ein österreichisch-preußisches Bündniß gegen Frankreich erstrebt und in den Tagen des Wiener Kongresses an den Staatskanzler Hardenberg geschrieben, die Gerechtigkeit fordere, daß Sachsen, „das Hauptwerkzeug zur Zerstückung Preußens", der preußischen Krone zufalle. „Der König von Sachsen hat kein Recht auf Wiedereinsetzung oder Entschädigung; und was er zu seiner Vertheidigung anführt, klingt so, daß es den Kommandanten einer Festung, der ähnlich spräche, in die Gefahr bringen könnte, nach Standrechtsspruch erschossen zu werden". Wer weiß, ob ohne Englands zweideutige oder geradezu feindsälige Politik die Kriege von 1866 und 1870 unvermeidlich geworden wären? Der Vertrag vom dritten Januar 1815, der alte Aspirationen Frankreichs, Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten zu neuer Kraft nährte und die heimlich fortwirkende entente cordiale der Westmächte schuf, war ja kein Ereigniß von Eintagsbedeutung. „Nach der Absicht seines eigentlichen Urhebers, Talleyrands", sagt Treitschke, „war der Bund (den Vertrag hatten, außer Talleyrand, Metternich und Castlereagh unterzeichnet) unzweifelhaft dazu bestimmt, mit überlegener Macht das erschöpfte Preußen zu überfallen und von seiner neu errungenen Großmachtstellung wieder herabzustürzen." Der welfische Reichsgraf zu Münster-Ledenburg, dessen schlauem Mühen die Hannoveraner den Königstitel zu danken hatten, rief damals triumphirend: „Wir spielen eine Partie en trois; ist der Feind geschlagen, so gehts gegen den Freund." Das war 1815. Vier Jahrzehnte danach sagte Palmerston, England müsse und werde dafür sorgen, daß Dänemark im Besitz der Herzogthümer bleibe. Im Januar 1864 versuchte John Russell, Palmer-

stons Nachfolger im Auswärtigen Amt, Frankreich, Rußland und Schweden in eine Koalition zum Schutz Dänemarks zu ziehen. Louis Napoleon weigerte seinen Beitritt, das dänische Flehen fand drum in England taube Ohren, aber noch im Mai jauchzte das Oberhaus dem Lord Grey zu, der ihm vorlog, die dänische habe bei Helgoland die österreichische Flotte geschlagen. Die Kombinationen wechselten: die mißtrauische Feindschaft gegen Deutschland und Preußen blieb. Friedrich Wilhelm der Vierte, der sich, trotz aller Enttäuschung, so tief vor Englands Macht gebückt, nur zum Krieg gegen Rußland das verlangte Kontingent nicht gestellt hatte, mußte sehr harte, oft unverschämt beleidigende Worte hören und in einem Brief an Bunsen schließlich wehklagen, seine Rede sei in London nicht mehr beachtet worden als „das Gebell eines Hündchens." Und doch hatte sein anglophiler Minister Bülow nach Pollocks Sieg über die Afghanen eine Note nach England gesandt, die den heute noch schmerzenden Satz enthielt: „Mit Großbritanien verbunden durch die Bande einer langen Alliance und einer beständigen innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlsein des britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren." (Im neowilhelminischen Telegrammstil hätte der Satz gelautet: Britische Freude ist deutsche Freude.) Dabei wurden über das fatherland, die Biertrinker und struppigen Pfeifenraucher am Hofe Vickys und Alberts die schnödesten Witze gerissen und im Unterhaus die deutschen Legionäre wie hergelaufenes Lumpenpack verhöhnt. Im Krieg von 1870 hat England zwar den Schein der Neutralität gewahrt, heimlich aber Frankreich begünstigt. Was der unvorsichtige Kronprinz Friedrich in Briefen an Mitglieder der britischen Königsfamilie und in Lagergesprächen mit englischen Berichterstattern über deutsche Kriegspläne ausplauderte, wurde flink stets nach Paris oder ins französische Hauptquartier gemeldet. Und Lothar Bucher hat an einen Fall erinnert, in dem England auch offen die Völkerrechtsvorschrift verletzt hat, um Frankreich gefällig zu sein. „Ein deutscher Kauffahrer wurde innerhalb der englischen Hoheitgrenze, dicht unter dem hohen Vorgebirge Beechy Head, auf dem sich eine Küstenwache befindet, aufgebracht. Man hat aber nie gehört, daß die Reklamationen der deutschen Regirung einen Erfolg gehabt hätten, und Thatsache ist, daß die englische Regirung die französische nicht veranlaßt hat, die auf englischem Gebiet gemachte Prise freizugeben". (Welcher Höllenlärm wäre in London entstanden, wenn Frankreich in seinen indochinesischen Gewässern den Russen einen so frechen Uebergriff erlaubt hätte!) Damals saßen die Whigs am Ruder. Lord Granville hat aber verrathen, daß auch D'Israeli ein antideutsches Bünd-

niß mit Rußland plante. Und ist schon vergessen, was Deutschlands schüchterne kolonialpolitische Anfänge von England zu leiden hatten, wie heute noch deutsche Menschen in fremden Erdtheilen unter britischer Mißgunst, britischer Anmaßung leiden? Kann es vergessen sein, da wir Tag vor Tag doch erleben, wie England in den Rebellionen der Hereros und Hottentoten seine Neutralitätpflicht auffaßt? Die Deutschen sind dort zwar die Pioniere der weißen Rasse, deren Herrenrecht England sonst so eifrig wahrt; aber Hendrik Witbooi und seine Leute wissen, was sie der Huld Großbritaniens zu danken haben.

Forsan et haec olim meminisse iuvabit. Auch heute schon kann die Erinnerung uns nützen. Nicht schelten soll man die Briten: sie handeln, wie sie müssen. Nicht täglich ihnen vorplärren, daß wir die besseren, edleren, die völlig selbstlosen Menschen sind: darüber lächeln sie nur. Doch auch nicht im süßen Bülowton von der Stammverwandtschaft und von der Christenpflicht zu frommer Verträglichkeit säuseln, sondern des Satzes gedenken, den Palmerston nach der pariser Februarrevolution im Unterhaus sprach: „Nur Träumer können wähnen, der Verkehr der Völker regle sich nach den selben Gesetzen wie der Verkehr einzelner Menschen, nur Träumer sich der romantischen Vorstellung hingeben, das Verhältniß der Völker, der Regirungen werde wesentlich oder gar dauernd durch Freundschaft oder ähnliche Gefühlsregungen bestimmt."

*

Deutschland hat keinen Grund, den Briten dankbar zu sein, und hundert Gründe, sie zu fürchten. Mit der des Mannes nicht unwürdigen Furcht, die auf Achtung beruht und das Zittern nie lernen wird. Großbritanien ist ungeheuer stark. Das größte Weltreich, von dem die Geschichte weiß; drei Viertel der heute bewohnbaren Erde sind britisches Sprachgebiet. Wer auf dem Rigi neben einem als Lord maskirten Schneider aus Liverpool gesessen, Heines thörichte Schilderungen englischen Lebens gelesen hat oder seine Weisheit aus Witzblättern schöpft (die besten selbst sind in allen Fragen internationaler Politik gewissenlose Höflinge der erbärmlichsten Philisterinstinkte), Der glaubt England und die Engländer zu kennen. Krämerseelen; tückisch und feig; steif, mürrisch und spleenig; ohne Kultursehnen nur Sportnarrheit und Gewinnsucht im Schädel. So ungefähr ist das volksthümliche Bild. Daß all neuen Theorien, die uns Natur und Geist erkennen lehrten, in England geboren wurden, daß Shakespeares Heimath auch im neunzehnten Jahrhunder unter allen Völkern die reichste und zeugungfähigste Literatur hatte, wir nicht beachtet. Daß der Brite den Sport liebt und beim Golf oder Fußball fast s viel Zeit verbringt wie der Deutsche beim Bier, soll ihn lächerlich machen Ist ers, weil er drauf hält, daß seine Grafschaft im Cricketmatch siegt? Dien

sein Spiel, das den Körper stählt, nicht dem Vaterland? Geht in den Hyde Park und seht Euch die firnen Greise an, die sich, zu Hunderten, da auf schlanken Pferden tummeln. Die jungen Mädchen, die alten Damen im Westend, die Arbeiter mit ihrer proles auf den Massensportplätzen: seht und vergleicht sie den blutarmen, früh welken, verfetteten und verrunzelten Gestalten, denen man in deutschen Städten auf Schritt und Tritt noch begegnet. Der Brite ist heiter, gesund und tapfer. Auf seiner vom Wogenprall umdröhnten Insel, die ihm bald, wie Sieglindens Sohn seine Welt, zum engen Tann ward, hat er rasch erkannt, daß nur der Starke die Erde zu erobern vermag, und sich die Hygiene geschaffen, die ein in Fabriken und Kontore gepferchtes Volk braucht, um nicht zu verkümmern. Sein Leben und Handeln ist rationell; er kann ohne Demüthigung gehorchen und ohne Tyrannenwillkür Gehorsam erzwingen. In Indien befiehlt ein Commissioner, der nur über ein Häuflein Weißer verfügt, Millionen brauner Menschen, die nicht wagen, vor seinem Blick die Stirn zu furchen. In London vereinen sich, wenn ein Putsch zu fürchten ist, Herzoge mit Kellermiethern zum Konstablerdienst; Jeder, mag er Märchenschätze oder ein paar Pfund zu verlieren haben, leistet den Eid, erhält Stab und Armbinde und marschirt in Reihe und Glied gegen die Feinde der Gesellschaft. Keiner verläßt sich auf die Büttelzunft oder winselt sie gar herbei. Wie in Schillers Reiterlied fühlt sich der Mann: „Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein". Und weil dieses Bewußtsein immer bereiter Wehrkraft alle Köpfe beherrscht, wird dem Rededrang, der Kritik, der Spottsucht volle Freiheit gewährt; darf man über den König und seine Minister, über Institutionen, Beamte und Volkscharakter unangefochten das Frechste sagen. Nicht von dem höchsten Reichsbeamten ließe der Brite sich so behandeln wie der Deutsche von jedem Schutzmann und Schaffner. Junge Männer und Mädchen verkehren in unbefangener Intimität, verleben ohne Tantenaufsicht auf dem River ganze Tage mit einander: und kein rohes, kein lüsternes Wort stört die harmlose Fröhlichkeit; wer etwa, nach berlinischer Unsitte, das Ohr anständiger Frauen mit Zoten belästigte, wäre schon nach dem ersten Versuch in jeder sauberen Gesellschaft unmöglich. Krämerseelen? Sie hten nicht an ihren Kram, setzten ihn der schwersten Lebensgefahr aus und rten Milliarden, um Bonaparte zu vernichten, dessen suggestiver Willens- alt nur sie, in ganz Europa sie allein, nicht erlagen. Und wenn dem Bri- n Empire je eine dunkle Stunde naht, die seine Grundmauern bedroht, den aus allen Erdtheilen ihm tapfere angelsächsische Männer zu Hilfe n und der Menschheit zeigen, wie unversiechbar die Kraft dieses Volkes ist.

In Deutschland leben Menschen, die all diese Vorzüge britischen Wesens

würdigen. Die wissen, daß England das beste Menschenmaterial, den zum Kampf ums Dasein tauglichsten Adel und die tüchtigsten Frauen hat, klug genug war, sich vor den endemischen Uebeln aller Demokratien zu hüten, und heute noch, wie in den Zeiten der Rosenkriege, eine Oligarchie ist. Die sich ärgern, wenn sie in den Zeitungen Schimpfreden gegen Britanien finden, und früh und spät im Blick des Leun die Hoheit bewundern. Das sind die Leute, die nicht begreifen, wie man auch nur ein armes Wörtchen für das Reussenreich sprechen könne, da Deutschland doch mit England gehen müsse, immer mit England nur. Sie sind nicht so gefährlich wie die Britenfresser, die während des Transvaalkrieges das Reich der Angeln schon vernichtet sahen und für die edlen Buren (das Heldenthum dieses nüchternen und bauernschlauen Splittervolkes hat sich inzwischen ja eben so herrlich offenbart wie seine Vorliebe für Deutschland) in Liebe erglühten. Sie haben wenigstens ein für reale Machtverhältnisse offenes Auge. Sind leider nur keine Politiker und bewundern ohne rechtes Verständniß. Nie wäre England geworden, was es ist, wenn nicht alle Schichten empfunden hätten, was Palmerston aussprach: daß nicht Gefühlsregungen das Verhältniß der Völker und der Staaten bestimmen. Der einzelne Brite würde nur mit Ekel einen gelben Mann an seinem Tisch sehen. Das Britenvolk jauchzt den Japanern zu, weil sie ihm als Werkzeug gegen Rußland so guten Dienst leisten, und hätschelt widrige Hottentoten, wenn sie gegen deutsche Kolonisatorenpläne zu brauchen sind. Werden wir die Grundsätze praktischer Politik niemals erlernen? Die Engländer immer verachten, weil sie, so lange es irgend geht, Andere für sich fechten lassen und ihre Kriege nur mit Gold, nicht mit Blut bezahlen? Immer mit abstrahirten Rechtsbegriffen und Sentiments wirthschaften, statt, jedem Einspruch taub, dem nationalen Interesse nur nachzufragen? Ob wir den russischen Menschen lieben oder den Zaren sammt seinem feilen Tshin verabscheuen: wir brauchen Rußland (das höchstens noch den Fossilien eine Gefahr für das Deutsche Reich scheint) als Kunden und Bundesgenossen. Und ob wir den freien und starken Briten bewundern, den Cantanbeter bespötteln: wir müssen uns gegen Englands Stoßgewalt waffnen.

In der dünnen politischen Satire Arbuthnots, die den Namen John Bull übers Erdrund trug, heißt der Holländer Frog und der Brite Bull. Der Frosch glaubt, ganz wie in Lafontaines Fabel, wenn er sich in seinem Sumpf aufblähe, werde er dem Bullen an Größe und Kraft gleichen. Auch Deutschland schien den Engländern lange nur ein geblähter Frosch, dem bald der Athem ausgehen müsse. Der einwandernde Deutsche bot billigere Arbeit an als der britische Ingenieur, Agent, Clerk oder Kellner, ließ sich schlechter behandeln, beeilte sich, sein nationales Gewand auf dem Markt abzulegen und sich angelsächsi-

schem Wesen zu assimiliren, trug vielleicht gar Wollhemden und konnte ohne Badewanne leben: Grund genug, ihn zu verachten. Mit diesen Leuten, dachte man, die ihren Körper nicht trainiren, ohne Alkohol nicht lustig sein können und als Dreißiger schon einen Bauch haben, wird Deutschland nicht die Welt erobern. Ein hübsches Land; very nice. Dresden, Nürnberg, Freiburg, Heidelberg, Rothenburg; alte Kirchen und Schloßruinen; und überall Musik, Wurst und Münchener Bier: für eine Lenzreise recht geeignet. Auch eine sehr nette und strebsame Industrie, der man mit gutem Profit vorwärts helfen darf, weil sie uns keine Konkurrenz machen kann. Long ago. Der Deutsche wird in England heute nicht gern gesehen, aber respektirt und kein Brite denkt daran, Deutschland gering zu schätzen. Unsere Industriellen und Händler sind den Citybeherrschern gefährlich geworden. England hat die stärkeren Persönlichkeiten, Deutschland die stärkere Organisation. Der preußische Lieutenant, das Kohlensyndikat, die Deutsche Bank, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die Badische Anilinfabrik und die Sozialdemokratie: diese sichtbarsten Früchte deutscher Zuchtreifen in Albions Seeklima nicht. Die Konkurrenz wurde bald um so lästiger, als der deutsche Arbeiter sich mit schlechterem Lohn beschied, der deutsche Techniker gründlicher vorgebildet, der deutsche Kundenfänger besser geschult war. Dem Wunsch der Staatsmänner, die junge Festlandsmacht unter Druck zu halten, gesellte sich die Wuth der im Wirthschaftkampf Bedrängten. Die Reibungsfläche war größer, der politische Verkehr schwieriger geworden.

*

Dennoch schien die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes fern. Bismarck, der leider nie in London akkreditirt gewesen war und sich als Kanzler deshalb allzu oft auf Buchers Emigrantenurtheil verließ, wußte, mit seinem sicheren Augenmaß und majestätischen Menschenverstand, doch immer, was er von England hoffen dürfe und fürchten müsse. Daß hinter dem alten Wilhelm ungeduldig eine englische, englisch fühlende Prinzessin stand, die mit heftigerem Willen den Gatten in die Bahn ihres Wesens zwang, war nicht bequem, mußte aber ertragen werden. Drei Kriege wurden gegen Englands Wunsch zu siegreichem Ende geführt und die deutsche Flagge durfte, in vorsorgend bedachtem Tempo, dem Handel nach Afrika folgen. Der Kanzler sprach mit Beaconsfield freundschaftlich, mit Gladstones Leuten so deutlich, daß er nicht mißverstanden werden konnte, und schickte in eiligen Fällen seinen von Granville und Salisbury hochgeschätzten, mit Rosebery und Rothschild befreundeten Sohn Herbert nach London. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten Briten und Deutsche einander noch lange höflich ertragen. Ein halbes Jahrhundert, meinte er, braucht das Deutsche Reich, um sich innerlich zu festigen, in Ost und West die neuen Grenzen

zu sichern, und kann so lange die Rolle des saturirten Staates spielen; nachher wird man weiter sehen. Das Verhältniß war leidlich, weil der Blick Bismarcks, der die Ueberlieferung englischer Politik kannte, nicht von Illusionen geblendet war und weil drüben Whigs und Tories wußten, daß dieser Minister sich niemals in den Dienst britischer Wünsche stellen werde.

Britania lernte schnell wieder hoffen, als Bismarck weggeschickt war. Victorias Sohn, der echte Enkel des Koburgers Albert, hatte als junger Prinz zwar die Schwester, die sich „eine halbe Engländerin" nannte, ausgezankt und, als er sich in den Finger geschnitten hatte, auf einem Kasernenhof laut gesagt, er hoffe, bei dieser Gelegenheit den letzten Tropfen englischen Blutes loszuwerden. Doch ein junger Herr ändert sich wohl; man macht ihm auch was vor. Nach den unbehaglichen Tagen von Narwa ging der Kaiser nach London; und das Resultat dieser Reise war der Sansibarvertrag, der uns mit Helgoland beglückte, England den Hauptschlüssel zu Ostafrika in den Schoß warf. Ists nöthig, umständlich zu wiederholen, was wir, nicht immer froh gestimmt, selbst erlebt haben? Blood is thicker than water: das alte Wort, das den Germanentrotz einst über das Schwachheitsymbol des Taufwassers hinweg getröstet hatte, wurde nun recht oft in einem neuen, den Briten wohlgefälligen Sinn angewandt. Von der deutsch-englischen Waffenbrüderschaft viel geredet. Der greisen Königin zärtlich gehuldigt. Cecil Rhodes, der im grauen Reiseanzug zur Audienz erschien, bekam den Auftrag, seinen Landsleuten zu sagen, der Deutsche Kaiser hätte, wenn die Zustände ihm richtig dargestellt worden wären, das Telegramm an Krüger nicht abgeschickt. Und so weiter. Der schon in Berlin anglisirte Paul Hatzfeldt war als Botschafter in Windsor fast so beliebt wie vor ihm der Ritter von Bunsen; und das junge Haupt des Kaisers wurde von der englischen Presse täglich mit neuen Holzpapierkränzen umwunden. Hatte er nicht die Nationalhelden Wellington und Kipling gefeiert und den hungernden Hindus das gute Geld berliner Bankdirektoren gesandt? War die Freundschaft mit Rußland nicht schon recht frostig geworden? Die Depesche über Jamesons Raid war noch nicht vergessen. Das würde aber nicht wieder vorkommen. Der Kaiser hatte sich entschuldigt, seinen Dragonern laut frohe Heimkehr gewünscht und, so oft sichs thun ließ, englische Uniform angezogen; sogar in majorem gloriam des Operettenkomponisten Sullivan. Nie hatte der Union Jack in hellerer Sonne geflattert. In Asien nichts und nichts in Afrika zu fürchten. Sansibar, Witu, Sudan, Vaal- und Oranjeland erobert. Blut ist dicker als Wasser. Dieser Deutsche Kaiser, der den Werth der afrikanischen Kolonien nicht sehr hoch schätzt, vergißt nicht, daß er dem Schoß einer Britin entbunden ward.

Wenn er nur nicht so oft vom Werth der Seeherrschaft spräche! „Un-

sere Zukunft liegt auf dem Wasser." „Der Dreizack gehört in unsere Faust." „Reichsgewalt ist Seegewalt." „Bitter noth thut uns eine starke Flotte." Wozu ist die denn nöthig? Zum Schutz des Exporthandels? Das glaubt kein Brite. Nur zum Kampf gegen England braucht das Deutsche Reich eine große Schlachtflotte. Wird dieser Kampf etwa geplant? Deshalb in der islamischen Welt so zärtlich um Liebe geworben, ein deutscher Prinz als Küstenwächter nach Holland geschickt, Amerikanern und Franzosen jede erdenkliche Artigkeit erwiesen? „Ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf keine große Entscheidung mehr fallen." Keine? Auch nicht in Asien? Das also war die Absicht des Pachtvertrages? Seit Caprivi, der Vertrauensmann der englischen Queen und der deutschen Reichsrieke, abgehalftert war, wurde auch wieder von der Nothwendigkeit guter Beziehungen zu Rußland geredet; von Jahr zu Jahr lauter. Ohm Paul wurde sacht zum Germanenherrgott. Von der Themse bis zum Tweed fraß das Mißtrauen weiter. Wenn der Kaiser nach London oder Cowes kam, den Tenniscoat oder den Galarock des Flottenadmirals anzog und wie ein guter Kamerad mit den englischen Seeleuten verkehrte, schien Alles wieder in Ordnung. Nur währte die Freude nie lange. Leis erst, dann vernehmlicher wurde die Frage gestellt, ob die Briten warten dürften, bis Deutschland stark genug sei, um sie im Lebensnerv treffen zu können. Das wäre ausbündige Thorheit, antworteten Fachleute wie Lee und Fitzgerald, antwortete mit ihnen das ganze Volk, dessen politischer Instinkt unbeirrbar ist. Der franko-britische Vertrag wurde geschlossen, wider aller Tradition einer fremden Macht in Marokko ein Vorrecht eingeräumt, das Schwergewicht maritimer Machtentfaltung in die Nordsee verlegt, für neue Marineanlagen eine erste Rate von hundertundzwanzig Millionen Mark gefordert, die französische Flotte zum Küstenbesuch eingeladen und dem verstärkten Kanalgeschwader als Manövrirplatz die Ostsee angewiesen. Mit all diesen Maßregeln blieb England im Bereich unbestrittener Hoheitrechte. Warum aber wird in englischen Zeitungen erzählt, Graf Seckendorff, dem die Witwe des Kaisers Friedrich in zweiter Ehe angetraut war, sei vom König Eduard empfangen worden? Warum fordert der belgische Leopold gerade jetzt mit so dringendem Eifer die zur Befestigung Antwerps nöthigen Summen? Warum übt unsere Flotte diesmal nicht in den Gewässern der Shetlandinseln? Hatte Graf Seckendorff eine politisch-dynastische Mission? Weiß der kluge, stets gut informirte Belgierkönig, daß die Entscheidung naht, und ist die Meldung des pariser Éclair wahr, daß England und Frankreich Brüssel auf die Nothwendigkeit hinweisen ließen, Antwerpen so schnell wie möglich zu befestigen? Waren wir am Ende gar schon so weit, daß mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, unserer Flotte könne nach dem Manöver von den Verbündeten der Rückweg nach Helgoland gesperrt werden?

Diesen Fragen wird der nächste Tag nicht die Antwort finden. Sicher ist einstweilen nur, daß in Großbritanien die Stimmung noch nie so feindsälig gegen Deutschland war. Daß nicht, wie alberne Zeitungschreiber uns vorlügen, „Hetzer" und vereinzelte Querköpfe zum Krieg rufen, sondern die Mehrheit der Briten diesen Krieg, der ihr unvermeidlich scheint, lieber morgen als in fünf Jahren geführt sehen will. Das wäre ein Räuberkrieg, greint Tante Voß. Der weise Machiavell aber spricht: „Jeder nothwendige Krieg ist gerecht und heilig jede Waffe, nach der man greift, weil keine andere Hoffnung blieb."

*

Wer den Irrgarten deutscher Politik kennt, wird trotzdem überzeugt sein, daß es nicht zum Kriege kommt. Wahrscheinlich wird der Kaiser der Britenflotte, wenn sie vor Swinemünde oder Neufahrwasser ankert, sogar besondere Ehren erweisen. Und wir werden dann lesen, winzige Mißverständnisse hätten die alte Freundschaft getrübt, die nun wieder in hellem Glanz strahle. Dieses Gerede ist keinen Pfennig werth. Zwischen Deutschland und England war nie Freundschaft, wird nie Freundschaft sein, bis Deutschland die Briten das Fürchten gelehrt oder ihnen unzweideutig bewiesen hat, daß es den Raum, den sein expansiver Drang braucht, nicht aus dem englischen Ländergebiet sich erobern will. Friedfertiges Geplärr wirkt nicht auf die Briten; und eben so wenig die Betheuerung, daß unsere Schiffe gewiß und wahrhaftig nicht gebaut sind, um dem Inselreich die Herrschaft über die Weltmeere zu bestreiten. England hat heute keinen Pitt, Palmerston oder D'Israeli, wird nicht vom Willen der Masse regirt und kann, da Flotten nicht aus der Erde zu stampfen sind, getrost warten, bis es sich noch besser gerüstet und von den finanziellen Folgen des Burenkrieges völlig erholt hat. Der Gedanke, die Engländer ließen sich jetzt von der Furcht vor einem munter nach Indien marschirenden Russenheer schrecken oder, während ihre Kanalschiffe in der Ostsee manövriren, an der Themsemündung überrumpeln, konnte nur in allzu arglosen Gemüthern keimen. Wer die britische Weltmacht schwächen wollte, mußte den Versuch wagen, ehe Südafrika erobert war. Damals war England vereinsamt, gehaßt und durch die Schwierigkeit des selbst von Chamberlains Kaufmannsgenie unterschätzten Beginnens verwirrt; jetzt hat es in Asien sich Japan, in Europa Frankreich verbündet und von Belgien und den skandinavischen Staaten mindestens wohlwollende Neutralität zu erwarten. Daß wir, wie Offenbachs Gendarmen, immer zu spät kommen, ist leider nicht mehr neu. Daß gerade im Jahr 1905 aber, nach Rußlands Niederlagen, dem Aufmarsch der Japanermacht, der franko-britischen entente cordiale und dem Marokkohader, an einen Konflikt mit England gedacht werden konnte, wird nicht einmal ein tüchtiger Clerk

in East City begreifen. Dessen Posten könnte freilich mancher hochbetitelte Herr, der sich für einen Staatsmann hält, nicht vier Wochen lang ausfüllen.

Aber an solchen Konflikt, lesen wir, ist ja auch gar nicht gedacht worden. Wo für die Zukunft großer Völker gefochten wird, gilt das Kriegsrecht, sind alle Mittel erlaubt, auch die von der Individualsittlichkeit verpönten. S'il faut duper, soyons fourbes, sagte der Preußenfritz; und hätte lautgelacht, wenn seiner Politik Unwahrhaftigkeit vorgeworfen worden wäre. Auch leugnen darf man; muß nur sicher sein, Glauben zu finden. Der Erfolg entscheidet, nicht das Moralgebot. Meint nun irgend ein Erwachsener wirklich, in England sei unbekannt geblieben, was um die Wende des Jahres 1905 in einem schlesischen Jagdrevier gesprochen, vom Kriegsherrn der Marine verfügt worden ist? Unbekannt, trotzdem deutsche Matrosen in kieler Kneipen einander die Kunde zuraunten? Daß damals sehr ernsthaft an eine England aufzuzwingende Kraftprobe gedacht wurde, ist nicht zu leugnen. Dann folgte der Versuch, Frankreich von Englands Seite zu ziehen. Der König von Schweden wurde zum Großadmiral der deutschen Flotte ernannt, der Zar und der Dänenkönig mit Besuchen geehrt, deren Zweck nicht deutlich erkennbar schien. Rußland, Schweden, Dänemark: die drei Mächte, die lange den Grundsatz vertreten haben, die Ostsee sei als mare clausum zu behandeln und fremden Kriegsschiffen zu sperren, — den selben Grundsatz, den in Berlin plötzlich ein losgekoppelter Offiziosus verblüfften Deutschen ins Gedächtniß rief. Minder lückenlose Indizienbeweise genügen oft zur Verurtheilung armer Sünder. Allmählich weckte das britische Ressentiment nun die Erinnerung. Was hatte die Buren zu dem Wagniß eines Krieges getrieben, der, wenn sie allein blieben, mit ihrer Vernichtung enden mußte? Die Depesche, die sie auf deutsche Hilfe hoffen ließ. Warum war Rußland nach Port Arthur gegangen und England, sehr ungern, in den chinesischen Küstenbezirk gefolgt? Weil Deutschland Kiautschou genommen und den Verdacht erregt hatte, es plane eine imperialistische Aktion nach Ostasien. Welche neue Ueberraschung war jetzt zu erwarten? Eroberung Marokkos? Krieg gegen oder Versöhnung mit Frankreich? Deutsch-franko-russisches Bündniß oder Koalition mit Rußland und Skandinavien? Die Ungewißheit schien unerträglich, die stete Furcht vor jähem Wetterwechsel ein Hemmniß jeder ernsten, weit vorausschauenden Politik. Und auch auf dem Thron der alten Victoria saß nun ein Koburger ... Die Vorgänge, die dieser Sommer sah, werden ganz erst verständlich, wenn die Wesenszüge des Onkels denen des Neffen verglichen sind. Großbritanien und Deutschland (wir werden es nächstens erkennen) standen dicht vor der Gefahr eines Krieges, weil Onkel und Neffe einander nicht mehr gefielen.

Raumwahrnehmung.

Daß es einen Raum giebt, daran zweifelt kein Mensch; wie wir uns aber von seiner Existenz überzeugen: Das ist eine der umstrittensten psychophysiologischen Fragen. Es ist zugleich die Fundamentalfrage der Erkenntnißtheorie; denn (um mit Kant zu reden) man kann sich nicht vorstellen, daß kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wohl denken kann, daß in ihm keine Gegenstände angetroffen werden. Mag man Dem nun beipflichten oder nicht und einen Raum ohne Inhalt für unvorstellbar erachten, so ist doch ganz sicher, daß wir uns kein Ding unräumlich vorstellen können; die Räumlichkeit der Gegenstände ist das Allgemeinste an ihnen und sie bleibt auch in der Erinnerung bestehen, wenn die anderen Eigenschaften verblassen oder sich ändern. Wie aber erfassen wir dies Räumliche, in das sich die ganze Welt so aufdringlich einkleidet?

In der Hauptsache lassen sich zwei Theorien unterscheiden: die genetische und die nativistische. Nach der genetischen Anschauung fehlt unseren Sinneswahrnehmungen an sich der räumliche Faktor ganz; nach der nativistischen ist er mit ihnen zugleich gegeben. Die genetische Anschauung sucht das Räumliche aus nebenbei gegebenen Handhaben durch Vermittelung assoziativer Vorgänge aufzubauen; sie ist, wie Stöhr sich ausdrückt, die Hypothese des Sinnesvikariates. An die Stelle direkter räumlicher Perzeption tritt vikariirend Perzeption ganz anderer Faktoren, deren sich nun unsere Psyche bedient. Ursprünglicher ist natürlich die nativistische Theorie, denn die genetische setzt, wie Wundt bemerkt, die Kenntniß der Vorstellungbildung voraus, während die nativistische die räumliche Vorstellung als eine unmittelbar gegebene hinnimmt. Wir betrachten zunächst die genetische Theorie.

Die genaue Kenntniß unserer Sinnesorgane lehrt, daß diese nur zur Perzeption von Qualitäten eingerichtet sind. Das drängt sich uns vor Allem bei Betrachtung des Auges auf. Die Netzhaut ist ein flächenhaftes Gebilde — ein Hohlkugelausschnitt — und durch die Linse wird ein flächenhaftes Bild erzeugt, dessen Differenzen in der Lichtintensität und in der Färbung von den Netzhautelementen perzipirt werden. Also in der Dioptrik des Auges (Bildbildung durch die Linse) und in der Erfassung des dioptrischen Bildes durch die Sehzellen ist absolut keine Handhabe für die Tiefenwahrnehmung gegeben; wir finden nur ein Nebeneinander der Perzeptionen, aber ein Nebeneinander, das zugleich dem Neben- und Hintereinander der Objekte in der Außenwelt entspricht. Was draußen sich auf drei Dimensionen vertheilt, ist im Auge zweidimensional angeordnet; aber man beachte wohl, daß es sich nur um Helligkeit- und Farbendifferenzeni m perzipirten Bild handelt. Schon Condillac hat diese fundamentale Thatsache betont. Daraus geht hervor, daß eigentlich auch von einer zweidimensionalen räumlichen Perzeption im Auge nicht die Rede sein kann.

Um nun die räumliche Anschauung zu erklären, nahmen die Begründer der genetischen Theorie (gewöhnlich die empiristische genannt), Berkeley und Condillac, die Tastempfindungen zu Hilfe. Wir müssen daher zunächst kurz die räumliche Perzeption in der Tastempfindung berücksichtigen. Auch für sie muß eine Wahrnehmung überhaupt geleugnet werden. Das Tastorgan empfindet Drücke; wie es diese aber im Raum lokalisiren könnte, ist aus der Struktur des Organs nicht zu entnehmen. Darum mußte nach Mitteln gesucht werden, die als Ersatz für diesen Mangel dienen konnten. Nach Berkeley ergiebt sich die Lokalisation der Tastempfindungen aus der Bewegung des Körpers, und zwar wird sie der intensiven Abstufung der Bewegungempfindungen entnommen. Das erscheint auf den ersten Blick nicht unwahrscheinlich. Denn wie Wundt zutreffend sagt, begreift die Sprache unter dem Ausdruck des Tastens zugleich die Bewegung der empfindenden Theile und nach deren Beweglichkeit richtet sich die Feinheit der Lokalisation, indem Fehler mit Hilfe tastender Bewegungen verbessert werden. Die Verknüpfung der Tast- und Bewegungempfindungen kann nun so geschehen, daß wir unser Tastorgan an den Gegenständen hinbewegen und so allmählich mit einer Tastempfindung verschiedene Bewegungempfindungen verknüpfen; daß wir ferner unser eigenes Tastorgan betasten, wo Bewegung- und Tastempfindung verschiedenen Theilen angehören, und daß bei Bewegung unserer Glieder beiderlei Empfindungen zugleich entstehen. Diese letzte Verknüpfung ist jedenfalls die wichtigste, denn sie lehrt die Unterscheidung unserer Körpertheile in Bezug auf ihre Lage im Raum.

Ich bin in der gegebenen Darstellung Wundt (Physiologische Psychologie) gefolgt, der auch von der genetischen Theorie ausgeht, doch die Bewegungempfindungen allein nicht als genügendes Mittel für die Lokalisation der Tastempfindungen betrachtet. Die Bewegungempfindungen jedes selbständig in einem Gelenk beweglichen Körpertheils bilden eine fein abgestufte Intensitätreihe bei im Wesentlichen qualitativ gleichartiger Beschaffenheit der Empfindung. Diese Intensitätreihe genügt aber nicht zur Lokalisation, denn wir lokalisiren auch mit dem ruhendem Organ. Man suchte deshalb nach einem weiteren Surrogat und Lotze fand es in den Lokalzeichen. Jeder Hautstelle kommt ein Lokalzeichen zu, das in einer vom Ort des Eindruckes abhängigen Qualität der Empfindung besteht; Strukturverschiedenheiten der nicht nervösen Hautbestandtheile und der subkutanen Gewebe können eine lokale Färbung der Empfindungen mitbedingen. Für die räumliche Wahrnehmung bei der Tastempfindung stehen also zwei Mittel zur Verfügung. Die Lokalzeichen bilden ein Kontinuum von zwei Dimensionen, das durch Rückbeziehung auf das Kontinuum der Bewegungempfindungen dreidimensional ausgestaltet wird. Durch die Bewegungsgesetze der Gliedmaßen sind Lageveränderungen bevorzugt, bei denen das Tastorgan sich geradlinig den Gegenständen entgegen oder an ihnen

hin bewegt. Werden nun central (im Gehirn) die Bewegungempfindungen mit den flächenhaft geordneten Lokalzeichen verschmolzen, so ergiebt sich die Vorstellung des dreidimensionalen Raumes.

Gegen diese Theorie ist mit Recht eingewandt worden, daß weder die Lokalzeichen noch die Bewegungempfindungen noch Beide zusammen Raumanschauung vermitteln können, da ja bei ihrer assoziativen Verschmelzung sich etwas ganz Anderes ergeben würde, als in den vorliegenden Faktoren selbst geboten ist. In der extensiven Raumanschauung ist gar nichts Qualitatives (Lokalzeichen) und Intensives (Bewegungempfindung). Das giebt Wundt zu, findet darin aber nichts Auffallendes, da bei psychischen Schöpfungen, besonders bei der höheren geistigen Produktion, eine vollständige Umwerthung der Elemente eintreten könne. Er vergleicht Das mit einem chemischen Vorgang, bei dem aus Wasserstoff und Sauerstoff etwas ganz Anderes werde, als in den Elementen gegeben erscheine. Mill hat in Rücksicht auf diese radikale Umwandlung der Empfindungen von einer „psychischen Chemie" gesprochen. Doch trifft eine so vollkommene Umwerthung perzipirter Elemente, wie sie für die Bildung der Raumanschauung angenommen wird, für die anderen assoziativen Verschmelzungen nicht zu; vielmehr ist das Verschmelzungsubstrat immer irgendwie im Verschmelzungprodukt nachweisbar. Stets wird ja nur Qualitatives verschmolzen, wobei wieder etwas Qualitatives resultirt. Hier soll aber Qualitatives und Intensives in Räumliches umgewandelt werden. Das scheint unmöglich, da es sich um vollkommen heterogene Empfindungelemente handelt.

Wenn aber die Tastempfindungen nicht zur Raumanschauung geeignet sind, so können sie natürlich auch nicht für die räumliche Ausgestaltung der Gesichtswahrnehmungen in Betracht kommen. Trotzdem rechnet die genetische Beurtheilung der Raumanschauung, die heute die herrschende ist, mit Tastempfindungen, die sich aus der Bewegung des Auges in der Orbita (Augenhöhle) ergeben und durch die sechs Augenmuskeln bedingt werden. Nach Wundt handelt es sich um folgende für die Raumwahrnehmung durchs Auge in Betracht kommende Faktoren. Er schreibt der Netzhautempfindung, gleich der Tastempfindung, eine lokale Färbung zu, wofür spricht, daß sich auf den Seitentheilen der Retina die Qualität der Farbenempfindung und die Empfindlichkeit für Helligkeiten verändert. Dazu gesellen sich Muskelempfindungen (der Intensität nach) und Tastempfindungen, die bei der Bewegung des Auges entstehen und von dem Druck auf die sensiblen Theile der Orbita herrühren. Alle drei Elemente verschmelzen nach Wundt zu untrennbaren Komplexen, deren Eigenschaften in den vermittelnden Faktoren nicht enthalten sind. Auch sekundäre Elemente gesellen sich noch hinzu und dienen zur Vervollkommnung des extensiven Produktes, nämlich die perspektivische Veränderung der Formen entsprechend der Entfernung, die Intensität und Färbung der Objekte, die asso-

ziative Verknüpfung mit zufällig oder absichtlich wachgerufenen Vorstellungen, die Binokularität, die das selbe Objekt in doppelter, einigermaßen differenter Darstellung darbietet, das Akkommodationvermögen der Augen, die auf verschiedene Tiefen scharf eingestellt werden können, und Anderes mehr.

Wundts Theorie unterscheidet sich von der anderer Genetiker durch die Annahme von Lokalzeichen der Netzhautempfindungen, deren Verschmelzung mit den Bewegung- und Tastempfindungen aller Erfahrung vorausgeht, weshalb Wundt seine genetische Theorie auch die präempiristische nennt. Die übrigen Genetiker, als eigentliche Empiristen, bestreiten die Lokalzeichen oder nehmen doch, wie Helmholtz, an, daß erst die Erfahrung den einzelnen Retinaelementen Lokalzeichen zuordnen läßt. Dagegen wendet Wundt ein, daß diese Zuordnung, die auf Analogieschlüssen beruhen soll, indem sie eben die Lokalisation nach der Analogie früherer Erfahrung vornimmt, doch in letzter Instanz eine vor aller Erfahrung gegebene Lokalisationmöglichkeit voraussetzt und so eine direkte Abhängigkeit der Lokalzeichen von der Wahrnehmung zugestehen muß. Da nun aber qualitative Lokalzeichen durchaus ungeeignet für die Bildung räumlicher Anschauung und obendrein nur eine Hypothese sind, so erscheint auch Wundts Modifikation der genetischen Theorie unhaltbar.

Die nativistische Theorie nimmt an, daß jedem Tastorgan und jeder Sehzelle ein bestimmter Raumwerth zugeordnet sei. Johannes Müller stellte den Satz auf, jeder Punkt, in dem eine Nervenfaser endet, wird im Sensorium als Raumtheilchen vorgestellt. Für das Auge sei anzunehmen, daß wir unsere eigene Netzhaut unmittelbar in räumlicher (flächenhafter) Form empfinden; die Vorstellung von der verschiedenen Entfernung der Objekte werde erst durch Erfahrung erworben. Uebereinstimmend liegende Punkte beider Netzhäute seien einem einzigen Raumpunkt gleichwerthig. Diese Ansichten wurden von späteren Forschern weiter ausgebaut. Hering ist als der konsequenteste Vertreter der nativistischen Lehre anzuführen. Er schreibt jedem Netzhautpunkt nicht nur ein „Höhen- und Breitengefühl", sondern auch ein „Tiefengefühl" zu; die ersten beiden Gefühle sind bei korrespondirenden Netzhautpunkten gleich, das letzte dagegen, das in der lateralen Netzhauthälfte positiv (großer Entfernung entsprechend), in der medialen negativ (geringer Entfernung entsprechend) ist, besitzt an identischen Punkten zwar gleichen Werth, aber ungleiches Vorzeichen. Identische Punkte mit ungleichem Vorzeichen haben den Tiefenwerth Null. Das heißt: sie erscheinen durch einen unmittelbaren Akt der Empfindung in einer Ebene, in der Kernfläche des Sehraumes. Auf symmetrischen Punkten haben dagegen die Tiefengefühle gleiche und gleichsinnige Werthe und liegen, wenn positiv, hinter, wenn negativ, vor der Kernfläche. Die Eindrücke identischer Netzhautpunkte beider Augen werden einfach empfunden; aber auch die Eindrücke nichtidentischer Punkte können verschmolzen werden, bei Unauf-

merksamkeit auf die verschiedene Größe der Tiefengefühle. Diese Annahme war nöthig wegen des stereoskopischen Sehens, bei dem Wahrnehmungen, die auf nichtidentischen Netzhautpunkten sich abbilden, einfach gesehen werden. Auch in anderer Hinsicht gesteht Hering der Erfahrung Einfluß auf das Zustandekommen der räumlichen Anschauung zu; so soll sie die Objekte, wenn die Empfindung verkehrt lokalisirt, an die richtige Stelle rücken. Wundt bemerkt sogar, daß die nativistische Lehre, „die möglichst alle Momente der Gesichtsvorstellung auf angeborene Energien der Sehsinnsubstanz zurückführen möchte, schließlich sich genöthigt sieht, der Erfahrung den verwegensten Spielraum zu lassen, um einigermaßen zwischen Theorie und Beobachtung einen Einklang zu Stande zu bringen."

Das klingt wesentlich anders als der Hymnus, den Mach in seiner „Analyse der Empfindungen" zu Gunsten der nativistischen Theorie anstimmt, wenn er sagt, daß „nur die nativistische Ansicht aufrecht erhalten werden könne." Er erwähnt, daß „das Hühnchen, das eben aus dem Ei geschlüpft ist, sich schon im Raum orientirt zeigt und schon nach allen Gegenständen pickt, die seine Aufmerksamkeit erregen. Für den neugeborenen Menschen können wir höchstens eine geringere Reife, sonst aber nicht wesentlich verschiedene Verhältnisse annehmen. Die Raumanschauung ist also bei der Geburt vorhanden." Doch ist zu bedenken, daß die Annahme einer räumlichen Perzeption durch das Auge, wie auch durch die Tastorgane, vollkommen in der Luft schwebt und nur gemacht wurde, um eben die Thatsache der Raumanschauung minder wunderbar erscheinen zu lassen. Die Tiefengefühle sind den Netzhautelementen angedichtet; wir haben auch nicht die Spur eines Beweises für die Verknüpfung der Raumtheile mit den Retinaelementen. Wie erwähnt, hat schon Condillac erkannt, daß die Netzhaut nur Licht und Farben zu perzipiren vermag, und im selben Sinn sprach sich neuerdings Stöhr aus, als er Gewicht darauf legte, daß die Bildpunkte, die die Linse im Auge entwirft, gar nicht in, sondern vor die Netzhaut fallen und demnach in der Netzhaut nur die Zerstreuungskreise wirken. „Damit giebt es nur Unterschiede der Intensität im einzelnen Element und Unterschiede der Bildgröße im Systeme aller Elemente" (in: „Binokulare Figurenmischung"). Und in den „Grundfragen der psychophysiologischen Optik" heißt es: „Das dioptrische Netzhautbild liegt immer außerhalb der perzipirenden Elemente und vor ihnen; für dieses Bild ist das Auge noch blind." Das heißt, daß wir aus der Dioptrik des Auges keinerlei Anhaltspunkt für die räumliche Anschauung in der Netzhaut entnehmen können; damit wird aber dem Nativismus jede positive Grundlage entzogen.

Stöhr bestreitet auch, daß das Akkommodationvermögen, die Binokularität und alle Annahmen des Empirismus für die Gewinnung räumlicher Anschauung Bedeutung haben. Dabei betont er aber, „daß wir die Tiefen-

werthe mit der gleichen Deutlichkeit und vollen Realität eines sinnlichen Eindruckes wie die Unterschiede zwischen Rechts und Links, Oben und Unten, Roth und Grün empfinden." Um nun für diese Empfindungthatsache, die angesichts des völligen Versagens der nativistischen und genetischen Theorien Staunen erregen muß, eine Erklärung zu erbringen, stellt er eine eigenartige Hypothese auf, die jetzt kurz zu erwähnen ist. Das dioptrische Bild ist nach ihm nicht das letzte (einzige) Bild im Auge, sondern das vorletzte. Es giebt außer der Dioptrik, die durch die Linse vermittelt wird, noch eine Katoptrik, die durch Spiegelung des dioptrischen Bildes an der Plättchenstruktur der Stäbchen und Zapfen der Netzhaut entstehen soll. Man kennt von den Stäbchen einen Zerfall in Plättchen; die Plättchen, die quer zur Längsachse des Gebildes über einander geschichtet liegen, sollen die Lichtstrahlen reflektiren und Spiegelbilder entwerfen, die in den Perzeptionraum der Retina (also in den Bereich der Sinneszellen) fallen und hier perzipirt werden. Diese Bilder liegen aber nicht im gleichen Niveau, sondern in Form eines dreidimensionalen Reliefs angeordnet und werden deshalb auch in verschiedener Tiefe empfunden. Die Raumanschauung ist also direkt durch die Perzeption der Lichtstrahlen gegeben.

Damit die katoptrischen Bildchen in ungleiche Niveaus fallen können, muß auch für die dioptrischen Bildpunkte ungleiche Niveaulage vorausgesetzt werden. Stöhr bemüht sich nun, die ungleiche Lage der Diakaustiken aus ungleichmäßiger Kontraktion des Ziliarmuskels zu erklären. Der Ziliarmuskel, der die Linse im Umkreis der Iris umspannt und mit ihr durch die Zonula Zinnii zusammenhängt, vermag durch seine Kontraktion die Linse stärker zu wölben, wodurch eine Verlagerung der Diakaustik gegen vorn zu, also eine Entfernung des Bildes von der Retina weg bewirkt wird. Dieser Vorgang vermittelt bekanntlich die Akkommodation; je stärker die Linse sich wölbt, für um so größere Entfernungen ist das Auge eingestellt. Nimmt man nun an, daß die Kontraktion des Ziliarmuskels nicht im ganzen Umkreis gleichmäßig, sondern an bestimmten Punkten stärker, an anderen schwächer erfolgt, so kann sich daraus eine einigermaßen unregelmäßige Form der Linse ergeben. Dann entstehen punktuelle Wölbungmaxima, die von Bedeutung für die Bildentstehung sind, indem die Strahlen sich nicht mehr in einer Ebene, sondern in verschiedenen Niveaus sammeln: das dioptrische Bild wird auf diese Weise reliefirt. Daraus folgt auch eine Reliefirung des katoptrischen Bildes, die eben zu beweisen war. Betheiligt ist an ihr auch die Netzhaut selbst, da die Kontraktionen des Ziliarmuskels auch die Spannung in der Netzhaut beeinflussen und hier bald eine Annäherung, bald eine Entfernung der Sehzellen von einander bedingen (Schefflerscher Faktor). Fragen wir nun nach der Ursache für die ungleiche Kontraktion des Ziliarmuskels, durch die also gewissermaßen eine gleichzeitige Akkommodation der Linse für sehr verschiedene

Entfernungen ermöglicht wird, so läßt sich ein Streben der einzelnen Retinaelemente „nach möglichster Verstärkung des Lichtreizes von einem Minimum nach einem Optimum hinauf und nach möglichster Schwächung des Lichtreizes von einem Maximum nach einem Optimum herab annehmen". Mechanisch stellt sich das Auge, in Folge der Lichtdifferenzen in einem Wahrnehmungskomplex, gleichzeitig für verschiedene Entfernungen ein, um auf diese Weise eine optimale Beschaffenheit der Lichtreize zu erzielen.

Ich muß offen gestehen, daß ich dieser Summe von Hypothesen nicht beizupflichten vermag. Erstens ist die Katoptrik des menschlichen Auges noch vollkommen hypothetisch und man müßte sie, selbst wenn eine Plättchenstruktur der Sehstäbchen intra vitam gegeben sein sollte, schon deshalb als unwahrscheinlich bezeichnen, weil diese Struktur ganz sicher den Zapfen nicht zukommt und eben so sicher den Augen der meisten niederen Thierformen fehlt, während man doch unmöglich diesen Thieren die räumliche Anschauung überhaupt absprechen kann. Die Raumanschauung auf Grund des katoptrischen Sehens setzt ferner voraus, daß eine Perzeption in den Sehzellen der ganzen Länge nach möglich ist, da ja das reliefirte Bild sich über die verschiedensten Punkte dieser Elemente vertheilt. Dafür bieten sich allenfalls bei dem Arthropodenauge Anhaltspunkte, in anderen Augen aber nicht; namentlich ist für das Wirbelthierauge Entsprechendes weder bekannt noch anzunehmen. Hypothetisch ist auch die Annahme einer ungleichen Linsenspannung, also die Annahme eines reliefirten dioptrischen Bildes. Nicht allein widerspricht Stöhrs Annahme von der Aequalisation des Lichtreizes der Erfahrung, da sich der Helligkeitkontrast der Objekte innerhalb einer Wahrnehmung nicht, einem angenommenen Optimum entsprechend, verwischt, noch ist ferner vorstellbar, daß die unendliche Fülle räumlicher Positionen, wie sie in einer beliebigen Wahrnehmung gegeben sind, durch Bildung noch so vieler Wölbungmaxima und -minima an der Linse entstehen könnte. Doch ich glaube, auf weitere Einwände verzichten zu dürfen. Möglich ist ja, daß der „Ziliarmuskeltheorie" Stöhrs irgend welche Berechtigung zukommt; in Bezug auf die Raumanschauung im Allgemeinen erscheint sie mir jedoch bedeutunglos.

Das Resultat dieser Prüfung ist geradezu niederschmetternd. Keine einzige der aufgestellten Theorien kann Geltung beanspruchen, da sie entweder dem Auge (und den Tastorganen) ein Perzeptionvermögen zuschreiben, das es nicht besitzt, oder extensive Vorstellungen aus qualitativen und intensiven Elemente ableiten wollen, was unmöglich erscheint. Nun ist aber die Thatsache d Raumanschauung so unbezweifelbar und so unmittelbar gegeben, daß wir an der ganzen Art, wie in diesen Theorien dem Raumproblem nachgespürt wird irr werden und uns nach einer neuen umsehen müssen, die, ob sie auch da früher zur Erklärung Benutzte entkräftet, doch zugleich uns lehrt, wie überhaupt jene Theorien entstehen konnten und was sich durch sie erklären läßt

Ich beginne mit der Ueberlegung, was denn eigentlich das Räumliche an den Dingen sei. Die Raumtheorien suchen zu erklären, warum wir die Empfindungen im Raum lokalisiren und sie in bestimmten räumlichen Formen wahrnehmen. Wenn wir aber recht darüber nachdenken, erscheint es gar nicht als die eigentlich räumliche Eigenschaft, daß ein Ding sich an einem bestimmten Ort in bestimmter Gestalt vorfindet. Räumlich sein, bedeutet zwar, einen bestimmten Raum einnehmen, aber die Lokalisation folgt doch erst sekundär aus der Thatsache der Räumlichkeit. Das eigentlich primäre Wesen des Räumlichen ist die Ausgedehntheit. Ein Ding ist räumlich, weil es sich ausgedehnt darstellt. Das hat schon Cartesius erkannt und in Kants Ansicht über den Raum ist im Wesentlichen der selbe Gedanke ausgesprochen. Die Form des Dinges hat mit seiner Räumlichkeit gar nichts zu thun, eben so wenig wie alle Qualitäten, die wir an dem Ding entdecken. An sich ist das Räumliche völlig qualitätenlos; daraus folgt aber ohne Weiteres, daß wir es mit unseren Sinnesorganen gar nicht empfinden können, denn diese dienen der Perzeption von Qualitäten (Licht, Farbe, Druck, Ton, Geruch, Geschmack, statische Beziehung, Temperatur). Weiter folgt daraus, daß Kant Recht hatte, als er sagte: Man kann sich nicht vorstellen, daß kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wohl denken kann, daß in ihm keine Gegenstände angetroffen werden. Zwar muß einschränkend bemerkt werden, daß von einer Vorstellung von etwas Qualitätlosem nicht wohl gesprochen werden darf, da wir eben nur Qualitäten empfinden und vorstellen; aber richtig ist, daß uns der Raum gegeben ist, auch wenn er keine Qualitäten enthalten sollte, was in Bezug auf gewisse (hier nicht zu diskutirende) Induktionen wohl möglich erscheint.

Wie ist uns aber der Raum gegeben, wenn es keine Raumperzeption gibt? Auch hier hat Kant den einzig möglichen Weg zum Verständniß angebahnt. Er nannte den Raum eine a priori gegebene Bewußtseinsform, in der wir die Qualitäten unterbringen. Sehen wir nun ganz von dem a priori ab, dem keine Bedeutung zukommt, und vermeiden wir ferner die Bezeichnung Bewußtseins-„Form", da der Raum durchaus ungeformt ist und auch nichts zu formen vermag, so ergiebt sich, daß die dreidimensionale Ausdehnung, die wir Raum nennen, unser Bewußtsein selbst ist, und zwar, richtiger gesagt, eine Darstellungsweise oder Sphäre unseres Bewußtseins. Daß es so sein muß, wird klar, wenn wir über das Wesen der Empfindungen nachdenken.

Gewöhnlich verlegt man die Empfindungen ins Nervensystem, wo sie doch gar nichts zu suchen haben. Schon Leibniz hat ausgesprochen (und unter den Neueren hat es besonders Du Bois-Reymond eindringlich betont), daß wir im Nervensystem, sei es nun in den Sinnesorganen oder in den Nervenbahnen oder im Gehirn, nichts Anderes finden als physikalisch-chemische (sagen wir: biochemische) Vorgänge, aber keine Empfindungen, also nichts Psychisches.

Wo ist aber das Psychische? Darauf haben Mach, Avenarius, Schuppe, Ziehen und Andere die Antwort gegeben: Dort, wohin man das Physische, das im Nervensystem das Psychische auslösen soll, verlegt, nämlich draußen, außerhalb von uns, in der Welt. Sie verwerfen die „Introjektion" (Avenarius), die das Empfundene ins Nervensystem einlegt, und extrojiziren es aus seinem Kerker, in dem es lange eingesperrt war, wieder nach außen. Das mag auf den ersten Blick ungeheuerlich erscheinen, ist aber eine selbstverständliche Nothwendigkeit, die allerdings die bemerkenswerthesten Konsequenzen hat. Denn, fragt man sofort, wenn die Empfindung draußen in der Welt ist und Alles in der Welt überhaupt nur Empfindung: wie kommt es dann, daß jeder Mensch seinen Kopf für sich hat, indem er die Empfindungwelt individualisirt? Um nur ein ganz grobes Beispiel anzuführen: wie kommt es, daß wir bei Druck auf das Auge einen betrachteten Gegenstand seine Lage verändern sehen, während doch die Erfahrung lehrt, daß der Gegenstand an Ort und Stelle verharrt? Um diesen Einwand abzuwehren, nahmen nun die genannten Forscher an, daß wir durch Vermittelung unseres Gehirns die Empfindungwelt zu individualisiren vermögen. Avenarius sagt: Unsere Empfindungwelt steht in empiriokritischer Prinzipialkoordination mit dem Gehirn. Das Gehirn als Centralglied der Koordination sagt immer seine eigene Meinung über das Gegenglied einer beliebigen Koordination, zum Beispiel: über einen Baum, den ich betrachte. Und ähnlich drückt sich Ziehen aus. Doch ist gegen diese Anschauungen einzuwenden, daß sie in der Bemühung, die Individualisation der Empfindungwelt (die Subjektivirung der wahrgenommenen Objekte) zu erklären, in den alten Fehler zurückfallen, dem sie eben bei der Beurtheilung des Wesens der Dinge entronnen waren. Wenn es im Nervensystem nichts Psychisches giebt: wie kann das Nervensystem dann das Psychische um uns her individualisiren oder über alles Empfundene seine eigene Meinung sagen? Abgeändert kann Psychisches doch nur durch Psychisches werden; also zwingt uns konsequente Ueberlegung zu der Annahme, daß die empfundenen Dinge um uns her, die ja nicht nur unserem eigenen Bewußtsein, sondern allen, in denen sie vorkommen, zugehören, unter einander in engen Verbänden stehen, die sie eben als den einzelnen Psychen angehörig charakterisiren.

Dinge an sich giebt es nicht, sondern nur Psychisches. Jedes Ding ist psychisch; von einer eigentlichen Empfindung kann man daher nicht reden, da unsere Sinnesorgane eben nichts empfinden; die psychischen Dinge treten nur in einen Dingkomplex ein, den wir unser Bewußtsein nennen, den man aber besser unsere psychische Organisation nennen sollte. Innerhalb jeder individuellen psychischen Organisation, die im Selbstbewußtsein (Gefühl) als Einheit erscheint, stellen sich die Dinge etwas anders dar als in einer anderen; die Differenzen können sogar sehr beträchtlich sein (psychische Defekte).

Das ist aus der Beeinflussung zu erklären, der ein Ding innerhalb einer Organisation durch die Organisationsgesammtheit ausgesetzt ist. Von dieser Beeinflussung, vom Austritt und Eintritt eines Dinges in unsere Organisation, erfahren wir (oder können wir erfahren) durch Beachtung unserer Sinnesorgane und des Gehirns. Dabei lernen wir nicht etwa die Ursache der Veränderung kennen (Das hieße ja, das Nervensystem für die Existenz der psychischen Dinge verantwortlich machen); vielmehr spiegelt sich im Nervensystem gewissermaßen nur, was in der psychischen Welt vor sich geht. Aus unserer körperlichen Beschaffenheit läßt sich auf unsere psychische Organisation schließen.

Das Räumliche in der Welt kann nun in unserer körperlichen Beschaffenheit keine Spiegelung erfahren, weil es qualitätlos ist, unser Körper aber aus Qualitäten sich aufbaut, die einer ganz anderen Bewußtseinssphäre angehören als der Raum. Für uns ist in der Welt die qualitative Sphäre das Wesentliche; um Qualitäten dreht sich für uns Alles. Nun ist aber die qualitative Sphäre der räumlichen innig verknüpft, da eben die Qualitäten sich im Raum ausbreiten. Man muß auch fragen, wo sie sich sonst ausbreiten sollten, wenn nicht im Raum, woraus aber durchaus nicht folgt, daß wir nun im Sinnesorgan Vorgänge antreffen müßten, die auf Raumanschauung bezogen werden könnten. Ein Raumsinn ist ein Unsinn; die Vorgänge in den Sinnesorganen und im Centrum beziehen sich nur auf Qualitäten. Da nun aber die Qualitäten im Raum untergebracht sind und der ganze Perzeptionvorgang in unseren Sinnesorganen sich als eitel Eulenspiegelei entpuppt, so folgt daraus, daß jede Wahrnehmung von selbst eine räumlich lokalisirte sein muß, indem eben in unsere psychische Organisation ein räumlich lokalisirtes, qualitativ ausgestattetes Ding eintritt.

Nur die hier dargestellte Anschauung vermag zu erklären, warum unsere Empfindungen räumliche sind, obgleich im Sinnesorgan gar keine Vorkehrung für räumliche Perzeption getroffen und unsere Psyche unfähig ist, aus qualitativen Lokalzeichen (die es nicht giebt) und intensiven Bewegungempfindungen (die ganz anderen Zwecken dienen) eine extensive Vorstellung herauszugestalten. In der nativistischen Theorie steckt also der richtige Gedanke, daß die Raumanschauung nichts empirisch Abgeleitetes sein kann, sondern etwas unmittelbar Gegebenes ist. Aber auch die genetische Theorie hat einen gesunden Kern. Denn mit der unmittelbaren Gegebenheit des Räumlichen (Extensiven) bei jeder Empfindung verbindet sich durchaus nicht unmittelbares Gegebensein des Formalen und auch für die Erfassung der Körperformen finden wir in unseren Sinnesorganen kein morphologisches Aequivalent. Wir brauchen es aber auch nicht, um zu verstehen, warum für uns die Welt geformt ist. Die Form eines Dinges ist ja mit seiner qualitativen Ausbildung zugleich mitgegeben. Wo differente Qualitäten aneinanderstoßen, giebt es Grenzen und diese be-

stimmen die Form. Wenn daher das Sinnesorgan Qualitäten perzipirt, so liefert es damit zugleich einer höheren Anschauung, deren Sitz wir, um vulgär zu reden, ins Gehirn verlegen wollen, Anhaltspunkte für die formale Ausgestaltung des gegebenen Qualitätenkomplexes. Präziser müssen wir sagen: Indem die im Raum ausgestreuten Qualitäten in eine höhere Sphäre unserer psychischen Organisation Aufnahme finden, erscheinen sie in Formen eingekleidet, von denen die eigentlich qualitative, niedere Sphäre keine Ahnung hat.

Diese Aufnahme ist nun aber keine momentane, sondern eine ganz allmähliche und ergiebt sich durch die Erfahrung. Hierin finden wir den richtigen Kern des Empirismus, der uns die Formwahrnehmung als etwas mühsam Erworbenes, nicht als etwas Angeborenes enthüllt. Damit steht durchaus nicht in Widerspruch, daß das Hühnchen sofort eine klare Anschauung der Formen mit auf die Welt bringt und unfehlbar nach den Körnern pickt, die ihm vorgestreut werden. Seine psychische Organisation ist eben eine andere als die des Kindes, das zuerst Alles ungeformt sieht (was ja auch für operirte Blindgeborene gilt) und sich erst nach und nach seine geformte Welt aufbaut. Räumlich ist seine Welt von Anfang an, denn es nimmt ja auch die entfernten Qualitäten sofort eben so gut wahr wie die nahen; nur ungeformt ist sie und zur Formung benutzt es all die Mittel, die sich dem Qualitätenchaos entnehmen lassen. Schon Schopenhauer hat diesen Prozeß sehr anschaulich geschildert, denn er erkannte klar, „was für ein ärmliches Ding doch die bloße Sinnesempfindung ist" (Satz vom zureichenden Grunde); nach ihm ist es der Verstand, dessen Operationen („keine diskursiven, reflektiven, in abstracto mittelst Begriffen und Worten vor sich gehenden, sondern intuitive, ganz unmittelbare") aus dem rohen Stoff der Sinne die objektive reale, den Raum in drei Dimensionen füllende Körperwelt aufbauen. Er nennt daher auch die räumliche Anschauung (die richtiger die formale heißen muß) eine intellektuelle, als die sie ja auch von anderen Empiristen aufgefaßt wird. Doch ob man von Verstandesoperationen oder von assoziativen Verschmelzungen (Wundt) redet, ist gleichgiltig, wenn nur der genetische Standpunkt dabei gewahrt bleibt, der das Formale als etwas Abgeleitetes, nicht als etwas primär Gegebenes, wie das Räumliche, betrachtet. Wer Das klar erfaßt hat, wird sich nicht darüber wundern, daß erstens unser formales Sehen ein so unzulängliches ist (denn unsere Erfassung dreidimensionaler Gebilde läßt im Vergleich mit der flächenhaften Anschauung viel zu wünschen übrig) und daß wir zweitens Täuschungen (Pseudoskopien) so leicht ausgesetzt sind (denn wenn sich uns eine bestimmte Beurtheilung gewisser Formen durch langjährige Uebung fest eingeprägt hat, kann uns Das bei mancher formalen Anschauung eben so hinderlich sein, wie Gewohnheit unser Handeln oft in verkehrte Bahnen lenkt). Uebrigens liegt gar kein Grund vor, nicht anzunehmen, daß unsere psychische Organisation

uns zwingt, falsch anzuschauen. Der formalen Anschauung entsprechen in unserer körperlichen Beschaffenheit Vorgänge im Gehirn, vielleicht aber auch schon im Sinnesorgan, das ja, wenn wir das Auge nehmen, in der Retina eine Fülle komplizirter, noch recht unverstandener Nervenbahnen aufweist. Nennen wir diese Bahnen insgesammt das Sinnesorgan der formalen Anschauung, so mag aus ihrer Anordnung manche fehlerhafte Wahrnehmung sich mit eben so zwingender Nothwendigkeit ergeben, wie aus der Beschaffenheit der Sehzellen sich eine mangelhafte Wahrnehmung der Farben und Helligkeiten ergeben kann. Fest steht aber, daß wir für Mängel der formalen Anschauung nicht das eigentliche Sinnesorgan (das die Qualitäten perzipirt), verantwortlich zu machen haben; für Stöhrs Ansichten finden wir keine Stütze.

Wenn die im Raum vertheilten Dinge direkt unserer psychischen Organisation angehören, so folgt daraus, daß nicht nur die Tast- und Sehempfindungen, sondern auch die Gehör-, Geruch-, Geschmack- und Wärmeempfindungen räumlich lokalisirt sind. Das ist besonders wichtig für die Gehörempfindungen, deren räumliche Natur noch umstritten wird. Meiner Ansicht nach lehrt Erfahrung die Räumlichkeit der gehörten Töne und Geräusche. Der Hörraum ist keine Fiktion, wie Wundt meint, sondern real und unmittelbar gegeben, wenn sich auch im Ohr nicht die geringste Vorkehrung zur Perzeption des Räumlichen nachweisen läßt. Dessen bedarf es eben zur Lokalisation gar nicht, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht. Um die doch nicht ganz bestreitbare Lokalisation der Gehörempfindungen nun zu erklären, nimmt man eine überaus feine Druckempfindlichkeit der Ohrmuscheln an, die durch die Anwesenheit zarter Härchen noch vergrößert werden soll; zugleich mit den Gehörempfindungen würden also Tastempfindungen die Lokalisation jener vermitteln. Doch bleibt unverständlich, wie schwache Schallwellen eine Tastempfindung an der Ohrmuschel hervorrufen sollen. Wäre Das möglich, dann könnten wir den Schall auch mit anderen druckempfindlichen Hautstellen lokalisiren, was gewiß Niemand erreicht; wir könnten uns dann auch unserer Ohren bedienen, wenn es gilt, die Richtung eines schwachen Lufthauches festzustellen, wozu wir gewöhnlich den angefeuchteten Finger verwenden; wir könnten schließlich Gehörempfindungen bei Verschluß der Ohrmuscheln nicht lokalisiren, was aber dennoch der Fall ist. Daß wir nun Töne nur unvollkommen und oft sogar falsch lokalisiren, widerspricht der hier vertretenen Anschauung nicht, erklärt sich vielmehr leicht aus dem Einfluß des Verstandes (oder einer anderen psychischen Anschauung), der mit den Gehörempfindungen minder gut als mit den Tast- und Sehempfindungen umzuspringen weiß, weil sie nicht formbar und daher nur schwer in unsere geformte Welt einzuordnen sind.

Wien. Dr. Karl Camillo Schneider.

Norrland.*)

Verlassen wir die schwedische Hauptstadt mit dem upsalaer Zug und gelangen eine Stunde nordwärts, so ist Alles verändert. Eine kleinliche, trostlose Landschaft, mit Steinen besät, mit langweiligen Aeckern abwechselnd, begleitet uns mit geringen Unterbrechungen bis nach Upsala hinauf, wo die charakteristischste Landschaft des Hochlandes, die Ebene, sich in all ihrer Häßlichkeit ausbreitet. Das sind nicht die hellen Ebenen von Schonen; diese ist dunkel vom Lehm der Eiszeit und ihr fehlen die schönen, langen Wellenlinien. Daher kommt auch, daß die großen, rothen Hütten und Viehställe manchmal nach Wasserpässen auf einer einzigen nivellirten Fläche angelegt zu sein scheinen. Hier und da liegt mitten im Acker eine Schäre, wo der Grundberg aufsteigt, um einige Meerwachholder oder junge Kiefern zu beherbergen. Keine beträchtlichen Berge begrenzen den Horizont,

*) Herr Emil Schering hat mit der Energie des Liebenden die schwere Aufgabe bewältigt, Strindbergs Lebenswerk deutschen Lesern zugänglich zu machen. In sechs Abtheilungen hat er uns Alles gegeben, was der Schwede in einem merkwürdig reichen und bunten Leben geschaffen hat: Dramen, Lyrik, Romane, Novellen, Autobiographisches (wozu auch „Die Beichte eines Thoren“ und das „Inferno“ gehört), philosophische, natur- und kulturwissenschaftliche Schriften. Eine Lebensleistung, der kein Unbefangener, mag er noch so oft zum Widerspruch gereizt werden, Bewunderung weigern kann. Nach dieser deutschen Gesammtausgabe (die bei Hermann Seemann Nachfolger erscheint und, trotz guter Ausstattung, billig ist) wird Mancher gezwungen sein, das Urtheil über Strindberg zu revidiren. Da ist nicht mehr der Paganini, der so wundervoll auf einer Saite zu spielen vermochte, immer auf einer Saite in schrillen Tönen das Lied vom Kampf der Geschlechter sang. Da ist ein universaler Kopf, der die Welt von vielen Seiten ansah, zornig oft, doch oft auch mit der lächelnden Geduld des Weisen, und dem kein Kulturereigniß, keine erkenntnißtheoretische Wandlung spurlos vorüberging. Ist ein Mensch, der unser Leben gelebt, unser Leiden erlitten hat und, nur mit stärkerem Hirn, als den Alltagskindern beschert ward, als Mitkämpfer über die Kampfplätze moderner, allzu moderner Menschheit geschritten ist. Vom Weh und von der Weihe Eines, der nicht für sich nur Erlösung suchte, liegt Etwas auf ihm. Und wenn man sich abwenden will und dem manchmal recht unwirthlichen Reich entfliehen, dessen unsichere Grenzen die Nebel bewußter, gesuchter Mystik umwallen: immer winkt ein Leuchten zurück und mahnt zum Verweilen. Ecce homo . . . Unsere Kritiker, die den Schweden, weil ihm die Plastikerkraft manchmal versagte und dialektische Kunst das Schöpfervermögen ersetzen sollte, gern über die Achsel ansahen, müssen sich ernsthaft nun mit diesem Ernsthaften beschäftigen. Der Dichter, der den „Vater“ und „Gläubiger“, Gustav Adolf und Luther, die „Leute auf Hemsö“ und „Am offenen Meer“, das „Rothe Zimmer“ und die „Märchen“ geschaffen hat, wird sich, früh oder spät, höhere Beachtung erzwingen, als ihm heute noch gewährt wird. In der kleinen Schaar Derer, die germanischer Kultur den Boden bereiten, steht dieser Fünfziger vornan; und ist kein Magister, sondern ein vom Wirbelwind menschlicher Leidenschaften gepeitschter, vom Dämon ruhelos vorwärtsgetriebener Künstler, dem der Literatenruhm nicht genügt, der nicht nur ein Künstler sein, sondern als Kulturmacht ins Weite wirken möchte. In dem Bande, dem ich eine Probe entnehme (er trägt den Titel „Schwedische Natur“ und wird im Herbst erscheinen) giebt ein Dichter ein Stück deskriptiver Naturgeschichte.

nur langgestreckte Höhen mit schwachem Fichtenwald, ausgenommen im Westen, wo der Sandrücken, wie eine große Sandwehe zusammengetrieben, mit seinen schwarzen Kiefern daliegt; trist wie eine Galgenhöhe, einer abendmüden Herbstsonne das Licht nehmend, Grabräume für Vorzeitgötter und Urzeitruhe bietend.

Wir eilen wieder nordwärts: und die Natur lächelt noch einmal bei den Hainen von Oerbyhus und den Eichenhöhen von Oesterby. Darauf machen wir bei Elfkarleby Halt, um vom südlichen Schweden Abschied zu nehmen.

Hier treffen wir zum ersten Mal auf der Fahrt ein größeres fließendes Wasser; und im Dalelf haben wir eine natürliche Grenze zwischen dem Svealand und dem Norrland erreicht; und zwar eine Wachsthumsgrenze, die besonders wichtig ist, weil hier der edelste Laubbaum des mittleren Schwedens, die Eiche, aufhört, sich selbst zu besamen; damit nimmt die Landschaft einen Charakter von Armuth an, den nicht einmal die Bauholzwälder Norrlands aufheben können. Der Elf ist nicht so breit wie der Landsee, doch er wirkt vielleicht mächtiger dadurch, daß er sich ewig vorwärts bewegt und im Wasserfall eine Alles niederbrechende Kraft entwickelt, die sich in der stillen Landschaft mit einem Lärm bemerkbar macht, gegen den das Schäumen der Landseewogen wider die Strandsteine ein Flüstern ist.

Der Fall von Elfkarleby ist eine großartige Introduktion zu Norrland; und da er sehr wenig mit verunzierendem Wasserwerk belastet ist, macht er, in seiner Einsamkeit und von dunklem Fichtenwald eingefaßt, einen stärkeren Eindruck als der von Trollhättan, trotz dem niedrigen Fall und der geringeren Masse. Im nahen Park des Werkes wachsen fünf stattliche Buchen und viele hohe Eichen haben sich wie Grenzpfeiler aufgestellt: nördlich vom Elf, als habe der Anbauer die Macht des Menschengeistes über Wachsthumsgrenzen und Isothermen zeigen wollen; und in den Hainen ringsum grünen noch die feinhäutige Linde und die grobgliedrige Roßkastanie. Im Treibhaus des Gartens sieht man die Reben der Alikante-Traube, zum Leben erweckt im Februar und eben geerntet im August; Palmen, Fuchsien und Kamelien zeugen noch davon, daß der Sommer im Norden warm ist, wenn auch zu kurz.

Ueberschreitet man den Dalelf und folgt der Bahn weiter nordwärts nach Gefle, so werden sich bald gewisse Veränderungen in der Landschaft bemerkbar machen, die vortrefflich die Wirkungen der verschiedenen Faktoren beleuchten: Berggrund, nördliche Lage, Nähe des Meeres und Schutz des Anbauers. Der Bezirk Gefle ruht, wie die Gegend von Oestersund, auf den jüngeren, im Allgemeinen fruchtbaren Ablagerungschichten, die die silurischen genannt werden und die wir früher in Schonen wie in Väster- und Oestergötland angetroffen haben. Nehmen wir hierzu die Nähe des Bottnischen Busens und die ständige Fürsorge des Gärtners, so finden wir, wie diese drei zusammenwirkenden Ursachen das harte Klima des einundsechzigsten Breitengrades übermannt haben, das, nach der Fruchtbarkeit im Stadtgarten zu urtheilen, sich milder zeigt als das des im Inland gelegenen Upsala beim sechzigsten Grad.

Hier in Gefle, wo Eiche, Weißdorn, Berberitze, Hasel ihre nördliche Wachsthumsgrenze haben, treffen wir in der Baumschule kleine Buchen, Oelweide, Cornus alba, Amelanchier, Populus laurifolia, die Cembrakiefer, alle noch im südlichen Europa als Ziergewächse gepflanzt und mit einer gewissen Fürsorge behandelt. Im Garten tragen die Apfelbäume so wohlbekannte Früchte wie Astrachan, Hampus, Alexander

und Säfstaholm. Artischocken und Spargel auf den Beeten erhöhen den Eindruck von Fruchtbarkeit; und eine Wanderung im Gewächshaus, unter Lorber, Palmen und Weinreben, läßt den Besucher vergessen, daß er in Norrland ist.

Ein eiliger Ausflug nach der vor der Bucht von Gesle im Meer belegenen Insel Rönnmarn wird wieder eine andere Vorstellung von der unbestimmten Natur der Breite geben.

Wenn man mit dem Dampfer sich der tiefliegenden, mit Wald bewachsenen Insel nähert, wird man zuerst glauben, nach einem fremden Land zu kommen. Am Strand der Landzunge, vielleicht einen Klafter vom Wasserrand, steht eine grüne Wand von Laubbäumen, in denen der Hochschwede sich vergebens bemüht, Bekannte wiederzuerkennen. Sie sind hoch und bis zum Boden dichtbelaubt, doch die Stämme sind glatt und aschgrau wie die der jungen Buche, während das Laub dem der Hasel gleicht. Manchmal glaubt das Auge, die Erlen vom Mälarstrand zu sehen; doch die rauhe, geriefte dunkle Rinde ist nicht da und das dicke, keilförmige Laub ist nicht das selbe; die ausgebreiteten Kronen, die armstarken, energischen Aeste, die entblößten, ins Wasser hinunterkriechenden Wurzeln fehlen. Unser Botaniker erklärt, daß es die Grauerle ist, die Erle des Norrlandes, und damit ist eine der wichtigsten Differenzen zwischen der Baumflora des nördlichen und der des mittleren Schwedens angegeben. Unsere Schwarzerle geht allerdings nördlich vom Ongermanneli an den Küstenstreifen und die Grauerle dringt weit hinunter nach Nerike und Vermland, ja, noch südlicher, doch ohne auf irgend einer Seite die Physiognomie der Landschaft zu bestimmen, wo sie ihre abgesteckten Grenzen über- oder unterschreitet.

Steigen wir jetzt auf der unbewohnten Insel ans Land und untersuchen mit Hilfe des Geologen die Strandsteine, so merken wir bald, daß der Boden aus einer hinaufgeschobenen Schicht der zerstörten Silurformation besteht, die den Boden von Gesle bildet. Doch hier finden wir auch lose Blöcke der Sandsteine und Porphyre von Dalarne; Granit, Gneis; Grünsteine, von bekannten und unbekannten Seiten hier zusammengekommen, sowohl von den Gletschern der Eiszeit wie dem baltischen Eisstrom hierher geführt, als das Weiße Meer noch mit dem Bottnischen Busen in Verbindung stand und die Eisberge unbehindert hier vorbeistrichen und ihre eingefrorenen Blöcke abluden.

Wir folgen dem Strand und erkennen in den Versteinerungen führenden Kalksteinen alte Bekannte wieder, die wir so oft unten an den Ufern der stockholmer Schären getroffen haben. An der südlichen Landspitze der Insel bleiben wir stehen, wo der Sonnenschein und der Schutz vorm Nordwind einen Niederwald hervorgezaubert haben aus Samen, die von allen Winden hierher geweht, von allen Wogen und Strömen ans Land getrieben sind; vielleicht auch mit ausgeworfenem Wrackgut von den vielen Fahrzeugen aus fernen Ländern, die hier vorbeizogen, um unsere Hochwälder zu holen; vielleicht mit Zugvögeln, mit Flüchtlingen und Landstreichern, von denen man noch Spuren in einem erloschenen Feuer und abgelegten Kleidungstücken sieht. Zuerst wird das Auge von einem Dickicht getäuscht, das einem wilden Olivenhain in Miniatur gleicht. Die selbe Launenhaftigkeit in den gewundenen Stämmen und den nach allen Richtungen sich spreitenden Zweigen, die selbe lanzettgleiche Form und silbergraue Farbe des Laubes. Doch bei näherem Zusehen verrathen die unzähligen gelbrothen Beeren, daß es der Sanddornbusch

oder die Finbeere ist, die, in Nordasien zu Hause, auch wild und angebaut im mittleren Europa vorkommt. Ob sie hierher ans Meer über Finland kam, ist schwer zu entscheiden, doch wahrscheinlicher, am Meisten auf Grund ihres Namens, als daß sie vom südlichen Schweden gekommen ist, wo sie beinahe niemals wild wächst. Hinter diesem Dickicht drängen sich Ebereschen, Frangula, wilde Rosen, Johannisbeeren, Seidelbast, Alles zur hübschesten Unordnung zusammengewachsen. Und auf den kargen Grasmatten begegnen Einem die Maiblumen und der Nachtschatten der Haine, das Triglochin und die Valeriana des Meeresstrandes, der Wiese Klapperkraut, Kornrade, Kuckucksblume, der Landstraße Disteln, des Hages Glockenblume und Goldruthe, der Seewiese Sumpfherzblatt und der Begleiter des Hofes und der Menschenwohnungen, die Brennessel.

Tritt man in den Wald ein, der diesen kleinen Botanischen Garten schützt, so ist man nach einer Promenade von einigen Klaftern in einem unten bemoosten, hohen Fichtenwald, der im Innern schwärzer ist, als wir ihn zu sehen gewohnt sind; Stämme und Nadeln sind dunkel wie bei der Blautanne des südlichen Europa; modernde Brätlinge und Tintenschwämme sprechen von Herbst und Lichtmangel, doch der Botaniker spricht von Orchideen südlicher Herkunft und Pracht, die in Frühlings- und Sommerszeit diese Steinkohlenflora erleuchten sollen. Hier war also Norrland nicht mehr weit, und wenn man die Nähe des Meeres für die Hauptursache dieser Unregelmäßigkeit halten möchte, so werden wir nun ins Land hineingehen, westwärts nach Dalarne, den „Thälern", die man aus guten Gründen zu Norrland rechnet.

Nichts positiv Neues bietet die Landschaft bis Sandviken; nur vermißt man in der armen Gegend Allerlei. Doch beim Großsee, nämlich dem von Gestrikland, fällt es dem Auge schwer, die Birken zu unterscheiden; unsere sinds und doch nicht die selben. Viel stattlicher und mit größerer Kraft in den Zweigen, die gerade hinauf in die Luft zeigen und das feine üppige Astwerk in schön niederfallenden Kaskaden abschließen, haben die Stämme, glatt wie Masten und mit einem Glanz bekleidet, weiße Rinde bis zur Wurzel. Das mag von der trockenen Luft kommen, die die Entstehung der Flechten und Moose hindert, oder von anderen Ursachen herrühren. So schön wie die Birke nördlich vom Dalelf und besonders in Dalarne ist, habe ich sie niemals früher gesehen; man könnte vermuthen, daß der Baum im Norden zu Haus ist, besonders, weil er desto schwärzer und häßlicher wird, je südlicher er in Europa angetroffen wird.

Jetzt tritt auch die Erle hervor, je weiter wir den Dalport hinaufsteigen; und die am Meisten ins Auge fallenden Laubbäume werden außerdem die Weidearten und Ebereschen. Doch das Land ist groß und die Wege sind weit in Groß-Schweden. Wir müssen darum schneller vorwärts kommen, nachdem wir auf den Granitrücken jenseits von der Station Born hinaufgestiegen sind, die der höchste Punkt ist (zweihundertzwanzig Meter über dem Meer), und wir werden sogar genöthigt, noch nicht erfundene Fortschaffungmittel anzuwenden, um hinter Falun aufs Dampfboot zu kommen, das auf dem Silja verkehrt. Dieser See und das Sennthal sind ausschließliches Eigenthum der Provinz Dalarne; Schweden hat ihresgleichen nicht mehr. Alles Andere, was die „Thäler" an Landschaft zu bieten haben, kann man im übrigen Schweden wieder finden, von der Kiefernhaide, der Viehweide, dem Birkenhag bis zu den Fjällen und dem tiefen Fichtenwald; und was den Dalelf betrifft, so ist der nur ein Vorwort zu den norrländischen.

Beim Silja müssen wir erst ein Negativbild nehmen, um es dann durch ein positives zu vervollständigen, da man nicht mit lauter Negationen definiren kann. Doch zuerst sind wir genöthigt, das alte Bild vom Silja, das wir im Gedächtniß tragen, rein zu kratzen, Tradition, Geschichte auszutilgen und ihn nur als ein interessantes Objekt für den Topographen, Geologen und Naturhistoriker zu betrachten. Der Silja ist ein sehr großer See, ungefähr drei und eine halbe Meile lang und eine Meile breit, beinahe im Format des Zürichersees. Er erinnert auch den Touristen recht sehr an einige der nordschweizerischen Seen; und dem Hochschweden, der keinen Bergsee gesehen hat, muß er ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes Stück Natur scheinen. Das Wasser ist breit wie ein Meeresfjord und die Ufer erheben sich, bald abschüssiger, bald allmählich abfallend, meist auf den Bergarten ruhend, die hier besonders wechseln und daher dem See auch ein unruhiges Aussehen geben. Bei Leksand, zum Beispiel, das auf Urschiefer ruht, erhebt sich der Strand in mehreren Etagen; ganz unten die Strandlinie mit Erle und (höher) Fichte; darüber liegen die Haferfelder; über denen die Dörfer, grau mit flachem Dach wie in Tirol; noch höher: und die Birkenhage beginnen, mischen sich dann auf den Viehweiden mehr und mehr mit Fichte, bis die Fichte schließlich auf dem Scheitel Alleinherrscherin wird. Die großen bebaubaren Gegenden wieder, wie Rättvik, Mora und Sollerö, sind eben aus den an diesen Stellen ruhenden Silurschichten emporgewachsen, während der Granit auf dem rechten und linken Ufer des Silja hauptsächlich einen dürftigen Föhrenwald hervorbringt. Die Linien der Uferhöhen sind nicht schön, deuten Versuche zu etwas Großem an, aus dem nichts Rechtes wird, setzen zur Höhe an, aber sinken schlaff nieder und werden mitunter banal. Kommt man aber weiter auf den See hinaus, so sieht man den Gesundaberg hinter der Sollerö das Haupt höher aufrichten als die anderen Berge. Er ist nur 1158 Fuß hoch, reckt das Haupt aber auf eine energischere Weise, die anzeigt, daß er von anderer und selbständiger Art ist. Es ist nämlich ein Vorposten der Porphyre des Elfthals, die sich bald zu einem Fjällpanorama ausdehnen, das einen dunklen, aber imponirenden Hintergrund zu dem ziemlich lächelnden Mora bildet. Das Wasser des Silja ist nicht blau wie das der schweizer Seen, sondern flaschenbraun, vom Dalelf gefärbt, der oben aus den Porphyren Schlamm mitbringt, und von den vielen Bächen aus dem Silurkalk. In seiner Tiefe wandern Lachs, Hecht, Barsch, Rothauge und Kühling und auf seiner Fläche schwimmen Schwan, Taucher, Wildgans und Ente.

In Mora, das am nördlichen Ende des Sees an der Grenze der großen Einöden liegt, würde man nach der Tradition von den armen Dalarne eine nahezu sterile Nadelwaldlandschaft erwarten, wo nur Gerste und Hafer gedeiht; so verhält es sich aber nicht. Die Birken stehen hier so üppig, weiß und stattlich wie sonst nirgendwo; Ulmen und Pappeln nehmen wirkliche Parkbaumformen an und die Jahrhunderte alten Weiden sind richtige Athleten. Selbst die Eiche soll es bei Oefvermo in Leksand zu ansehnlichem Mittelwuchs bringen. Im Garten des Hotels von Mora sind die Syringenhecken auffallend groß gewachsen und die Spiräe ist untadelig. Die Hanfstaude ist mannshoch, Rizinus, der gewöhnliche Mais und von den modernen Blattgewächsen der dunkle Coleus und das helle Chrysanthemum haben den halben Herbstmonat ausgehalten; die Dahlien blühen noch am zwanzigsten September neben der Zinnia und Nemophila. Von den Küchenkräutern müssen einige im Kasten geschützt werden; aber der Spargel gedeiht in der offenen Sanderde.

Stockholm. August Strindberg.

Die Du Barry.

Mit fünfzehn Jahren schrieb Mariannchen Baubernier an den Abbé von Bonnac: „Wenn ich den Werth Dessen, was ich Ihnen hingab, gekannt hätte, hätte ich mich nicht so leicht verleiten lassen.“ Der Abbé hatte ihr ein Taffetkleid versprochen. Das Taffetkleid blieb aus: und so gelangte Mariannchen zur leitenden Einsicht ihres großen und harmonischen Lebens. Vielleicht hatte ihre Mutter die Krisen gekannt, in die das Wissen und die heimliche Wollust das entwurzelte Kind zu versetzen pflegen. Die kleine Baubernier durfte sehr früh die Arbeit anfangen, aus sich ein rundes, unbedenkliches Geschöpf zu machen, ohne einen Tag lang die frühen Nöthe der Seele zu erleiden oder vom geraden Weg abzuweichen. Ihr Genie wachte über jeden Schritt, den der Fuß that, ihre Bestimmung schwebte leuchtend vor ihr. Sie war gleich dem Kastanienbaum im Frühling, an dem man nur zu rütteln braucht, damit seine Knospen aufspringen. Ihr redlicher Sinn verlangte vom Ersten, dem sie sich hingab, daß er sie unterhalte. Sie spricht in den Briefen, die sie Mariannchen unterzeichnet, die erfahrene und sehr klare Sprache einer Maitresse, ohne daran zu denken, Gefühle zu heucheln. Und dabei ist Madame du Barry verblieben: es giebt keinen passionirten Brief von ihr; immer heißt es bei ihr: Du gefällst mir; wenn Du mich Deinem Stande gemäß unterhalten kannst, will ich Dir angehören; wenn Du nicht kannst, nicht magst, weiß ich schon einen Anderen. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Sie ist gewiß die bürgerlichste der großen Unkeuschen gewesen. Ihre Instinkte gingen auf eine solide und ganz vernünftige Lebensführung, die keine heftigen Accente und keine Narrheiten leidet.

Ihr Weg, der von einer tieferen Nothwendigkeit vorgezeichnet war, ihre ungewöhnlich harmonischen und energischen Anlagen führten sie aus dem Kloster, einer jener wirklich lebenfreundlichen und erzieherischen Institutionen einer anspruchsvollen Zeit, in das Modengeschäft des Herrn Labille in Vitri. Nirgendwo hätte sie leichter gelernt, sich zu kleiden, sich zu geben, in abgestuften Reizen hinzugeben. Es ist natürlich, daß sie schon jetzt mit der Arbeit aller Diebe und Emporkömmlinge begann, ihre Spur zu verwischen. Denn sie wußte, daß sie im Begriff war, emporzusteigen. Sie nahm den Namen Lancon an. Im Modengeschäft des Herrn Labille wurde sie denn auch nach kurzer Wartefrist für die große Welt entdeckt. Die Dame, der dieses historische Verdienst zukommt, ist Madame Jourdan. Madame Joudan trieb ein heute bei der Oeffentlichen Meinung nicht mehr gut angeschriebenes Gewerbe, dem eine soziale und ökonomische Bedeutung jedoch kaum abzustreiten ist, da es schönen und begabten jungen Mädchen zur Bestimmung verhilft: ihrer Schönheit und ihrem Genie gemäß zu leben und so im Glanz einer leichten Pracht ihre natürlichen Begabungen zur reichsten Entfaltung zu fördern. Diese liebenswerthe Vermittelung wird gemeinhin Kuppelei genannt. Die Kuppelei von Töchtern des Volkes ist die natürlichste Zuchtwahl der Welt; die reichsten Männer finden durch sie die schönsten Frauen und stellen so ein machtvolles Gleichgewicht her. Madame Jourdan also hielt die kleine Lancon über die Taufe; und nachdem Marie Jeanne nur erst die nothwendige Anzahl Liebhaber von Adel aufgeheitert hatte, war sie Madame von Baubernier geworden. Von Lancon hätte weniger vornehm geklungen. Sie nahm die Tradition redlich auf; sie fühlte sich geborgen. Es ist wahr, eine Weile noch war sie genöthigt, mit ihrer Mutter auf die Straße zu gehen: „Um

sich durchzubringen" (und wir dürfen ihr glauben, nur deshalb), wie sie an den Perückenmacher Lemet schreibt, mit dem sie einige Wochen gelebt hatte, bis er gänzlich ruinirt war. Sie hatte es ihm vorausgesagt: sie würden vergnügt und toll und gemeinsam genießen, in allen Ländern der Liebe, die für sie erreichbar wären, sich ergehen, bis eines Tages, den man nicht schmähen dürfe, Alles „zum Henker wäre". Der Perückenmacher ging den Pakt ein, that sein Möglichstes und verschwand dann, um sein Glück einmal in London zu versuchen. Beide erreichten ihr Ziel: der Perückenmacher erhielt eine Anstellung bei einem Lord und seine Geliebte beim Grafen du Barry, von dem sie der König übernahm. Man schrieb das Jahr 1768. Fünf Jahre danach hatte sie dem anhänglichen Frankreich über zwanzig Millionen durchgebracht. Frankreich blieb ihr treu. Aber sterben mußte es. Kaum hatte Ludwig XV. ausgeathmet, als der Herzog de la Brillière der Du Barry schon den Ausweisungbefehl überbrachte; sie wurde in das Kloster Pont-aux-Dames bei Meaux verwiesen, wo sie bis zu ihrem Tode, der sie im Jahre 1793 erlöste, verblieb. Ihren Tod hat sie der Rührung ihres königlichen Fleisches zu verdanken. Sie half ihren alten Freunden, den Emigranten, allzu eifrig, was Robespierre bewog, sie am sechsten Dezember guillotiniren zu lassen.

Die Komoedien und Trauerspiele, worin die Menschen jener Zeit lieben, hassen und sterben, sind Intriguenstücke, aber solche respektabler Art. Die Kaltblütigkeit der Generation von 1750 erreicht das schlechterdings Geniale in einer Reihe von scharfsinnigen Kombinationen, die zur Macht verhelfen. Hier herrscht allein eine ungewöhnliche Mathematik des Herzens; psychologische Wahrscheinlichkeitrechnungen füllen den Tag der Kämpfenden aus. Eine raffinirt verschleierte Taktik bildet sich aus, die in den Liaisons dangereuses ihre beste Schule hinterlassen wird. Alles Leben ist Angriff, wohldurchdachter, alle Möglichkeiten im Voraus ausnützender Plan; und auch die schier unmöglichen Rückschläge sind mit in die Berechnung gezogen. Nie tritt ein Einzelner in die Schranken; es sind Gruppen, die gemeinsame Interessen zusammenhalten. Natürlich: jeder Einzelne denkt, die Mehrheit für seine und nur für seine Pläne zu verwenden, um zur gelegenen Zeit die Front zu wechseln; und es sind eben auch hier die in der gesellschaftlichen Taktik der Zeit Erfahrensten, die triumphiren. Alles Genie wird darauf verwendet; der König hat keinen Sinn für reine Helden. Und der König ist schließlich, am Ende der Vorzimmer zum Allerheiligsten, der Gott, der das Schicksal Aller zu entscheiden hat. Es ist eine gewaltthätige, rücksichtlose Zeit. Ihre Menschen sind vor ihm, dem allerheiligsten Popanz, wie Puppen; ihr Spiel kann in jeder Minute aus sein. Wer die Partie verliert, ist ein toter Mann. Man verbannt ihn, sperrt ihn ein. Der allmächtige König ist ein Wollüstling ohne Thatendrang, ein mit Rosenbändern ans Kreuz gebundener Schäfer; die Lieblingsjultanin regirt durch ihn den Hof. Der Hof hängt als ein drohendes Ungewitter tief über dem Land.

Der Graf du Barry findet seine Geliebte so meisterhaft in der Kunst, zu lieben, daß ihm der Gedanke kommt, sie müsse, wie keine Andere, den entnervten König an sich zu fesseln vermögen. Er zeigt sie Le Bel, der nicht ewig des Königs Kammerherr bleiben, wohl aber dessen höchste Gunst erwerben wollte. Le Bel führte sie seinem Herrn zu. Madame du Barry ist auf der Höhe ihres geraden Weges angelangt und entschlossen, sie nie mehr zu verlassen. Dazu braucht sie Freunde, mächtige Freunde. Sie findet Viele, denen sie emporhilft, damit sie dazu dienen,

die Macht Madames zu erhalten. Sie gehorchen ihr, damit sie sich auf ihrem Platz behaupten oder vielleicht höher steigen. Als sie genug Freunde hat, führt sie den Angriff auf den gemeinsamen Gegner, den Herzog von Choiseul, nach den Plänen seiner Rivalen aus. Choiseul hatte dem König außer mit seinen persönlichen Talenten auch noch mit denen seiner Frau Schwester gedient. Leider hatte sich Madame von Grammont durch ihre Reise beim König mißliebig gemacht: also mußte Choiseul fallen; und Choiseul fiel. Madame du Barry hatte sich aber ewig vor den Attentaten der Gegenpartei zu hüten, die den König mit den schönsten Frauen Frankreichs versuchten, um die Du Barry und ihre Partei, die jetzt die Macht in Händen hatte, zu stürzen. Marie Jeanne hat den Weg zum König stets rein gehalten; sie verhalf ihrem Herrn zu allen möglichen Ergötzungen, blieb aber — Das war ihre Größe — stets die Favorite, die starke Hand, die Führerin des Lustchores. Auch als sie in Gemeinschaft mit Fräulein Raucourt den König amüsirte und dieser jungen Kraft der Comédie ihr ganzes Herz ließ. Sie nahm, wie dieses Garderobenidyll bewies, nur ungefährliche Helfer in ihren Dienst. Was war die Raucourt? Schließlich nur ein Stück Du Barry, das bald vergessen war. Marie Jeanne behielt im Chor der Wonnen immer die Oberstimme. Sie verstand, den Mann, der ihr untreu zu werden drohte, an sich zu binden; sie war bereit, ihm als Lohn für seine Anhänglichkeit den Zutritt zu dem von ihm bezahlten, von Rechtes wegen ihm allein vorbehaltenen Rosengarten zu gewähren. Ihre Seele schwieg, ihr erotischer Drang aber forschte neugierig nach allem Fremden, Ungekosteten und bewilligte für den Unterricht eben so gute Preise, wie sie selbst sie erhielt. Sie war nicht leidenschaftlich, nicht heißblütig, auch keine Ninon de Lenclos. Sie hatte nur ein Talent, das sich nutzbar machen ließ: ihren Leib. Und wenn Fleiß Genie ist, wird sie wohl ein Genie gewesen sein. Geist hatte sie nur wenig, fast zu wenig für die Zeit, aber genug, um ihren Louis zu blenden. Der hatte ja von der großen Zeit einzig die Allüren, und da er nicht einmal als Intrigant groß war, schrumpft seine Gestalt neben denen, die ihn anführten und am Gängelband hielten, ohne daß er sich wehren konnte, zu dem eines unbedeutenden, reichen Dekadenten zusammen, der eine Blüthe der Nation im Knopfloch trug. Ihm ist nur zu danken, daß er dieser Frau auf die Höhe geholfen hat. Auch in ihr leitet die Zeit zum Demokratischen, Bürgerlichen über. Sie war eine hellsichtige Dirne, herzlos, unsinnlich. Die Spur des Dämons fehlt ihrem Wesen. Sie blieb eigentlich immer ein Werkzeug der Männer und war wohl schlau genug, um deren Spiel überblicken, doch zu schwach, um selbst Schicksale gestalten, die Geschäfte des Landes selbst leiten zu können. Sie verkörpert eine ganze verrathene Zeit, die mit äußerster Vorsicht Vabanque spielt. Die ungemeine Intelligenz, die sie auszeichnet, ist die letzte Lebenskraft einer Epoche, die sich in einem weißen und klaren Feuer verzehrt.

Sie war sehr schön. Der Schutzengel der Guillotine sah einen der reizendsten Köpfe des Jahrhunderts in seine Schürze fallen.

René Schickele.

Die Entdeckung Deutschlands.

Einst lag ein Künstler an einem Wiesenhang des Teutoburger Waldes, da, wo sich zwischen Detmold und Paderborn uralte Heiligthümer der Vorfahren bergen. Da träumte ihm: Deutschland gleiche einem verzauberten Dornröschen, das Rom mit dem Schlafdorn in tausendjährigen Schlummer versenkt habe. Jetzt aber sei der Held gekommen, der Finder des Nibelungenringes, der es erlösen werde. Schon sprang der Künstler auf, mit hellem Blick: das Ziel ist gewiesen, offen alle Wege; nun gilt es, überall unser Erb und Eigen in Anspruch, unsere Schätze in Besitz zu nehmen.

Was Herder forderte, was Uhland und die Brüder Grimm erforschten, was Wilhelm Jordan erkannte und Richard Wagner gestaltete: darauf weiterzubauen, muß die Aufgabe eines ganzen Geschlechtes sein; von Männern, die ihre Heimath lieben und den Muth haben, zuerst Deutsche zu sein. Das verborgene Deutschland gilt es zu entdecken; aber ist nicht ein Theil davon schon lange in helles Licht gerückt? Die alten Heldensagen und Geschichten, die Volksbücher, der Eulenspiegel, der Faust? Freilich: ein Theil; doch wer kennt den unendlichen Reichthum unserer Schätze, wer glaubt sie im Bewußtsein des ganzen Volkes? Versuchen wir nur, den christlichen Schleier, der seit tausend Jahren unser Vaterland verdeckt, wegzuziehen; was werden wir erblicken! Was für erstaunliche Entdeckungen machen!

Wenn man sich erinnert, daß die christlichen Bekehrer an den altehrwürdigen Stätten des Landes, in den Heiligen Hainen Kapellen erbauten, aus denen unsere ältesten Kirchen und Dome erwuchsen, so hat man, bei einer Beschränkung auf unsere Ortsnamen mythologischen Ursprunges, einen Schlüssel, der den Eintritt in das wahre Deutschland gestattet. Da sehen wir Paderborn, die uralte Stadt um den Dom gelagert, der über dem Born der Pader, den vielhundert flachen reißenden Rinnsalen, sich wunderbar erhebt und die Stätte eines alten Heiligthumes, eines Heiligen Haines durch das Quellwunder deutlich verräth; da sehen wir Hildesheim, das Heim der kriegerischen Göttin Hilde, dessen Gründungsage uns in eine graue Vorzeit zurückführt; Eisenach, den ringsumwaldeten Sitz der Frau Eisen, der Ise; Godesberg mit hochgelegener Kapelle, das uralte Heiligthum des Himmelsvaters; sehen im Bodethal, wo der Wode in schwarzer Sturmwolke über den Abgrund des Flusses, der seinen Namen trägt, die lichte Brynhild fliehend verfolgt, daß noch heute ein Mal im Felsen den Hufschlag des Rosses bezeugt, den Walkürenritt auf deutschem Boden verkörpert. Aber was hilft es, Weniges aufzuzählen, wo eine unermeßliche Fülle des Aufschlusses harrt? Wo Wälder, Berge, Felsen zu uns sprechen? Allzu lange schon hat der Weg des Forschers sich von dem des Dichters getrennt; mögen Beide in Eintracht uns fortan neue Schätze erschließen!

Weimar. Dr. Ernst Wachler.

Der Morgenwind.

Der junge König reitet im Morgenwind
Durchs Thor des lieben alten Städtchens,
Allwo der hohe Rath ihn festlich
Erwartet, mit starrenden Mühlradkrausen.

Zwölf sanfte Tauben, zwölf blonde Jungfraun,
Begrüßen den König und streun ihm Rosen.
Und unter ihnen steht Maria,
Mit seligem Lächeln, die Allerschönste.

Und sähe der König das liebliche Mägdlein,
Flugs spräng' er ab vom schäumenden Rosse,
Legt' ihr zu Füßen sacht die Krone:
„Heil meiner Königin Maria!"

Und alles Volk umjubelt die Königin
Und ein Geschlecht erblüht dem Throne
Mit herrlichen Töchtern und Heldensöhnen,
Erobernd die Länder und viele Meere.

Doch — ach! — Der König gewahrte das Mägdlein nicht.
Denn eben wehte der tückische Morgenwind
Den Zipfel einer alten Fahne
Ueber das träumende Antlitz Marias.

So nahm sie denn einen wackeren Schuster
Und gebar ihm drei Heldensöhne,
Die auch eben nur Schuster wurden.
All unser Schicksal treibt mit dem Morgenwind . . .

Wien. Franz Karl Ginzkey.

Industriesünden.

In seinen „Lebenserinnerungen" erzählt Werner von Siemens Einzelheiten, die charakteristisch für die Gewohnheit und die Stimmungen der Industriellen der sechziger Jahre sind. Als der deutsch-französische Handelsvertrag berathen wurde, hatte Siemens einen Paragraphen beantragt, der verbieten sollte, deutsche Fabrikate mit Firmen- und Fabrikzeichen der Fabrikanten eines anderen Landes zu bezeichnen. Er wies auf die große wirthschaftliche Gefahr hin, die dadurch entstehen müßte, wenn die guten Fabrikate unter fremder Flagge in die weite Welt geschickt würden und nur die wohlfeilen Erzeugnisse als deutsches Fabrikat in den Handel kämen, Deutschland also als Vaterland der Schundwaare im Weltverkehr sich präsentire. Die solinger und remscheider Industriellen erklärten damals, es sei herkömmlich und allgemein üblich, die besseren, meist von englischen Fabrikanten und Händlern bestellten Waaren mit einem englischen Fabrikstempel zu versehen; ihr Geschäftsbetrieb würde leiden, wenn man mit diesem Brauch bräche. Die Folge eines solchen Verbotes würde sein, daß sie nicht nur den englischen, sondern auch den deutschen Markt für ihre besseren Waaren verlören. Die Vertreter der Industrie erkannten zwar das Selbstmörderische des Verfahrens, behaupteten aber, es nicht ent-

behren zu können. Der Antrag Siemens ging damals trotzdem durch; zum Segen der deutschen Industrie. Werner Siemens meinte allerdings, daß er schwerlich wieder in das Abgeordnetenhaus gewählt worden wäre, wenn er nach Ablauf seines Mandates noch einmal kandidirt hätte.

Ungefähr um die selbe Zeit konnte ein preußischer Handelsminister den Handelskammern vorschlagen, den Patentschutz zu beseitigen, der nach seiner Meinung nutzlos, sogar schädlich sei. Die deutschen Industriellen hatten damals die Regirung, die sie verdienten. Uebrigens war es wiederum Werner Siemens, der sich gegen den ministeriellen Vorschlag erhob und ihn zu Fall brachte. Schade, daß die Siemens damals wie heute so spärlich wachsen.

Die traurige Zeit, in der sich solche Ereignisse abspielen konnten, ist längst überwunden und für uns fast unverständlich geworden. Auch in dem deutschen Industriellen lebt jetzt endlich der Standesstolz auf seine Erzeugnisse, der früher nur bei Engländern und Franzosen zu finden war. In allerneuster Zeit aber ist das Behagen an der industriellen Entwickelung durch die Handelsverträge getrübt worden. Deutsche Fabrikanten erklären, sie müßten, wenn sie den Export nach bestimmten Ländern nicht verlieren wollen, auswandern oder sich entschließen, in der Fremde Filialfabriken zu errichten. Eine ausländische Handelskammer belehrt auch schon eine deutsche Kollegin darüber, wo ihre geschädigten Schutzbefohlenen sich am Besten niederlassen können. Ist es aber vernünftig, tapfer und patriotisch, sofort die Flinte ins Korn zu werfen und davon zu laufen, weil die Handelsverträge arge Unbequemlichkeiten bewirken? Jedenfalls ist die Stimmung in den Industriegebieten so schlecht, daß die neue Durchlaucht sich wundern würde, wenn sie hörte, wie über ihr Handelsvertragswerk da geurtheilt wird.

Schien es fast unbegreiflich, daß Leute der Praxis so kurzsichtig sein konnten wie die von Siemens geschilderten Industriellen, so merken wir jetzt, daß der damals belächelte Typus noch heute nicht ausgestorben ist. Sehr vielen Industriellen fehlt der Blick für das allgemein Nöthige und Nützliche; und fehlt er nicht ganz, so trüben ihn persönliche Interessen. Diese Männer mußten in den letzten Jahrzehnten hart arbeiten, um die Stellung, die sie jetzt auf dem Weltmarkt einnehmen, zu erkämpfen. Sie waren gezwungen, sich ganz einer Spezialität zu widmen, ganz Fachmann zu sein und weder nach rechts noch nach links zu schauen. Was ist uns Hekuba? Der Industrielle rufts leider allzu oft, wenn es sich um wirthschaftpolitische Angelegenheiten handelt. Er hat sich gewöhnt, sich auch den ungünstigsten Maßregeln zu fügen und zu versuchen, ob er aus eigener Kraft ihrer Herr werden kann. Lange wurde gar nicht daran gedacht, vom Staat Hilfe zu erbitten; die Industrie war froh, wenn man sie nur machen ließ und ihre Kreise nicht störte.

Das disparate Wesen unseres Staatenbundes hat zu Wunderlichkeiten aller Arten geführt. Ein Beispiel für viele. Der Widerspruch des Bundesrathes hat die einheitliche Regelung der Dampfkesselverordnungen für das ganze Reich verhindert. Nun pflegen Dampfkesselfabrikanten ihre Maschinen in Dampfschiffe, Dampfkrahne oder Dampfbagger einzubauen und sie, wenn das Geschäft es fordert, nach anderen Bundesstaaten zu senden, in denen der Auftraggeber wohnt. Natürlich geht das Dampfboot unter Dampf nach seinem Bestimmungort. Da es aber erst am Bestimmungort von der Behörde abgenommen und konzessionirt werden kann, muß es seine Reise mit unkonzessionirtem Dampfkessel zurücklegen. Das ver-

bietet das Kesselgesetz, mit dem die Unternehmer also in Konflikt kommen. Im Falle einer Havarie sind sie nicht nur straffällig, sondern den Versicherungsgesellschaften gegenüber auch rechtlos. Die Thatsache, daß es einer großen Industrie schwer gemacht wird, sich im Vaterland zu bethätigen, wird durch die Verschiedenheit der Vorschriften in den einzelnen Bundesstaaten noch eigenartig beleuchtet. Daß man solche Absurditäten nicht täglich den Behörden und der Oeffentlichkeit vors Auge geführt hat, war ein beklagenswerther Fehler.

Wenn ein Mensch überfallen und beraubt wird und aus Schicklichkeitgründen nicht laut schreien will, wird ihm selten Jemand Hilfe bringen. Wenn unsere Industriellen sich nicht entschließen, laut zu sprechen und ihre gerechten Beschwerden immer von Neuem zu wiederholen, müssen sie erwarten, daß die Behörde meint, die Sache sei am Ende gar nicht so schlimm. Als einst auf Grund des Paragraphen 242 des Strafgesetzbuches das Reichsgericht den Diebstahl von Elektrizität für erlaubt erklärte, zeigte sich, daß auch unsere Industriellen in Harnisch gerathen können. Das merkwürdig begründete Erkenntniß wurde vom Unwillen der Elektriker weggeweht.

Ein fremder Industrieller sprach mir neulich seine Verwunderung darüber aus, daß in Deutschland die großen technischen und industriellen Verbände so geringen politischen Einfluß haben. Durch den Reichthum, die Unabhängigkeit und die oft hohe Intelligenz ihrer Mitglieder müßte es diesen Vereinen doch möglich sein, auf die Gesetzgebung und Verwaltung da miteinzuwirken, wo es sich um Industrie und Technik handle. Leider ists nicht so. Hätten die dazu berufenen Körperschaften mehr Energie gezeigt, dann wären die neuen Handelsverträge nicht Ereigniß geworden. Der Fremde war sehr erstaunt, als ich ihm erklärte, daß es in unseren großen Technikerverbänden nicht als „vornehm“ gelte, sich mit anderen als technischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Wirthschaftliche und politische Ereignisse werden von ihnen fast immer nur mit einer gewissen Schamhaftigkeit besprochen; und auch nur, wenn sie mit technisch wichtigen Tagesfragen zusammenhängen. Raffen sich die Vereine wirklich einmal auf, dann reden ihre Häupter so nüchtern und aristokratisch gemessen, daß die Behörden keinen Augenblick aus ihrer Ruhe geschreckt werden. Die Angelegenheit regt weder die Petenten noch die Empfänger der Petition auf.

Die deutsche Industrie hat keine ausreichende Vertretung in den Parlamenten. Im Reichstag und in den Landtagen der Bundesstaaten zeigt sich oft eine arge Rückständigkeit bei der Berathung technisch wirthschaftlicher und industrieller Fragen. Und doch fehlt es in Technik und Industrie wahrlich nicht an Männern, die allgemeine und fachliche Bildung genug besitzen, um in den Parlamenten nützlich wirken zu können. Nicht das Talent fehlt, sondern die Energie, den Einzelnen wie den Verbänden; und so lange diesem Mangel nicht abgeholfen ist, wird die deutsche Industrie nicht die politische Rolle spielen, die ihr gebührt.

Die deutsche Technik hat sich die Bewunderung der Welt erworben; mögen ihre Vertreter endlich auch daran gehen, im Vaterland Zustände zu schaffen, wie sie nöthig sind, wenn das deutsche Wirthschaftleben zu voller Blüthe heranreifen soll.

Halensee. Franz Bendt.

Syndikat oder Trust?

Wochen lang erinnerte der Montanaktienmarkt an ein brandendes Meer, dessen Wogen wild emporschlagen und die festesten Planken zu bedrohen scheinen. Auch an der Börse sprach man, wie in Attinghausens Rittersitz, von Ruinen, aus denen neues Leben erblühen solle. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, hieß es, soll fallen und an seiner Stelle ein Trust entstehen. Probleme, die bisher meist nur die Männer der Fachwissenschaft beschäftigten, dringen nun ins Reich der Spekulation. Nicht nur um Deutsch-Luxemburg handelt sichs, sagte man, sondern um große Verschiebungen in der Montanindustrie. Und die intellektuellen Führer sind wohl wieder die beiden Männer, die, trotz ihrer äußeren Bescheidenheit, nicht weniger Macht haben als mancher König: Hugo Stinnes und August Thyssen. Vor dem Hiberniastreit, dessen Folgen der Lange Möller nicht geahnt hat, wurden die beiden Namen in Berlin selten laut genannt; jetzt aber tauchen sie sofort auf, wenn von neuen Montanplänen die Rede ist. Alle spitzten die Ohren, als es hieß, an den Konferenzen über die geheimnißvollen Projekte seien außer der Darmstädter, Deutschen, Dresdener Bank und Nationalbank auch die Herren Thyssen, Stinnes und Kirdorf betheiligt. Nun zweifelte die Börse nicht mehr an der Größe der zu erwartenden Transaktionen. Nur über die allgemeine Schweigsamkeit wurde geklagt und wieder einmal behauptet, die Eingeweihten seien verpflichtet, die Börse bei der Beurtheilung wichtiger Fragen nicht lange im Dunkel zu lassen. Ob diese Pflicht, deren Erfüllung manchmal freilich Kurstreibereien verhüten könnte, von den Maßgebenden je anerkannt werden wird? Niemand kann den Leitern der Industrie und der Banken zumuthen, Projekte, deren Ausführung noch nicht ganz sicher ist, der Oeffentlichkeit preiszugeben. Der durch solches Verfahren entstehende Schade wäre größer als der, den eine (schließlich doch nie zu hindernde) Uebertreibung der Spekulation anrichten kann. Nur unkluge Journalisten fordern, daß jeder Bankdirektor ihnen Rede stehe.

Da Thyssen und Stinnes als Repräsentanten des Kohlensyndikates gelten, mußte man zunächst annehmen, daß nichts geschehen werde, was den Bestand des Syndikates gefährden könnte. Der neue Vertrag, der dem Syndikat die Weiterexistenz auf breiterer Grundlage sicherte, ist am ersten Oktober 1903 auf zehn Jahre geschlossen worden, gilt also bis ins Jahr 1913. Wer aber bedenkt, unter welchen Bedingungen dieser Vertrag erreicht wurde, kann immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß dem Syndikat ein früherer Tod beschieden ist. In dem neuen Vertrag mußte den Hüttenzechen das Recht zugestanden werden, die für den Bedarf der eigenen Hütten erforderlichen Kohlenmengen bei der Betheiligung am Syndikat nicht mitanzurechnen. Die Folgen dieser Privilegirung konnten nicht ausbleiben. Die reinen Zechen hatten allein die Last der Betriebseinschränkungen zu tragen und strebten deshalb mehr und mehr danach, sich Hüttenwerke anzugliedern und die Vortheile der Hüttenzechen zu erlangen. Es kann noch lange dauern, bis das Reichsgericht eines Tages als letzte Instanz entscheidet, ob solche Umwandlung wirklich von allen Einschränkungen und Umlagen befreit. In den Motiven, mit denen die Hiberniamänner im vorigen Jahr die Offerte des Handelsministers ablehnten, soll schon darauf hingewiesen worden sein, daß die „Vortheile der Syndikatserneuerung" für die Gesellschaften noch nicht wirksam geworden seien. Damals glaubte man also noch fest an diese Vortheile. Und jetzt spricht Jeder von dem nahen Ende

des Syndikates. Jetzt träumt fast Jeder schon von einem Trust. Damit ist ein Moment der Beunruhigung gegeben. Wäre für einen Trust die Rentabilität gesichert? Riesenverbände müssen aus einer Riesenkonjunktur heraus entstehen, wenn sie rentiren sollen. Man sagt, die Syndikate genügten dem Anspruch nicht mehr; auch bei uns dränge die Entwickelung zum Trust. Und doch haben die Trusts selbst den Vereinigten Staaten, trotz deren Reichthum an Rohprodukten und Kapital, manche unangenehme Erfahrung gebracht. Der amerikanische Stahltrust hat gezeigt, wie schädlich eine Ueberkapitalisirung werden kann. Und Amerika kann doch viel bequemer als wir das ungeheure Kapital zusammenbringen, das zu einem Trust gehört. Unsere Industrie lebt eben unter anderen Verhältnissen als die amerikanische.

Das Kartell in seiner heutigen Form ist gewiß nicht die letzte Stufe industrieller Entwickelung. Zwischen dem deutschen Syndikat und dem amerikanischen Trust giebt es aber noch genug Möglichkeiten, die nicht über die durch unsere Verhältnisse bezeichnete Grenze hinausgehen. Ein Beispiel dafür ist die Interessengemeinschaft zwischen der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, dem Aachener Hüttenverein und dem Schalker Gruben- und Hüttenverein. Das ist kein Trust, weil jede der betheiligten Gesellschaften ihre Individualität behalten hat, und ist doch mehr als ein Syndikat, weil sich die Gemeinschaft nicht nur auf einen Industriezweig erstreckt, sondern deren zwei umfaßt: Kohle und Eisen. Die Verbindung Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde ist durch die Initiative Kirdorfs entstanden, der bekanntlich das Kohlensyndikat leitet. Darin sieht man den Beweis, daß die Nothwendigkeit, allmählich zu Trustformen zu kommen, sogar von einer Persönlichkeit erkannt wird, die an der Erhaltung der Syndikate das größte Interesse hat. Ob diese Annahme richtig ist? Geheimrath Kirdorf-Rheinelbe wird sicher nichts thun, was zur Beseitigung des Syndikates beitragen könnte; vielleicht aber plant er eine Ergänzung, die manche Konkurrenzschwierigkeit lindern könnte. Der Wettbewerb steigert sich eben beständig und Konzentrationen werden nicht nur in der Bankwelt nöthig. Deshalb braucht man noch nicht gleich an einen Trust zu denken. Als es in der Chemischen Industrie zu Einigungen kam (die ja auch den einzelnen Unternehmungen volle Selbständigkeit sicherten), gab man zu, daß die Interessengemeinschaft durch die wachsende Konkurrenzgefahr erzwungen worden sei. Ungefähr so wirds auch in der Montanindustrie sein. Daß viele Gesellschaften in diesem Jahr gute Erträge liefern, beweist nicht viel: es ist das letzte Jahr vor der Herrschaft der neuen Handelsverträge und deshalb versucht jedes Werk, schnell noch so viel wie irgend möglich zu leisten. Das sollten besonders die Leute bedenken, die in der Kurssteigerung allein schon ein Zeichen für das Nahen einer neuen Hochkonjunktur erblicken. Hohe Kurse stellen auch hohe Anforderungen an die Rentabilität der Gesellschaften; und das bochumer Beispiel läßt die Frage entstehen, ob die Dividenden anderer Werke der heutigen Bewerthung der Aktien entsprechen werden. Männern vom Schlag der Stinnes und Thyssen ist freilich zuzutrauen, daß sie mit ihren Plänen auf haltbarer Basis bleiben. Stinnes ist im Aufsichtrath der Gesellschaften Louise Tiefbau, Mülheimer Bergwerks-Verein, Steinkohlenbergwerk Nordstern, Deutsch-Luxemburg, Gelsenkirchen, Kohlensyndikat, Kohlenkontor, Saar- und Moselbergwerk in Metz-Karlingen, Stahlwerk Mannheim und gehört außerdem dem Grubenvorstand großer Zechen an. August Thyssen gehört zu den leitenden Köpfen der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, der Gesellschaften Schalke, Gelsenkirchen, Mülheim und Saar-

und Mosel. Diese Männer, die mit allen Fasern ihres Seins im Boden der rheinisch-westfälischen Bergwerksindustrie wurzeln, werden gewiß nicht Phantasmen nachjagen.

Bei den Bankdirektoren wäre diese Gefahr vielleicht größer, weil sie vor Allem bemüht sein müssen, die großen Kapitalien, die ihnen die Konzentrationen zugeführt haben, ausreichend zu verzinsen. Deshalb streiten sie um die Herrschaft über die einzelnen Industriegesellschaften. Je kleiner die Zahl der im Bankgeschäft Entscheidenden wurde, desto stärker natürlich der Reiz zu großen Transaktionen; da in Deutschland aber eine größere Summe von Intelligenz in den Banken wirkt als in den Vereinigten Staaten, wo skrupellose Spekulanten alle nüchternen Bedenken nur allzu oft überrennen, so darf erwartet werden, daß der Thätigkeitsdrang des Großkapitals sein Ziel nicht in der Züchtung überkapitalisirter Unternehmen, sondern in der Beseitigung gefährlicher Reibungsflächen finden wird.

Interessant war die Bewegung in den Aktien der Dortmunder Union. Diese Gesellschaft ist bekanntlich fünfmal saniert worden und hat deshalb ihre Aktien in mehr oder minder bevorzugte Gruppen eingetheilt, die mit den ersten Buchstaben des Alphabetes bezeichnet werden. Die Aktien Litera D stiegen nun in zehn Tagen um 16 Prozent (auf 116). Daß gerade die Kategorie D bevorzugt wurde, war erklärlich, weil diese Gruppe nicht nur eine Vorzugsdividende von 5 Prozent genießt, sondern auch, im Fall der Liquidation, vor den C-Aktien befriedigt wird. Diese privilegirte Stellung der D-Aktien konnte aber die Aufmerksamkeit, die ihnen geschenkt wurde, nicht genügend erklären; die Verwaltung der Dortmunder Union ließ denn auch mittheilen, daß „ein sachlicher Anlaß" für die Kurssteigerung nicht vorliege; Thatsache sei nur, daß in letzter Zeit größere Umbauten die Betriebseinrichtungen verbessert haben. Etwas klarer sah man erst, als behauptet wurde, die Diskontogesellschaft habe ihre Union-Aktien an die Firma Hardy & Co. und an die Dresdener Bank verkauft. Aha, dachte die gefoppte Börse: die Dortmunder Union gehört also mit in den Bereich der neuen Transaktion; also kann man sie klettern lassen. Wenn Kohle und Eisen zusammengebracht werden sollen, könnte die Union, weil sie dem Kohlensyndikat und dem Stahlwerkverband angehört, allerdings eine Rolle spielen. Gerade die Unzulänglichkeit des Stahlwerkverbandes, die in dem nach wie vor bestehenden Gegensatz zwischen ihm und den reinen Walzwerken zum Ausdruck kommt, fordert einen beide Theile befriedigenden Ausgleich, der durchaus nicht in einem allgemeinen deutschen Montantrust gefunden zu werden braucht, sondern sich, wie im Bankwesen, auf einzelne Concerns, die neben den Syndikaten wirken, beschränken kann. Daß für die Durchführung solcher Pläne in erster Linie die Unternehmen in Betracht kommen, die in beiden Industriegebieten heimisch sind, ist klar; ob die der Union dabei zufallende Rolle aber sehr groß und sehr dankbar sein würde, ist doch weniger sicher. Nach ein paar Tagen war die Freude denn auch wieder vorbei und der Kurs fiel beinahe eben so schnell, wie er gestiegen war. D[ie] jetzt Alles möglich ist, kann er bald aber wieder hoch sein. Jedenfalls hat die Diskontogesellschaft ein gutes Geschäft gemacht, als sie die Konjunktur für Montanaktien ausnützte, um einen Aktienbestand loszuwerden, an dem sie bisher wenig Vergnügen hatte. Ihren Direktoren war der Sperling in der Hand offenbar lieber als die Taube auf dem Dach. Als der Bochumer Gußstahlverein dann 12 Prozent Dividende vorschlug, hielt mans für richtiger, zur Abwechselung einmal die Bankaktien steigen zu lassen. Ladon

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1905.

Onkel Eduard.

Im Januar 1842 fuhr Friedrich Wilhelm der Vierte nach England. Er hatte, neunzehn Monate vorher, nicht nur der Königin Victoria, sondern auch dem Prince Consort of Her most gracious Majesty in einem mit eigener Hand geschriebenen Brief angezeigt, daß er den Hohenzollernthron bestiegen habe, durch diese Artigkeit, der bald andere Zeichen höflicher Devotion folgten, das Herz der jungen Herrscherin gewonnen und, unter dem Einfluß Bunsens und Heinrichs von Bülow, in der kurzen Zeit seiner Regirung sich immer als Bewunderer britischen Wesens bewährt. Warben die größten Kontinentalmächte nicht, Rußland und Frankreich, um Englands Gunst? Mit dem umbuhlten Inselvolk mußte Preußen, mußte der Deutsche Bund, in dem Friedrich Wilhelm und seine Leute eine Macht ersten Ranges sahen, sich auf guten Fuß stellen. Das schien, nach Bülows Denkschrift über die innere Lage Großbritaniens, auch gar nicht schwer. Robert Peel, der neue Premier, war schon wegen seiner Frommheit der Mann des Preußenkönigs und als Politiker gewiß kein Feind der Deutschen. Auch Palmerston wars, wenn man Bülow hörte, niemals gewesen; und Lord Aberdeen, sein Nachfolger, war als Anhänger Metternichs dem berliner Hof besonders willkommen. Diese Stimmung des Hohenzollern verhieß den Briten ansehnlichen Konjunkturgewinn. Der Koburger Stockmar, der in der Schule des Landsmannes Leopold erwachsen war und nun an der Themse das Wetter machte, wußte, an welcher Stelle der schwärmende König zu packen war: auf seinen Rath wurde Friedrich Wilhelm als Pathe zur Taufe des Prinzen Albert Eduard geladen. Zwar warnte Metternich vor einer gefährlichen Erregung protestantischer Parteileidenschaft und auch Zar Nikolai rieth von der Reise ab, die zu einer Begegnung mit dem bel-

gischen Blusenkönig oder einem der Prinzen von Frankreich führen könne. Doch Friedrich Wilhelm ließ sich nicht halten. Er fühlte sich durch die Gevatterschaft hoch geehrt und war von der Unfehlbarkeit seiner Charmeurkunst so innig überzeugt, daß er Fährnissen nicht auswich, sondern sie suchte. Mit den Orleans kam er nicht in Berührung; Leopold von Belgien aber sah er schon auf der Hinfahrt in Ostende und besuchte ihn, der den sich legitim dünkelnden Monarchen noch als Usurpator und Kronräuber galt, dann in Laeken, pour le travailler. Seiner Beredsamkeit konnte kein Sterblicher widerstehen; und wenn er den Koburger ein paar Stunden bearbeitet hatte, war zwischen Belgien und den Niederlanden gewiß Alles in schönster Ordnung und der belgisch-luxemburgische Grenzverkehr im Sinn des Zollvereins geregelt. In London gings natürlich hoch her. Victoria trug bei den Tauffesten ein Armband mit dem Bilde des Preußenkönigs und ließ sich die Freude nicht nehmen, den Pathen ihres Söhnchens selbst mit dem Hosenbandorden zu schmücken. In schwülstigen Trinksprüchen wurde die unverjährbare Freundschaft der beiden Vormächte des Protestantismus gefeiert. Bei der Eröffnung des Parlamentes saß Friedrich Wilhelm, nur er, als dem Königshaus nah Verwandter, zwischen der Königin und den Lords. In der Pauluskathedrale bewunderte er die Andacht anglikanischen Gottesdienstes, im Theater die sorgsame Inszenirung shakespearischer Lustspiele, in Newgate die kluge Humanität der Gefängnißeinrichtung. Er war von Allem, was er sah und hörte, entzückt; hinterließ aber, trotzdem er die Institutionen des Inselreiches mit überschwingendem Pathos lobte, keinen tiefen Eindruck. Im Oberhaus sprach Lord Brougham die Hoffnung aus, der Preuße werde seinem Volk endlich gewähren, was schon sein Vater verheißen habe, und zeigen, daß er aus dem Anblick englischer Freiheit zu lernen wisse. Manche Zeitung (die londoner Presse war noch nicht so straff disziplinirt, wie sies heute ist) schalt ihn einen Spion, Heuchler und Narren. Die Politiker ließen sich von dem Glanze seiner Rhetorik nicht blenden; die freundlichsten Beurtheiler sahen in ihm, wie später Treitschke, nur „den größten all jener geistreichen Dilettanten, an denen die vielgestaltige moderne Kultur so reich ist; auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigt er sich wahrhaft mächtig, wahrhaft schöpferisch, am Wenigsten in seinem politischen Beruf." Die Reise blieb ohne Ertrag. Die phantastischen Pläne des Gastes wurden höflich, aber kühl angehört und Stockmar selbst, der an zwei Höfen doch die Kunst der Verstellung gelernt hatte, konnte den Schreck kaum verbergen, als der König ihm eines Tages erklärte, Belgien (der auf Preußens Antrag 1830 als neutral anerkannte Staat) müsse in den Deutschen Bund eintreten. Friedrich Wilhelm merkte aber stets nur, was seinem Selbst-

gefühl schmeicheln konnte, und blieb fest überzeugt, die Reise nach England habe der protestantischen und der deutschen Sache wesentlichen Nutzen gebracht. Nicht einen Augenblick dachte er daran, mit den Ergebnissen britischer Erbweisheit sein Volk zu beglücken. Doch Victoria und Albert sollten erfahren, wie stark die Stimmung der londoner Tage in seinem Herzen nachklang. Cornelius mußte für das Pathenkind einen Schild zeichnen, der dann in Silber ausgeführt wurde. In der Mitte ein Christuskopf, darunter die Darstellung der evangelischen Sakramente, am Rande der christliche König, der, in Muschelmantel und Pilgerhut, in einem vom gefesselten Höllengeist des Dampfes vorwärtsgetriebenen, von einem Engel gelenkten Schiff übers Meer fährt und an der Angelnküste von Sankt Georg, Wellington und dem Prinz-Gemahl erwartet wird; auch die Portraits Alexanders von Humboldt (mit einem Oelzweig in der Hand), Natzmers und Stolbergs waren, dicht neben Jesu Einzug in Jerusalem, auf dem Schildrand zu sehen. Die britischen Höflinge lächelten leis, die radikalen Whigs lachten laut über dieses wunderliche Symbol. Den unsteten Sinn des Königs aber plagte kein Zweifel. Wieder war seinen staatsmännischen und psychologischen Talenten ein wichtiger Sieg gelungen.

Der irrlichtelirende König, der Konsequenz die elendeste aller Tugenden zu nennen pflegte, ist auch den Briten nicht lange treu geblieben; in der Zeit des Krimkrieges ärgerte er sie, die ihn freilich schlecht genug behandelt hatten, durch seine deutlich wahrnehmbare Hoffnung auf Rußlands Sieg. Noch vierzehn Jahre nach der Taufreise aber, als endlich, allzu spät, die Psychose des redseligen Monarchen erkannt war (der als junger Regent oft schon, mit blitzendem Auge, gerufen hatte: „Ich muß reden; es läßt mir keine Ruhe!"), noch 1856 übermannte in Frankfurt Herrn Otto von Bismarck die Wuth, wenn er von der Anglomanie des preußischen Hofes sprach. Sein Urtheil über England war, wie fast immer über Dinge, die sein Genieblick nicht nah und lange gesehen hatte, von beinahe bonapartischer Ungerechtigkeit. D'Israeli schien ihm damals nur ein jüdischer Dialektiker vom Range Stahls, die gerühmte Erbweisheit der Briten seit der Reformbill von 1832, die das Wahlrecht erweitert hatte, für immer verloren; er merkte nicht, daß nur die Fassade ein Bischen verändert, das oligarchische Wesen auch unter Victoria aber erhalten war, und meinte, der Bulle sei zwar noch stark, „wisse aber, seit ihm der Nasenring der Oligarchie abgenommen ist, nicht mehr, wo er hinstößt." Als Minister hat er die Unklugheit dieses Vorurtheils dann bereuen gelernt. Richtig war und blieb aber, was er an Gerlach schrieb, der ihn gefragt hatte, wie er über die „englische Heirath" des Prinzen Friedrich Wilhelm denke, die in Rußland arg verstimme: „Die Heirath mag ganz gut sein; das Englische darin

gefällt mir nicht. Fürstliche Heirathen geben im Allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem anderen, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Das ist um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bei uns wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein englischer Jockey ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's english zu radebrechen; wie wird Das erst werden, wenn die erste Frau im Land eine Engländerin ist! Ich wünschte jedenfalls, daß unsere Bewerbung zur Heirath etwas später erfolgte, nachdem England Gelegenheit gehabt hätte, die vielen Roheiten, die es in Presse, Parlament und namentlich in der Diplomatie gegen uns verübt hat, wieder in Vergessenheit zu bringen. Ein Privatmann würde nicht die Stirn haben, in einem Haus, wo er so unwürdig behandelt worden ist, ohne Weiteres um die Tochter anzuhalten." Diese Stimmung war in den Köpfen der besten Preußen entstanden, während Friedrich Wilhelm mit dem schüchternen Eifer eines armen Verwandten um Britanias Gunst warb.

*

Der Christenschild, dessen Skizze Peter Cornelius mitten in der Riesenarbeit an seinen Kartons entwerfen mußte, hing in dem Zimmer des Knäbleins, dem sechzig Jahre danach in Westminster die Krone des Königs und Kaisers aufs Haupt gesetzt ward. Fromm hat der Anblick den kleinen Albert Eduard nicht gemacht. Die Koburger ließen den lieben Gott immer einen guten Mann sein. Und der Prinz von Wales war ein echter Koburger. Sein Vater war Leopolds Neffe, seine welfische Mutter die Tochter der Luise von Koburg, die dem Fürsten von Leiningen vermählt war. Dem schönen Prince Consort, der eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein scheint, mißlang der Versuch, mit seines Wesens Stempel den Sohn zu prägen. Gar zu langweilig korrekt; zu wenig im Stil altenglischer Lustigkeit. Pünktlich wurden im Elternhaus ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperstorch in den Buckingham-Palast. Zu so kleinbürgerlich wohlanständiger Lebensart (Cleopold und seine Töchter beweisen, daß sie nicht zum koburgischen Erbe gehört) hatte Vickys Sohn keinen Blutstropfen in sich. Der wollte die süßen Wonnen eines Kronprinzendaseins ausschlürfen, als arbiter elegantiarum im Weltreich der Mode anerkannt sein und alle Lust bunter Abenteuerlichkeit genießen, die seit Heinzens tollen Tagen einem Britendauphin ziemt. Sankt Georg, Sankt

Wellington und Sankt Albert konnten ihn nicht verleiten, Trübsal zu blasen. Lehrzeit für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutionel cant herrscht; und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte schnell spielen. Amusiren wollte er sich; liebte Roulette und Karten, herben Sekt und pfiffige Mädchen noch immer mit alter Zärtlichkeit, als er Sir John mehr schon als dem Prinzen von Eastcheap ähnelte; als seine Augen schon, die Fischaugen der Mutter, Glaskugeln gleich, in geräumigen Schädelhöhlen lagen und der nervus facialis unter Fettpolstern zu schlummern schien. Wir hörten ihn leben. Hörten von seinen galanten Händeln, seinen Kartentischgeschichten, seinem Verkehr mit fleckigen Spekulanten, die, so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe geklettert sein konnten. Der Türkenhirsch, der vom pariser Jockeyklub abgelehnt worden war (und, um sich für die schwarzen Kugeln zu rächen, das Klubhaus gekauft und die Jockeys obdachlos gemacht hatte), war so oft sein Gast, daß Labouchere schreiben konnte, in Marlborough House gebe es kein Diner ohne Parfait au Hirsch. Jahrzehnte währte dieses geräuschvolle Leben, dessen Echo bis in den Gerichtssaal hineinhallte. Meist war Paris oder Monte Carlo der Schauplatz. Da war le Prince de Galles, den jedes Kind kannte, jedes Jüngferchen wie einen Oger anschmachtete, in seinem Element; da bestimmte er die Mode, lancirte Weiber und Pferde, schien zum Entzücken verruchter und kroch, wenn ihn die Lust juckte, in die schmierigsten Spelunken. Nicht fromm und säuberlich; doch wenigstens kein Heuchler. Und ists etwa leicht, so lange Kronprinz zu sein? Im Haus Victorias, die den Sohn von allen Staatsgeschäften absperrt, thatlos des vielleicht noch fernen Tages zu harren, der zu schöpferischer Arbeit ruft? Allmählich wurde auch dieser Modemonarch, dessen Vitalität allen Stürmen getrotzt hatte, müde; so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den an Europens feinsten Krippen gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Mama überlebt uns Alle. Rien ne va plus. Wenn die Polster weggeschafft sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde. Die Schürzenjagd hatte seinem Ruf nie ernstlich geschadet; das Geldbedürfniß des knapp gehaltenen Thronerben brachte ihn spät noch, als der Mutter die letzte Sonne schien, in schlimmes Licht. Wo er sich sehen ließ, schrien heisere Wuthstimmen ihm nach, er habe in Goldshares spekulirt, mit Rhodes, Milner, Beit das Baalwasser getrübt, an der Vorbereitung des Jameson Raid mitgewirkt und durch seinen Eingriff die Untersuchung der Mächlereien zur Posse erniedert. Wahr oder falsch: bequem war es nicht, unter der Last solcher Anschuldigung auf den Thron des Reiches zu steigen, das einen zähen Bauernstamm nicht niederzuzwingen vermochte. Den dicken Herrn schreckte das Geraun nicht; ärgerten mehr die Spötter, die tuschelten, er sei made in

Germany. Das konnte gefährlich werden. Flink also fort mit dem Vatersnamen, der an den kleinen deutschen Prinzen erinnert. Eduard: bei diesem Namen denkt der Brite des Königs aus der Baronetkriegszeit, der die Verwaltung organisirte, die Magna Charta bestätigte und das Fürstenthum Wales dem Angelngesetz unterwarf. Als Eduard der Siebente wurde der Baccaratprinz am Altar gesalbt. Und die Appendizitis warb ihm mitleidige Herzen.

Ueber seiner Wiege hing der Glaubensbekennerschild des berliner Gevatters. In den Krönungstuhl, auf dem König Edward des Priesters wartete, ist der Stein eingefügt, an den Jakob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Ein frommes Gemüth mag wähnen, auf dem von solchen Reliquien umhegten Leben ruhe segnend die Hand des Herrn. Nüchterne Nationalisten werden sagen, der Umgang mit Geschäftsleuten habe den Kronprinzen die Kunst gelehrt, gute Geschäfte zu machen. Einerlei. Hans Lüderlich ist ein tüchtiger König geworden. Im ersten Jahr seiner Regirung schien er nur im ehrwürdigen Plunderprunk mittelalterlichen Hofceremonials zu leben; saß in seinem Palast, studirte Kostümwerke und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Mummenschanzes. Das war nicht dumm (die victorianische Aera hatte der Schaulust nur karge Nahrung geboten), währte aber nicht lange. Das zweite Jahr brachte die Unterjochung der Burenrepubliken, den werthvollsten Erfolg, der dem verwöhnten Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war. Und jetzt sorgt Eduard für sein Land wie ein Großkaufmann für seine Firma; erstrebt und erlangt Verbindungen, die Lohn verheißen, nützt die Schwächen oder Thorheiten der Konkurrenten aus und löst Engagements, von denen nichts mehr zu hoffen ist. Manche Briten finden, er regire zu viel, treibe eine persönliche Politik, die hart an Absolutismus grenze, und brauche einen Junius, der ihm sagt, daß die Verfassung Englands König nur schützt, wenn er ihren Geist nicht verletzt. Jeder Koburger stand einmal vor dieser Gefahr. Daß Eduards Wulstfinger behutsam die Drähte lenken, ist längst schon zu spüren. Doch hat nicht auch die alte Queen still ihre Fäden über Europa hin gesponnen und, mochte Beaconsfield, Gladstone oder Salisbury ihr als Minister vorgesetzt sein, mehr Politik gemacht, als auf dem Festlande die Harmlosen ahnten? England ließ sichs gefallen, weil es Vortheil davon hatte, und wird sichs, trotz der Legende, Magna Charta sei in Großbritanien mächtiger als der mächtigste Mann, auch ferner gefallen lassen, so lange der Reichsprofit dadurch nicht geschmälert wird. Einstweilen ist die Bilanz so gut wie je in den fettsten Jahren des Insulargeschäftes. Egypten und Südafrika gesichert. Italien am Bugsirtau. Ein günstiger Vertrag mit Portugal abgeschlossen. In Asien der erwachsenden Großmacht verbündet. Der Streit um Neufundland geschlichtet.

Die zuverlässige, zu Opfern bereite Treue der Kolonien im Burenkrieg bewährt. Rußland ohne britischen Schwertstreich auf ein Menschenalter hinaus geschwächt. Für Indien nichts zu fürchten. Deutschland in Europa isolirt (der Dreibundspuk ängstet nur Kinder), in Afrika, dicht neben englischen Niederlassungen, die in ungestörtem Frieden gedeihen, seit Jahren zu schwerem Kampf gezwungen, in Ostasien wegen des Kreuzzuges und des Pachtvertrages von Mißtrauen umlauert. Und das für den Augenblick Wichtigste: die entente cordiale mit Frankreich, die, sobald den Briten solche Erweiterung nützlich scheint, zur Verständigung mit Rußland führen kann. Wie lange ists her, seit auf den Boulevards die Menge den alten Krüger umjauchzte, in allen beuglants von Montmartre die greise Liqueurkönigin und der arme Tommy gelästert wurden? Jetzt verbrüdern in Portsmouth französische sich englischen Seeleuten und in der City liest, zwischen Guirlanden und Trikoloren, der Wanderer die Huldigung: Gloire à la France! So, nach dem feinsten Industriesystem, macht man Geschäfte. Still, nach sorgsamer Disposition, mit kluger Ausnützung fremder Fehler, ohne ungeduldige Hast, ohne säumig die Konjunktur zu verpassen; so steigert man den Werth einer Firma und weckt in Konkurrenten dadurch den Wunsch nach einem Pool, einer Interessengemeinschaft, einem Bündniß. Eduard hat ziemlich wüst gelebt, aber in Paris, New-York, London und Monte Manches kennen gelernt, was korrektere Prinzen nie sahen. Vergebens; sagt Goethe, „bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen: und ein Bild seines Charakters wird uns entgegentreten." Seine Thaten zeugen für Eduard. Trotzdem er mancher Nana sachkundig beim Tricotwechsel half und noch in den neunziger Jahren nur ein vieux marcheur schien, hat er sich als gescheiten Kaufmann entpuppt.

Mit Deutschland wollte er sicher in Frieden leben. Sohn eines Sachsenprinzen, Pathenkind eines Königs, Schwager eines Kronprinzen von Preußen, der einst die Krone der Deutschen Kaiser tragen sollte: warum also Zwist? Die Deutschen sind nette Leute. Der berliner Hochadel nimmts nicht einmal übel, wenn die Kronprinzessin auf Hofbällen für den Bruder fällige Spielschulden einkassirt. Besonders liebenswürdig und ehrerbietig ist der Neffe Wilhelm. Ganz entzückt, wenn er in Cowes nicht distanzirt wird, den Admiralsrock bekommt oder im Piraeus unter der Flagge des Geschwaderchefs ein Stündchen der Britenflotte voranfahren darf. Zwar hat sein verheißender Zuruf die Buren in das Wagniß des Krieges getrieben; doch er hat den Fehler bald bitter bereut, Krügers Besuch abgelehnt und alles Erdenkliche gethan, um England zu versöhnen. Ein Bischen hitzig ist er ja noch; von rastloser Betriebsamkeit; möchte zeigen, daß er in allen Gebieten menschlichen Wollens heimisch ist, auf jedem

Sattel zu reiten, die Widerspenstigsten schnell zu bezaubern versteht. Junges Koburgerblut. Mit der Zeit wird auch er wohl ruhiger. Und schließlich braucht man die Deutschen: wirds einmal ernst, dann decken sie Englands wehrlose Flanke. Das war die Absicht. Wie kam es nun, daß schon in Eduards viertem Regirungjahr die Marineämter in Berlin und London die Weisung erhielten, für einen nahen Krieg zwischen Deutschland und Großbritanien zu rüsten?

*

Die Hoffnung, mit Schiffsgeschützen einen lästigen Konkurrenten aus dem Weg zu räumen, hätte den Kaufmannsgeist Eduards gewiß nicht leicht umgarnt. Trotzdem die Gelegenheit so günstig war, wie zwei Jahre vorher noch kein Brite sie zu träumen wagte. Rußland ohne Flotte, ohne jede Möglichkeit, dem Deutschen Reich gegen England wirksam zu helfen, ohne die innere Kraft, die zu einem Angriff auf die von Kitcheners Kriegstechnikergenie geschirmte indische Grenze nöthig wäre. Frankreich, die zur See zweitstärkste Macht, dem Inselvolk befreundet, für den Fall eines britisch-deutschen Krieges sicher sogar verbündet. An Zahl und an Qualität der Gefechtseinheiten ist Englands Flotte unserer heute noch so überlegen, daß wir den Kampf nicht wagen könnten, auch wenn wir unsere Kolonien besser geschützt wüßten. Ein für Industrie, Technik und Handel ungewöhnlich begabtes, fleißiges, auf reichem Boden lebendes und billig arbeitendes Volk von sechzig Millionen Menschen ist auf die Länge aber nicht dadurch unschädlich zu machen, daß man ihm seine Schiffe zusammenschießt oder in die Luft fliegen läßt. Das sieht jeder Großkaufmann ein; und keiner würde sein Geld in ein so kurzsichtiges Geschäft stecken. Konkurrenz ist zu ertragen; unerträglich nur stete Geschäftsstörung. Und Eduard fand, daß Deutschland ihm sein Geschäft störe. Deutschland? Eigentlich thats der Deutsche Kaiser. Die derselben Familie Angehörigen kritisiren einander selten mit dem Gleichmuth des kühlen Richters. Der Onkel ärgerte sich über den Neffen, der Sohn über den Enkel des Koburgers; und die Worte, die hin und her flogen, klangen Dem, der sie auffing, nicht gerade mild. Was will denn our William? Welche Pläne birgt er in seiner Seele? Daß wir uns zu günstigen Bedingungen mit den Franzosen verständigt haben, kann er, ders auch längst thun möchte, uns doch nicht verargen. Seitdem aber, seit die entente cordiale ans Licht kam, ist er schlecht auf uns zu sprechen; und wir hatten an Guirlanden und Kränzen für ihn doch nicht gespart. New departure? Gehts jetzt wieder ostwärts? Wirbt der unzärtliche Verwandte im Dunkel der Mohammedanerwelt, in Washington, in den skandinavischen Königreichen wider uns Bundesgenossen? Soll Frankreich mit Waffengewalt niedergeworfen oder durch deutliche Drohung gezwungen werden, uns den Rücken zu kehren? Niemand weiß es; aus jedem Botschafter-

bureau kommt eine andere Version. Kein Tag ohne Ueberraschung. Gestern eine fast kriegerisch klingende Rede, heute ein unerwarteter Besuch, morgen vielleicht eine Friedensverkündung. Lui, toujours lui. Das fällt auf die Nerven. Noch fehlt all den dialektischen Spielen die Pointe, den Worten noch immer die That. Soll man sie aber in müßiger Ruhe erwarten? Wer nicht zu berechnen vermag, wie morgen der Markt aussehen, welche Waare angeboten und welche verlangt werden wird, kann kein ersprießliches Geschäft machen. Deutschland braucht Land und baut Schiffe, um es zu erobern; wahrscheinlich von uns, mit amerikanischer, französischer oder russischer Hilfe. Mit solchen Möglichkeiten kann man sich abfinden; nur dürfen nicht immer neue auftauchen, darf es nicht dahin kommen, daß die Furcht vor jähem Wetterwechsel jede bedächtige Vorsorge lähmt und der Staatsgeschäftsmann früh und spät vor Improvisationen zittern muß, die seinem Planen die Grundmauer der Thatsachen zerbröckeln. Wars nicht ein preußischer Offizier, der, vor fast hundert Jahren, gegen die Willkürherrschaft des Korsen sich mit dem Schlachtruf erhob, lieber als endloser Schrecken müsse dem Tapferen ein Ende mit Schrecken sein?

So ungefähr hat Eduard gesprochen, geschrieben; und leider Gehör gefunden. Darüber mag der Deutsche sich wundern, der den täppischen Ableugnungversuchen offiziöser Ausrufer willig bisher Glauben schenkte. Die bestreiten Alles. Nie hat der Kaiser den Wunsch ausgedrückt, den Zaren zu sehen. Nie ist der Gedanke an einen Krieg gegen England durch sein Hirn gehuscht. Nie zwischen Onkel und Neffen das Verwandtschaftgefühl erkaltet. Der Einfall, einen Hohenzollern auf den Norwegerthron zu bringen und den britischen Kriegsschiffen die Ostsee zu sperren, konnte gar nur in Narrenköpfen entstehen. Die Wolke wird zum Walfisch, der Walfisch zum Wiesel: je nach Bedarf. Daß die englische Flotte in einer Zeit bitterböser Verstimmung für ihre Manöver die Ostsee wählt, wird als die harmloseste Sache von der Welt hingestellt; dieser Schauplatz, heißts, war ja schon im Januar vom Admiralstab für den Herbst gewählt. Richtig; und da in den letzten Dezembertagen die Kriegsgefahr zum ersten Mal sichtbar geworden war, hat gerade der Termin dieser Wahl ernste Bedeutung. Die deutsche Diplomatie wird vom Mißgeschick verfolgt. In Paris erzählen zwei Minister Jedem, ders hören will, der „Polarstern" sei auf dringenden Wunsch Wilhelms des Zweiten in die finischen Schären gekommen; und zeigen Depeschen, die dem Zweifel keinen Raum lassen. In Petersburg betheuern Botschafter und Hofwürdenträger, der Kaiser habe mit Nikolai und mit den Königen Christian und Oskar sehr ernsthaft die Möglichkeit erörtert, einen seiner Söhne als König von Norwegen zu kandidiren, doch nirgends ein zustimmendes Wörtchen vernommen; und erklären sich zur Bekräftigung durch einen feier-

lichen Schwur bereit. Natürlich finden diese Kanzleigerüchte mehr Glauben als die Offiziösenmären. Wer war denn dabei? Kein Kanzler, kein Staatssekretär; nicht einmal der Rundreisende des Auswärtigen Amtes. Wer also ist befugt, den Angaben zu widersprechen, die sich auf einen gekrönten Gesprächspartner berufen? Und wer will denn, wer kann vermuthen, der Repräsentant des Deutschen Reiches habe, in einer Zeit großer Entscheidungen, ohne politischen Zweck gerade die Herrscher aufgesucht, die berufen sein könnten, an diesen Entscheidungen mitzuwirken? Wo es sich nicht um Privatangelegenheiten, sondern um die Gestaltung von Völkerschicksalen handelt, sollte auch der falsche Schein gemieden werden. Der Reichskanzler, den, wie wir staunend neulich lasen, der Kaiser duzt und dessen Vertrauensstellung durch so seltsame Huld nicht bequemer wird, sollte seinem gnädigen Herrn sagen, daß selbst ein Monarch (und die Reichsverfassung kennt nur einen präsidirenden Bundesfürsten ohne monarchische Gewalt) heute nicht mehr vor Aller Augen politische Geschäfte machen oder suchen darf, wenn er sein Ansehen und die Sicherheit seines Landes vor Schaden bewahren will, und daß er, um empfindliche Nerven und majestätische Selbstgefühle zu schonen, darauf halten muß, nicht öfter gesehen und gehört zu werden als andere Staatshäupter. So macht Onkel Eduard seine Geschäfte: in tiefster Stille, hinter dichten Gardinen; und hat drum eine gute Bilanz.

Von der Epoche, die bald nach der Taufreise Friedrich Wilhelms des Vierten schloß, hat Treitschke gesagt: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen, und mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden." Das Deutsche Reich ist stärker als der Preußenstaat von 1844, hat mehr zu geben und kann deshalb nie ganz so vereinsamt sein. Ist unsere Situation jetzt aber etwa neidenswerth, ist sie der auch nur ähnlich, die wir bis ins Jahr 1888 hatten? In Afrika ein unabsehbarer Buschkrieg, den unser größter Weltmarktkonkurrent uns klug zu erschweren versucht. In Asien mit einer Kolonie bebürdet, aus der man, wie aus der vulva canina, nicht so leicht herauskommt, wie man hineinkam. Und in Europa? Rußland schlimmer als nach dem Krimkrieg geschwächt. Oesterreich, mit seinen Magyaren und Czechen, trotz seiner großen Armee zur Ohnmacht verdammt. Frankreich durch eine nur psychisch schmerzhafte Demüthigung erbittert, zu neuer Kraftanstrengung gereizt und in der haine commune dem einstigen Erbfeind verbündet. Eduard der Siebente kann schmunzeln; und sich als guten Onkel geben, wenn der Neffe das Bedürfniß empfindet, nach den Tagen von Portsmouth und London die Hand des theuren Blutsverwandten zu drücken.

Unehrliche Paragraphen.

Unehrliche Paragraphen nennt man solche, die sich in das Gesetz einfügen, ohne daß sie aber ernsthaft genommen und immer angewendet werden wollen, wenn sie nach ihrem Sinn und Wortlaut angewendet werden sollten. Solcher Gesetzesstellen giebt es genug, namentlich im Strafrecht, und es wäre Sache einer besonderen Arbeit, sie einmal alle zusammenzusuchen und auf ihre „Unehrlichkeit" zu untersuchen. Für heute möchte ich diesen Versuch aber nur an einer einzigen Gesetzesstelle, der über Fahrlässigkeit in bestimmten Fällen, unternehmen und meine Erwägung nicht gerade meinen kriminalistischen Fachgenossen, sondern einem großen gebildeten Leserkreis vorführen; ich glaube nämlich, daß gewisse Aenderungen in der Auffassung von Recht und Unrecht im gebildeten Publikum vorbereitet werden sollen, ehe die Juristen die Sache endgiltig in die Hand nehmen. Das Recht ist immer brutal und muß es seiner Natur nach sein; es wirkt daher besser, wenn man ihm vorbereitet entgegenkommt: dann äußert es sich wenigstens minder hart, als wenn es unerwartet und unverstanden dekretirt.

Was man unter Fahrlässigkeit im Allgemeinen versteht, weiß Jeder, der Deutsch kann; auch das Gesetz darf unter einem Begriff nichts Anderes verstehen als der gemeine Sprachgebrauch, da es Gesetzesunkenntniß nicht als Entschuldigungsgrund gelten lassen darf, aber nicht außerdem Kenntniß einer besonderen Terminologie verlangen kann. Nur wenn mehrere Auffassungen eines bestimmten Wortes bestehen (ob man, zum Beispiel, bei Raub Gewalt gegen Sachen oder nur gegen Personen verlangt), hat das Gesetz zu erklären, welcher Auffassung es sich anschließt. Das deutsche Strafgesetz hat daher auch die Fahrlässigkeit nicht definirt, sondern nur erklärt, daß bestraft wird, wer durch Fahrlässigkeit den Tod (§ 222) oder die Körperverletzung (§ 230) eines Anderen verursacht. Das österreichische Strafgesetz hat allerdings die „Fahrlässigkeit" nicht genannt, sondern bestimmt: „Jede Handlung oder Unterlassung, von welcher der Handelnde schon nach ihren natürlichen, für Jedermann leicht erkennbaren Folgen oder vermöge besonders bekannt gemachter Vorschriften oder nach seinem Stande, Amte, Berufe, Gewerbe, seiner Beschäftigung oder überhaupt nach seinen besonderen Verhältnissen einzusehen vermag, daß sie eine Gefahr für das Leben, die Gesundheit oder körperliche Sicherheit von Menschen herbeizuführen oder zu vergrößern geeignet sei, wird, wenn hieraus eine schwere körperliche Beschädigung oder der Tod eines Menschen erfolgt, an jedem Schuldtragenden" nach § 335, sonst nach § 431 StGB bestraft. Ob die deutsche Umgehung der Definition oder die langathmige Bestimmung des österreichischen StGB besser ist, soll hier nicht untersucht werden; sicher ist, daß wir wissenschaftlich in Deutschland und in Oesterreich unter Fahrlässigkeit das Selbe

zu verstehen haben. Aber nur strafrechtlich; wir können weder die Bestimmungen des § 276 BGB noch des § 1294 des österreichischen Gesetzbuches zur Begriffsbestimmung heranziehen; wir werden etwa mit Liszt sagen: „Fahrlässigkeit ist Nichtvoraussicht des voraussehbaren Erfolges bei Vornahme der Willensbethätigung" und weiter: Diese Nichtvoraussicht besteht entweder in einem Uebersehen („Vergessen") oder einem Riskiren.*) Wenn ich auf meinem Dachboden eine Fallthür offen ließ, durch die ein Anderer abstürzte, so habe ich entweder übersehen, sie zu schließen, obwohl ich zur Anwendung von Aufmerksamkeit verpflichtet war, oder ich habe sie absichtlich offen gelassen oder habe versäumt, wieder hinaufzugehen und die Thür zu schließen, weil ich ein Unglück riskirt habe: ich dachte, hoffentlich werde wohl Niemand vorbeikommen. Wenn ich in unsicherer Beleuchtung auf etwas sich Bewegendes schieße, so habe ich entweder ganz übersehen, daß es auch ein Mensch sein kann, oder ich habe diesen Umstand riskirt, in der Hoffnung, es werde wahrscheinlich ein Thier sein. Wir wollen uns nun nicht mit dem „Uebersehen", „Vergessen", „Nicht aufmerken", „Nachlässig sein", sondern mit dem „Riskiren" beschäftigen und zusehen, in welchen Fällen es gestraft wird. Dabei ist zunächst festzustellen, daß dieses „Riskiren der Körperintegrität eines Menschen" unter allen Umständen theoretisch unter das Strafgesetz fällt. Wenn Jemand eine Handlung unternimmt, von der er Gefahr für einen Anderen voraussehen kann, so riskirt er eben dessen Körperintegrität. Das stimmt mit der Definition Lisztś oder irgend einer anderen wissenschaftlichen Begriffsbestimmung überein, stimmt genau auch mit der vorhin angeführten Definition des österreichischen Gesetzes und auch mit dem Begriff der deutschrechtlichen „Fahrlässigkeit", endlich auch mit der in zahlreichen obersten Entscheidungen festgelegten Auffassung: „Der Thäter muß bei Aufwendung gehöriger Aufmerksamkeit und Vorsicht den Tod (oder die Verletzung) als erfahrungmäßige mögliche Folge seines Verhaltens haben voraussehen können": darin liegt eben das Wesen des Riskirens, denn wenn Tod oder Verletzung gewollt war, so liegt nicht mehr Fahrlässigkeit, sondern Absicht (nicht culpa, sondern dolus) vor.

*) Man könnte noch eine dritte Form in den Fällen erblicken, wo Jemand aus Mangel an Kenntniß, Aufmerksamkeit oder nöthigen Verstandeskräften „fahrlässig" im Sinn des Gesetzes handelt. Aber diese Fälle werden immer unter „Uebersehen" oder „Riskiren" fallen und wir können nie einen Menschen deshalb strafen, weil er keine Kenntnisse hat oder dümmer ist als andere; wir strafen nur wegen des Uebersehens oder Riskirens und der Kenntnißmangel, die Dummheit darf als Ursache des Uebersehens oder Riskirens betrachtet werden. Er hat also eine Vorsicht anzuwenden übersehen oder Etwas riskirt, weil ihm die nöthigen Kenntnisse gemangelt haben; doch dieser Mangel darf nicht gestraft werden, sondern nur seine Folge. Wenn Einer aus Faulheit stiehlt, statt zu arbeiten, so bestrafen wir auch erst das verursachte Stehlen und nicht die verursachende Faulheit.

Wir sehen nun, daß wir in einzelnen Fällen riskiren müssen, daß wir sehr oft das Leben und die körperliche Sicherheit mit sehenden Augen aufs Spiel setzen, gefährden, riskiren. Wir wissen, daß allein in Deutschland durch Eisenbahnunfälle durchschnittlich täglich zwei Menschen getötet und sechs verletzt werden. Wer also einen Eisenbahnzug abläßt oder überhaupt Menschen Gelegenheit zum Eisenbahnfahren giebt, „riskirt" deren Leben. Wir wissen weiter, wie gefährlich das Arbeiten in Bergwerken ist, wie viele Seeleute ertrinken, wie viele Menschen durch allerlei gefährliche oder schädigende Industriebetriebe vorzeitig ihr Leben verlieren u. s. w. Doch fällt es natürlich Keinem ein, die Eisenbahnen, den Bergbau, die Schiffahrt, die Industrie abzuschaffen und zu verbieten. Man thut alles Mögliche, um durch Gesetze und Vorkehrungen die Gefahr einzuschränken, aber es wäre lächerlich, wenn man die radikale Beseitigung der Grundursachen der vielen Unfälle fordern wollte. Das ist einfach nicht möglich; der moderne Mensch kann ohne Eisenbahn, Bergbau, Schiffahrt und Industrie nicht leben und: ultra posse nemo tenetur.

Aber die genannten, unumgänglich nothwendigen Betriebe sind nicht die einzigen gefährlichen; es giebt eine Menge von anderen, die nur zum Vergnügen bestimmt sind, zu einem Vergnügen, das in gar keiner Weise bessernd und veredelnd wirkt, also keineswegs nothwendig ist; wenn zur blöden, grausamen und verrohenden „Unterhaltung" Thierbändigungen, Seiltänzereien, gefährliche Kunstreiter-, Akrobaten- und Dressurstücke vorgeführt werden, so wird alle Tage das Leben einer großen Zahl von Menschen gefährdet, ihre Integrität riskirt, riskirt in einer haargenau unter das Strafgesetz fallenden Weise, aber Niemand denkt daran, den so genau passenden Strafgesetzparagraphen anzuwenden. Man will sich doch unterhalten! Neben der Gefährdung von Leben und Körper dieser Artisten verschwindet fast die Marter, der die Kinder beim „Abrichten" ausgesetzt werden, die tägliche Todesangst der Artisten vor und bei ihren waghalsigen Sprüngen und die entsetzlichen Quälereien, denen die vorzuführenden „gelehrten" Thiere ausgesetzt werden*): dies Alles wollen wir nicht beachten und nur fragen, wie man das tägliche Riskiren von Leben und Körperintegrität so vieler Menschen mit dem Gesetze vereinen kann, nach welcher Bestimmung die §§ 222 und 230 des deutschen und die §§ 335 und 431 des österreichischen Gesetzbuches denn aufgehoben sind und nicht gelten, wenn sich eine schaulustige, grauensüchtige und nicht denkende Menge bei Begehung dieser strafbaren Handlungen vortrefflich unterhält.

*) Ich erwarte genug Entgegnungen, in denen von „maßgebender" Seite versichert werden wird, die Gefahren seien gar nicht arg, die Kinder und Thiere werden beim „Abrichten" durchaus nicht gemartert und kein Artist habe Todesangst; sie springen zum puren Vergnügen. Man mag mir erwidern, so viel man will: ich habe mich genau unterrichtet und der Zustand ist so, wie ich ihn schildere.

Als ich Gymnasiast war, wurde, wie ich mich deutlich erinnere, in meiner Vaterstadt ein alter, baufällig gewordener Cirkus abgetragen, in dem sich Jahrzehnte lang durchreisende Kunstreitertruppen produzirt hatten. Als man auch den Boden der Manege abhob, fand man in verschiedener Lage und verschiedener Tiefe ungefähr zwanzig Skelette, die da begraben waren. Eine Gerichtskommission erschien und die Aerzte stellten fest, daß es sich um die Gebeine von Kindern und jungen Leuten handle und daß bei den meisten Schädelbrüche, Verletzungen der Wirbelsäule, der Rippen und Gliedmaßen nachzuweisen seien. Die Blätter meinten wohl mit Recht, daß diese Skelette offenbar Artisten angehört haben, die bei Proben oder Vorstellungen zu Tode gestürzt seien und die man, um Kosten, Aufsehen und Schädigungen des Besuches zu vermeiden, nachts im Sande der Manege heimlich begraben habe; am nächsten Abend wurde auf dem frischen Grabe wieder geritten, getanzt und gesprungen, — und die blöde Menge jubelte. Wie weit sind wir denn über Circenses, Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe hinausgekommen?

Konstruiren wir uns den juridischen Hergang bei allen, sagen wir kurz: halsbrecherischen Produktionen. Die Leute thun das Alles doch freiwillig, und wenn wir zusehen, so ists nicht strafbarer, als wenn wir bei einer Rauferei oder zufällig dabei zusehen, wie der Schieferdecker vom Dache fällt. Unsere Fälle liegen aber ganz anders. Vor Allem haben wir bei jeder Gruppe sicher einige Kinder, die sich entweder schon produziren oder für Produktionen abgerichtet werden. Die thun es doch nur sehr selten freiwillig; sie werden zu ihren Kunststücken gezwungen oder wenigstens so dringend veranlaßt, daß die Freiwilligkeit völlig außer Rechnung bleibt. Was thut nun der alte Artist, wenn er die Kleinen gefährliche Sachen machen läßt? Er riskirt ihr Leben und ihre Körperintegrität, er ignorirt „bei Vornahme seiner Willensbethätiguug den vorausseh̃baren Erfolg", nämlich eine Verletzung oder Tötung, er begeht Handlungen, „von welchen er nach ihren natürlichen, für Jedermann leicht erkennbaren Folgen (und er besonders nach seinem Gewerbe) einzusehen vermag, daß sie eine Gefahr für das Leben oder die körperliche Sicherheit von Menschen herbeizuführen oder zu vergrößern geeignet sind" (österreichisches), und macht sich offenbar einer „Fahrläßigkeit" schuldig (deutsches Strafgesetzbuch). Und was thut Der nun, der den Mann für seine Thätigkeit bezahlt? Er bestimmt ihn zum Handeln, er ist „Anstifter" im Sinn des Strafgesetzes. Allerdings wird behauptet, bei Fahrläßigkeit gebe es keine Anstiftung, weil diese vorsätzlich geschehen muß. Das ist aber nicht zweifellos; um es zu zeigen, wurde eben die Unterscheidung zwischen „Uebersehen" (Vergessen) und „Riskiren" vorgenommen. Daß es keine „Anstiftung zum Uebersehen" giebt, ist begrifflich klar; doch kann nicht geleugnet werden, daß „Anstiftung zum Riskiren" vorkommen kann. Bleiben wir bei dem Schulbeispiel von der offen gelassenen

Fallthür; ich habe sie offen gelassen, weil ich ohnehin nochmals nach dem Dachboden gehen will und inzwischen nichts passiren kann. Nun ändert sich aber Etwas: ich habe nicht mehr hinaufzugehen, sollte aber doch die Fallthür schließen, spreche die Absicht aus, es zu thun, man räth mir aber hiervon ab, da doch hoffentlich nichts geschehen werde. Wenn ich nun wirklich die Thür offen lasse und es fällt Jemand herab, so hat mich der Abhaltende zu diesem Riskiren angestiftet. Allerdings sagt man in solchem Falle regelmäßig, der scheinbar Anstiftende handle selbst fahrlässig und könne nur wegen seiner eigenen Fahrlässigkeit gestraft werden. Ich wähle ein Beispiel. Der Brunnengräber A. will ein neues Seil verwenden, weil das alte nicht mehr stark genug sei; sein Genosse B. erklärt aber, das alte Seil sei noch gut, es werde diesmal hoffentlich noch halten. Wenn nun A. in Folge dieses Rathes das alte Seil verwendet und dabei C. verunglückt, so sei nicht A. der unmittelbare Thäter und B. der Anstifter, sondern bei Beiden liege Fahrlässigkeit in unmittelbarer Thäterschaft vor: bei A., weil er fahrlässiger Weise ein schlechtes Seil benützte, bei B., weil er fahrlässiger Weise hierzu gerathen hat. Diese Auffassung stimmt aber entschieden nicht mit der gewöhnlichen über die Natur des Anstifters, der nur bestimmend wirkt, aber nicht handelt, wie es in unseren Fällen thatsächlich geschieht. In der Wirkung ist aber gleichgiltig, ob wir den das Riskiren Verursachenden als unmittelbaren Thäter oder als Anstifter bezeichnen: strafbar bleibt er jedenfalls. Und wer den sich mit Gefahr Produzirenden bezahlt, ist zweifellos schuldig.

Ich habe bis jetzt nur von dem Artisten gesprochen, der das Leben von Kindern riskirt. Denken wir an erwachsene Leute, die sich unter Gefahren produziren, so steht die Sache anders. Diese werden entweder durch einen Unternehmer veranlaßt (angestiftet), ihr Leben zu wagen: dann ist dieser Mann strafbar und wir bezahlen ihn für sein strafbares Thun; oder wir vermitteln direkt das Auftreten des Menschen durch die Entlohnung und sind dann selbst die Anstifter oder, wenn man keinen Anstifter bei Fahrlässigkeit gelten lassen will, selbst die Fahrlässigen, die ein gefährliches Riskiren veranlaßt haben. Wenn wir nach ähnlichen Beispielen suchen, so werden wir wahrnehmen, daß es auch hier schließlich auf den Zweck ankommt: man darf da Leben riskiren, wo es nothwendig ist (Eisenbahn, Bergbau, Schiffahrt u. s. w.), aber nicht da, wo uns die Sache lediglich Spaß macht. Wenn ich einen Mann bezahle, damit er ein Menschenleben rettet oder damit er einen gefährdeten wichtigen Betrieb im Gang erhält, so bin ich nicht strafbar; wenn ich aber einem Manne Geld gebe, damit er, lediglich mir zum Zeitvertreib, eine Handlung unternimt, die ich als gefährlich erkennen mußte, und wenn er hierbei verunglückt, so werde ich strafbar. Vor Kurzem hatten mehrere Burschen einem bekannten Säufer eine kleine Summe versprochen, wenn er eine unerhört große Quantität Schnaps

auf einem Satze austrinke; der Mann war zu Beginn nüchtern, trank die bedungene Menge Schnaps und starb; die Burschen wurden wegen fahrlässiger Tötung bestraft; gewiß mit vollem Recht. Nun zeige mir Einer den Unterschied zwischen diesen Burschen und einem Cirkusbesucher, der das Programm gelesen hat und weiß, daß abends zu seiner Belustigung Einer über sechs Pferde einen doppelten Salto mortale machen, ein Zweiter sich vielleicht an der Decke des Cirkus auf dem fliegenden Reck produziren und der Dritte zehn dressirte Berberlöwen durcheinander jagen wird; der Besucher bezahlt seinen Platz (deshalb riskiren ja diese armen Teufel ihr Leben), er veranlaßt — allerdings zugleich mit vielen Anderen — die Leute zu ihren halsbrecherischen Künsten, und wenn Einer sein Leben einbüßt, so sind die Zuschauer gerade so daran schuld wie die Burschen, die den Schnapstod des Säufers veranlaßt haben. Ich vermag den einzigen Unterschied nur darin zu erblicken, daß vom Schnapstrinken die Behörde nichts wußte, während sie von dem gefährlichen Treiben im Cirkus Kenntniß hat und häufig noch einen „überwachenden" Kommissar zu den Produktionen entsendet, so daß urbi et orbi gezeigt wird: „Wir wissen, daß ein Gesetz verbietet, das Leben der Leute zu riskiren, wir sehen aber allabendlich zu, wie dieses Gesetz übertreten wird, und thun nichts dagegen, weil uns die Sache Spaß macht; wenn es sich um unsere Unterhaltung dreht, giebt es kein Gesetz".

Das Rechtsgefühl des Volkes, dieses so überaus wichtige Empfinden, kann nicht schlimmer geschädigt werden als dadurch, daß man bestehende Gesetze nur dort anwendet, wo es Einem gerade paßt. Aber auch abgesehen von diesem ethischen Moment, bietet die Sache noch Bedenken genug. Wir entsetzen uns über die Gladiatorenkämpfe und die Thierhetzen des alten Rom, über heute noch übliche Stier- und Hahnenkämpfe: sind unsere Cirkusproduktionen viel besser? Sie sollen einer trägen, nach Sensationen lüsternen, nichts denkenden, nervös degenerirten Bevölkerung die Grillen vertreiben, wenn es auch noch so viel Marter und Lebensgefährdung kostet. Wollen wir hier endlich umkehren, so brauchen wir kein neues Gesetz, keine neue Bestimmungen; wir haben uns lediglich zu der verblüffenden Erklärung zu entschließen: „Von heute an gilt das Gesetz wirklich und alle entsetzliche Menschen- und Thierquälerei, alles Riskiren von Leben und Gesundheit wird so bestraft, wie es im Gesetz vorgeschrieben ist." Dann hat das ganze gefährliche und entsittlichende Treiben ein Ende. Freilich wird man sagen, daß dadurch viele Existenzen „vernichtet" werden. Aber solche Krisen giebt es immer und überall und das materielle Wohl einzelner Menschen muß dem sittlichen und gesundheitlichen Wohl der Allgemeinheit geopfert werden. Uebrigens sind die Artisten junge, kräftige Leute — alte Seiltänzer und Reckkünstler giebt es nicht — und können sich noch zu brauchbarer Arbeit entschließen.

Prag. Professor Dr. Hans Groß.

Italien.

Von je her hat die Bewohner des germanischen Nordens die Sehnsucht nach den sonnigen Fluren Italiens erfüllt, wo eine gütige Natur dem Menschen ohne harte Arbeit gewährt, was er zum Leben braucht, und wo in vergangenen Zeiten ein weltbeherrschendes Volk alle Schätze der Erde zusammengetragen hatte. So war es, seit die deutschen Männer mit Weib und Kind über die Alpen gezogen waren, um in heißen Kämpfen für sich und ihre Nachkommen bessere Lebensbedingungen zu erstreiten, als der kärgliche Boden der nordischen Heimath ihnen gewähren konnte; so war es, als in späteren Jahrhunderten die Karolinger, die sächsischen und salischen Könige mit ihren reisigen Heerscharen nach Rom zogen, um aus der Hand des höchsten Priesters der Christenheit die Kaiserkrone zu empfangen. Die ältere und höhere Kultur Italiens hat auf die geistige Entwickelung des deutschen Volkes bestimmend miteingewirkt und kaum einer unserer großen Denker und Dichter ist von ihr gänzlich unberührt geblieben. In Goethe wurde die Sehnsucht nach Italien, die ihn bis ins hohe Alter nicht verließ, schon in den Knabenjahren durch die Eindrücke geweckt, die er im Vaterhaus empfing. Hier sah er, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, täglich vor sich eine Reihe römischer Prospekte, die Piazza del popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche und so manches Andere; und er erzählt an der selben Stelle von einer Reisebeschreibung, die sein Vater in italienischer Sprache verfaßt hatte. Welchen tiefen Eindruck der Aufenthalt in Italien dann in seiner Seele hinterließ, dafür legt so manche Stelle in seiner „Italienischen Reise" ein unvergängliches Zeugniß ab. Goethe ist der Größte unter Denen, die dem deutschen Volk das Verständniß für Italien vermittelt haben; aber neben und nach ihm haben Viele dazu beigetragen: Dichter wie Platen, Müller, Kopisch, Gelehrte wie Gregorovius, Grimm, Burckhardt und Hehn; und ich nenne nur einzelne der bekanntesten Namen.

So ists nur eine natürliche Entwickelung, daß seit der Erleichterung des Reisens durch die Eisenbahnen und seit der Steigerung unseres Wohlstandes immer größere Schaaren deutscher Reisenden Italien aufsuchen. Im Frühjahr und im Herbst fluthet es alljährlich über die Alpen wie eine moderne Völkerwanderung; doch sind es nicht mehr kriegerische Schaaren, die, mit Erz gepanzert, mühsam das Gebirge übersteigen. Friedfertige Männer und Frauen trägt der bequeme Schlafwagen durch das dunkele Innere des Sankt Gotthard, über die luftigen Höhen des Brenner oder des Semmering dem ersehnten Süden zu. Aber während die Eisenbahnen bewirkt haben, daß immer breitere Schichten des Volkes sich eines Aufenthaltes in Italien freuen dürfen, ist die geistige Einwirkung auf den Einzelnen leider dabei zu kurz gekommen. Gewiß ists eine Wohlthat, daß die Eisenbahnen die Völker einander näher bringen und, was früher nur für Wenige unter großen Mühen zu erreichen war, heute Tausenden ermöglichen: fremder Menschen Städte und Länder zu sehen. Aber wie selten wird der Sinn des Gesehenen ganz erfaßt! Bei Vielen bleibt ja wohl Etwas haften; fast Alle aber könnten reicheren Gewinn heimbringen, wenn sie die Kosten geistiger Anstrengung nicht scheuten. Das war vor der Zeit der Eisenbahnen anders. Wer sich zur Reise nach Italien rüstete, that es in dem Bewußtsein, etwas für seine ganze Entwickelung Wesentliches zu unternehmen. Er schied für lange Zeit von der Heimath; der Weg bis zur Grenze

nahm schon Wochen in Anspruch; und so widmete man dann dem Ziel seiner Wünsche noch viel längere Zeit. In Italien selbst flog man an den vielen kleinen Städten, die doch alle mehr oder weniger Stätten alter Kultur sind und die der heutige Italienfahrer trotzdem kaum dem Namen nach, allenfalls aus dem Kursbuch, kennt, nicht eilend vorüber; schon das langsame Tempo der Beförderung zwang, oft Station zu machen. Und für das Verständniß Dessen, was man sehen wollte, hatte man sich in der Heimath in emsigen Studien vorbereitet. Es klingt fast rührend bescheiden, wenn Seume, dessen „Spazirgang nach Syrakus" so viele Proben seiner Kenntnisse giebt und der den Homer, Vergil und Horaz stets bei sich trägt, einmal ausruft: „Wer nur ein Kerl wäre, der etwas Ordentliches gelernt hätte!"

Und heute? Wie bescheiden in den geistigen Ansprüchen an sich selbst ist so Mancher, der nach Italien reist! Man begnügt sich mit dem Baedeker als erprobtem Führer in unbekannten Gegenden und verläßt sich im Uebrigen auf die lebenden Führer, die sich in den großen Fremdencentren an den Reisenden herandrängen und mit ihren auswendig gelernten, verständnißlos heruntergeleierten Erläuterungen jeden tieferen Eindruck hindern. Man hat vier oder sechs Wochen zur Verfügung und will, da man Zeit und Geld nun einmal aufwendet, die ganze Halbinsel kennen lernen, wenigstens von Venedig bis Neapel. Zunächst geht man nach Rom, wenn möglich in der Osterwoche, in der bei dem Gewimmel von Touristen aus aller Herren Ländern der wahre Charakter der Ewigen Stadt am Schwersten zu erkennen ist. Acht Tage will man auf Rom verwenden und weiß nicht, ein wie langer Aufenthalt nöthig ist, um hier auch nur richtig sehen zu lernen. Natürlich will Jeder, der in Rom ist, auch den Papst sehen; sonst wäre er zu Haus ja blamirt. Er ist also glücklich, wenn der Hotelportier ihm mit gönnerhafter Miene für einige Lire einen Permesso für Sankt Peter giebt, wenn der Papst dort den Segen spendet und der Zugelassene inmitten einer schlecht duftenden zehntausendköpfigen Menge einen flüchtigen Blick auf das Haupt des greisen Priesters werfen kann. An der Fontana Trevi lassen wir uns in einem schmutzigen Becher das Wasser der Aqua Vergine reichen und haben nun das beruhigende Bewußtsein, Rom nicht mehr vergessen zu können. Dazu gehört dann noch die pflichtschuldige Begeisterung beim ersten Betreten des Forum Romanum, so wenig wir uns auch in diesen Säulentrümmern zurechtfinden können, oder in der Sixtinischen Kapelle, trotzdem man die Deckengemälde kaum sieht, selbst wenn man sich den Hals ausreckt oder in den Spiegel blickt, den der gefällige Kustode reicht. Nein: so schnell ist der Geist der Urbs nicht zu erfassen. Nur wer immer und immer wieder sehend und sinnend viele Stunden lang durch die Straßen wandert, ohne Reisebuch in der Hand, aber das Bild der Stadt in Herz und Kopf, wer immer wieder zwischen den Trümmern des Forums und der Kaiserpaläste wandelt, in seiner Phantasie sie aufbauend zu alter Herrlichkeit, wer morgens und abends vom Pincio oder Gianicolo seine Blicke über das Häusermeer und die Kuppeln der Kirchen schweifen, den intimen Reiz der öden Compagna mit der Gräberstraße und den Trümmern der Aquädukte auf sich wirken läßt: Der erst empfindet, was uns das Wort Rom bedeutet. Oft ist gesagt worden, den vollen Genuß von Rom habe man erst beim zweiten Besuch. Das scheint mir richtig. Beim ersten Aufenthalt verwirrt die Fülle der Gesichte den Sinn des Beschauers so sehr, daß er ein Gefühl der Beklemmung nicht verliert. An keiner anderen Stelle der Welt haben so wie hier

zwei Jahrtausende und ein halbes hindurch die wechselnden Geschlechter der Menschen Denkmale ihres Wirkens und Schaffens der Nachwelt hinterlassen; viel Zeit und viel Nachdenken muß aufgewandt werden, ehe man sich in diesem Wirrwarr zurechtzufinden vermag. Das Rom, das sich heute dem Blick zeigt, ist, wie Hehn einmal richtig bemerkt, vor Allem eine Stadt der Barockzeit; davon zeugt die Fassade von Sankt Peter, zeugen viele andere Kirchen und Paläste Das aber, so sehenswerth es sein mag, ist nicht das Rom unserer Sehnsucht; dieses Rom müssen wir uns erst aus Ruinen, aus winkligen Gassen und Straßen zusammensuchen. Schon die Bodenbeschaffenheit der Siebenhügelstadt erschwert eine schnelle Orientirung, erhöht freilich aber auch den malerischen Reiz des Ganzen. Den feinsten Genuß bietet aber die Betrachtung der Zeiten, die hier neben einander schlafen und wachen; und dieser Genuß ist im Schnellzugtempo nicht zu erreichen.

— —

Wenigen unter den zahllosen Fremden, die alljährlich die Via Nazionale durchschreiten, mag zum Bewußtsein kommen, daß sie selbst in dieser modernsten Straße der Stadt die Jahrtausende Revue passiren lassen, wenn sie neben dem modernen Finanzpalast der Banca d'Italia die hohen Mauern der Villa Aldobrandini mit den malerisch darüber hängenden Zweigen der Pinien und Cypressen und dicht dabei die roh behauenen Quadern der alten servianischen Mauer erblicken. Nirgends drängen sich die historischen Kontraste dem dafür empfänglichen Geist so auf wie in Rom. Auf dem Bau des Hadrian der Erzengel Michael, auf dem Grabmal der Caecilia Metella eingemeißelt das Wappen der streitbaren Gaetani, in dem von Agrippa allen Göttern geweihten Pantheon die Gräber der Herrscher des neu geeinten Italiens, auf den Triumphsäulen römischer Imperatoren christliche Apostel; den Reisenden, der mit der Bahn durch die Campagna nach Frascati fährt, begleiten meilenweit die Trümmer der Aquädukte: und so hat er hier die höchsten Triumphe der Technik aus zwei durch Jahrtausende von einander getrennten Epochen zur selben Zeit vor Augen. Aus wie kleinen Anfängen die weltbeherrschende Roma entstanden ist, sieht man mit Staunen, wenn man auf dem Palatin den engen Raum der alten Roma quadrata betrachtet; und nicht weit davon erblickt man die gewaltigen Umrisse der Paläste, die sich acht Jahrhunderte später die Caesaren als ihre Wohnsitze errichteten. Ist Jemand der festen Zuversicht, daß der Menschen Gesittung und Bildung stets fortschreitet? Er gehe nach Rom und lerne, wie die Barbarei des christlichen Mittelalters mit den höchsten Erzeugnissen antiker Kultur gehaust hat. Zweifelt Jemand, daß aus Ruinen neues Leben keimen könne? Er betrachte, wie diese Stadt immer wieder auferstanden ist, wie sie sich aus mittelalterlicher Dumpfheit zur Renaissance emporgerungen hat, wie sie selbst aus der fast völligen Vernichtung, die im sacco di Roma die Landsknechte Frundsbergs ihr brachten, langsam, aber stetig wieder aufgeblüht ist. Ich glaube aber, daß einem großen Theil der Reisenden diese Dinge gar nicht zum Bewußtsein kommen. Wer in einer kurzen Spanne Zeit Alles sehen will, was sein Reisehandbuch ihm vorschreibt oder mit einem Stern auszeichnet, hat auch zu solchen Betrachtungen keine Zeit. Wer ein Arbeitpensum bewältigen will, wie es eins der besten dieser Bücher für einen vierzehntägigen Aufenthalt in Rom angiebt, muß sich im Schweiße seines Angesichtes abmühen. Und ist wirklich anzunehmen, daß

ein Mensch, der an einem Vormittage die gesammten Vatikanischen Sammlungen besichtigt, einen wahren Genuß hat und einen dauernden Eindruck mitnimmt?

Mit der geistigen Anregung, die Rom bietet, läßt sich auch in Italien nichts vergleichen. Selbst Florenz und Venedig erscheinen daneben klein. Und doch erfordert jeder Theil Italiens, wenn er nicht nur flüchtigen Genuß bieten soll, mehr Zeit, als mancher Reisende dafür übrig hat. Das gilt namentlich von Florenz Man hat es oft mit Athen verglichen; nicht ohne Grund: niemals hat auf engem Raum und in begrenzter Zeit die Menschheit eine solche Fülle edelster Blüthe gezeugt wie im perikleischen Athen und im Florenz des Cinquecento. Wozu die Namen der großen Toskaner aufzählen? Die erlauchtesten grüßen uns von den Büsten, die den Platz der Uffizien schmücken Was Florenz einst war, lehrt noch heute jeder Stein. Dennoch wirkt der besondere Reiz dieser Stadt nicht auf den ersten Blick. In Venedig genügt eine Gondelfahrt, um den Fremden für die Herrlichkeit der Lagunenstadt zu begeistern; ein Mondscheinabend auf der Piazzetta: und er ist im Bann dieses Märchenzaubers. Wer sich aber in die strengen und edlen Formen der Häuser des Pitti und Strozzi versenkt, findet in ihnen größere und reinere Kunst als in den venezianischen Palästen; wer die schlanke Kuppel von Santa Maria del Fiore und den Glockenthurm des Giotto oft betrachtet, sehnt sich nicht einmal mehr nach der byzantinischen Goldpracht von San Marco. Und wie mit der Kunst, so ists in Florenz mit der Natur. Die paradiesische Pracht der Riviera berauscht uns beim ersten Anblick, doch sie ermüdet auf die Dauer. Je öfter man aber von San Miniato oder Fiesole hinabschaut ins Arnothal und auf die Stadt der Medici, um so stärker wirkt dieses vornehme Bild, dem jede grelle Farbe fehlt. Nirgends hat man so wie hier die Empfindung, daß Natur und Kunst harmoniren; und Anatole France hat Recht, wenn er in Le Lys Rouge sagt: „Le dieu qui a fait ces collines de Florence, était vrai artiste. Nur hier, wo die Landschaft, wo Berg und Baum, wo Formen und Farben keine Mißverhältnisse aufweisen, konnte auch eine Kunst entstehen, die im Erhabensten noch maßvoll bleibt. Nur hier, wo — vielleicht der einzige Fall seit dem Erlöschen hellenischen Geistes — ein ganzes Volk in reifem Verständniß an dem Schaffen seiner Künstler theilnahm, war der Nährboden für solche Kunst. Man wende nicht ein, das größte Genie dieses Volkes, Michelangelo, sei über solches Ebenmaß hinausgegangen; die Werke von ihm, denen man diesen Vorwurf (wenns einer ist) machen kann, gehören seiner späteren Zeit an und sind unter anderen Einflüssen entstanden.

Wer Toskana und seine Kunst kennen lernen will, sollte sich aber nicht auf Florenz beschränken. Siena wird Jedem, der es einmal sah, unvergeßlich bleiben. Die hochgelegene Stadt beherrscht weithin das Land und von dem stolzen Thurm des Palazzo Publico schweift der Blick weit hinaus auf das fruchtbare toskanische Hügelland mit seinen zahlreichen Ortschaften, Schlössern und Landhäusern, mit seinen grauen Olivenwaldungen und dem Fluß, der es wie ein Silberband durchzieht. An großen Momenten reich ist Sienas Geschichte; in manchem heißen Ringen hat seine Bürgerschaft den Florentinern die Vorherrschaft in Toskana streitig gemacht und einmal, in der blutigen Schlacht von Montaperto, hat es Florenz fast bis zur Vernichtung niedergeworfen. Seitdem ist es zurückgetreten und heute ist es nicht mehr als eine Provinzialstadt mittlerer Größe. Aber wenige Städte Italiens haben ihr historisches Gepräge so rein bewahrt wie Siena mit seinen alten

Mauern und Thoren, dem gewaltigen Dom, mit seinem Campo, einem der schönsten Plätze des an reizvoller Platzarchitektur so reichen Landes, und den zahlreichen Familienpalästen aus den Zeiten der Gothik und Renaissance. In der Frühe des dreizehnten Jahrhunderts ist das Haus der Tolomei erbaut worden: und noch heute bewohnen es Mitglieder dieses alten Geschlechtes. Eine solche Seßhaftigkeit städtischen Adels ist in Italien nicht selten. Auch in Florenz, Venedig und kleineren Städten findet man als die Bewohner alter Paläste Mitglieder von Familien, deren Ahnen vor vier oder fünf Jahrhunderten für sich und ihre Nachkommen diese stolzen Wohnungen erbaut haben. Kaum eine andere Thatsache erscheint mir so charakteristisch wie diese für die alte ununterbrochene Kultur der städtischen Gemeinwesen Italiens. Wie wenige der alten Geschlechter, deren Namen man in der Geschichte der deutschen Hansa oder in der alter Reichsstädte wie Nürnberg und Augsburg begegnet, leben heute noch in der Stadt ihrer Väter!

Warum läßt nun aber der große Schwarm der Touristen Siena achtlos liegen? Sicher ist der Umstand, daß es nicht an einer Schnellzugstrecke liegt, also nicht ganz bequem zu erreichen ist, nicht ohne Schuld daran. Deshalb erfreut sich auch Pisa, das an der Hauptstrecke, die von Genua nach Rom führt, liegt, reichlicheren Besuches und sein Dom und der Campanile, Baptisterium und Campo Santo sind so Manchem bekannt, der ohne die bequeme Lage der Stadt nichts davon wüßte. Auch Orvieto, das auf halbem Weg zwischen Florenz und Rom liegt, ist leicht zu erreichen und so lockt sein berühmter, auf hohem Fels stolz ragender Dom mit den Fresken Signorellis viele Besucher.

Man sollte sich auch bei knapp bemessener Zeit in Italien nicht auf die wenigen großen Fremdencentren beschränken. Fast alle größeren (und die meisten kleineren) Städte in der Lombardei, im Venezianischen und in den ehemaligen päpstlichen Provinzen bergen reiche Schätze; fast alle waren einst Stätten hoher Kultur und manche von ihnen hat glanzvolle Zeiten gesehen. Wo auch immer in Italien große und kleine Selbstherrscher mit Gewalt und List sich ein Reich gegründet haben, die Visconti und die Sforza in Mailand, die Bentivogli in Bologna, die Este in Ferrara und all die Anderen: ihr Ehrgeiz hatte stets das Ziel, das Andenken an ihre Herrschaft in Werken edelster Kunst der Nachwelt zu erhalten. Was die Medici in Florenz und die Päpste in Rom für die Kunst gethan haben, hat sich im Kleinen vielfach wiederholt. Und während in den großen Städten die moderne Entwickelung unerbittlich so manches Altehrwürdige und Charakteristische hinweggeschwemmt und der Einfluß des internationalen Großstadtverkehrs manche nationale Eigenthümlichkeit nivellirt hat, ist, wie von Siena schon gesagt worden ist, das historische Gepräge in den kleinen Städten oft rein erhalten geblieben.

Von den Tausenden, die alljährlich die Bahnstrecke, die von Venedig über den Appenin nach Florenz führt, benutzen, macht wohl nur der kleinere Theil in Bologna kurze Rast. Und doch hatte der Name der Stadt schon durch die Universität, eine der ältesten und berühmtesten Hochschulen Europas, in Deutschland von Alters her guten Klang. „Studiren jetzt viel Deutsche von Adel in Bologna?“ fragt im Götz von Berlichingen der Bischof den gelehrten Doktor Olearius und erhält zur Antwort: „Vom Adel und vom Bürgerstande.“ Noch heute ist die Universität Bologna eine der vornehmsten Stätten italienischer Wissenschaft; viele ihrer

Musensöhne ließen das Leben in den Kämpfen für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes und nicht ohne Rührung liest man die Inschrift, die dem Andenken dieser Tapferen gewidmet ist: Ammonendo che scienza e liberta. Ernst und ehrwürdig ist auch der Gesammteindruck, den man von der Stadt erhält, wenn man die Straßen mit ihren Bogengängen durchschreitet und die Plätze mit den alten Palästen betrachtet, die mächtigen Kirchen und die eigenartigen Thürme.

An der Bahnstrecke Venedig-Florenz liegt noch eine schon im Mittelalter weitberühmte Hochschulstätte Italiens: Padua. Der Schnellzug saust vorbei; und doch sind hier Meisterwerke von Giotto, Donatello, Mantegna zu sehen. Nur eine Stunde weiter: und wir können in Ferrara aussteigen, wenn wir dort Halt machen wollen. Sehenswerth ist die Stadt mit dem trotzigen Kastell der Este und den prächtigen Palästen, die von ehemaligem Reichthum zeugen. Und sollte der Name Ferraras nicht schon wegen des goethischen Tassodramas jedem gebildeten Deutschen theuer sein? „Hier zündete sich froh das schöne Licht der Wissenschaft, des freien Denkens an, als noch die Barbarei mit schwerer Dämmrung die Welt umher verbarg." Doch welche geistigen Gegensätze auch hier! Die Stadt, die den Hof der Este, die Lucrezia Borgia, die Tasso und Ariost beherbergte, ist auch die Geburtstätte Savonarolas, des fanatischsten Feindes alles Dessen, was das Leben schmückt. Nicht weit von der herzoglichen Burg sehen wir sein Denkmal, auf dem wir lesen, daß er war in tempi corrotti e servili dei tiranni e dei vici flagellatore.

Von Ferrara erreicht man mit der Bahn in kaum zwei Stunden Ravenna, das nicht weit liegt „von jenem Meer, wohin der Po sich senket, um auszuruhen mit seinem Heergeleit." Einst aber rauschten die Fluthen der Adria bis dicht an die Stadt und Ravenna war eine der wichtigsten Flottenstationen des Römerreiches, während es heute mit seinen öden Gassen und unscheinbaren Häusern inmitten der weiten sumpfigen Ebene einen recht trübsäligen Eindruck macht. Und doch birgt auch diese so unscheinbare Stadt noch heute viel des Interessanten und Sehenswerthen. Hier fanden die letzten weströmischen Imperatoren ihre Zuflucht, als Rom schon von dem Ansturm der Barbaren bedroht war; hier hatte der große Gothe Theoderich seine Residenz, von hier aus versuchte er germanische Kraft mit römischer Kultur zu versöhnen. Und nach dem Fall der Gothenherrschaft hatten in Ravenna die Statthalter der oströmischen Kaiser ihren Sitz. Nirgends ist von dem Wesentlichen, das diese trübe Zeit des Verfalls antiker Kultur noch an bedeutender Kunst hervorgebracht hat, deshalb so viel zu sehen wie in Ravenna Wer die Blüthe der Mosaikmalerei kennen lernen will, darf an dieser Stadt nicht vorübergehen. Jedem aber, der für wahre Geistesgröße Empfindung hat, muß der Boden Ravennas aus einem anderen Grunde theuer sein: als letzte Ruhestätte Dantes, der hier als Gast Guidos da Polenta sein unstetes Leben beschloß. Und er hat diese Gastfreundschaft so fürstlich vergolten, wie es nur der Genius vermag. Denn er hat den Namen der Polentas unsterblich gemacht durch die rührenden Verse, in denen er eine Tochter Ravennas und dieses Geschlechtes ihr trauriges Schicksal erzählen läßt.

Wer bei beschränkter Zeit sich mit Ober- und Mittelitalien begnügt und von Rom seine Schritte wieder heimwärts lenkt, mag Recht daran thun. In gewissem Sinn kann man auch ohne den Besuch von Neapel und Sizilien ein abgeschlossenes

und ganzes Bild erhalten; denn die nördliche und südliche Hälfte Italiens sind nach Natur, Kultur und Kunst so von einander verschieden, daß sie ein gesondertes Studium verlangen, und es ist besser, den einen Theil etwas gründlich, als das Ganze nur oberflächlich zu sehen. Wer in Italien vor Allem das römische Alterthum und die große Zeit der Renaissance sucht, braucht nur bis nach Rom zu gehen; trotz den Kunstschätzen Neapels und trotz Pompeji. Sicherlich gehört die aus dem Leichentuch der Lava nach so langem Todesschlaf auferstandene Stadt zu dem Wunderbarsten, was die Welt aufzuweisen hat, und zu unserer Kenntniß antiken Lebens hat wohl nichts so beigetragen wie die hier ausgegrabenen Schätze. Aber Pompeji war immerhin doch nur eine Provinzialstadt, von der man nicht Eindrücke erwarten darf, wie Rom sie, mit dem Nimbus seiner Geschichte, bietet. Der aber, den die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden treibt, kann wohl enttäuscht sein, wenn er nicht das Festland verläßt und Sizilien sieht. Die charakteristische Landschaft, wie sie die kahlen braunen Felsen des Appenin, die melancholische Campagna, in der das hohe Schilfrohr gedeiht, wie die Albaner- und Sabinerberge mit ihren Olivenwaldungen und Steineichen sie zeigen, entspricht nicht dem Bild, das sich nordische Sehnsucht von italienischem Himmel, südlicher Vegetation und Farbenpracht macht. Auch Neapel, so einzig schön der Anblick seines Golfes ist, genügt hier nicht völlig. Erst die goldene Ebene Palermos zeigt südliche Vegetation, Palmen, Kakteen, Magnolien, Orangen in voller Entfaltung. Erst ein Sonnenaufgang in Taormina lehrt eine Farbenpracht kennen, gegen die selbst der in den Gluthen der Abendsonne leuchtende Vesuv abgeflacht erscheint. Und noch Etwas hat der Süden, hat vor Allem Sizilien vor dem übrigen Italien voraus. Südöstlich von Neapel in der melancholischen fieberschwangeren Ebene von Paestion steigen vor den Augen des Reisenden auf die Tempel des alten Poseidonia, der Sybaritenstadt, und mit ihnen steigt auf die Erinnerung an die Kultur, die lange Zeit vor Rom Hellas nach Unteritalien und Sizilien gebracht hat. Wunderbar ist, daß auf diesem Boden, der durch die Barbarei von Heiden, Christen und Sarazenen, durch die Ungunst des Klimas verödet ist wie wenige andere Orte menschlicher Ansiedlung und wo alles Andere fast bis auf den letzten Stein verschwunden ist, diese Bauten in aller Herrlichkeit aufrecht geblieben sind. Anders ists in Sizilien; in Girgenti ragen zwei Tempel, auf hohem Fels ist das gewaltige Heiligthum der Juno Lacinia weit sichtbar über Land und Meer, ein stolzes Wahrzeichen hellenischen Geistes, von dem überall auf der Insel, in Selinunt, Syrakus und anderswo, erhabene Trümmer Zeugniß ablegen. Und so mag wohl Goethe aus seinem hellenischen Empfinden heraus gesagt haben, erst in Sizilien habe er Italien ganz verstanden.

Auch aus einer anderen großen Zeit haben auf dieser merkwürdigen Insel glänzende Bauwerke sich erhalten. In Palermo giebt es keine betrachtenswerthen Ueberreste griechischen Lebens. Doch von Dem, was die Normannen, unter dem Einfluß sarazenischer Bauformen, hier schufen, zeugt der Dom, die Capella Palatina, Monreale und manches andere Denkmal. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit den englischen Bauwerken der Normannen auf. Die Männer, die unter Wilhelms Führung England eroberten, waren ja aus dem selben Stamm wie die Tapferen, die um die selbe Zeit Sizilien den Arabern streitig machten. Im Norden vermochten sie eine dauernde und ruhmreiche Herrschaft zu begründen; im Süden erlosch ihr Stern so rasch wie vorher das Gestirn der Karthager, Griechen, Römer

und Sarazenen. Wie ein Fluch lastets auf Siziliens sonst so gesegnetem Boden: nie war das Glück von Dauer, dessen Saat er trug.

Im Dom von Palermo stehen zwei mächtige Porphyrsarkophage; auf dem einen ist zu lesen: Hic situs est ille magni nominis imperator, Fridericus II. Wie durch eine Zauberformel wachgerufen, steigt vor unserem geistigen Auge die Erinnerung an die größte Fürstengestalt des Mittelalters auf, an den zweiten Friedrich, der größer war als alle anderen Kaiser, weil er seiner Zeit voraus und sein Geist frei war von den Banden, in denen die katholische Kirche die abendländische Menschheit gefangen hielt. Und deshalb war das Papstthum ein unversöhnlicher Feind ihm und seinem Geschlecht, dessen letzten Sproß Karl von Anjou dem Blutgerüst überlieferte. Aber auch die Macht der Anjous währte in Sizilien nicht lange. Unweit vom Dom steht in Palermo die kleine Kirche San Giovanni degli Eremiti: leer in ihrem Innern und nur auffallend durch ihre fünf niedrigen Kuppeln; den Besuchern aber erzählt der Kustode, wie hier die Glocken geläutet wurden zum Zeichen des Aufruhrs, als das Volk von Palermo sich erhob und in der Sizilianischen Vesper den Tod des jungen Konradin an allen Franzosen rächte.

Jede Fußbreite italienischen Bodens ist von großer Erinnerung geweiht. Anderthalb Jahrtausende lang war hier, nach Griechenlands Niedergang, das Lebenscentrum der abendländischen Menschheit. Hier war der Schauplatz der Punierkriege. Die Völker der europäischen Binnenländer traten zum ersten Mal ins Licht der Geschichte, als die Gallier in Italien einbrachen. Und wo ward das Christenthum zum Siege geführt? Am See Tiberias predigte Jesus von Nazareth einer kleinen Judensekte; was er gewollt hatte, wurde erst in Rom Wirklichkeit. Aus den Christengemeinden, die sich in den Katakomben versammelten, erwuchs das römische Bisthum. Auf diesem Boden spielte sich der größte Theil der Kämpfe zwischen Päpsten und Kaisern ab, die das ganze Mittelalter und das Parteileben italienischer Städte mit ihrem Geräusch erfüllten und diesen Städten eine über die regionale Geschichte weit hinausreichende weltgeschichtliche Bedeutung gaben. Nur hier, wo nach dem Peloponnesischen Krieg, bis zum Beginn der Neuzeit, das Leben der abendländischen Völker den Mittelpunkt fand, konnte eine Dichtung von der historischen Größe der Göttlichen Komoedie reifen. Erst als der wittenberger Mönch den neuen Glauben lehrte und den Köpfen Ideen einhämmerte, die keinem Volk fremder sein mußten als gerade den Italienern, erst als der Genuese Columbus den neuen Erdtheil entdeckte und das Mittelmeer aufhörte, das Verkehrs- und Handelscentrum des Abendlandes zu sein, verlor auch Italiens Weltstellung an Werth. Doch ein wichtiger Faktor der Kultur und Politik ist dieses Land geblieben; und wir sahen es, nach der Einigung, ja zur europäischen Großmacht heranwachsen ... Auf diese Entwickelungreihen muß man zurückblicken und die wirthschaftlichen und kulturellen Lebensbedingungen des Landes bedenken, ehe man vom Wesen der Menschen spricht, die es bewohnen.

Ueber den italienischen Volkscharakter hört man leider in Deutschland oft sehr ungerechte Urtheile. Sie erinnern mich immer an die Anekdote von dem in Deutschland reisenden Fremden, der in der ersten deutschen Stadt von einem rothhaarigen Kellner grob behandelt wird und in sein Tagebuch schreibt, die Deutschen hätten rothe Haare und seien sehr grob. Wer in Venedig von Bettlern an den Kirchenthüren belästigt worden ist, in Neapel gezwungen war, einem Droschken-

kutscher fünfzig Centesimi über die Taxe zu zahlen, wer in Florenz oder Rom einige Faulenzer auf Straßen und Plätzen umherlungern sah, glaubt sich berechtigt, Bettelei, Betrug und Müßiggang als Charaktereigenschaften der Italiener ansehen zu dürfen. Solchen Kritikern sei aus der Italienischen Reise der Brief aus Neapel vom achtundzwanzigsten Mai zu aufmerksamer Lecture empfohlen. Was Goethe hier, im Gegensatz zu der üblichen Meinung, über die Betriebsamkeit der Italiener sagt, ist auch heute noch richtig. Man muß Land und Leute nur eben ein Bischen genauer betrachten. Von der Lombardei bis zu den gesegneten Fluren Palermos sieht man in den verschiedensten Theilen des Landes eine Bodenbestellung, die durch die Sorgsamkeit und Mühsäligkeit der darauf verwandten Arbeit Bewunderung erregt; ein von Natur träges Volk hätte eine solche Bodenkultur nicht zu leisten vermocht. Und werden nicht überall, in Deutschland, Oesterreich und anderswo, bei den anstrengendsten Erdarbeiten gerade Italiener beschäftigt? Man gebe den in den Straßen faul umherstehenden Tagedieben nur einen Auftrag: und man wird sehen, wie bereitwillig sie für geringen Entgelt jede Arbeit übernehmen. Italien ist dicht bevölkert und hat noch keine entwickelte Industrie, die den Massen der Städte lohnende Arbeit bieten könnte. Wo es Industrie giebt, plagt sich der italienische Arbeiter sicherlich nicht weniger als der englische oder deutsche. Man darf aber, wenn man gerecht sein will, auch nicht übersehen, daß zwischen nordischen und südlichen Völkern schon das Klima in der Arbeit gewisse Unterschiede bedingt. Auch gegen andere Vorwürfe, die den Italienern oft gemacht werden, ist Mancherlei einzuwenden. Man wird freilich vielfach in recht unangenehmer Weise belästigt. Meist aber nur in den Centren des großen Verkehrs, wo die Bevölkerung durch die Fremden geradezu zur Bettelei verleitet wird. Man macht diese Erfahrung auch in Ländern, in denen das Betteln sicher nicht zu den nationalen Eigenthümlichkeiten gehört; so wurde bis vor wenigen Jahren von allen Besuchern des Berner Oberlandes mit Recht über die Zudringlichkeit der Bettler geklagt, die an den schönsten Punkten den Touristen die Freude an der Natur nicht gerade erhöhten. In den von Fremden weniger besuchten Städten wird man von Bettlern nicht mehr belästigt als in anderen Ländern. Und der italienische Bettler ist angenehmer und leichter zu behandeln als jeder andere; selbst bei seinem traurigen Metier entwickelt er oft Laune und Grazie und ist mit der geringsten Gabe zufrieden. Betrogen und übers Ohr gehauen wird der Fremde in Italien gewiß nicht ganz selten; und in Neapel mehr als anderswo. Aber welches Land ist frei von Betrügern? Und der Fremde, der ohne jede Kenntniß der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten des Volkes reist, der in jedem Verkäufer, jedem Kutscher einen Betrüger sehen zu müssen glaubt, reizt die Einheimischen, die für jede Ungeschicklichkeit ein feines Verständniß haben, geradezu, ihn zum Narren zu haben. Im großen Handel und Verkehr sind die Italiener nicht zuverlässiger, doch auch nicht unehrlicher als andere Menschenkinder.

em flüchtigen Blick fallen natürlich die schlechten Eigenschaften am Meisten auf. erade in Italien aber, wo sich mehr als in nordischen Ländern ein großer Theil s täglichen Lebens auf offener Straße abspielt, ist es nicht schwer, auch die Vorzüge s Volkscharakters zu erkennen und sich besonders an den Zeichen alter Kultur i freuen. Man betrachte die armen Leute auf den Straßen von Florenz und om, die Landleute der römischen Campagna, die Wasserträgerinnen in Capri der Taormina: in welchem anderen Lande findet man in der Unterschicht so ver-

feinerte Züge, so viel Adel und Eleganz in Haltung und Bewegungen? Die Ungezwungenheit, mit der Hoch und Niedrig mit einander verkehrt, sticht wohlthuend ab gegen die unausstehliche Steifheit und die servile Unterwürfigkeit, die man in Deutschland leider noch allzu oft sehen kann. Das Laster der Trunkenheit, das in nordischen Ländern so viele Opfer fordert, ist dem Italiener ziemlich fremd; man sieht in ganz Italien nicht so viele Betrunkene wie in London oder Glasgow an einem Sonnabend nach der Lohnzahlung. Mehr als anderswo zieht in Italien eine anmuthige weibliche Erscheinung die Blicke der Männer auf sich. Doch nur in dem respektvoll geflüsterten Wort „simpatico" äußert sich ihre Bewunderung; nie habe ich gehört, daß Damen belästigt worden seien.

Vielleicht habe ich die guten Seiten des italienischen Wesens zu hell beleuchtet. Aber wer auf Reisen geht, um des Alltags dumpfen Banden, um der Tretmühle der täglichen Pflichtarbeit für kurze Zeit zu entfliehen, hat nicht das Recht nur, sondern, wie mir scheint, die Pflicht, auf das Schöne mehr als auf das Häßliche zu achten, auf das Gesunde mehr als auf das Krankhafte, das keinem Ort fehlt Und nirgends habe ich so viel Schönheit und Gesundheit erblickt wie in diesem Volk, dem die Herrlichkeit seiner Natur, die Ueberlieferung edelster Kunst und Kultur selbst in der leidenschaftlichen Erregung noch einen Reiz verleiht, wie wir unter dem grauen Himmel des Nordens ihn nur in ästhetischen Genüssen zu finden gewohnt sind.

Franz Georgi.

Die Bank der Hochwohlgeborenen.

Im Prunksaal des „Norddeutschen Hofes" in der berliner Mohrenstraße hatte sich eine illustre Gesellschaft zusammengefunden. Heller Vormittag wars; doch der Saal strahlte im Glanz der elektrischen Glühlampen, deren Licht von hohen Pfeilerspiegeln zurückgeworfen wurde. Und in diesen festlichen Raum waren die Menschen heute nicht zum Vergnügen gekommen, sondern, um über die Verwaltung einer Aktiengesellschaft Gerichtstag zu halten. Vielleicht war der festliche Glanz der Palaistra, in der die Ringkämpfe zwischen Aktionären und Verwaltung ausgefochten wurden, wenigstens durch die Thatsache zu rechtfertigen, daß die meisten Versammlungbesucher zu den Ständen des Adels, der Offiziere und der Beamtenschaft gehörten. Die „Vermögensverwaltung-Stelle für Offiziere und Beamte, Kommanditgesellschaft auf Aktien in Berlin" hatte ihre Ordentliche Generalversammlung einberufen, um den Aktionären über das abgelaufene Geschäftsjahr zu berichten und die gegen die Verwaltung erhobenen Klagen entweder zu entkräften oder, durch Aufhellung der Verhältnisse, die Vorbedingungen für eine Sanirung zu schaffen. Die Generalversammlung wurde vertagt, noch bevor die Präsenzliste verlesen und man in die eigentliche Berathung eingetreten war; sie endete aber nicht mit diesem Non liquet, sondern wurde in einer „freien Aussprache" zwischen Aktionären und „eingeweihten Persönlichkeiten" fortgesetzt. Ein wunderlicher Verlauf. Den Vorsitz hatte der Leiter der Versammlung, Graf Hermersberg (früher Prinz Hohenlohe), an Herrn Geheimen Hofrath Felix Hecht von der Rheinischen

Hypothekenbank in Mannheim abgegeben, der offenbar in den Aufsichtrath der Gesellschaft gewählt werden wird, noch aber in keinem festen Verhältniß zu ihr steht.

Giebt es, so mußte der unbefangene Zuschauer sich an diesem Vormittag fragen, auch für Aktiengesellschaften Standesunterschiede? Der den gesetzlichen Vorschriften wohl entsprechende (dafür sorgt ja schon der anwesende Notar), dem allgemeinen Brauch aber durchaus nicht gemäße Verlauf dieser Versammlung wirkte, als sei für Aktionäre erster Klasse (das Wort „erstklassig" wollen wir neidlos den Herren Rudolf Koch und Freiherrn von Schlicht überlassen) ein Sonderrecht geschaffen worden. Dieses Bewußtsein mochte auch die Gemüther der anwesenden Feudalherren beherrschen, da einer von ihnen, der wie ein Stabsoffizier a. D. aussah und sprach, den etwas laut gewordenen Ton der Unterhaltung mit dem Hinweis rügte, man sei doch unter Herren von Stand und solle deshalb streng die gesellschaftliche Form wahren. Auch Graf Hermersberg, der die Versammlung übrigens recht ungeschickt leitete (offenbar möchte er den unbequem gewordenen Platz so schnell wie irgend möglich räumen), sah sich, gegenüber einem allerdings sehr unfein auftretenden Herrn von der Opposition, zu der Bemerkung veranlaßt, in den Kreisen, zu denen er sich zähle, sei solches Benehmen nicht üblich. Sicher nicht; nur paßte der noble Ton nicht recht zu dem eben so trockenen wie traurigen Gegenstande der Berathung.

Die Entwickelung der „Vermögensverwaltungstelle" (den ganzen langen Titel brauche ich wohl nicht zu wiederholen) liefert den Beweis, daß gerade die Schichten, aus denen sich die Verächter des Kaufmannstandes und die Gegner von Börse und Spekulation rekrutiren, fast völlig versagen, wenn sie sich mit diesen Dingen praktisch beschäftigen wollen. Sie verstehen eben nichts davon, können weder die positive Arbeit noch die nöthige Kritik leisten und bringen nur dekorative Eigenschaften mit, die den Mangel an Geschäftsgeist und an Kenntniß der Doppelten Buchführung nicht ersetzen können. Was dabei herauskommt, hat die Vermögensverwaltungstelle gezeigt: ein Unternehmen, das „niemals organisatorisch auf der Höhe gewesen ist"; dessen „Aufsichtrath in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung nicht die nothwendige Garantie für eine ordnungmäßige Ueberwachung der Geschäfte bietet"; dessen Bilanz nicht durchsichtig und ohne „materielle Richtigkeit" aufgestellt ist. Worauf stützt sich denn eigentlich die Existenzberechtigung eines solchen Institutes für „bessere" Herren? Doch nur auf die Unkenntniß der wesentlichen Eigenschaften „bürgerlicher" Banken und auf antisemitisches Vorurtheil. Die Herren Offiziere sind mit vollem Recht von der Ehrenhaftigkeit ihres Standes überzeugt, glauben mit Unrecht aber, daß diese Eigenschaft ein Privilegium ihrer Kaste sei und daß eine für diese Menschengattung geschaffene Bank von vorn herein ungefähr wie eine mit den Garantien der Mündelsicherheit versehene Pfandbriefbank betrachtet werden müsse. Nur aus dieser Anschauung ist das in der Generalversammlung citirte Wort eines Aufsichtrathsmitgliedes zu erklären, die Aktien der Vermögensverwaltungstelle seien eben so gut wie Staatspapiere. Man stelle sich vor, in einer bürgerlichen Aktiengesellschaft würde den Aktionären vom Vorstand oder Aufsichtrath eine so kühne Behauptung vorgetragen: Hohngelächter wäre die Antwort. Und hier handelte sichs gar noch um ein Unternehmen, das jetzt keine Dividende gegeben, niemals nennenswerthen Ertrag gebracht hatte und dessen Sanirung nun erwogen wird. Vornehme Gesinnung kann eben den Mangel an Unterscheidungvermögen nicht ersetzen; und ich kann mir vorstellen, daß in anderen Fällen die Folge eines so seltsamen Ausspruches ein Verfahren

wegen böswilliger oder fahrlässiger Täuschung der Aktionäre gewesen wäre. Vernünftiger ist aber der Versuch, solchen Wahn psychologisch zu erklären. Ein bürgerliches Kreditinstitut, bis hinauf sogar zur Königlich Preußischen Staatsbank und zur Reichsbank, ist in den Augen der Standesherren nicht auf der Höhe der Vermögensverwaltungstelle. Und nun gar die Judenbanken! Da ists ganz aus; denn „wo Juden drin sind, ist immer was faul." Die Großbanken brauchen sich über solche Unklugheit nicht zu ärgern und in der „Bank für Offiziere und Beamte" wahrhaftig keine Konkurrentin zu erblicken. Die Herren von der ersten Klasse werden vielleicht aber eines Tages gezwungen sein, sich, Hilfe heischend, an eins von den nicht ganz arischen Instituten zu wenden, und können dann zu ergründen versuchen, ob bei Geldgeschäften Kreuzung oder Inzucht bessere Resultate erzielt.

Die Vermögensverwaltungstelle ist 1894 aus der Offenen Handelsgesellschaft Scheidel & Wilscheck hervorgegangen, die das Vermögen von Offizieren und Beamten verwaltete. Im Jahr 1903 übernahm das Institut die Geschäfte der Bankfirma Anhalt & Wagener Nachfolger in Berlin. Als Zweck des Unternehmens, das im „Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften" unter der Rubrik „Kreditbanken und andere Geldinstitute" zu finden ist, wird angegeben: „die Ausführung und Vermittlung von Bankgeschäften aller Art, die Vermittlung von Hypothekengeschäften, der Erwerb von Hypotheken und die Vermittlung von Versicherungen jeder Art". Der Geschäftskreis des mit 3 Millionen Mark Aktienkapital arbeitenden Institutes umfaßt also nach dieser Angabe den Betrieb einer Kreditbank, eines Pfandbriefunternehmens und einer Versicherunganstalt. Die erste Klasse kann ihre Geldgeschäfte also durch ein exklusives und zu jeder Transaktion fähiges Institut erledigen. Daß die Vermögensverwaltungstelle durch ministerielle Entscheidung von den einschränkenden Bestimmungen des Reichshypothekenbankgesetzes ohne Weiteres befreit wurde (man erklärte einfach, sie gehöre überhaupt nicht unter das genannte Gesetz), ist eine Privilegirung, vor der man sich, wie mir scheint, um so eher hüten mußte, als ja auch die Excellenzen von der Justiz und von der Landwirthschaft zu den Kreisen gehören, aus denen sich die Kundschaft der Vermögensverwaltungstelle zusammensetzt. Die Ereignisse haben gelehrt, daß diese Gesellschaft durchaus kein besonderes Vertrauen verdient. Obwohl sie sich selbst als Vermögensverwaltungstelle bezeichnet, haben ihre Debitoren in der Bilanz stets mehr Raum eingenommen als die Kreditoren; im letzten Geschäftsjahr warens 4,06 gegen 1,76 Millionen. Da könnte man fast auf den Gedanken kommen, daß es sich eher um eine Schulden- als um eine Vermögensverwaltung handelt. Und wie ists mit den Hypothekengeschäften der Verwaltungstelle? Zwar wurde 1897 erklärt, die Ausgabe von Pfandbriefen sei sistirt; aber die erwähnte Befreiung vom Hypothekenbankgesetz macht die Erklärung zum Theil wieder unwirksam. Besonders unheilvoll war für die Gesellschaft die Thätigkeit des Geschäftsleiters Scheidel, der August Sternberg, dem Kinderfreund, nah verwandt ist und der dann Herr Saulmann, rite genannt Solman, als Direktor folgte. Unter Scheidels Führung wurde einst die berüchtigte „Bank für Industriebetheiligungen" gegründet, die mit großem Pomp und unter geschickter Verwerthung klangvoller Namen ans Licht trat, um Offiziere und Beamte mit allerlei Industriewerthen zu beglücken. Der Durchführung dieses Planes war natürlich die Mitwirkung der Vermögensverwaltungstelle sehr günstig. Im Aufsichtrathe der Bank für Industriebetheiligungen saßen hohe Offiziere a. D., die gewiß nicht ahnten, welche Senkgrube sie bewachen

sollten. Heute gehört diese „Bank" der Geschichte an. Sehr nett und bezeichnend für den vornehmen Geist, der in der Vermögensverwaltungstelle herrscht, ist auch ein Geschäft, das sie mit der verstorbenen Pommernbank machte, die ja kurz vor ihrem Ende auch in den Stand der Privilegirten erhoben worden war. Die Vermögensverwaltungstelle schlug nämlich der Pommernbank eines Tages vor, die Aktien und Pfandbriefe dieses Institutes ihrer Kundschaft besonders zu empfehlen, wenn die Bank zum Dank dafür 200 000 Mark Aktien der Vermögensverwaltung übernehme. Das Geschäft kam zu Stande, nachdem der nicht sofort gefügige Direktor Wilscheck von der Verwaltungstelle einen Fußtritt erhalten hatte. Böse Zungen behaupten, der die Exekution vollziehende Stiefel sei in fünfzig braune Lappen eingewickelt gewesen; aber Gewisses ist darüber nicht bekannt geworden. Solche Dinge werden nie bekannt. Und Schultz und Romeick waren schweigsam wie Togo und Dernburg.

Eine mystische und in ihren Ausläufern noch bis in die Gegenwart hineinreichende Transaktion war die Beleihung des Rittergutes Schönwaldau, das auf Betreiben der Verwaltungstelle subhastirt und von ihr erworben wurde. Um diesen Zuwachs nicht in der Bilanz vermerken zu müssen, ließ man eine dritte Person als Eigenthümer eintragen. Das war eine Schiebung in optima forma, hat die Gesellschaft aber nicht vor Verlusten geschützt; denn in der letzten Generalversammlung wurde ausdrücklich erklärt, daß nur bei ruhiger Abwickelung das Engagement in Schönwaldau glatt erledigt werden könne. Bekannt sind die faulen Geschäfte mit dem berüchtigten türkischen Generalkonsul Stenglen und der Aktiengesellschaft Max Pötter & Co., bei denen die Vermögensverwaltungstelle immer „wechselseitig" mit der Bank für Industriebetheiligungen vorging, mochte es sich nun um die Gewährung von Krediten oder um die Diskontirung fauler Tratten handeln. Die Seele all dieser Transaktionen war Herr Scheidel, einer der einst gefährlichsten Gründer Berlins, während der feudale Aufsichtrath als eine Schaar ahnungloser Engel seines Amtes waltete oder vielmehr nicht waltete. Scheidel wurde schließlich abgesägt, als die Skandale schon gen Himmel stanken, und Solman trat an seine Stelle. Ein ganz honetter Mann; ob aber der Richtige, die Karre aus dem tiefen Dreck zu ziehen? Das ist fraglich. Bisher sieht's nicht so aus, als habe er die Unfähigkeit des Aufsichtrathes durch persönliche Qualitäten auszugleichen vermocht.

Der letzte Geschäftsbericht hat keine Klarheit über die Lage der Gesellschaft gebracht. Wohl geht daraus hervor, daß die schon vorher ganz unberechtigte Zahlung von Dividenden (und sogar einer Superdividende!) aufhören und ein Reservefonds zur Schaffung der für die Lösung schlechter Engagements erforderlichen Mittel gebildet werden soll Ueber die Geschäfte der Gesellschaft, über das Debitorenkonto und den ganzen Status fehlen aber ausreichende Angaben. Und die angeblich durch die Presse verursachte Beunruhigung wurde durch die Heimlichtuerei in der Generalversammlung nur noch vermehrt. Diese Versammlung hatte r keinen Sinn. Schon vorher war unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, konirt und beantragt worden, die Deutsche Treuhandgesellschaft mit einer Revision es Unternehmens zu beauftragen. Ein junger Herr, der sich furchtbar wichtig orkam und allen Leuten erzählte, er sei im vorigen Jahre Mitglied des Aufichtrathes der Vermögensverwaltung gewesen und stehe jedem Neugierigen mit Informationen gern zur Verfügung, meinte, die Treuhandgesellschaft habe sich ur Uebernahme der Revision „bereit erklärt". Daß diese Bereitwilligkeit ein sehr

gutes Geschäft für die Treuhandgesellschaft bedeute, schien dem Herrn, der übrigens selbst an der Vorberathung theilgenommen hatte, nicht klar zu sein. Die Opposition wurde mit besonderem Nachdruck durch einen urdeutschen Mann, der furchtbar schrie und dem Grafen Hermersberg mit der Faust unter der Nase herumfuchtelte, vertreten; aber der ganze Aufwand an Stimmenkraft verpuffte vor dem geschickt inszenirten Antrag auf Vertagung. Die Verwaltung will Zeit gewinnen, um einer neuen Generalversammlung wenigstens schon bestimmte Vorschläge machen zu können, und deshalb sorgte sie dafür, daß eine offizielle Besprechung der Tagesordnung unterblieb. Die günstigste Position hatte der bayerische Oberst Schweninger, der sich darauf berufen konnte, daß er schon vor fünf Jahren das ganze Unheil vorausgesagt habe. Im Uebrigen schien Alles in dieser Versammlung bestellte Arbeit: die Heranziehung des Vertagungparagraphen 264 des Handelsgesetzbuches, über dessen Anwendbarkeit sich eine endlose Debatte entspann, und das Extempore des Herrn Geheimraths Felix Hecht, der die Anregung zu der „freien" Diskussion gab. Herr Hecht, der als Praktiker und Theoretiker im Hypothekengeschäft anerkannte Inspirator der mannheimer Rheinischen Hypothekenbank, darf wohl als kommender Mann der Vermögensverwaltungstelle bezeichnet werden. Er scheint sich über den schlimmen Zustand der Gesellschaft keinerlei Illusionen hinzugeben, traut sich aber wohl die Fähigkeit zu, eine Aenderung zum Guten herbeizuführen. Qui vivra, verra. Jedenfalls müßte ganz energisch aufgeräumt werden. Die jetzt herrschenden Männer, die ja nicht einmal die Verantwortung für die materielle Richtigkeit der Bilanz übernehmen konnten, dürften zur Durchführung nützlicher Reformen kaum geeignet sein und hätten allen Grund, an einen raschen Rücktritt zu denken. Dekorative Spitzen sind Luxusartikel, aber selten münzbare Werthe. Fraglich ist allerdings, ob die Vermögensverwaltungstelle an sich schon einen der Erhaltung würdigen Werth repräsentirt oder ob sie nicht, ohne eine Lücke zu hinterlassen, vom Schauplatz der Bankgeschäfte verschwinden könnte. Die Frage ist nicht schwer zu beantworten, wenn man erwogen hat, ob die vorhandenen Groß- und Kleinbanken für den Bedarf von Offizieren und Beamten ausreichen oder ob für diese besondere Kaste auch ein besonderes Institut nöthig ist.

Ladon.

Notizbuch.

Vor ein paar Wochen vernahmen wir, dicht bei der Hamidije-Moschee sei am hellen Tag der Versuch gemacht worden, den Sultan zu morden. Wer die Berichte aufmerksam las und die Karte der Türkenhauptstadt studirte, fand, die Sache könne nicht sehr gefährlich gewesen sein. Bis in die Stadt Konstantins wagt der edle Abd ul Hamid sich schon lange nicht mehr; und die Bombe platzte ziemlich weit von der Stelle, wo, im Yildizgelände, der Großherr, wenn er aus der Moschee kommt, mit seinem Luftknaben den Wagen zu besteigen pflegt. Thut nichts. Die Potentaten sandten Glückwünsche. Gottes gnädige Fügung hatte das theure Haupt gerettet. Und der Heldenmuth des Osmanen wurde gerühmt. Auch in demokratischen Zeitungen. Wirklich: der Heldenmuth des Sultans. Vergebens würde man auf dem weiten Rund der Erde einen feigeren Wicht suchen. Die

Memme läßt ihren Palast beinahe in jedem Jahr mit neuen Mauern umwallen, zittert, wenn im Holzgitterwerk des Harems der Abendwind ächzt, hat die Mumienhand am Revolver, wenn ein General oder Vezier eine ungewohnte Bewegung macht, und verbirgt selbst den Nächsten scheu den Aufenthalt. Niemand darf wissen, wo der Großherr aller Gläubigen die Nacht verbringt; erst abends wird drum das Schlafgemach ausgewählt. Der Jammermann mag schön geschlottert haben, als der Bombenkrach sein Ohr traf. Dennoch: ein Held. Das Bedürfniß, Speichel zu lecken, scheint unstillbar. Seit diesem Attentat lesen wir nun aber täglich von neuen Verhaftungen, die der Padischah befiehlt. Jeder irgendwie Verdächtige nicht nur, nein: jeder von einem Privatfeind oder von einem anderen Halunken Angezeigte wird eingesperrt; und mag Allah auf den Knien danken, wenn er je wieder die Sonne sieht. Abd ul Hamid will seinen Attentäter haben; und zieht kaum die Brauen hoch, wenn ihm gemeldet wird, die Polizei habe geirrt und etliche Dutzend Unschuldiger eingekerkert oder abgeschlachtet. Er selbst nimmt sich ja die Freiheit, Jeden niederzuknallen, dessen Anblick ihn ärgert oder schreckt; den eigenen Bruder wie einen Gefangenen zu halten und, wenns ihn Zeit dünkt, wie andere liebe Verwandte vor ihm, sacht oder schnell sterben zu lassen; ganze Stämme auszuroden, weil sie ihm unbequem sind. Das Alles weiß die tugendsame Jungfer Europa. Weiß, daß neben diesem Abd ul Hamid ein Massenmörder wie ein schneeweißes Lämmlein aussieht; daß im Yildizpalast noch immer Knaben kastrirt, Jünglinge und halbwüchsige Mädchen geschändet, Menschen ohne den Schein eines Gerichtsverfahrens gedrosselt, ertränkt, zu Tode gemartert werden. Weiß es und behandelt den Sultan dennoch wie eine prächtige Wunderblüthe am Baum der Menschheit. Nie liest man in unseren Zeitungen ein Wort über die Türkenschmach. Die Jungtürken geben sich alle erdenkliche Mühe, die Welt über das Wirken des Großschlächters vom Bosporus aufzuklären. In Paris erscheint das Blatt Pro Armenia, das alle Thaten des halbirren Scheusals verzeichnet und in wirksamen Artikeln die Christenheit aufruft, die Christen bereiteten Gräuel zu rächen. Alles umsonst. Was Abd ul Hamid thut, ist wohlgethan; und gerecht bleibt sein Wille. Merkwürdig. Die selben Leute, die täglich das Elend, die Knechtschaft der Russen bejammern, die Niedertracht russischer Machthaber verfluchen, finden an dem wackeren Sultan nichts auszusetzen. Wenns aber in Rußland selbst so schlimm wäre, wie unsere liberalsten Weltbeglücker behaupten: in der Türkei ists doch noch beträchtlich schlimmer. Alles. Korruption, Willkür, Schlendrian, Grausamkeit. Der gute Nika läßt keinem Hoden und Penis abschneiden, keinen Verschwörer in einen Sack nähen und ins Meer werfen, wie der asiatische Despot am Goldenen Horn so gern thut. Warum wird dort Alles gescholten, hier Alles gebilligt? Ein Herr, den meine Auffassung russischer Zustände und Entwickelungmöglichkeiten überzeugt hatte, schrieb mir neulich, es sei schwer, sich in den Gedanken zu gewöhnen, daß Rußland als asiatische Macht zu beurtheilen ist, weil der Weg zwischen Berlin und Petersburg gar so rasch zu durchmessen sei. Nach Konstantinopel fährt man selbst mit schlechten Zügen nicht viel länger. Das humane Gefühl, das gegen den „Zarismus“ (den Zarismus Nikis, Du lieber Himmel!) tobt, müßte sich doch einmal auch gegen die türkischen atrocities wenden; für ein Weilchen wenigstens, wenn der bebende Yildizheld die Verließe mit unschuldigen Opfern füllt. Doch Alles bleibt still. Wer löst dieses Räthsel? Graf Pückler auf Klein-Tschirne fände schnell eine Lösung. Im Türkenreich, würde er sagen, werden eben nur Christen, nicht Juden, gepeinigt und geschlachtet; und da alle großen Blasinstrumente der Oeffentlichen Meinung in Judenhänden sind, hat der osmanische Metzgermeister nichts zu befürchten. Obs klug ist, solchen Glauben aufkommen zu lassen? Ich

will einen Gelehrten aus dem mossischen oder vossischen Bereich fragen; und mich freuen, wenn er eine andere, nicht gar so schrill ins Ohr klingende Lösung des Räthsels weiß.

* * *

Ein Brief, der sich mit Mengers Artikel über die Lüge beschäftigt:

„Man nennt die Richtigkeit einer behaupteten Thatsache Wahrheit und im Volksmunde kann man bei den unbedeutendsten Geschäften die Forderung hören, daß ‚Alles seine Richtigkeit haben müsse'. Dieser Gedanke einer allgemeinen Richtigkeit, dessen Ausführung vielleicht den Engeln im Himmel nicht unmöglich ist, ließ von je her die Wahrheit als ein Ideal erscheinen, dem die Menschheit zuzustreben habe. Hier soll nicht untersucht werden, wie weit dabei die Begriffe Treue, Redlichkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Zweckmäßigkeit und schließlich ein geheimnißvoller Drang nach dem Licht verwirrend mitgewirkt haben; es möge den Philosophen überlassen bleiben, das hehre Bild der Wahrheit womöglich in metaphysischer Beleuchtung als etwas Absolutes hinzustellen. Die Sittenlehrer können es nicht, denn sie sind gezwungen, durch die Rücksicht auf ein Durchschnittsmaß menschlicher Leistungfähigkeit, die verwirrenden Nebenbegriffe in ihre Gebote einzubeziehen und überhaupt sich von Gründen der Zweckmäßigkeit leiten zu lassen, die allerdings mit dem Aufblick auf irgend einen unbekannten Leitstern gewöhnlich von ihnen geleugnet werden. Es sei daher gestattet, vom Standpunkte der empirischen Psychologie den Beweis zu versuchen, daß die menschliche Natur gar nicht ein genügendes Rüstzeug der Wahrheit in sich trägt.

Kant und Schopenhauer haben die verschiedenen menschlichen Fähigkeiten in so eingehenden Erörterungen unter die Rubriken Wille und Intellekt zusammengefaßt, daß diese freilich schablonenenhafte, aber für viele Betrachtungen fruchtbare Unterscheidung heutzutage allgemein verständlich erscheint. Der menschliche Wille ist nun durchaus wahr, wie man bei kleinen Kindern beobachten kann, die Alles haben wollen, was sie sehen. Aber diese Wahrheit ist bei Erwachsenen doch nur die Aufrichtigkeit eines hungrigen Raubthieres; und die Menschen mußten sich schon frühzeitig überzeugen, daß mit dieser Wahrheit ein Zusammenleben unmöglich sei. Die Sitte und später das Gesetz schufen daher verschiedene Formen, in denen das Aufeinanderstoßen entgegengesetzter Interessen, da es im irdischen Leben nicht immer zu vermeiden ist, in geordnete Bahnen gelenkt werden kann. Ein solcher Ordner und Vermittler war die Höflichkeit, durch die neben Kriegslisten und anderen Täuschungen die Lüge ihren Einzug hielt. Und je mehr mit der steigenden Kultur die Umgangsformen sich verfeinerten, desto mehr fühlten nicht nur die Unterdrücker, sondern auch die Unterdrückten das Bedürfniß, das allgemeine Ringen nach Macht und Besitz durch konventionelle oder auch ad hoc zugestutzte Phrasen zu verschleiern. Auch der menschliche Intellekt ist ursprünglich wahr, denn er ist ja vor Allem auf Erkenntniß gerichtet; aber er ist nach Schopenhauer doch nur der Kammerdiener des Willens und gerade seiner Bedientenhaftigkeit haben wir die meisten Entstellungen der Wahrheit zuzuschreiben. Ist er aber nicht vielleicht ein Verwunschener Prinz, der in seine abhängige Stellung so viel von seiner adeligen Geburt hinübergerettet hat, daß er die Lüge wenigstens theoretisch verdammt? Ich kann hier nicht untersuchen, ob die jeder höheren Kultur eigenthümliche Verachtung der Lüge mehr auf den göttlichen Funken im Intellekt oder im Willen oder auch vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß unter dem angedeuteten Einfluß der Sittenlehre noch keine gemeingiltige Formel dafür gefunden wurde, die Lüge und ihre Beweggründe auseinanderzuhalten. In England schadet die Nothlüge einem jeden Schüler aus guter Familie mehr als bei uns; aber es fragt sich, ob

die Sitte dort nicht mehr den Mangel an Muth, sich einer verdienten Schulstrafe zu unterziehen, als die Lüge selbst treffen will. Wir müssen uns hier mit Feststellung der Thatsache begnügen, daß von der öffentlichen Meinung der ertappte Lügner oft mit einer Einseitigkeit verfolgt wird, die nicht auf bloßer Wahrheitliebe beruht. Das thut aber der Wille und nicht der Intellekt; und da der Wille nach unseren Philosophen das Primäre im Menschen ist, wie schon der Scholastiker Duns Scotus im dreizehnten Jahrhundert sagt: Voluntas superior est intellectu, so werden wir ihm den größten Antheil an allen guten wie bösen Handlungen der Menschen zuzuschreiben haben. Wie wenig dem Willen an der reinen Wahrheit gelegen ist, zeigt er schon dadurch, daß er in seinem Instinkt für das Schöne dem Intellekt gestattet, das Blaue vom Himmel herunter zu fabuliren. Alle Kunst und Dichtung sind ja nach unseren Aesthetikern auf Illusion aufgebaut. Beherrschen läßt sich aber der Wille so wenig vom Intellekt, daß er, abgesehen von Ausbrüchen der Leidenschaft, ihm auch sonst häufig den Mund verbietet. Der Intellekt befindet sich ganz wohl im Suchen nach Erkenntniß, aber der Wille beruhigt sich dabei nicht. Er schneidet daher oft das weitere Suchen durch den Glauben ab. Der Glaube ist der gefrorene, kristallisirte Intellekt. Indem er für sich in dem ewigen Fluß der Dinge eine feste Form findet, wird er eine Stütze des Menschengeschlechtes für die höchsten Probleme des Daseins; aber er zeigt seine alles Wissen überragende, sprichwörtlich Berge versetzende Kraft nicht nur in seinen religiösen und politischen Formen, sondern auch darin, daß er den mit glücklicher Mischung von Wille und Intellekt begabten Menschen das Höchste erreichen läßt, was nach Goethes Wort der Mensch erreichen kann: eine Persönlichkeit. Als Danton eine der blutrünstigen Reden von Robespierre hörte, sagte er: ‚Aus dem Mann kann Etwas werden, denn er glaubt, was er sagt!‘ Das war in seinem Munde ein hohes Lob, denn er wollte ihn von den Verstandesmenschen unterscheiden, die, auch nur mit einem Mittelmaß von Wille und Intellekt, aber in der ungünstigen Mischung des überwiegenden Intellektes ausgerüstet, nur zu bereitwillig auf Gegengründe eingehen, sich dadurch ihre Thatkraft schwächen lassen und zu bloßen Schwätzern herabsinken. Die Thatkraft einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, die nicht immer von dem auf der Wahrheitsuche in die Ferne flatternden Intellekt sich beeinflussen läßt, ist aber im Kleinen wie im Großen die wahre Ursache des Erfolges. Lombroso bezeichnet in einem Aufsatz ‚Die Psychologie der Milliardäre‘ als charakteristische Eigenschaft der erfolgreichen Unternehmer auf wirthschaftlichem Gebiete ‚im schreienden Widerspruch zu literarischen und wissenschaftlichen Genies‘ die ‚mangelnde Bildung‘.

Wie leicht der Intellekt, wenn er nicht auf eine geschlossene Persönlichkeit sich stützt, in Irrgänge geräth, zeigt Professor Dr. Anton Menger in einem hier am ersten Juli veröffentlichten Aufsatz ‚Die Lüge‘, an dem Beispiel des großen Philosophen Kant. Kant, dessen schwankende Persönlichkeit Menger mit einigen scharfen Zügen kennzeichnet, versteigt sich zu der Behauptung: ‚Daß die Lüge gegen einen Mörder, der uns fragte, ob unser von ihm verfolgter Freund sich nicht in unser Haus flüchtete, ein Verbrechen sein würde.‘ Dieser Wahrheitfanatismus erinnert an den bekannten Trost Schleiermachers, daß ein durch eine böse Nachricht getöteter Patient ‚an der Wahrheit gestorben sein würde.‘ Die wissenschaftliche Heuchelei mag zu den feineren Formen der Lüge gehören; aber die Bedientenhaftigkeit des Intellektes tritt doch gerade in ihr recht deutlich hervor. Wenn ich mit dem verehrten Sozialpolitiker Menger auch darin übereinstimme, daß der Ursprung der Lüge auf das Bedürfniß der Menschen zurückzuführen ist, mit Machtverhältnissen sich in der einen oder anderen Weise abzufinden, so möchte ich doch nicht so weit

gehen, den politischen und privatrechtlichen Despotismus besonders verantwortlich zu machen. Er ergreift doch nur die Heucheleien und Schmeicheleien, die wir im weitesten Sinne des Wortes Byzantinismus nennen können, nicht aber die sogenannten Nutzlügen, die im freien Spiel des wirthschaftlichen Wettbewerbes, in Reklamen und sonstigen Praktiken eine so große Rolle spielen. Außerdem wird die öffentliche Lüge, deren Unterscheidung von der Privatlüge Menger beiläufig anheimgiebt, ohne sie jedoch selbst durchzuführen, durch die Einführung ‚volksthümlicher Einrichtungen' nicht gemildert werden. Wenn wir nur die politische Forderung uns aneignen wollen, daß künftig Alles mehr auf das Recht als auf die Willkür Einzelner gestellt werden soll, so weiß der scharfsinnige Jurist Menger sehr wohl, daß man im Prozeßverfahren mit der bloßen Wahrheit nicht durchdringen kann. Dem, der als Anwalt für die Rechte Anderer, als Staatsmann vielleicht für die Rechte eines ganzen Volkes auftritt, muß es als höchstes Gebot der Gerechtigkeit vorschweben, daß er dem Gegner mit gleicher Münze zahlt; und da der Gegner nach menschlichem Ermessen lügen wird, so versteht sich das Weitere von selbst. Unter ‚volksthümlichen Einrichtungen' könnte man aber auch den Kulturfortschritt verstehen, daß die Gesammtheit mehr als bisher über ihre Geschicke zu bestimmen hätte. Dann würde die Macht von den durch Geburt oder Anstellung Berufenen auf Die übergehen, die das Volk für ihre Pläne zu gewinnen wissen. Als ein ähnlicher Zustand im alten Athen eingetreten war, den wir freilich als Ochlokratie bezeichnen, war die Zeit der öffentlichen Beredsamkeit gekommen, die namentlich von den Sophisten ausgenutzt wurde, und der edle Platon, der Gegner der Sophisten, sagte: den Göttern sei Täuschung unnütz, den Menschen aber heilsam wie Arzenei; doch nur die Regirenden dürften sie brauchen, der Feinde oder Bürger wegen, zum Nutzen der Stadt. Heute darf man keinem öffentlichen Redner nachsagen, daß er auf Täuschung ausgehe; aber Fürst Bismarck beurtheilte einen glänzenden Parlamentsredner nicht nach Dem, was er gesagt hatte, sondern nach Dem, was er mit seiner Rede sagen wollte, und hat sich auch sonst über die Gefahren der Beredsamkeit deutlich ausgesprochen. In der That ist gerade der erfolgreiche Redner insofern ein Lügner, als er gewissermaßen aus seiner Persönlichkeit heraus tritt und mit dem Gedankenvorrath seiner Zuhörer, denn eigene Gedanken machen nur einen Märtyrer, geschickt zu spielen weiß. Vielleicht fühlt er sich auch als Erzieher; und daß ein Erzieher nicht immer die Wahrheit sagen kann, weiß jeder Dorfschullehrer. Mit Recht sagt Menger: ‚Wo Macht ist, da ist auch die Lüge.' Machtverhältnisse können nun aber im Lauf der Jahrhunderte eine Wahrheit der Thatsachen, wenn auch oft nur eine brutale Wahrheit, werden; aber wenn die Macht, nach der schließlich Jeder strebt, nur durch Ueberredung von größeren Gruppen der Mitwelt erreicht werden kann, so wird der Lüge sich nur noch ein weiteres Kampfgebiet erschließen. Vielleicht ist die Lüge aber ein bloßer Schönheitfehler, der nicht so verletzend wirken wird, wenn erst einmal Treue und Redlichkeit, Zartgefühl und Gerechtigkeit, vor Allem warme Nächstenliebe und Opferfreudigkeit, auch von Volk zu Volk, die herrschenden Mächte geworden sein werden. Sollte dieser ideale Zustand jemals eintreten, so werden sich die Menschen schon darüber zu trösten wissen, daß nicht Jeder Jedem seine abfällige Meinung glatt ins Gesicht sagen mag und darf.

Hannover. Professor Dr. W. Schaefer."

* * *

Aus Südafrika wird mir geschrieben:

„Also endlich! Endlich in der deutschen Presse und — nomen omen — in der ‚Zukunft' eine ehrliche Stimme, die den Leisetretern in Sachen des unvermeidlichen bri-

tisch-deutschen Krieges die Leviten liest und dem an die glorreichsten Zeiten des Griechen-, Polen- und Bulgaren-Sentimentalitätschwindels erinnernden blöden Jubel der Massen über Japans Sieg und Rußlands ‚Untergang' ein positives Programm entgegensetzt, um unserem wirklich einzig gegebenen Bundesgenossen den Weg zur alten Aktionfähigkeit zu weisen. Patriotismus ist eine schöne Sache; aber wenn man, wie ein großer Theil der deutschen Presse, glaubt, daß es unpatriotisch sei, in der Flottenvermehrung etwas Anderes zu sehen als ein harmloses Schutzmittel für den deutschen Handel, so muß man sich selbst und sein Publikum im Zaum zu halten wissen und sollte von den vielgeliebten Japanern wenigstens die Kunst des Schweigens gelernt haben. Ich meine, bei der Entscheidung über Deutschlands maritime Zukunft haben wir im britischen Ausland lebenden Deutschen auch ein Wörtchen mitzureden. Und da will ich einmal aussprechen, daß es — von einem halben Dutzend seit Jahrzehnten mit Haut und Haaren in die Britenlivree geschlüpften Großkaufleuten deutscher Herkunft abgesehen — in Südafrika wenigstens keinen einzigen Deutschen giebt, der nicht von der Unausbleiblichkeit des großen britisch-deutschen Wirthschaftkrieges überzeugt ist. Das Solidarität- und Nationalgefühl der hier lebenden Deutschen hat in den letzten fünf Jahren eine nicht nur für den Kenner frührer Wurschtigkeit erstaunliche und erfreuliche Stärkung erfahren. Daß es aber damit nicht wieder rückwärts geht, dafür sorgt der systematische Boykott, mit dem man hier Alles, was deutsch ist, jetzt beehrt. Man: auch die so laut gerühmten Buren. Es ist hoch an der Zeit, Das den Illusionären zu sagen, die nach den Thaten der Botha, Dewet und De la Rey die ganze ‚Afrikandernation' heute noch beurtheilen und von einer ‚Wiedererhebung' der Buren gegen England träumen. Es giebt keine Afrikandernation in Südafrika; maßlos kläglich hat sich die Burenbevölkerung der ganzen Kapkolonie während des Krieges und mehr noch nach dem Kriege gezeigt und statt des erwarteten Zusammenschlusses aller burischen Elemente durch den Druck und das Elend des Kampfes haben wir weibische Unterwürfigkeit und eine erschreckend um sich greifende Korruption erlebt. Das ‚Interesse, dieser Leute mag ja fordern, sich mit dem britischen Joch abzufinden; wir Deutschen sollen dann aber endlich so gescheit sein, uns nicht noch weiter mit diesen ‚Stammesbrüdern' zu engagiren, deren Deutschenhaß in dem schimpflichen, schon vom Standpunkt des Weißen gar nicht zu entschuldigenden Verhalten der Führer der kapkolonialen Bondpartei gegenüber Südwestafrika und der ‚Krieg führenden' (daher durch ‚strikte Neutralität' zu unterstützenden) Macht Hendriks Witbooi und seiner Konsorten in bengalische Beleuchtung gerückt wurde. Unser Geld nehmen diese ‚Brüder' mit Kußhand. Bei den Lieferungen von Transportwagen, Zugthieren, Futterstoffen und Lebensmitteln für unsere Kriegführung haben sie sich so weidlich die Taschen gefüllt, daß wir Reichsdeutschen oft die Hände über dem Kopf zusammenschlugen und gewünscht hätten, man hätte nur Deutschen solche Kommissionen zugewiesen. Weiter aber reicht ihre Theilnahme für unsere kolonialen Sorgen auch nicht; und hoffentlich wird Herr von Lindequist aus diesen Thatsachen weise Lehren für seine Thätigkeit als künftiger Gouverneur ziehen. Sie sind nämlich jetzt, Briten und Holländer, schon wieder auf dem Sprunge, das Fett von der Suppe abzuschöpfen, sobald wir mit der Rebellion in Südwestafrika aufgeräumt haben werden. Diese edlen Seelen haben von je her den Deutschen gerade für gut genug gehalten, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und so rüsten sich bereits allerlei Prospektoren zu Studienreisen nach unserer Kolonie, um den für sicher realisirbar erachteten Zukunftplänen der glorreichen Mutter Britania vorzuarbeiten und zugleich für das britische ‚Intelligenz-Department' Spionendienste zu leisten. Herr Dr. Jameson hat schon das Projekt einer Eisenbahn von

Walfischbai nach Johannesburg fertig, da ‚die Deutschen ja doch der Kolonie bald müde sein werden und sie dann an uns zurückfallen wird.‘ Erfreulicher Weise hat ja die Kolonial-Gesellschaft in Essen beschlossen, ein wachsames Auge auf diese Abenteurer aus Südafrika zu haben. Dorthin gehören fortan nur noch Ansiedler mit viel barem Geld und der unbedingten Bereitwilligkeit, sich der deutschen allgemeinen Wehrpflicht zu unterwerfen. Wichtiger aber ist eine für lange Jahre vorauszusehende Garnisonirung. Wir müssen eine jeden Augenblick mobil zu machende Kolonialarmee von mindestens 20000 Mann in Deutsch-Südwestafrika halten, nicht nur gegen aufstandlustige Eingeborene, sondern gegen eine britische Invasion von der Walfischbai und der Kapkolonie aus. Wenn der erbärmliche ‚Hafen‘ von Swakopmund nicht in nächster Zeit so gut ausgebaut wird, daß unsere Transportschiffe dort künftig nicht mehr Tage und Wochen lang am Landen gehindert sind, so sind wir nach einer Kriegserklärung einfach verloren, da England keinen Mann und keinen Sack Proviant mehr dort auszuschiffen erlauben würde. Auch hier wieder muß betont werden, daß man sich in Deutschland ja nicht einbilden soll, auch nur ein Bur werde gegen eine britische Invasion deutschen Kolonialgebietes protestiren oder die Buren gar die Gelegenheit zur Selbstbefreiung vom britischen Joch ergreifen; wir hier wissen, daß es ganz anders kommen und die edlen Stammesbrüder das Menschenmögliche thun würden, um die ihnen höchst unbequemen Deutschen aus Südafrika herauszutreiben.“

Der Vorwurf, den unser Landsmann hier, nicht als Erster, den britischen Behörden macht, wird von ihnen natürlich als unberechtigt zurückgewiesen. Sir Lewis Mitchell, der, als Vertreter des Kolonialsekretärs für die Hottentotenpolitik der Kapregirung verantwortlich war, erklärt, er habe in Britisch-Südafrika nur gethan, was in London gebilligt war. (Daran hat in Deutschland sicher kein Mensch gezweifelt.) Mehr für die Deutschen (die huldvoll als Europäer anerkannt werden) zu thun, sei unmöglich gewesen; man durfte ihnen nicht einmal erlauben, Munition, Waffen, Fourage und anderen Kriegsbedarf durch das britische Gebiet zu transportiren. Das hätte die Eingeborenen allzu sehr gereizt. Die Rebellen seien, wenn sie über die Grenze geflohen waren, entwaffnet und eingesperrt worden; daß sie manchmal entwichen, sei nicht zu vermeiden gewesen. Merkwürdig, daß Häupter des Aufstandes so oft mit frischer Kraft aus dem Kapbezirk auf den Kriegsschauplatz zurückkehren konnten. Mit all dem Gerede wird die Thatsache nicht weggeschwatzt, daß die Briten die Solidarität der Weißen verleugnet und alles Erdenkliche versucht haben, um uns den schweren Kampf noch schwerer zu machen. Richtig ist nur das über den Ursprung des Krieges Gesagte; leider nur allzu richtig. Wenn die in Deutschland Regirenden die Lage nicht völlig verkannt, ihre Gefahr zu gering geschätzt hätten, wäre es nicht zu dem langwierigen Buschkrieg gekommen, der schon das Leben so vieler tüchtiger deutschen Menschen (und bald gewiß eine halbe Milliarde) gekostet hat und dessen trotzdem weder den Maßgebenden noch den öffentlich Meinenden schlaflose Nächte zu machen scheint.

* * *

Die gute Juliette Lamber lebt noch immer. Hat zwei legitime Eheherren begraben (nach dem zweiten, dem Senator und Seinepräfekten, nennt sie sich Madame Adam, setzt den berüchtigten Mädchennamen aber in Klammern darunter), war mit Beust und Gambetta befreundet, machte ihre Geschäftchen (die sichtbaren) in Revanche und Klatsch, wird nächstens Siebenzig und schreibt noch immer. Die Glanzzeit des Politikersalons und der Nouvelle Revue ist freilich vorbei; doch die unermüdliche Schwätzerin, die als vieille bigote in einer verweltlichten Abtei des Departement Seine-et-Oise sitzt, läßt seit sechs Jahren schon zweimal in jedem Monat ein Blättchen erscheinen, das Parole française

à l'étranger heißt und so ziemlich den tollsten Unsinn ans Licht bringt, der je irgendwo gedruckt ward. Ans Licht: ein Blatt, das seit sechs Jahren erscheint und sehr anständig ausgestattet ist, muß doch Leser haben. Natürlich hat die nette Juliette sich auch mit dem franko-deutschen Marokkohader beschäftigt. Sehr sachverständig. Sie weiß ganz genau, daß Alldeutschland im schönen Mai nach Frankreich hinein wollte und die Verbündeten Regirungen die der Kriegserklärung günstigste Stunde kaum noch erwarten konnten; leider, wie es scheint, nicht so genau, warum es trotz solchem bösen Trachten nicht zur Kriegserklärung kam. Die Welt gefällt ihr schon lange nicht mehr. Entente cordiale mit England? Pfui Teufel! Der rechte Franze mag den Briten nicht riechen. Verständigung mit Deutschland? Lâcheté nationale! Als ob Deutschland, selbst wenn wir auf Lothringen, auf den Elsaß sogar verzichteten, nicht dennoch bei der ersten passenden Gelegenheit über uns herfallen würde! Delcassé? Ein verbrauchter Literaturlehrer, der Politik zu machen wagt und sich, wie der dümmste Tropf, von den Engländern beschwindeln läßt. Alles, was neben ihm und nach ihm regirt hat, eine elende Bande. Nur von Rußland hat Frankreich Gutes und Nützliches zu erhoffen. Aber auch in Rußland ist nicht Alles Gold, was glänzt. Daß dieser Witte. Ganz unfähig. Nur von seinen Kreaturen aufgelobt. Der eigentliche Urheber des Asiatenkrieges. Und so weiter. Amusanter ist, was das gute alte Frauenzimmer über die Presse sagt. Der Rhetor Jaurès ein Landesverräther. Der geschickte Journalist Alexander Ular (den unsere Russenhasser zärtlich lieben, weil er immer neue Schauermären über das Zarenreich ersinnt) an Deutschland verkauft. In der „Zukunft" (Julchen hat sie nie gesehen, weiß gar nicht, was ungefähr drin stehen könnte) hetzt ein gewisser „Karden, der, trotzdem ihn selbst seine Mitreptilien verachten, von der Wilhelmstraße benutzt wird" (die Wirklichen Geheimen werden hoffentlich mit standesgemäßer Entrüstung protestiren); „er wird verwendet, um als enfant terrible die nackte Wahrheit auszusprechen". Fürst Guido Henckel hat schon in Metz bewiesen, daß er Frankreich haßt, war trotzdem, als ex-époux de la Païva, von Gambetta freundschaftlichen Verkehrs gewürdigt und ist jetzt un gogo, reptilien amateur. Die alte Baubo redet sogar von einem Artikel, den Henckel geschrieben haben soll, aber nie geschrieben hat. Macht nichts; die anderen Artikel, über die sie schimpft, hat sie ja auch nicht gelesen. Und in dem Lande der kultivirtesten Europäer, im Land Voltaires, der Perserbriefe und Paul Louis Couriers leben Leute, die diesen Bockmist gierig herunterschlingen und glauben, die Welt sehe aus, wie Julchen sie malt.

* * *

Etwas Ernsthafteres aus Frankreich. Der alte Jaluzot, Abgeordneter und Hauptinhaber der Grands Magasins du Printemps, hat an einer Zuckerspekulation ungefähr fünfzehn Millionen Francs verloren. Er hatte aufgekauft, was zu haben war, wollte den Weltmarktpreis diktiren, verpaßte, weil er einen Wuchererprofit erstrebte, die zum Verkauf geeignete Stunde und konnte die Engagements dann nicht halten. Ein zweiundsiebenzigjähriger Mann, dessen Grundbesitz, Paläste, Gemälde- und Raritätensammlungen Millionen werth sind und dem der Printemps jährlich anderthalb Millionen einbringt. Dennoch ließ man ihn fallen. Warum? Weil er der Nationalistenpartei angehört. Mit einem Vermögen, seinen Einnahmen wäre er, trotzdem er dem Printemps ein paar Millionen schulden soll, leicht zu retten gewesen; vor dem Zusammenbruch und vor der Schande. Das von ihm angerichtete Unheil war schnell und still zu saniren. Aber die Finanzleute wollten nicht. Der Mann hatte sie zu lange geärgert. Und wenn sein Waarenhaus durch den Lärm um die Kundschaft gebracht werden kann: im Louvre und im Bon Marché wird man sich freuen. Der alte Jobber brauchte ja nicht zu den Nationalisten und Anti-

semiten zu gehen. . . . Den Luxus, aus politischer Rachsucht gefährliche Riesenpleiten herbeizuführen, hat bisher nur die Heimath der Bontoux und Lesseps sich geleistet.

* * *

Wir sind tugendsamer. Lassen unsere Geschäftsberechnungen niemals von politischen Ressentiments färben. Verdammen ohne Erbarmen sogar Parteigenossen, wenn sie um Fingersbreite vom Pfade der Tugend gewichen sind. Fall Ruhstrat. Ein liberaler Minister, mit dessen amtlichem Walten die Bürger zufrieden sind. Der aber, weil er sich in Oldenburg nicht immer geistig angeregt fühlte, mit guten Freunden manchmal in einer Kasinonische gepokert oder Lustige Sieben gespielt hat. Um kleine Beträge; er blieb, als Schwiegersohn eines reichen Mannes, stets vorsichtig in den Grenzen seines Vermögens. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden. Nieder mit Ruhstrat! Hat er nicht einen Meineid geschworen? Nein; die Wahrheit seiner Angaben ist durch einwandfreies Zeugniß vor Gericht sogar bestätigt worden. Aber die Jury eines Nachbarländchens, die Mannesmuth vor fremden Ministern präsiren konnte, hat einen Kellner, der gegen Ruhstrat als falsch Erwiesenes, zweifellos Erwiesenes ausgesagt und beschworen hatte, von der Anklage des Meineides freigesprochen. Grund genug, über den verruchten Minister mit erneuter Wuth herzufallen. Daß sein Fürst ihn, allen Preßermahnungen zum Trotz, schirmt und hält, daß die gesammte Lehrerschaft des Großherzogthums ihm, dem Schöpfer eines verständigen Schulgesetzes, nach all dem Schimpf Vertrauen und Achtung bewahrt hat, beweist natürlich gar nichts. Er hat vor Jahren manchmal gepokert! Die Tugendbolde, die ernste und witzige Blätter redigiren, könnens nicht fassen. Wenn er wenigstens an einem Getreidecorner betheiligt oder Mitglied des berliner Klubs von 1900 gewesen wäre, wo die maßnehmenden Kreise der Reichshauptstadt mit Advokaten, Grundstückagenten, Pfuschjobbern und Journalisten braune Lappen verjeuten! Wirklich: wir sind ungemein tugendsam; üben Treue und Redlichkeit, urtheilen ohne Ansehen der Person und verstopfen uns, weil wir außer Gott auch die Bazillen fürchten, mit der Nase nur zugleich auch den Mund, wenn in der Nachbarschaft ein Mistkütchen ausgeräumt wird.

* * *

Während der Kaiser auf dem Wasser, dem Reporterblick also nicht leicht erspähbar war, mußten die Byzantiner sich an den Kronprinzen halten. Thatens auch mit rüstiger Manneskraft, wie jeder Zeitungleser in diesen Hochsommerwochen erfahren hat. Die Anekdötchen wollten nicht enden. Eines Tages hat der Kronprinz einer alten Frau, die er vom Automobil aus am Chausseegraben sitzen sah, ein Zwanzigmarkstück geschenkt. Die Frau hatte sich beim Mähen mit der Sense schwer verletzt; vielleicht hätte auch ein minder hoher Herr ihr ein paar Mark gegeben. In den Zeitungen ists „eine rührende Geschichte von des Kronprinzen Herzensgüte." Eines nicht weniger schönen Tages ließ er zwei Schlächterjungen von seinen Frühstücksschüsseln Brot und Fleisch reichen; und „die Jungen ahnten nicht, daß sie Gäste des deutschen Kronprinzen waren." Noch rührender. Dann, als er wieder im Automobil saß, hat er einen Knaben, der seinen Gaul nicht zügeln konnte, nicht überfahren, das geängstete Pferd des Kleinen sogar höchstselbst zum Stehen gebracht. Zum Glück war die Kronprinzessin dabei und konnte die frische That des Gatten photographiren. Wir aber lasen mit feuchtem Auge: „Der Vorfall beweist, in welchem Grade der deutsche Kronprinz Geistesgegenwart und Unerschrockenheit besitzt." Und die rührenden Geschichten beweisen, daß Schmock auch in der kaiserlosen Zeit auszukommen vermag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. August 1905.

Diagnose.

Vor zwölf Jahren, als die Militärvorlage angenommen war, schrieb der Kaiser an den Reichskanzler Grafen Caprivi: „Es ist mir eine angenehme Pflicht, Ihnen meine volle Anerkennung und meinen unauslöschlichen Dank mit dem Wunsch auszusprechen, daß Ihre unschätzbaren Dienste mir und dem Vaterlande noch lange mögen erhalten bleiben". Der Erlaß ist vom fünfzehnten Juli 1893 datirt; im Oktober 1894 wurde Fürst Chlodwig Hohenlohe zum Kanzler des Reiches ernannt und der ungnädig entlassene Infanteriegeneral sah das Antlitz seines Herrn niemals wieder. Die Annahme der Militärvorlage war nur durch die Stimmen der polnischen Abgeordneten möglich geworden (Bismarck nannte sie im Gespräch deshalb immer das polnische Militärgesetz) und nach dem Kanzler erhielt denn auch der Führer der Polen seinen Dank. Am sechzehnten Juli 1893 sprach der Kaiser zu Joseph Theodor Stanislaus von Kosciol-Koscielski: „Ich danke Ihnen und Ihren Landsleuten für Ihre Treue zu mir und meinem Hause; sie sei ein Vorbild für Alle". Den hundertfünfundachtzig Abgeordneten, die, als Vertreter einer stattlichen Minorität deutscher Männer, gegen die Vorlage der Herren Caprivi, Huene und Kaltenborn gestimmt hatten, wurde also die Treue der Polen, der „patriotisch gesinnten Männer", die Herr von Koscielski anführte, als Vorbild empfohlen. Die Polen änderten sich nicht. Sie hatten vorher gewünscht, in die Sonne zu kommen, und wünschten es nachher. Hörten aus dem Munde des Landesherrn plötzlich aber rauhere Worte. Fünfzehn Monate nach dem Lob ihrer vorbildlichen Treue wurde ihnen vom König gesagt, daß sie sich „leider nicht so verhalten, wie man es erwarten und wünschen sollte; sie mögen sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann auf meine Gnade und Theilnahme

in dem selben Maße wie die Deutschen rechnen dürfen, wenn sie sich unbedingt als preußische Unterthanen fühlen". 1893: Deutschen das Vorbild der Treue; 1894: monarchischer Gnade und Theilnahme noch nicht in dem selben Maße würdig wie die Deutschen. Härterer Tadel folgte. Im marienburger Ordensschloß Konrads von Thierberg hielt der Kaiser eine Rede, von der offiziös zugegeben wurde, sie habe die Worte „sarmatische Frechheit" enthalten; die wirklich gesprochenen Worte waren viel schroffer. Diese Rede kränkte nicht nur die zum preußischen Staatsverband gehörigen Polen, sondern entband in der ganzen Slavenwelt die nationale Leidenschaft. Ins prager Amtsblatt wurde ein Steckbrief gegen den Deutschen Kaiser geschmuggelt, dessen heftige Rede auch der Minister Graf Goluchowski, ein Pole, unfreundlich kritisirte. Im wiener Reichsrath schimpfte der czechische Abgeordnete Klofac. Der glatte Höfling Jaworski, der Führer der galizischen Polen, legte im Ausschuß der österreichischen Delegation die Würde des Vorsitzenden nieder, um nicht zum Lobredner des deutsch-österreichischen Bündnisses werden zu müssen, das der Szlachta Galiziens nicht mehr rühmenswerth schien. Bald nach diesen Vorgängen fühlte Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Deutschlands Vertreter am Habsburgerhof, sich so unwohl, daß er einen dreimonatigen Urlaub erbitten mußte und früher, als er und seine Lieblinge geahnt hatten, aus dem Reichsdienst schied. Nichts, sagt Turgenjew, ist so mächtig und zugleich so ohnmächtig wie ein Wort; die Wahrheit dieses Satzes war wieder an der Wirkung des Wortes zu erkennen, das im Schloß der Deutschen Ritter rascher Zorn auf die Lippe getrieben hatte: es konnte den Deutschen nicht nützen, den Polen nicht schaden, aber es klang den Slaven wie die Ansage eines Rassenkrieges. Dann kam, im September 1902, der Kaiser nach Posen. Die polnischen Provinziallandtagsabgeordneten hatten erklärt, sie seien durch den verletzenden Inhalt der marienburger Rede gezwungen, den geplanten Festen fern zu bleiben. Dem Oberpräsidenten, der diese unerfreuliche Botschaft nach Berlin bringen mußte, wurde vom König vorgeworfen, er habe „es so weit kommen lassen." Doch Glanz, der nur dreimal vierundzwanzig Stunden zu dauern braucht, ist mit konzentrirtem Firniß selbst dem poröfesten Holz anzupoliren. Was gemacht werden konnte, wurde gemacht. Zwar lasen wir von einem Massenaufgebot der Polizeimannschaft und von Vorbereitungen, die an Zarenreisen erinnerten; lasen, daß die polnischen Stadtverordneten nicht zum Provinzialdiner kommen, alle Polen die Feststraße meiden und ihre Häuser nicht schmücken, nicht erleuchten würden. Aber die zu einem pomphaften Schauspiel nöthige Ausstattung, kostbares Geräth, Gobelins, Teppiche, konnte ja, nebst einer statt-

lichen Komparsenschaar in bunten Feiertagskleidern, aus Berlin geliefert werden. Aufmarsch der Kriegervereine, der Dorfschulzen aus der Nachbarschaft, der Schulkinder (die drei Tage Ferien hatten): dann mußte es gehen. Ging auch. Den Patrioteneifer der Erwachsenen schürte der löbliche Ehrgeiz, den Polen zu zeigen, daß man nicht auf sie angewiesen sei. Die Bürger waren aufgefordert worden, ihre Häuser zu illuminiren; die Stadtverwaltung hatte an Gasflämmchen und farbigem Licht nicht gespart und, wo der Wille der Hausbesitzer gut, die Vermögenskraft aber schwach war, selbst die Ausschmückung der Privathäuser übernommen. Hinter Laubgewinden und Flaggenmasten verschwanden die düsteren Polenburgen. Der Repräsentant des Reiches, der König von Preußen sah sie nicht. Wohin sein Auge schweifte: überall fand er Zeichen behaglichen Wohlstandes. Wo er sich blicken ließ, umheulte ihn lauter Jubel, umdrängten ihn gut genährte, gut gekleidete deutsche Menschen, denen die Zufriedenheit aus hellen Augen blitzte. Er war glücklich. Am dritten Tag sprach er: „Wir befinden uns hier in einer treuen deutschen Stadt."

Drei Jahre sind seit dem Flammengaukelspiel verstrichen. Das Posnan der Jagellonen ist noch immer mehr polnisch als deutsch; ist auch nicht reicher geworden, seit auf Befehl Wilhelms des Zweiten das linke Wartheufer von den Beschränkungen befreit wurde, die das Rayongesetz den vom Festungsgürtel umschnürten Stadtvierteln aufgebürdet hatte. Die Hoffnung des Kaisers, die Aenderung des Rayongesetzes, die er 1902 als ein Geschenk, als „eine große Wohlthat" mitbrachte, werde „auch den Aermeren ein besseres Dasein ermöglichen", hat sich nicht erfüllt; konnte sich nicht erfüllen: denn nur eine dauernde Stärkung der ostmärkischen Produktion vermag das Massenelend zu lindern. Der Bau einer Kaiserpfalz, eines Museums, eines Theaters schafft in der Stadt einem winzigen Häuflein Arbeit und Verdienst, wirkt für die Provinz aber nichts Wesentliches. Und die Regirung hat nichts gethan, um die Deutschen gegen die wachsende Wirthschaftkraft der jungen polnischen Bourgeoisie und gegen die Menschenfluth der polnischen proles zu schützen; trotz schönen Reden nicht das Allergeringste. In der „treuen deutschen Stadt", die, seit ihr 1900 die Dörfer Jersitz, Lazarus und Wilda einverleibt wurden, ungefähr hundertzwanzigtausend Einwohner hat, leben noch immer fast achtzigtausend Menschen, die zum größten Theil Polen, zum kleinen als Katholiken dem Polenthum verbündet sind. Alles blieb, wie es vor der Illumination gewesen war. Nun ist der Kaiser wieder zu militärischen Uebungen in die Provinz Posen gekommen; diesmal nach Gnesen. Und wieder haben wir eine Rede gehört.

Herrliche Worte, kündet uns Schmock; erhabene Worte, die in jedem deut-

schen Herzen freudigen und dankbaren Widerhall finden mußten und auch gefunden haben. Schmock muß es wissen; was er konstatirt, ist sicher Ereigniß geworden. Wir müssen die herrlichen, erhabenen Worte also wägen. Am Anfang steht der Ausdruck „tiefer Dankbarkeit für den schönen Empfang, für den Schmuck der Häuser und vor allen Dingen für die frohen Gesichter." Wie vor drei Jahren in Posen, wo kluge Regisseure dem König die Thatsache verbargen, daß drei Viertel der Stadtbevölkerung sich mit finsterer Miene von der Feier ausschlossen. „Nicht zum Geringsten hat mich gefreut, daß auch die Ansiedler in hellen Schaaren gekommen sind, um mir ihren Gruß zu bieten. Ich freue mich, zu sehen, daß die Arbeit deutscher Kultur so brav und muthig, wenn auch schwer und langsam, sich Bahn bricht." Bricht sie sich wirklich Bahn? Daß die Ansiedler den Feierlärm des Empfangstages mitmachen, erweist nicht den Erfolg ihrer Arbeit. „Jeder katholische Pole soll wissen, daß seine Religion von mir geehrt und daß er bei deren Ausübung in keiner Weise gestört werden wird, daß er aber auch Ehrfurcht und Achtung vor anderen Konfessionen zu bewahren hat, eben so wie wir vor der seinen." Kein Pole bezweifelt heute noch, daß die katholische Religion vom König und Kaiser geehrt wird; doch selten nur wird ein Katholik, Deutscher oder Pole, Ehrfurcht vor dem Bekenntniß des Protestanten empfinden. Er darf solches Gefühl gar nicht hegen; denn der Protestantismus ist aus leidenschaftlichem Haß gegen die Papstkirche geboren, ist ihr Todfeind und verliert die Kraft, das Recht, den ganzen Inhalt seines Lebens, wenn er zu protestiren aufhört und mit der vom Meister Martinus in den Höllenpfuhl verdammten Römermacht Komplimente wechselt. Der Katholik wird vom Summus Episcopus der evangelischen Landeskirche also mit einer unerfüllbaren Pflicht bebürdet: aufrichtige Ehrfurcht vor dem Protestantismus müßte ihn aus der Römergemeinschaft drängen. Ohne organische Verbindung folgt nun ein anderes Thema. „Wer als Deutscher ohne Grund seinen Besitz im Osten veräußert, Der versündigt sich an seinem Vaterland". (Doch wohl nur, wenn er ihn einem Polen verkauft.) „Welch Standes und welch Alters er auch sei: er muß hier aushalten. Mich dünkt, es wird hier im deutschen Gemüth ein kleiner Zweikampf ausgefochten zwischen Herz und Verstand. Wenn man in der Lage ist, einen guten Erwerb sich zu verschaffen, dann spricht das Herz: Nun setze Dich zur Ruh', ziehe Dich zurück und gehe in den fernen Westen, wo es schön ist. Da muß der Verstand dazu kommen und sagen: Hier gilt erst die Pflicht, dann das Vergnügen". Mancher wird meinen, im Gemüthsbereich habe der Verstand keine Stimme; und die Meisten werden die Möglichkeit solches Zweikampfes

anders empfinden. Wer sich vom Verstand berathen läßt, wird sein Heim in der Provinz gründen, aus der ihm die Hoffnung auf behagliches Leben winkt. Nur das Herz kann ihn halten; das Herz allein sprechen: Bleibe hier, verzichte auf äußeres Behagen, auf Vermögensvortheil und opfere, mag kühler Verstand Dich auch mit triftigem Grund aus der nationalen Pflicht locken, dem Anspruch deutscher Volkheit Dein persönliches Glück. Ist dieses schwere Opfer von jedem Einzelnen aber zu fordern? Ein Opfer, dessen Nachwirkung bis ins dritte Glied (und oft noch länger) zu spüren sein wird? Jedes Land, wo es Einem gut geht, ist ein Vaterland, hat Aristophanes gesagt, der hyperkonservative Hellene. Und aus Ciceros tuskulanischen Disputationen blieb uns bis heute das Wort: Patria est, ubicumque est bene. In der preußischen Ostmark geht es nur Wenigen gut; deshalb sehnen die Meisten sich fort. Das Klima ist unfreundlich, die Landschaft in den nicht dem Meer benachbarten Gegenden reizlos, die Erwerbsmöglichkeit gering, der Boden undankbar, der Ertrag jeder Arbeit schmal, die dünne Kulturschicht von hastig vorwärtsdrängenden Massen zerstampft, von strebsamen Bureaukraten zerharkt; dazu schlechte Verkehrsbedingungen und, wie überall, wo Norddeutsche als Kolonisatoren auftreten, ein alle Freiheit der Umgangswahl hemmendes Kastenwesen: auch wer das Vaterland liebt, wünscht seinen Kindern ein besseres Land; auch wer mit hundert Eiden laut gelobt hat, ohne Zwang nie von der Scholle zu scheiden, ist froh, wenn ihm ein leidlicher Kaufpreis geboten wird. Für die Völker, sagt Cavour, giebt es, wie für den Einzelnen, ernste Stunden, in denen die Mahnung der Ehre die Stimme der Klugheit übertönen muß. Schlug den Deutschen der Ostmark schon solche Stunde? Sie sahen einen polnischen Propst und Parteimann, einen Apostolischen Protonotar in den Palast des Primas von Polen einziehen, sahen polnische Adelige, deren Treue ihnen als Vorbild empfohlen wurde, von Hof und Regirung in Berlin ausgezeichnet; sie sehen jetzt, daß auch der Westen schon, bis an den Rhein, slavische Enklaven hat, polnische Arbeiterheere, die sich, wie immer und überall jedes Proletariat, schneller vermehren als die herrschende Klasse, und daß selbst unter günstigeren Verhältnissen dort Niemand dran denkt, der Volkheitzukunft den Profit zu opfern. Sollen sie allein bluten? Schlecht gebettet bleiben, während draußen Jeder den Pfühl mit den feinsten Daunen stopft? Eine Zuckerfabrik, die polnische Arbeiter miethet, bringt dem Deutschthum schlimmere Gefahr als ein Gutshof, auf dem, statt des Deutschen, nun ein Pole dem slavischen Gesinde befiehlt. Patria est, ubicumque est bene. Hat der Staat denn, was er konnte, gethan, um dieses Kolonialgebiet des Adler-

landes wohnlich zu machen? Haben die Fürsten des Hohenzollernhauses hier je lange verweilt und durch ihre Hofhaltung Geld, Lustbarkeit und neuen Lebensmuth in die armen Provinzen gebracht? Wenn der König aus dem Mittelmeer oder von Schwedens schöner Küste heimkehrt, geht er nach Urville oder Wilhelmshöhe, nicht nach Schrimm oder Schroda; und noch immer, trotz allem Bitten, residirt an der Warthe, der Weichsel kein Prinz. Nur dem Bürger wird zugemuthet, „nicht aus dem Osten zu weichen, wie der Posten nicht von seiner Wache weichen darf". Nur ihm gesagt, hier dürfe er, vor der Wahl zwischen Pflicht und Vergnügen, nicht zaudern. Doch nicht um so kleinen Alltagskonflikt handelt sichs, sondern um den uralten Gegensatz von Egoismus und Altruismus, individualistischem und sozialem Eudaimonismus; um Fragen, denen die Kyrenaiker einst und von Aristippos bis auf Bentham und Comte alle Utilitarier die Antwort gesucht und, Jeder auf seine Weise, gefunden haben. Soll der Bürger allen erreichbaren Reizen des Daseins und Wirkens entsagen und zufrieden sein, wenn er mit schlecht belohnter Arbeit für die nachwachsende Volksgenossenschaft den Boden düngen darf? Ja, antwortet der Kaiser; und Alle, die solche Entsagung von Anderen heischen, stimmen ihm zu. Bedenken vielleicht aber nicht, daß armsälige, in Schuldknechtschaft schmachtende, in Mangel und Sorge verkümmerte Deutsche der Ostmark nicht nützen, die nur deutsch werden kann, wenn der Germane in ihr freier Herr ist, nicht nur scheint, wenn die ökonomische Kraft des Eroberervolkes mehr als die der Slaven vermag.

Noch merkwürdiger als das Mittelstück war der Schluß der Rede. „Als bei meinem letzten Besuch im Vatikan der greise Leo XIII. von mir Abschied nahm, da faßte er mich mit beiden Händen und, trotzdem ich Protestant bin, gab er mir seinen Segen mit folgendem Versprechen: ‚Ich gelobe und verspreche Eurer Majestät im Namen aller Katholiken, die Ihre Unterthanen sind, sämmtlicher Stämme und jedes Standes, daß sie stets treue Unterthanen des Deutschen-Kaisers und Königs von Preußen sein werden'. An Ihnen, meine Herren vom Kapitel, wird es sein, das hohe Wort des großen priesterlichen Greises zur Wirklichkeit zu machen, auf daß Derselbe nicht dereinst noch nach seinem Tode wortbrüchig werde dem Deutschen Kaiser gegenüber. Meiner Mithilfe sollen Sie stets gewärtig bleiben. Deutschthum heißt: Kultur, Freiheit für Jeden, in Religion sowohl wie in Gesinnung und Bethätigung. Auf die glückliche Zukunft von Gnesen setze ich den Pokal an". Die Rede ist korrigirt worden; die erste Fassung erzählte noch, der Papst habe den Kaiser an die Brust gedrückt. Daß gerade das Deutschthum Kultur und Freiheit verbürge, wird nicht Jeder zugeben; Kultur fehlt am Ende auch den Briten, Franzosen, Belgen und Italienern nicht und der Yankee, der Magyar, der ga-

lizische Pole sogar hat mehr Freiheit, als dem Deutschen im preußischen Reich eingeräumt ward. Den Papst hat der Kaiser natürlich mißverstanden. Der konnte sich nicht für die Treue sämmtlicher deutschen Katholiken verbürgen, weil er wußte, wissen mußte, daß viele sehr fromme Katholiken solches Treugefühl nicht im Busen tragen. Das weiß auch der Kaiser; und fordert die Herren vom Domkapitel drum auf, „das hohe Wort des großen priesterlichen Greises zur Wirklichkeit zu machen" (die es also noch nicht ist). Doppelt seltsam wirkt danach die Vorstellung, der Papst müsse nach seinem Tode wortbrüchig werden, wenn deutsche Katholiken dem Kaiser und König grollen. Jesus Christus selbst konnte nicht für den Herzschlag Derer, die nach ihm kamen, Bürgschaft leisten; und ein Papst, der sich zu so wunderlichem Gelübde verstiegen hätte, wäre um sein Ansehen in Klios Reich. Der in höfische Phraseologie gewöhnte Erzbischof von Köln hat denn auch berichtet (oder berichtigt?), Leo habe dem Kaiser nur „die Versicherung gegeben, daß die katholischen Unterthanen Seiner Majestät Allerhöchstderselben in Treue ergeben seien." So redet man im Lande der Freiheit und der Kultur. Wichtiger als dieses Floskuliren ist die Thatsache, daß der Deutsche Kaiser, der Protestant sich in einer politischen Rede, zu politischem Zweck auf den Papst beruft. Tausendmal ist, seit den Tagen der Maigesetze, den Katholiken vorgeworfen worden, daß sie die politische Losung ultra montes holen und in Rom einen höchsten Richter anerkennen, ein Oberhaupt, dessen Gebot ihnen mehr gelte als das des Monarchen. Jahrzehnte lang war dieser Vorwurf und seine Abwehr der eigentliche Gegenstand aller kirchenpolitischen Kämpfe, deren Unheilsspur im deutschen Land leider noch nicht verwischt ist. Und nun beruft der Kaiser, der evangelische Summus Episcopus sich selbst auf den jenseits der Alpen Thronenden und sagt: Weil der große priesterliche Greis mir in Eurem Namen ewige Treue gelobt hat, müßt Ihr treu sein und bleiben. Wer darf künftig den Katholiken schelten, der für sein Handeln aus Rom die Weisung erwartet, wer ihm den Schmähnamen des Ultramontanen anhängen? Auch diesmal haben die Protestanten nicht laut protestirt. Sie konnten sagen: „Der Papst, der uns Ketzer nennt und unseren Glauben einer Pestseuche vergleicht, ist das religiöse Haupt der katholischen Kirche, hat in die nationalen und politischen Angelegenheiten unseres Staates aber nicht dreinzureden; und von dem Repräsentanten dieses Staates verlangen wir, daß er Konflikte mit den Bürgern (den Unterthanen, den subditus personalis oder realis, giebt es nicht mehr, seit Fürsten und Völker Verträge schließen, die Beider Recht und Pflicht nach Uebereinkunft abgrenzen), selbst aussicht und Jeden, der sich einmischen will, mit unzweideutigem Wort aus den Schranken weist; Jeden: und vor allen Anderen den

Römerbischof, den Tradition allzu leicht in den Versuch locken kann, in deutschen Händeln den Oberrichter zu spielen." Das mußten sie sagen. Hieltens aber lieber mit Schmock. Auch in den Blättern, die sonst von Lutherzorn erbeben, wurde die gnesener Rede ohne kritisches Bedenken herrlich und erhaben genannt.

Der Kaiser hat mit den Polen kein Glück. Er hat Hoffnungen geweckt, deren Erfüllung er dann weigern mußte; hat zu zärtlich gestreichelt und mit zu harter Hand dann alte Narben berührt. Die Polen sind 1905 nicht anders, als sie 1893 waren. Nur der Sinn ihres Königs hat sich geändert. Nach einem langen Umweg, den er selbst jetzt bereut, ist Wilhelm der Zweite auf den Pfad bismärckischer Politik zurückgekehrt. In der Behandlung der Polen hat Bismarck sich aber nicht von seiner stärksten Seite gezeigt; und was nach den polnischen Aufständen, in den Tagen Mieroslawskis und sogar noch Ledochowskis nützlich sein konnte, ist nun längst unwirksam geworden. Nicht von dem Adel mehr, in dem der große Preuße die lästigen Radziwills haßte und der heute gern mit der Krone Frieden schlösse, droht uns Gefahr, sondern von dem intelligenten und fleißigen Mittelstande, den es in Bismarcks Zeit noch nicht gab, und von dem westwärts, ins Land des contractus, strömenden Proletariat. Narren und Träumer nur hoffen noch, die Trümmer des Jagellonenreiches von dem Preußenstaat losreißen zu können, der jetzt über die deutsche Macht verfügt. Die Industrie, ländliche und städtische, eines fruchtbaren, bedürfnißlosen Stammes bedroht Deutschland mit dem Schrecken der Verslavung; beschwören kann ihn nur eine weitsichtige Wirthschaftpolitik, die das ostmärkische Kolonialgebiet mit allen erreichbaren Dungstoffen zu kräftigen sucht. Scheltreden helfen nie und schaden fast immer. Die Wiener Kongreßakte hat den Polen „nationale Institutionen" zugesichert und Friedrich Wilhelm von Preußen ihnen 1815 verheißen: „Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verleugnen zu dürfen." Sie sind stets Polen geblieben, haben sich in Frieden und Krieg aber, in Böhmen und Frankreich, als brauchbare Stützen preußischer Macht bewährt; und Bismarck selbst mußte ihnen, trotz seiner Antipathie, „glänzende Tapferkeit", „Hingebung an das preußische Vaterland", „Anhänglichkeit an die Krone Preußens" nachsagen. Der Versuch, sie zu Deutschen zu machen, wird noch lange, wird vielleicht immer mißlingen; statt ihn zu wiederholen, soll man die Deutschen stärken. Das geschieht nicht. Mit Worten wird trefflich gestritten, mit Worten ein System der „Hebung des Ostens" bereitet, das schon dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen ist. Nun werden die verarmenden Deutschen, die, um wenigstens die Zukunft ihrer Kinder zu retten, Acker und Haus dem Meistbietenden lassen, an den Pranger gekettet. Und der König von Preußen empfindet die nationale Zähigkeit der Polen, die mit

besserem Recht als ihre Treue den Deutschen als Vorbild dienen könnte, wie persönliche Kränkung. Warum wagte er sich ins Getümmel? Oesterreich ist mit seinen Polen fertig geworden; die Straßen von Warschau und Lodz haben zwar Putsche, doch, so günstig die Gelegenheit war, keine Revolution gesehen und Nikolai Alexandrowitsch hat den einst von Murawiew Geknebelten deshalb wieder das Recht auf ihre Muttersprache gewährt. Was aber ist Wilhelms Los, trotz der Joseph Koscielski und Florian Stablewski reichlich erwiesenen Gnade? Neunzig Jahre nach der vierten Theilung Polens zog er in Posen ein wie in eine eben eroberte Stadt der landfremde Sieger, dem die Volksmehrheit den Gruß versagt und dessen Leben nur in einem Schutzspalier sicher scheint. Und drei Jahre danach muß er, um unter Landsleuten Treue zu werben, sich auf das verpfändete Wort eines Papstes berufen. Wenn er auf seiner steilen Höhe geblieben wäre, fern von dem Drang nationalen Haders, brauchte man heute nur absetzbare Beamte wegen falscher Behandlung des Polenproblems zu tadeln. Balfour wird in Irland jetzt gehaßt; doch jeder Ire zieht vor King Edward den Hut. Und die Popularität Franz Josephs, den der Czechenklub nicht bekämpft, ist auch in Ungarn erst gefährdet, seit er, in einem Armeebefehl, selbst den Greisenleib den Magyaren als Zielscheibe geboten hat.

*

Mit den Polen hat Wilhelm der Zweite kein Glück gehabt. Hatte ers auf dem weiteren Feld internationaler Politik? Gewiß, lautet die Antwort. Der Erdkreis neidet uns ja diesen Kaiser; in jedem Land wird er täglich genannt und jedes Volk wäre selig, wenn es (auch die französische Republik) diesen Repräsentanten auf der Staatsspitze sehen dürfte. Millionen Blätter haben diese Behauptung durchs Reich und über die Grenze getragen. Daß sie dennoch grundfalsch ist, von unkundigen oder verlogenen Leuten nur aufgestellt, wissen Alle, die Jahre lang fremde Zeitungen gelesen oder gar mit fremden Staatsmännern intim gesprochen haben. Wer zweifelt, braucht nur die angeblich ernste und angeblich witzige Presse beider Welten zu studiren und die Postkarten zu mustern, die hinter den deutschen Schlagbäumen in Haufen verkauft werden. Das wird nur erwähnt, um eine alte, nicht ganz ungefährliche Lüge endlich einmal als Truggespinnst zu enthüllen; denn das Urtheil des Auslandes hat uns weder zum Jubel noch zum Jammer zu stimmen. Die besten Könige waren nie draußen höher geschätzt als in der Heimath: um den noblen alten Wilhelm hat die Deutschen, so lange er lebte, sicher kein Volk beneidet. Daß über seinen Enkel so viel gesprochen und geschrieben wird, ist nicht gut, sondern schlimm; weil es empfindliche Nerven überreizt und (nicht nur im Ausland) majestätische Selbstgefühle ärgert. Dieses rastlose Gerede, das die

Furcht vor einer Ubiquität des kaiserlichen Willens aufkommen ließ, hat uns im Reich und draußen das Geschäft erschwert; die Schuld gehört aufs Konto der Ehrenwerthen, die aus privaten Faulheiten öffentliche Meinungen machen. Der Deutsche Kaiser ist nicht mehr als andere Großmachtvertreter, ist auch zu Haus nur der primus inter pares; nicht Monarch, sondern im Krieg Bundesfeldherr, in Friedenszeit der (ohne die Assistenz des verantwortlichen Kanzlers völlig machtlose) Vollstrecker der zwischen Bundesrath und Reichstag vereinbarten Beschlüsse. Wird in München, Dresden, Stuttgart aber, wird in den kleineren Residenzen überhaupt noch eine Ingerenz auf die Reichspolitik versucht? Wußte man dort auch nur, daß Deutschland seit der finsteren Weihnacht des vorigen Jahres dreimal dicht vor der Gefahr eines Krieges stand? Fürst Bülow, der noch weniger Sinn für das Wesentliche hat als weiland Caprivi, doch viel geschickter ist, hat nach dem glorreichen Sieg über Theophil Delcassé zwar den Bundesrathsausschuß für Auswärtige Angelegenheiten einberufen; aber nur, um ihm schon Geschehenes mitzutheilen und sich auch fürs Künftige Freiheit des Handelns zusichern zu lassen. Darob waren die Excellenzen, die unter Bayerns Vorsitz ein paar Stündchen verplauderten, offenbar so entzückt, daß keiner einfiel, zu fragen, warum man ihren Rath denn nicht eingeholt habe, bevor der Kaiser marokkanischen Boden betrat. So siehts drinnen aus; und mancher Bundesfürst und Thronfolger beseufzt, wenn er sich vor Geberdenspähern sicher glaubt, diesen Zustand. Und draußen wird, nicht ohne Grund, gefragt, wie oft es im engen, dunklen und winkligen Porzellanladen europäischer Politik wohl Scherben gäbe, wenn jeder Kaiser und König so sichtbar wäre, so viele Reden, Depeschen, Besuche leistete wie Wilhelm der Zweite. Nicht ohne Grund. Nikolai könnte an den Dalai Lama, Franz Joseph an italienische Dichter telegraphiren, Alfonso amerikanische Professoren ins Land Sanchos rufen, Victor Emanuel den Sultan ans Herz drücken, Eduard die friedliche Weltherrschaft des Hauses Hannover verkünden, Leopold übers Weltmeer allen Geishas zum Bund gegen blonde Barbarei die Hand hinstrecken, Abd ul Hamid das Osmanenreich als Hort der Kultur und der Freiheit preisen. Anästhesie oder Hysterie wäre die nahe Folge. Muß denn immer gelogen werden? Ist mit dem Treugefühl, das sogar von den Polen gefordert wird, das Streben vereinbar, dem Kaiser Gaukelkünste zu bieten und ihm die Wahrheit zu weigern, die er nützen könnte? Keiner darf an dem guten Willen zweifeln, der so eifernd die Möglichkeit der Bethätigung sucht; doch Millionen deutscher Menschen bezweifeln auch schon lange nicht mehr, daß die Wirkung dieses heftigen Willens dem Reich das Wachsthum, die ruhige Entwicke-

lung hemmt, und müssen trauernd bekennen, daß auch auf dem weiten Feld internationaler Politik der Kaiser das Glück bisher nicht zu haschen vermochte.

Wars immer seine Schuld? Als er vor drei Jahren von der Oder, wo die Lords Roberts und Hamilton den Paradedrill preußischer Truppen bewundert hatten, an die Warthe kam, hatte er auch russische Offiziere zu den Manöverfesten geladen. Am Sedantag begrüßte er sie „von Herzen" und forderte alle beim Mahl Versammelten auf, mit ihm „auf das Wohl der mit uns in treuer Waffenbrüderschaft verbundenen Armee zu trinken." Die Moskowiter blieben stumm; kein Dank kam, kein Gruß vom holsteinisch getünchten Hause Romanow. Auch nicht, als am nächsten Tag der Ton verstärkt ward. Nur aus Paris antwortete ein Echo. Gerade am Sedantag, rief es klagend, spricht der Kaiser von treuer Waffenbrüderschaft, die Rußlands und Deutschlands Heere verbünde? Sind wir von den Russen gefoppt, vor Reval die Drähte zwischen den nations amies et alliées zerschnitten worden? Erst als die Gäste aus Osten, deren Führer den höchsten preußischen Orden erhielt, abgereist waren, fand auch die russische Presse die Sprache wieder. Die vom Kaiser zweimal erwähnte Waffenbrüderschaft bestehe nicht „seit einem Jahrhundert," sondern gehöre einer Epoche an, von der uns fast ein ganzes Jahrhundert trenne, und der Rückblick auf diese längst vergangene Zeit habe nur den Zweck gehabt, mit einer „oratorischen Wendung" der durch den Unmuth der Polen gedämpften Festlust höheren Schwung zu geben. Als die Franzosen mit diesem Trostspruch noch nicht zufrieden waren, mußten die petersburger Offiziösen erklären, der Deutsche Kaiser habe im revaler Hafen den dringenden Wunsch ausgesprochen, seine beiden russischen Regimenter bei der Parade in Posen vertreten zu sehen; diesen Wunsch mußte der Zar erfüllen, aber er habe der Reise seiner Offiziere „weder politische noch militärische Bedeutung beigelegt." Das klang kaum noch höflich. Der kleine Nika hatte gefürchtet, er solle von Mariannens üppiger Brust weggelockt und nach dem Willen des Germanenkaisers festgelegt werden. Jetzt haben wir auf der anderen Flanke ein nicht minder unerfreuliches Schauspiel erlebt. Als die französische Flotte zur Feier der entente cordiale nach Portsmouth fuhr, tauchte in unserer Presse das Gerücht auf, Onkel Eduard werde nächstens seinen Neffen besuchen. Wieder wurden die Franzosen unruhig. „Gerade jetzt? Hat England uns darum im Lauf eines Jahres dreimal einen Defensivvertrag gegen Deutschland angeboten (den Delcassé, ja, Durchlaucht: der böse Delcassé dreimal kühl abgelehnt hat), Lord Lansdowne darum feierlich (und nicht unter vier Augen) erklärt, die Republik könne in einem deutsch-französischen Krieg auf die Britenflotte zählen, damit nach der ersten Stunde fruchtbarer Intimität nun das Geschäker mit Germania aufs Neue beginne? Qui

trompe-t-on donc ici?“ Und wieder wurde grob abgewinkt. Am neunten August, als ein deutscher Torpedobootzerstörer, der die Yacht des Kaisers nach Cowes begleitet hatte, plötzlich zwischen den festlich vereinten Flotten Frankreichs und Britaniens erschien, war in der londoner Presse schon gesagt worden, das Gerücht von dem Besuch sei in der berliner Wilhelmstraße ersonnen, um die Wirkung der Tage von Portsmouth und Guildhall abzuschwächen; und der Privatsekretär des Königs, ein Lord, hatte erklärt: „Die Verwirklichung dieser Idee ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern, wie die Dinge jetzt liegen, geradezu unmöglich. König Eduard hat gar nicht den Wunsch, den Deutschen Kaiser zu sehen.“ Der Sekretär wurde nicht entlassen; und wir lasen noch Tage lang nachher, nur der Besuchsort sei nicht bestimmt. Könnten so häßliche Erlebnisse sich wiederholen, wenn der Kaiser erführe, wie sein Wollen wirkt, wie draußen fremde, zu ehrfürchtiger Treue nicht verpflichtete Betrachter es deuten?

Wir müssen annehmen, daß ers nicht erfährt. Sonst hätte er die Flotte gebaut, ohne je die Hoffnung auf Seeherrschaft zu verrathen. (Schiffe zu bauen, war 1890 kein Verdienst mehr; doch Klugheit empfahl, jeden Gedanken an imperialistische Expansion, an einen Wettkampf mit England zu unterdrücken.) Sonst wäre er nicht aus Sansibar, nicht nach Kiautschou gegangen. Hätte nicht an Krüger telegraphirt und dadurch, durch die dröhnenden Stapellaufreden und das Werben um Amerikas Freundschaft den britischen Leun zu früh aus der Ruhe gescheucht. Nicht zum Kreuzzug gegen die gelbe Rasse gerufen, die uns nun, wenn wir uns mit der Kündigung des Pachtvertrages nicht sputen, aus unserer schutzlosen Kolonie und von ihren Hauptmärkten vertreiben kann. Nicht die über alles Erwarten günstigen Gelegenheiten versäumt, die zuerst Englands, dann Rußlands Bedrängniß dem Deutschen Reich schufen. Nicht sein Schwert gerade auf den nordwestlichen Küstenstreif afrikanischer Maurenerde geworfen, wo ein uns vortheilhafter Konflikt englischer und französischer Interessen früh oder spät unvermeidlich schien. Nicht so oft sich ohne großen Gegenstand geregt. So viel eifernder Wille: und in drei Lustren kein irgendwie beträchtlicher Gewinn. Nostra culpa! Wollen wir weiter lügen? Uns auch ferner noch stellen, als sei Alles, was in Europa, Asien und Afrika, was eben noch in Portsmouth geschehen ist, für uns ohne Belang, die Weltmacht dem Deutschen gewiß und die Hand des Kaisers von Fortunen geführt? Wir standen vor Kriegsgefahr. Die Seewarte hat uns gewarnt. Nicht zittern sollen wir, nicht schlotternd fragen, ob Onkel Eduard grollt oder lächelt. Furchtlos aber, als Männer, sprechen: In siebenzehn unruhvollen und unfruchtbaren Jahren ist der Beweis erbracht, daß kein König heute, kein Kaiser im Größten und Kleinsten das Schicksal einer Nation zu gestalten vermag.

Die Kämpfe in Ungarn.*)

Wenn ich mir in der „Zukunft" das Wort erbitte, so geschieht es, um die Leser dieser weitverbreiteten, angesehenen — Ungarn leider nicht immer freundlich gesinnten — Zeitschrift über die Krise oder eigentlich die Reihe von Krisen aufzuklären, die jetzt die Länder der Stefanskrone erschüttern. Vor Allem muß ich mit tiefem Bedauern aussprechen, daß die Oeffentliche Meinung Deutschlands systematisch getäuscht ist und der größte Theil der Zeitungen des Deutschen Reiches von Wien aus mit falschen, tendenziösen Nachrichten und Artikeln über die Ereignisse in Ungarn gefüttert wird. Wohl erschienen hin und wieder in deutschen Journalen objektive Berichte und Informationen; doch die von Wien aus in die Welt gesetzten Mären verdunkeln immer den eigentlichen Gegenstand des Konfliktes, geben ein schiefes Bild der Vorgänge und lassen die wichtigen, politisch und historisch bedeutsamen Beweggründe des Verfassungskampfes niemals erkennen. Die offiziösen wiener Korrespondenten deutscher Blätter schöpfen sämmtlich aus der selben Quelle, deren Reinheit jetzt nicht geprüft werden soll, obgleich hier eine chemische Untersuchung recht interessant wäre. Deshalb sehen wir, daß immer wieder die selben einander direkt widersprechenden Argumente vorgebracht werden. Bald lesen wir, daß die ungarische Parlamentsmajorität kein Programm habe, daß sich der ganze Zwist mit der Krone um Nichtigkeiten drehe, daß armsälige achtzig oder gar nur sechzig ungarische Kommandoworte das ganze Um und Auf der nun schon drei Jahre währenden Krisen sind. In Parentheſe sei bemerkt, daß diese Behauptungen in sich zusammenfallen; denn wenn wirklich wegen solcher Bagatellen der Verfassungskonflikt entstanden wäre, könnte der Monarch durch Bewilligung dieser Nichtigkeiten dem Streit rasch einen Schlußpunkt setzen und dadurch eine Krisis beenden, die ihm eben so peinlich sein muß wie seinen beiden Staaten. Doch es bedarf vielleicht keines Beweises, daß weder ein politisch so erfahrener Monarch wie Franz Josef noch eine politisch so erfahrene und geschulte Nation wie die ungarische die österreichisch-ungarische Monarchie wegen einiger Kleinigkeiten in ernste Gefahr stürzen werden. In den selben deutschen Zeitungen, die über die achtzig oder sechzig ungarischen

*) Graf Theodor Batthyany, der hier das Wort ergreift, ist ein Neffe des Grafen Ludwig Batthyany, der während der Insurrektion ungarischer Ministerpräsident war, unter Haynaus Herrschaft zum Tode durch den Strang verurtheilt, dann, weil er sich im Gefängniß verwundet hatte, erschossen wurde und als Held und Märtyrer im Gedächtniß der dankbaren Magyaren fortlebt. Graf Theodor steht im ersten Gliede der Unabhängigkeitpartei, hat als Referent des Adreßausschusses erst jüngst eine wichtige Rolle gespielt und ist deshalb wohl berufen, die Auffassung der Reichstagsmehrheit zum Ausdruck zu bringen. Er spricht als Parteimann und wird als ein kluger Parteimann gern angehört.

Kommandoworte faseln, steht denn auch die Behauptung, daß die ungarische Parlamentsmajorität die Armee zerreißen, die alte Monarchie zertrümmern und den Herrscher seiner Hoheitrechte berauben will. Diese zweite Behauptung, die der ersten schnurstracks zuwiderläuft, ist aber eben so unwahr wie die andere Behauptung; denn es handelt sich im ungarischen Verfassungskampf weder um zwecklose Nichtigkeiten noch um radikale Umsturzpläne. Ungarn will heute, wie ich sine ira et studio beweisen werde, nichts Anderes als die Anerkennung und Durchführung des staatsrechtlichen Ausgleiches vom Jahr 1867; es will nur, was Deak und Andrassy, also jene Staatsmänner wollten, die das moderne Ungarn schufen und auf deren Autorität sich die offiziösen Stimmungmacher in Deutschland und deren Hintermänner in Wien so oft berufen. Ich will jedoch weder die perfide Gehässigkeit noch die frivole Oberflächlichkeit der offiziösen Ausstreuungen im Einzelnen besprechen, sondern nur trocken eine Reihe von unbestreitbaren Thatsachen feststellen, die den ungarischen Verfassungskonflikt beleuchten und hoffentlich dazu dienen werden, Alle aufzuklären, die aufgeklärt sein wollen.

Zunächst ein Wort über die staatsrechtliche Stellung Ungarns. Ungarn ist ein selbständiges, unabhängiges Königreich und schon der zweite Artikel der vielerwähnten, aber selten wörtlich citirten Pragmatischen Sanktion vom Jahr 1720 verbürgt zugleich „die Unabhängigkeit, Sonderstellung und Verfassung des Landes", die der König durch Ausgabe des Krönungdiploms und die Eidesleistung jedesmal zu garantiren verpflichtet ist, damit „Ungarn immer den auf dem Reichstage geschaffenen oder zu schaffenden Gesetzen entsprechend regirt werde". Dieser Grundgedanke kommt in allen Gesetzen früherer und späterer Epochen zum Ausdruck und die „tausendjährige Verfassung" Ungarns ist keine Phrase, denn für diese Verfassung hat Ungarn stets mit Gut und Blut gekämpft und die uralten, glorreichen Traditionen finden auch in den historischen Gesetzen vom Jahr 1848, deren Schöpfer Ludwig Kossuth, und in den Gesetzen vom Jahr 1867, deren Schöpfer Franz Deak war, ihren Ausdruck. Das Ausgleichsgesetz Deaks knüpft in seinen ersten Sätzen an die Pragmatische Sanktion an, betont die „staatsrechtliche und innere administrative Selbständigkeit Ungarns und seiner Nebenländer" und stellt als „selbstverständlich" hin, daß „die Aufrechterhaltung der Verfassung Ungarns die Grundbedingung" des Ausgleiches sei. Die Gesetze aus den Jahren 1848 und 1867 hat der König Franz Josef selbst sanktionirt und mit seinem Eide bekräftigt; er verpflichtete sich, „daß Wir alles in den obeingeschalteten Gesetzartikeln Enthaltene sowohl Selbst beobachten wie auch durch alle Unsere Getreuen beobachten lassen werden." Aus diesen Gesetzen geht hervor, daß die Stellung und der Machtkreis des Königs von Ungarn ein ganz anderer ist als die Stellung und der Machtkreis des Kaisers von Oesterreich; und wenn man in Wien und auf Grund

der wiener Informationen auch in Deutschland über die Rechte und Pflichten des Königs von Ungarn nicht im Klaren ist, so sei nur konstatirt, daß das Ausgleichsgesetz Deaks die „volle Verfassungmäßigkeit" wiederholt bedingt und andere als verfassungmäßige Herrscherrechte weder anerkennt noch kennt. Jeder nicht streng verfassungmäßige Schritt des Monarchen bedeutet die Verletzung des Ausgleiches durch die Krone. Ob ein solcher Schritt schon vorgekommen ist, sei hier nicht weiter untersucht; doch muß unbedingt schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß die Auflösung des ungarischen Abgeordnetenhauses in den ersten Tagen dieses Jahres nicht den Bestimmungen des Gesetzes entsprach und daß nach den Wahlen nicht aus den siegreichen, die Majorität im Abgeordnetenhaus bildenden koalirten Parteien die Regirung gebildet, sondern nach Monate langem Warten ein „parteiloses" Ministerium ernannt wurde, dessen unheilvolle Thätigkeit noch besprochen werden soll. Wohl hört man da und dort, daß der Monarch ein Ministerium ernennen mußte, weil das Land nicht ohne Regirung bleiben konnte, die koalirten Parteien die Regirung jedoch nicht übernehmen wollen. Das ist eine Unwahrheit; denn in allen ihren Kundgebungen erklärten die koalirten Parteien, die Regirung sofort übernehmen zu wollen, allerdings nur auf Grund ihres und nicht auf Grund eines ihnen von der Krone vorgeschriebenen Programmes.

Das ist der eigentliche Kernpunkt des Konfliktes zwischen der Krone und der Majorität in Ungarn. Der Monarch hat an das Land appellirt und in seiner letzten Thronrede die Worte gesprochen: „Die Nation soll entscheiden!" Die Nation entschied denn auch: sie vernichtete die „liberale" Partei, die dreißig Jahre lang eine Parteiherrschaft schlimmster Sorte aufrechterhalten hatte, und vernichtete auch das Ministerium Tisza, das die Wahlen leichtfertig provozirt, mit allen Mitteln der Gewalt und Korruption geleitet hatte und das dann unter dem Eindruck des vernichtenden Wahlergebnisses seine Demission geben mußte. Die neue Majorität, die Siegerin im Wahlkampf, einigte sich über ein Regirungprogramm. Obwohl die Unabhängigkeitpartei als die numerisch stärkste Partei in den neuen Reichstag einzog, war sie bereit, auf die sofortige volle Durchführung ihres Programmes zu verzichten und gemeinsam mit den anderen in der Koalition vereinten Parteien, die auf der Basis des Ausgleichsgesetzes vom Jahr 1867 stehen, an der nationalen und freiheitlichen Ausgestaltung Ungarns mitzuwirken, ohne radikale staatsrechtliche Umgestaltungen zu fordern. Die Unabhängigkeitpartei, die, seit sie besteht, gegen den Ausgleich Deaks und für die reine Personalunion kämpfte, war, weil sie allein die absolute Majorität im Abgeordnetenhaus nicht besaß, bereit, ein Programm anzunehmen, das nichts Anderes anstrebte als die ehrliche, loyale und gewissenhafte Durchführung des Ausgleichsgesetzes. Das war kein geringes Opfer; aber es wurde im Interesse des Landes ge-

bracht, um endlich wieder zu geordneten politischen Verhältnissen zu gelangen. Doch die Antwort auf diese Bereitwilligkeit der im Abgeordnetenhaus stärksten Partei (von 413 ungarischen Mandaten hat sie bisher 183 erobert) war, daß der Monarch zwei Programmpunkte der Koalition, die innere Reformen und wirthschaftliche Neugestaltungen betreffen, annehmen wollte, die Forderungen auf militärischem Gebiet aber unbedingt ablehnte. Was sind nun diese militärischen Forderungen? In der Adresse der Majorität an den Monarchen, die ich als Referent im Abgeordnetenhause zu vertreten die Ehre hatte, wird gefordert, daß der ungarischen Staatssprache auch bei den ungarischen Regimentern der gemeinsamen Armee der ihr gebührende Rang eingeräumt werde. Das war der Stein des Anstoßes. Das Ausgleichsgesetz stellt wohl die Parität zwischen Oesterreich und Ungarn fest, aber leider ist seit dem Jahr 1867 nichts geschehen, um eine loyale Ausgestaltung des Ausgleichs nach den festgelegten Grundsätzen der Parität herbeizuführen. Schon der Umstand, daß jede vom Monarchen gewährte „nationale Konzession" auf militärischem Gebiet in Oesterreich als Uebergriff Ungarns bekämpft wurde, zeigt die Unaufrichtigkeit und Illoyalität, mit der man in Wien die für alle gemeinsamen Angelegenheiten gesetzlich angeordnete Parität und die Selbständigkeit Ungarns behandelte. Seit Jahren währt der Kampf um die nationalen Aspirationen und die Ministerien Szell, Khuen und Tisza sind in diesem Kampf auf dem Felde geblieben. Wenn auch die Krone „nationale Konzessionen" gewährte — es klingt fast absurd, daß es als nationale Konzession betrachtet wird, wenn der ungarische König der ungarischen Nation die Anwendung der ungarischen Sprache, die übrigens im Gesetze vom Jahr 1848 für das gesammte ungarische Staatsleben vorgeschrieben ist, gestatten soll, aber es ist eine traurige Thatsache —, so waren sie bisher gewöhnlich nicht klar umschrieben, genügten nicht, um die erregte Oeffentliche Meinung zu beruhigen, oder wurden von unpopulären, ja, verhaßten Ministerpräsidenten dem Lande gebracht, so daß sie unwirksam verpufften. Denn die ungarische Nation konnte doch nicht an die Aufrichtigkeit der nationalen Ueberzeugungen solcher Minister glauben, die Jahre lang mit Feuereifer eben die nationalen Aspirationen bekämpft hatten, deren Erfüllung sie dann dem Lande als „Geschenk" brachten. Diese sonderbaren Geschenke wurden obendrein noch in Wien stets anders verstanden als in Budapest, wie denn auch das Ausgleichsgesetz Deaks an dem großen Fehler krankt, daß das österreichische Ausgleichsgesetz in wichtigen Punkten mit dem ungarischen kollidirt. In Oesterreich wollte man selten die Souverainetät des ungarischen Staates anerkennen; und auch jetzt herrscht dort keine Geneigtheit dazu. Diese Tendenz zeigt auch das österreichische Ausgleichsgesetz. In allen Fällen nehmen maßgebende Politiker Oesterreichs, die ein Gesammtreich wünschen und von einer „Centralregirung" träumen,

gegen jeden Fortschritt Ungarns Stellung, sei dieser Fortschritt auf wirthschaftlichem Gebiet — welchen Kampf führt man gegen die Entwickelung der ungarischen Industrie! —, sei er auf politischem oder militärischem Gebiet. Dabei werden aber von Ungarn immer größere Blut- und Geldopfer für die gemeinsame Armee der Monarchie gefordert. Bei der Erfüllung der militärischen Wünsche der Krone darf Ungarn selbständig sein; wenn aber Ungarn militärische Wünsche äußert, wird seine Selbständigkeit sofort in Zweifel gezogen, bestritten und negirt. Unter dem Ministerium Szell forderte die Kriegsverwaltung eine wesentliche Erhöhung des Rekrutenkontingentes. Ein Sturm erhob sich im Land und die Krone wollte die allgemeine Erregung durch „nationale Konzessionen" beruhigen. Diese „nationalen Konzessionen" brachte aber das durchaus nicht volksthümliche Ministerium Tisza, das nicht nur Konzessionen höchst fragwürdiger Natur produzirte, sondern sogleich auch neue Forderungen auf militärischem Gebiet erhob. 450 Millionen für Armeezwecke und die Erhöhung des Rekrutenkontingentes wurden verlangt, dafür der ungarischen Nation die Einführung der ungarischen Unterrichtssprache für die wichtigsten Gegenständen der ungarischen Militärbildunganstalten zugesagt; und siehe da: das Zeichnen, Schönschreiben, Turnen und Aehnliches wird jetzt in ungarischer Sprache gelehrt! Das ist wohl eher eine Verspottung als eine Befriedigung der nationalen Aspirationen des ungarischen Volkes.

Land und Parlament waren mit dieser Art der Erfüllung ihrer Wünsche nicht zufrieden. Die oppositionellen Parteien obstruirten den Reichstag und das Ministerium Tisza wagte den parlamentarischen Gewaltakt vom achtzehnten November. Ein bedauernswerthes Individuum, der Präsident Desider Perczel — der seitdem seine politische Rolle ausgespielt hat —, wollte mit einer von keinem Abgeordneten gehörten Erklärung die Hausordnung des Parlaments vernichten und dann mit Hilfe von Unteroffizieren, die in Dienerlivreen gesteckt wurden, die oppositionellen Abgeordneten aus dem Saal werfen lassen. Das Alles sollte geschehen, um den Wiederstand des ungarischen Parlamentes gegen militärische Forderungen unmöglich zu machen. Daß diese Streiche sammt und sonders in schmählicher Weise mißglückten, ist bekannt. Doch die Frage ist wohl berechtigt, ob dieser Weg der richtige war, um die ungarische Nation von der Gerechtigkeit der militärischen Forderungen zu überzeugen und der gemeinsamen Armee Popularität zu sichern.

Die Auflösung des Abgeordnetenhauses, der Appell an die Nation, die Niederlage der „liberalen" Partei und der Triumph des nationalen Willens über die militärischen Forderungen: damit endeten die kühnen Experimente Tiszas und seiner wiener Gönner. Er glaubte, zu schieben, doch er wurde geschoben. Und wenn Tisza auch ruhmlos unterging: seine wiener Gönner setzen ihr Intriguenspiel fort und die vorhin erwähnten offiziösen Entstellungen

und Verdächtigungen sind nur das Echo gewisser wiener Stimmungen und Verstimmungen, die allerdings in ihren Konsequenzen der Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns wenig Nutzen bringen. Es wäre wahrhaftig klüger, wenn man ruhig und objektiv die Streitfragen erörtern und die Lösung des Konfliktes suchen würde, statt die Oeffentliche Meinung Oesterreichs und Deutschlands durch falsche Berichte zu täuschen. Was sind denn die Forderungen der ungarischen Majorität? Welche Programmpunkte würde die neue, aus der Majorität hervorgehende parlamentarische Regirung aussprechen? Wodurch könnten in Ungarn geordnete politische und parlamentarische Verhältnisse für die Dauer geschaffen werden? Auf diese Fragen ist — da, wie wiederholt versichert wird, jetzt auf dem Gebiete der inneren und der wirthschaftlichen Reformen keine Differenz zwischen dem Monarchen und der Parlamentsmehrheit besteht — die Antwort hier in Ungarn bekannt; denn jeder Politiker weiß, daß die Majorität auf militärischem Gebiet drei Forderungen erhebt, deren Realisirung sicher nicht den Werth oder die Schlagfertigkeit der gemeinsamen Armee schädigen, sondern nur erhöhen könnte. Was fordert sie denn? In erster Linie die Einführung ungarischer Fahnen und Embleme bei den ungarischen Regimentern oder, wie das Ausgleichsgesetz vom Jahr 1867 wörtlich sagt, im „ungarischen Heer, das einen integrirenden Theil der gemeinsamen Armee bildet." Gegen die natürliche Forderung, daß ungarische Truppen unter ungarischen Fahnen kämpfen wollen und sollen, lehnen sich nur einige verbohrte österreichische Generale auf, indem sie offen und insgeheim darüber lamentiren, daß durch diese „nationale Konzession" die Einheitlichkeit und Schlagfertigkeit der österreichisch-ungarischen Armee zerstört werden müßte. Diesen Gallimathias kann man leider auch im Deutschen Reich lesen, obwohl dessen siegreiche, von aller Welt bewunderte Armee, wie bekannt, die verschiedenartigsten Fahnen und Embleme besitzt. Es hat der ruhmreichen deutschen Armee bisher nicht geschadet, daß die einzelnen Staaten bei ihren Truppen ihre eigenen Fahnen und Wappen, ja, sogar ihre eigenen Kriegsminister haben, die dem eigenen Monarchen verantwortlich sind. Ungarn geht in seinen Wünschen lange nicht so weit. Es will nach dem Programm der Majorität nur bei seinen Truppen seine Fahnen und seine Wappen sehen. Das Kriegsministerium und der Generalstab bleiben unverändert und „all Das, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der Armee Bezug hat", bleibt nach wie vor als „der Verfügung Seiner Majestät zustehend anerkannt." Und unsere Forderung nationaler Fahnen und Embleme soll trotzdem unerfüllbar sein? Die zweite Serie der Forderungen betrifft die Erfüllung des Wunsches, daß die ungarische Landwirthschaft und Industrie an den Armeelieferungen im Verhältniß der von Ungarn zu den gemeinsamen Ausgaben beigesteuerten Quote betheiligt werden, und die Errichtung eines Arsenals in Ungarn. Da Un-

garn einen großen Theil zu den Kosten der Erhaltung des Heeres beiträgt (35 Prozent), darf es nicht nur, sondern muß auch fordern, daß die Ausrüstungsgegenstände der Armee zum Theil in Ungarn hergestellt werden. Die ungarische Industrie soll auch in der Armee einen Abnehmer finden und nicht nur Ausgaben, sondern auch Einnahmen müßte Ungarn durch die Armee haben. Auch ist es bei der geographischen Lage der österreichisch-ungarischen Monarchie angezeigt, daß nicht nur in Oesterreich ein Arsenal, also ein großes Waffendepot, eine Geschützgießerei u. s. w. sei, sondern auch in Ungarn, um so mehr, als sich gegen die Konzentrirung aller wichtigen Fabriken für militärische Zwecke in Wien und in der Nähe Wiens viele Argumente vorbringen lassen, die Jeder würdigen wird, wenn er die Eventualitäten eines Krieges in Betracht zieht. Und auch die Errichtung eines Arsenals in Ungarn soll eine unerfüllbare Forderung sein? Noch eine dritte und allem Anschein nach am Schwersten zu erfüllende Forderung erhebt Ungarn: die Einführung der ungarischen Kommandosprache in den ungarischen Theil der Armee. Hier sei vor Allem bemerkt, daß die von Wien aus lancirte Nachricht, daß in dieser Forderung eine Gehässigkeit gegen Deutschland und die deutsche Nation liege, nichts Anderes ist als eine der vielen dreisten Unwahrheiten, die verbreitet werden, um das Wesen des ungarischen Verfassungskampfes zu entstellen. In Ungarn ehrt jeder Politiker Deutschland, hängt jeder in unverbrüchlicher Treue an dem Bündniß mit dem Deutschen Reich. Doch ich frage jeden vernünftigen Menschen in diesem Reich: Ist es — von allen Gesetzen abgesehen — logisch, vernünftig, menschlich, daß ein ungarischer Soldat, der sich in der Staatssprache bei allen militärischen Behörden meldet, deshalb bestraft wird? Ein Ungar, der Ungarisch spricht, wird deshalb bestraft! Und Das geschieht in einem selbständigen Staate, der eine tausendjährige Verfassung besitzt, dessen Unabhängigkeit durch Gesetze und Eide garantirt ist! Die amtliche und halbamtliche Ablehnung unserer Forderung wird immer mit dem Hinweis auf die „einheitliche" Kommandosprache in der Armee begründet, die durch die Einführung der ungarischen Kommandosprache zerstört werden müßte. Doch auch hier wird mit der Wahrheit in unverzeihlicher Weise umgesprungen. Denn es ist eine direkte Unwahrheit, daß nur eine Kommandosprache in der österreichisch-ungarischen Armee besteht. In Wirklichkeit giebt es nicht weniger als drei Kommandosprachen im Heer. Bei den gemeinsamen Truppen wird deutsch kommandirt, bei der ungarischen Landwehr ungarisch und bei der kroatischen Landwehr kroatisch. Das ist die Thatsache. Da die gemeinsamen, also deutsch kommandirten Truppen mit den ungarischen und kroatisch kommandirten Landwehrtruppen in einheitlichen Corpsverbänden zusammenleben, wird der Sprachenwirrwarr noch dadurch erhöht, daß bei den ungarisch und kroatisch kommandirten Truppen die Artillerie- und Trainregimenter, die in diese eingegliedert

sind, meist deutsch kommandirt werden. Klar ist also, daß durch Einführung der ungarischen Dienst- und Kommandosprache die einheitliche Führung eher gefördert als geschädigt wird. Doch der Zopf hängt eben wieder mal hinten.

Von einer Verletzung der Hoheitrechte kann man im Ernst nicht reden, denn es kann doch die Prärogative des ungarischen Königs nicht verletzen, wenn er der ungarischen Staatssprache zu ihrem Recht verhilft. In Ungarn können nur ungarische Gesetze Kraft haben; und wenn man in Oesterreich bereit wäre, die ungarischen Gesetze anzuerkennen oder auch nur zu kennen, wäre die Agitation gegen die ungarische Kommandosprache unmöglich Eben so unmöglich wäre aber auch der Widerhall, den die österreichischen Klagen, Drohungen und Angriffe in Deutschland wecken. Denn vom Standpunkt der Bündnißfähigkeit Oesterreich-Ungarns ist für Deutschland eine starke, begeisterte ungarische Truppe wünschenswerth. Daß durch das ungarische Kommando die Schlagfertigkeit der österreichisch-ungarischen Armee nicht im Geringsten beeinträchtigt werden könnte, hat kein Geringerer als der deutsche Feldmarschall Graf Blumenthal dem Grafen Albert Apponyi, einem unserer Heerführer im Kampf um die nationale Selbständigkeit, auseinandergesetzt. Und was eine nationale Armee zu leisten vermag, beweist eben Deutschland am Besten. Die österreichisch-ungarische Armee würde neue Kräfte gewinnen, wenn man die ungarischen Truppen in ihrem nationalen Gefühl heben und nicht, wie es jetzt der Fall ist, verletzen würde; und die Dynastie und die Großmachtstellung der Monarchie hätten den größten Vortheil davon, wenn mit vormärzlichen Vorurtheilen gebrochen werden und der freiheitliche, nationale, patriotische Geist seinen siegreichen Einzug in die Armee halten könnte.

Vorläufig allerdings scheint man in Wien die militärischen Forderungen Ungarns, die jetzt noch gemäßigt sind und weder die Halbirung der Armee noch die Trennung von Oesterreich bezwecken, nicht erfüllen zu wollen. Statt eines im Wesen der Verfassung einzig und allein begründeten, aus der Majorität hervorgegangenen und auf die Majorität sich stützenden Ministeriums erhielt Ungarn ein „parteiloses", an dessen Spitze ein alter General gestellt wurde. Die Ernennung dieser Regirung bewirkte allgemeine Empörung; und da dieses Kabinet, trotzdem es in beiden Häusern des Reichstages niedergestimmt wurde und seine Demission gab, von der Krone nicht die Entlassung erhielt, der Monarch vielmehr das Parlament auch vertagte, mußte der Kampf gegen diese verfassungwidrige Regirung in den Munizipalvertretungen fortgesetzt und im ganzen Lande organisirt werden. Ungarn giebt dieser ungesetzlichen Regirung weder Rekruten noch Steuern und der „passive Widerstand", der jetzt im ganzen Land aufgenommen wurde, ist nicht zu brechen. Den ungarischen Komitaten, die stets Bollwerke der Verfassung waren und es nun wieder geworden sind, gebieten die Gesetze — schon die Goldene Bulle vom Jahre 1222

enthält eine solche Verfügung —, daß sie vom Reichstag nicht bewilligte Rekruten und Steuern der Regirung nicht zur Verfügung stellen dürfen. Franz Deak, den man jetzt in Wien gegen die politischen Führer Ungarns gern ins Treffen führen möchte, hat selbst die passive Resistenz in seiner Adresse vom Jahr 1861 proklamirt und Ungarn blieb auch auf das Geheiß des „Weisen der Nation" bis zum Ausgleich bei diesem unbesiegbaren Widerstand. Im Sinn der ungarischen Gesetze und getreu den Traditionen der ungarischen Geschichte muß Ungarn auch jetzt wieder für sein gutes Recht kämpfen und die Nation, der dieser Kampf aufgezwungen wurde, hat die Pflicht, ihn zu Ende zu führen. Der Wille eines ganzen Volkes (und die ganze ungarische Nation ist einig und begeistert in der Vertheidigung der tausendjährigen Verfassung) ist stärker als die kleinen Machenschaften armsäliger Minister und kaiserlicher Kommissare. Das letzte Wort auf beiden Seiten ist zum Glück noch nicht gesprochen und noch immer ist ein ehrlicher Kompromiß möglich. Die verhängnißvollen Einflüsse, die sich in Wien zeigen, werden hoffentlich nicht mächtig genug sein, um den Monarchen zu veranlassen, die unselige Politik weiter zu treiben, die von Krise zu Krise führt und schließlich in einer Katastrophe ihren Abschluß finden muß. Das starre Festhalten an einer alten und veralteten Politik hat schon Bismarck verspottet; er, der wahrlich einen anderen Blick besaß als die österreichischen Politiker, sagte, daß „übermenschliche Sicherheit und Weisheit" zu der Erkenntniß gehöre, wie die Dinge nach zwanzig Jahren liegen werden. Gewisse österreichische Politiker aber, die der Monarchie seit zwanzig und dreißig und vierzig Jahren nur Schaden und Nachtheile brachten und die nun, an den Namen Deaks — den sie einst mit der selben Berserkerwuth bekämpften wie jetzt den Grafen Apponyi — sich klammernd, gegen die gesetzlich und rechtlich begründeten, im Ausgleich von 1867 ausgesprochenen Forderungen Ungarns anstürmen, einen Rückfall in die Katastrophenpolitik der sechziger Jahre planen, indem sie den Willen des Monarchen über den Willen des Parlamentes und der Nation stellen und deshalb einen ernsten Verfassungskampf entfesseln, sollten bedenken, daß Franz Deak in die Adresse vom Jahr 1861, die seine Politik für alle Zeit festlegt, die Sätze schrieb: „Eine durch Zwang herbeigeführte Einheit kann die Monarchie nicht stärken. Das verletzte Selbstgefühl der einzelnen Länder und die aus dem Zwang hervorbrechende Bitterkeit löst die Bande, ja, kann sie sogar zerreißen; und die Monarchie müßte dadurch in dem Augenblick die größte Schwäche verrathen, in dem sie auf die ganze Kraft und die ganze Begeisterung all ihrer Völker am Meisten angewiesen wäre. Wenn die Einheit einer Monarchie nur durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten ist, dannkann ihre Großmachtstellung nur zweifelhaft, in ernsten und gefährlichen Stunden aber nicht gesichert sein."

Lajtafalu. Graf Theodor Batthyany,
Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses.

Zwei Bücher.

Von zwei Büchern will ich sprechen. Das eine ist vor fünf Jahren erschienen. Ich habe es gelesen und mich an seiner Schönheit berauscht; ich habe es wieder und wieder gelesen und der Zauber hat sich nur gemehrt. Ich habe es all meinen Freunden genannt, vielen, und alle sind gekommen, nachdem sie es gelesen, und haben mir mit leuchtenden Augen gedankt. Und ich habe es binden lassen in weiches schimmerndes Leder, so schön, wie der Buchkünstler es vermochte, ich habe es meiner Frau auf ihren Tisch gelegt und die Worte hineingeschrieben:

Ein Lied von Sehnen und von süßer Lust,
Wie heimlich sie in stillen Herzen siedet;
Lippen auf Lippen, Brust auf weicher Brust:
So treiben sie stromabwärts unbewußt,
Von ihrer Liebe flammend fest umschmiedet.

Ich wollte mit diesen Worten die süße, glühende Weichheit des Buches wiedergeben; aber die Verse vermögen Das nicht, auch andere Worte kaum, nur das Buch selbst. Es müßte mit silbernen Lettern auf hellblauem Grund gedruckt sein, so nordisch hellsonnig ist das Licht, das es ausstrahlt. Und das Licht spiegelt sich wieder auf einem dänischen See, in dem eine Insel liegt, ein stiller, verschwiegener von Bäumen und Gebüsch lauschig bestandener Holm. Auf dieser Insel hebt die Geschichte an. Hier erblickt der Junker Sölver zum ersten Mal Gro, die Tochter seines Nachbarn von drüben am See, des Ritters Sten Basse. In ihrer schlanken, jungen Schönheit reizt sie ihn und er küßt sie auf die Wange. Sie aber schlägt ihm zur Antwort ins Gesicht. Als er ein zweites Mal, von seinem Thurm auslugend, sie in einem Kahn der Insel zusteuern sieht, will er sich ihr wieder nähern und überrascht sie, als sie nackt zum Bade schreitet. Als er die Hände nach ihr ausstreckt, verbirgt sie sich in den Wellen, und als er sich ihr nachstürzt und sie ergreifen will, da sie sich wieder ans Land rettet, schlägt sie ihm mit einem alten, rostigen, vom Boden aufgegriffenen Schwert eine tiefe Stirnwunde, so daß er blutend von ihr abläßt. Die Wunde heilt nur langsam; und schon während der Heilung wandelt sich in seiner Brust die wilde Begehrlichkeit in süße Sehnsucht. Gros Vater aber sinnt auf Rache; und als eines Tages Sölver zu lang im Walde umhergestreift ist, findet er Sten Basse in seiner Burg, die er mit seinen Mannen besetzt hat. Er fängt Sölver und führt ihn gebunden auf sein Schloß, wo er ihn Monate lang im Verließ verwahrt. Hier nun wandelt sich Alles. Sölvers Herz erfüllt nach und nach die zarteste, sehnsüchtigste Liebe zu Gro, die sich um ihn nicht zu kümmern scheint. Aber sie träumt von ihm: und im Traum kommen sie zusammen. Und doch ist der Traum Wirklichkeit, wenn auch Gro unbewußt, weil sie durch Mondenstrahlen zu ihm hingezogen wird und ihm

so ihre Liebe offenbart, von der sie wachend noch nichts weiß. Schließlich wird er frei und Sten Basse stirbt am folgenden Tage. Am Totenbett fühlt Gro in Sölver ihren Freund, ihren Bruder, der aber nach vergeblichem Harren, da Gros Herz nicht sprechen will, von dannen zieht in Krieg und Fehde, schließlich über den Rhein zum König von Frankreich, in dessen Schlachten er kämpft, an dessen Hof er vor schönen Frauen kniet. Er will vergessen und glaubt, vergessen zu haben. Doch als er eines Abends seine Lippen auf weiße, schlanke Hände preßt, ein Mantel von dunklen Haaren ihn umwallt, unter dem zwei funkelnde Augen heiße Worte ihm entgegenathmen, da kommt ein Knappe, der ihn Monate lang mit einem Brief von Gro gesucht hat. In der Nacht noch bricht er auf; und als er Gro erreicht, findet er mit ihr auf der stillen Insel sein Kind, das sie ihm inzwischen geboren und in das sie ihre ganze heimliche, nun immer stolzer aufgeblühte Liebe zu ihm gelegt hatte. Und das Buch schließt mit den Worten: „Und die Erde und Gott hatten ihre Freude an zwei glücklichen Menschen."

Das ist nur das Gerüst der Erzählung und es sagt nichts. Denn was dem Buch den unsäglichen Zauber verleiht, ist die Darstellung, die die Erzählung mit einer schier unbeschreiblichen Fülle von blühenden, leuchtenden und klingenden Worten umrankt. Umrankt: nicht überrankt; denn trotz den Blüthengewinden schreitet sie fort, wie eine schlanke Mädchengestalt, die mit verschwenderisch um sich gestreuten Rosen ihren Weg zeichnet. In der Sprache liegt Etwas von Jacobsen, in der Stimmung Etwas von Storm. Doch Das sind nur Anklänge; die eigene Kraft und Sprachgewalt des Dichters ist stark genug, um aus sich selbst heraus etwas Neues, Blühendes zu schaffen, was die anderen Meister nicht hatten. Und in den Worten, in den Sätzen liegt eine Melodie, ein symphonischer Zusammenklang, der einzig ist. Die Sprache ist nicht wie die retardirenden, im Grunde doch seelenlosen, den Charakter von Arien nie ganz verleugnenden Kompositionen D'Annunzios und seiner Genossen, sondern sie rauscht heran wie Wellen auf den Strand, Wellen, die auf ihrem Scheitel Blumen tragen und mit jeder Reihe fortschreiten, bis sie das Land, so weit der Blick reicht, mit ihren Farben und ihrem Duft überrauscht haben. Nordisch ist der See, nordisch der Wald und die laubfeuchte, silbrige Luft. Wie ein rother Fleck darinnen aber wirkt das Kapitel aus Frankreich; der ganze Zauber ist darüber ausgegossen, der noch heute aus den Romanzen und Pastourellen des dreizehnten Jahrhunderts dieses Kulturwunderlandes glüht. Das Buch ist auf den Ton der Verse Thibauts de Champagne gestimmt:

Les douces doulors
Et les maux plaisans
Qui viennent d'amors
Sont dols et cuisans.

Und die anderen Verse des selben königlichen Dichters:

„J'aime celle que prier n'oseraie
Et je n'ai oeil si hardi qui la voie,
Celle que j'aime est de tel seignorie
Que sa beauté me fit outrecuider“

könnten fast als Motto des Buches gelten. De tel seignorie ist aber nicht allein Gro, sondern das ganze Buch. Ich nannte schon die Worte, mit denen es schließt: „Die Erde und Gott hatten ihre Freude an zwei glücklichen Menschen.“ Die Erde und Gott: diese Voranstellung der Erde enthält in einem Wort den tiefen Zauber des Buches, der dem Leser zuerst unmerkbar, wie ein glühender Strom unter den verdeckenden Blüthen, dahinfließt und doch an manchen Stellen mit flammendem Spiegel aufleuchtet. Daß die zartesten Empfindungen, die lichtesten Liebesgedanken doch nur wie goldiger Blüthenstaub, wie berauschender Duft über der glühenden Blume der Sinne schweben können, aus der sie emporgeglüht: dies stolze und freie Gefühl durchzieht das ganze Buch; und darum fügt sich auch das Kapitel aus Frankreich mit seinen süßsinnlichen altfranzösischen Strophen, in denen die ersten Strahlen der Renaissance sich spiegeln, rein in das nordische Bild ein.

Eine Probe möchte ich von den Harfentönen der Sprache geben:

„Eine Heuschrecke sang ihre Liebesmelodie in kleinen, abgebrochenen Silberlauten, die von ganz nah zu kommen schienen und dennoch gleichsam den Duft von reifen Feldern und hohen Grabenkräutern mit sich brachten. Sölver fühlte in seinem Herzen eine schwellende Dankbarkeit gegen die Nacht und ihren mächtigen Herrn. Er kannte so wenig vom Leben in dessen Unendlichkeit von Formen und verstand nichts von Dem, was er sah. Allein er empfand den gesunden Schlaf der Natur als eine milde allgemeine Macht, die Pferd und Vogel, Kuh und Insekt, Blume und Beere, Wurm und Schlange, jeden kleinen Schößling und jedes kleine Thier in einem ungeheuren Mutterschoß umspannte, wo Alle das Selbe waren, Alle gleich klein, aber Alle gleich sicher. Und Sölver streckte seine Arme aus gegen dies Hohe, Unbegreifliche; er umarmte es in seiner Seele Fülle und er empfand Dankbarkeit gegen den Stern, der durch das Laub leuchtete, gegen das melancholische Rascheln der Blätter, gegen das feine Eintagsfliegenleben, das seine Flügel zu der Paarungstunde süßer Freiheit ausstreckte, ehe der Tod kam oder das Larvendasein wieder anfing, gegen den silberbestäubten Nachtschwärmer, der seine Wange streifte, gegen die befruchtende Saat, mit der die Nacht schwanger ging, gegen des Blutes starkes Klopfen in seinen Armen, gegen das Götterglück, seine eigene Seele zu fühlen, zu leben, sich zu sehnen, die Liebe bis zum Tode zu begehren, als der Selbstvollendung höchste Lust.“

Das andere Buch ist vor einigen Wochen erschienen. Es ist anders; und doch ist darin ein Anklang an das frühere. Es spielt in San Gimignano und in Florenz zur Zeit des Lorenzo von Medici. Gro ist Giovanna, die Tochter des Sten Basse im Wesen verwandten Leone Salvucci; und an Sölvers Stelle stehen vier Männer, von denen jeder Etwas von seiner Art hat. Die

Liebe Giovannas gehört, ohne daß sie es weiß, der Jugendgestalt des Gentile Cavalcanti. Hier schreitet die Liebe aber über das Kind hinweg, um sich am Schluß mit wunderbar keuschen Worten an die Brust des Geliebten zu legen. Auch die Gestaltung, die Sprache ist anders. Sie hat den Goldgrundton alter Bilder und die Sonne der Renaissance umstrahlt voll die Figuren, die wie aus einem Rahmen Domenicos Ghirlandajo hervorschreiten. Nur der Vater Giovonnas hat Etwas von der markigen wilden Kraft Andreas del Castagno. Ich will den Inhalt nicht erzählen, auch von dem Stil nur sagen, daß er die ganze süße Herbigkeit der alten italienischen Novellen hat, doch durchgluthet vom Blute des modernen Menschen. Die Note, die darin angeschlagen ist, läßt sich nicht besser wiedergeben als mit den weich melancholischen Versen des Namensvetters des Helden, Messer Guido Cavalcanti:

In un boschetto trovai pastorella,
più che la stella bella al mio parere;
Capegli avra biondetti e ricciutelli,
e gli occhi pien d'amor, cera rosata;
con sua verghetta pasturava agnelli
e scalza e di rugiada era bagnata;
cantava come fosse inamorata,
era adornata di tutto piacere.
D'amor la salutai immantenente
e domandai s'avesse compagnia:
ed ella mi rispuose dolcemente
che sola sola per lo bosco gia.*)

Eine Probe aus dem Buch, eine Umschreibung des botticellischen Frühlings, mag diesen Klang vervollständigen:

„Und der Lorberhain harret mit seinen Blättern so blank und still wie das Kronenlaub in einem Kranz. Die Myrthe zackt ihr spitzes Blattwerk in einer ewig blauen, elysischen Luft. Still glühend, wie leuchtende Lampen in des Waldes grüner Dämmerung, hängen die Goldäpfel in den Orangenbosketten. Aus dem

*) Ich traf im Wald der Schäferinnen Eine,
Schön wie ein Stern kam sie dahergegangen;
Goldlocken fielen in die rosigen Wangen
Und Liebe strahlt das Auge, wie ich meine.
Die weißen Lämmer weidete sie dorten,
Die Füße nackt, in Perlenthau gebadet;
Sie sang ein Lied, das klang von Liebesworten,
Mit allen Reizen war sie licht begnadet.
Ich trat an sie heran mit zartem Grüßen
Und fragte, ob denn Keiner sie geleite;
Sie aber sprach mit Blicken, stillen, süßen,
Daß einsam, einsam durch den Wald sie schreite.
Th. S.

Gras aber sprießen die Blumen unter den schlanken und kühn geschweiften Füßen Primaveras hervor. Die Himmelsschlüsselchen gehen in Schaaren voran und wetteifern, die Herrliche zu berühren. Die blaue Vinca kribbert und klettert an ihren Füßen empor. Die Nelken haben ihr Gewand sich erobert und auf dessen weißem Gewebe sich festgesetzt. Die wilden Rosenranken schlingen sich gleich wie Arme um ihren Leib. Ihr Rockschoß bauscht sich, eine Quelle von Blüthen. Eine Wiesenblumenguirlande lastete schwer auf ihrem Hals. Und hoch auf ihrem blonden Haar triumphiren die weiße Primel und die himmelblaue Vinca wie ein Diadem. Gleich einer Katze tritt sie leicht auf die Myriaden von Blumen des Rasens. Allein Flora, vor Zephyrs Umarmung flüchtend, jagt übermüthig und keusch in ihrem dünnen Flor über die Erde. Sie will schreien: doch statt der strafenden Worte entsprießen Rosen und Anemonen ihrem Mund. Venus wandert langsam, in schwangerem Gang, von ihrem rothen, golddurchwirkten Mantel und dem Geheimniß ihres Wesens beschwert, und sie senkt das Haupt und ihre aufgehobene weiße Hand redet stumm. Wie eine Schwalbe fliegt Amor mit verbundenen Augen ihr zu Häupten und zielt mit seinem Pfeil auf die drei Grazien, die mit der lässigen Spannkraft ihrer schlanken Glieder ihren Rundtanz über das Grab hinführen. Die unsichtbare Luft umfließt und umfaßt ihre Leiber, so daß sich die Schleier, dem zarten Linienrhythmus ihrer Hüften und ihrer Mitte sich anschmiegend, zerknüllen. Und Merkur steht halbnackt in seinem Purpurmantel und schreckt mit seinem Heroldstab die leichten weißen Wolken vom ewigblauen Himmel hinweg."

Die beiden Bücher heißen „Aebelö" (Wiener Verlag) und „Giovanna, eine Geschichte aus der Stadt mit den schönen Thürmen" (Ruetten & Loening). Ihr Dichter ist der Däne Sophus Michaelis. Und Marie Herzfeld haben wir für die wundervoll feine Uebertragung in unsere Sprache zu danken.

Hamburg. Theodor Suse.

Die Seraphim.

In einem frühen Junimorgen des Jahres 1950 sah man von dem Villenviertel einer deutschen Großstadt aus ein vornehmes Automobil in rasendem Tempo sich dem waldigen Höhenzuge nähern, der den Horizont umsäumte. Der Inhaber des Herrensitzes war hinter seiner Maske kaum kenntlich; doch als das Gefährt nun tief im Forst hielt, wo er ausstieg und sich seiner Hüllen entledigte, zeigte sich, daß er ein bartloser, brünetter Jüngling mit strähnigem Scheitelhaar, welken Gesichtszügen, unruhigen, stechend schwarzen Augen, von mittlerem Wuchs und schlaffer Haltung war. Dem Heizer gab er ein paar Anweisungen wegen des Wartens und klomm dann auf großen Füßen müden Schrittes einen wenig betretenen Pfad hügelan. Die Meisen zwitscherten um ihn, die Singdrosseln flöteten, eine Quelle rauschte sacht in seiner Nähe thalwärts, vom lieblichen Vergißmeinnicht begleitet; hier und da blinkte schon eine Erdbeere zwischen den Baumwurzeln. Doch der Wanderer schien von Alledem gar nichts zu bemerken. Bald, obgleich er mehr schlich als stieg, war er außer Athem, tiefe Falten zogen sich über beide hängenden Mundwinkel in die gelblichen, wie gekochten Wangen, die Augen blickten bös und

nur einmal entspannte sich dieser ohnen sichtbaren Gegenstand glimmende Groll zu einer Art von Genugthuung: als er umständlich einen harmlosen Käfer zertrat, der aus Leibeskräften quer über den Weg seinen dringenden Geschäften nachlief.

Endlich verlor sich der Pfad in einer platten Lichtung; der Wanderer, der umherspähte, bemerkte im Schatten von Eichen und Buchen eine grobe Verzäunung und ward beim Näherschreiten vom Gebell eines wüthenden Hundes empfangen. Auf sein Hallo ließ ein rother Kopf in der Oeffnung einer mit Moos bewachsenen Hütte sich sehen und eine Stimme rief unwirsch: „Was wünschen Sie?"

„Guten Rath", antwortete der Jüngling mit einem mißglückten Lächeln.

„Ach was! . . Halten mir blos den Hund zum Narren", schrie der Einsiedler. „Ruhig, Tyras!" Doch da die Dogge sich wie toll geberdete und an ihrer Kette riß, trat der in Lumpen gehüllte Besitzer auf Bastschuhen aus der niedrigen Luke, die ihm als Thür diente, und verwies mit Drohungen, zuletzt mit Schlägen, dem Köter sein Getobe. „Sie machten besser, daß Sie nach Hause kämen", murrte er. „Ich will allein sein. Um keinen Umgang zu haben, wohne ich hier oben".

Statt Antwort zu geben, zog der Gast einen Hundertmarkschein aus seiner Brieftasche und schob ihn durch die Bretterspalte. Der Eremit griff zögernd nach dem Lappen, hielt ihn gegen die Sonne, um die eingedruckten Seidenfäden zu prüfen, grunzte etwas Unverständliches und sah dem Besucher noch einmal aus rothgeänderten grünblauen Augen scharf ins Antlitz. „Aus der Stadt kommen Sie?"

„Jawohl."

„Wo alle Leute so klug sind?"

„Die Klugheit scheint abgenommen zu haben."

„Seit ich weg bin, was? Keine Flausen! Mich suchen doch blos Verbrecher auf."

„Ich möchte berühmt werden".

„Na, dann arbeiten Sie was Rechtes!"

„Nein. Jede Arbeit flößt mir Widerwillen ein."

Dies Geständniß kam so ehrlich und offen heraus, daß der Alte auflachte: „Ein Aesthetiker! Sich placken, ist nicht künstlerisch. Vielleicht brennen Sie mal mit der Frau Ihres Bruders durch? Oder stecken den kölner Dom an?"

„Mit den Strafgesetzen will ich erst recht nichts zu schaffen haben."

„Dann schenken Sie all Ihr Geld an die Armen."

„Ich? Wohlthun? Ich hasse die ganze Brut."

„So rächen Sie sich an ihr."

„Ja", rief der Jüngling inbrünstig. „Das thät' ich gern. Aber auf eine neue Art. Sehen Sie" (er wurde ordentlich beredt und der böse Ausdruck seines Gesichtes verschwand in einem Aufleuchten). „stets habe ich gefunden, daß die Leute am Meisten geehrt werden, die den Menschen nicht geben, sondern nehmen. Wer fünfhunderttausend Leben umbrachte, ist ein enormer Feldherr; wer den Anderen das meiste Geld raubte, tausend Millionen Mark, ist der berühmteste Finanzmann; wer zweitausend Millionen, ist noch größer. Einen, der ein ganzes Land in Selbstpeinigung hineinpredigte, beten sie noch heute als Heiligen an. Wodurch steht der Pfaff so groß vor uns da?" Er stockte einen Moment. „Glauben Sie, daß es noch Etwas giebt, das man den Menschen wegnehmen und verekeln könnte, Etwas, das ihnen eben so unentbehrlich gewesen war wie die Liebe?"

„Essen und Trinken", sagte der Alte, ernsthaft seinen schmutzigen Kinnbart zwirbelnd.

„Das ist ja meine Idee", rief der Jüngling exaltirt. „Auch die Nahrung zum Laster machen, zur Unzucht!"

Darauf standen die Beiden wohl eine Stunde lang am Zaun, tuschelnd und kichernd. Noch einen blauen Lappen gab es; dann trennten sich die Wahlverwandten. Der Alte kroch in die Hütte, um in einem grauen Leinenbeutel zu wühlen; der Jüngling kehrte, nun elastischen Schrittes und mit einer Art von Entschlossenheit, zu seinem Automobil zurück.

Vierzehn Tage später las man in sämmtlichen Zeitungen der Stadt folgenden Aufruf:

„Wer will Engel werden?

Mitbürger und Christen, verschließet Augen und Ohren nicht: die Stunde der Rettung ist herbeigekommen. Keine Arbeit mehr, weil keine Noth um Essen und Trinken! Der Heiland speiste fünftausend Menschen am See Genezareth mit fünf Broten und zween Fischen; solche Wunder wiederholen sich den Gläubigen. Wer Beine hat, hebe sie auf und komme nächsten Mittwoch Abend neun Uhr in den Großen Saal, um den Propheten zu hören."

„Was ist Das wieder für ein Schwindel?" fragten die Zweifler in den Redaktionen, die Gebildeteren an den Biertischen. Doch der Arbeiterkreise bemächtigte sich, so weit sie Kirchengänger waren, eine fieberhafte Aufregung. Das mit dem See Genezareth beruhte auf Wahrheit; sie wußtens ja aus der Bibel. Und keine Sorgen mehr? Nicht mehr zum Schlächter laufen? Nicht mehr nach der Markthalle mit den letzten paar Groschen? Eine berauschende Hoffnung loderte in allen Uebermüdeten, von Sorgen Abgehetzten auf. Der große Saal, den die tolerante Stadt für Volksversammlungen freihielt, war an dem Mittwoch überlaufen; eine andächtige Menge füllte alle Sitzreihen und drängte sich auf den Galerien.

Nur wenig nach der angesetzten Zeit erklangen die dumpfen Schläge eines Gong, verdunkelte sich das Licht im Saal wie bei einer Theatervorstellung; auf der Tribüne erschien eine Gestalt, ganz in schwarzen Sammet gehüllt, von dem das bleiche, gepuderte Gesicht sich abhob; eine dunkle Lockenperrücke rundete veredelnd die Plastik des Kopfes nach oben ab. Hundert bezahlte Kehlen aus den vorderen wie den hinteren Reihen, der linken und rechten Ecke der Galerie brüllten wie besessen: „Hoch der Prophet!" Mit einer königlichen Handbewegung stillte der Einzige diese Begeisterung; worauf seine wohltönende, höchst überzeugungtreue, Vertrauen weckende, vibrirende Stimme begann: „Geliebte Schwestern und Brüder!"

Auch heute noch, verstand man, könne der Glaube Berge versetzen; sogar die Philosophie spreche davon, daß der Wille die Welt beherrsche. Die Bedürfnisse des Leibes durch bloße Anstrengung des Willens umzustimmen: Das allein sei der Weg zum Heil. Der klügste Dichter, der jemals lebte, habe schon im sechzehnte Jahrhundert ausgesprochen, daß gewisse Sünden nur aufhören könnten, wenn Essen und Trinken abgeschafft würden. Welch ein Fingerzeig! Die Hungerkünstler bewiesen daß dieser Weg beschreitbar sei. Er selbst sei ihn gewandelt, habe wonnig gefühlt, wie die irdischen Schlacken von ihm abfielen; nun sei er gekommen, seinen geplagte und verängstigten Mitmenschen die Erlösung zu bringen. Bei diesen Worten brauste mit Schluchzen untermischt, durch den Saal ein donnernder Beifall, der jedes Lachen

der Zweifler verschlang. Als die Ruhe langsam wieder eintrat, war das Spiel bereits gewonnen. Alle nach Rettung dürstenden Seelen, die den leidenschaftlichen, heißen Vorsatz hegten, hier auf Erden schon sich dem Zustand reiner Engel entgegenzuläutern — bedürfnißlos, körperlos, ohne Versuchung, darum auch ohne Strafe —, sollten sich nun dem Redner anschließen zur Gründung der ersten seraphischen Gemeinde. Zwei Meilen von der Stadt in herrlicher Landschaft sei der Prüfunghain erworben, doch nur für Erwachsene und Freie. Zwei Fastentage zur Vorbereitung seien unerläßlich. Dort im Wald solle dann das neue Leben beginnen.

Noch einmal intonirten die durch Barzahlung Verzückten ihr: „Heil dem Propheten!“ Doch waren viele Gesichter lang geworden. Nur Erwachsene und Freie durften von der Partie sein? Wo blieben die Kinder? Zwar: hungrig sollte man schon anfangen; da mußte das Experiment ja gleich zum Klappen kommen; der Prophet war entschieden ehrlich. Manche Ehefrau erklärte sich bereit, künftig allein auf Arbeit zu gehen, wenn nur der Mann, als ein Mitglied der neuen Religion, in einem bedürfniß- und sündelosen Zustand zu Hause bleiben wollte. Andere gaben kurz entschlossen ihre Kleinen in Pflege, bis auf Weiteres.

Pünktlich zur angesetzten Stunde versammelten sich nach Ablauf der Fastentage bei herrlichstem Wetter etwa zweihundert Bekenner, meist den ärmeren Klassen zugehörig. Doch auch die Stiftsdame Aurora von Stulpstiefel wurde bemerkt, seit vielen Jahren das Entzücken aller Sanatorien für Neurasthenie. Sie war an hysterischer Begabung so reich, daß die Vortäuschung eines täglich wiederkehrenden Wechselfiebers mit Schüttelfrost, hoher Temperatur und nachfolgendem Schweiß durchaus im Bereich ihrer Fähigkeiten lag. Ihre abgezehrte Magerkeit qualifizirte sie von vorn herein zu einer der ersten Stellen unter den Seraphim. Der Festordner, in dem trotz einem weißleinenen, malerisch drapirten Badelaken und einer Garnirung von Eichenlaub um den rothen Kopf der „Waldadvokat“ von Einigen wiedererkannt wurde, nahm diese Würdige in seinen persönlichen Schutz, vertheilte kleine, gedruckte seraphische Nothschreie an die Versammlung, vertröstete jeden Ungeduldigen auf den Stifter, den man abends im Bundeshain vorfinden werde, und gegen sechs Uhr erfolgte der Abmarsch unter Vorantritt einer Blechmusik, die „Muß i denn, muß i denn“ aufspielte. Eine Schaar von Buben und anderen Neugierigen gab den schnell populär gewordenen „Hungerbrüdern“ das Geleit.

Nach etwa drei Stunden eines spannungvollen Marsches war man zur Stelle. Das Abendroth stand am Himmel, die Schatten der Bäume flossen in einander, die balsamische Waldluft lud zum Ausruhen auf Moos und schwellenden Fichtennadeln. Drei oder vier unheimliche Gestalten an der Peripherie der Gemeinde verriethen, daß das Auge des Gesetzes nur scheinbar zugedrückt gewesen war; dann richtete sich die Aufmerksamkeit auf ein Brettergerüst, das dreißig Schritt vom Lager in der Lichtung stand und zu dem der Festordner, hier bereits „Oberpriester“ genannt, den Zutritt verwehrte. Es zeigte eine Anordnung, wie man sie früher an Residenzen Thorwachen beobachten konnte: zu beiden Seiten einen Behälter, mit freiem Durchblick dazwischen. Die Behälter waren in Manneshöhe durch eine Brücke verbunden, im Uebrigen mit Büschen und Aesten verdeckt. Doch regte sich kein Mißtrauen; die Neugier war ganz auf den Propheten selbst gerichtet. Und er kam.

Zwei plötzlich an den Innenwänden des bretternen Durchganges erstrahlende Lampen hatten sein Nahen verkündet; dann stieg er von hinten her wie aus einer

Versenkung und trat so weit auf der Brücke vor, daß die Lichtkegel gerade sein Antlitz erleuchteten, während ringsum die Finsterniß mehr und mehr zunahm. Ein unbeschreiblicher Jubel mit Hosiannarufen empfing ihn; er aber dankte für das zahlreiche Nahen der Gläubigen und entwickelte zum ersten Mal, unter lautlosem Schweigen, sein Programm. Zur völligen Reinheit der Seraphim sollten Zwischenstationen und -stufen führen. Bei den am Ziel Stehenden hörten mit dem Wunsch nach Nahrungaufnahme auch die körperlichen Ausscheidungen gänzlich auf; ein Zustand trete ein, in dem der Selige, obgleich noch auf der Erde vorhanden, doch bereits im Aether mitzuschwingen glaube, gelöst von aller leiblichen Beschwerde. Jedem, der, noch mit irdischen Schlacken beladen, von irdischen Wünschen geplagt, in den Heiligen Forst eingetreten sei, sollten, auf den Vorstufen, gewisse Bewilligungen an Trank und Speise gemacht werden und es ganz von ihm dann abhängen, wie schnell er sich aus diesen Rückfällen herauswinde. Die vierte Klasse sollte täglich ein Stück Brot und ein Glas Wasser erhalten; die dritte Klasse einen Bissen Brot und einen Schluck; die zweite ein Maiskorn vormittags, eine Johannisbeere nachmittags; die wirklichen Seraphim nichts, weil sie nichts brauchten und nichts mehr verlangten. Diese würden dem Propheten zunächst leben, die Anderen in der Reihenfolge von ihm entfernt. Die Nacht möge man in fester Willensrichtung auf das Ziel verbringen.

Die beiden Lampen erloschen. Wie ein Geist war die Gestalt versunken; schauernd lag die Gemeinde auf den Knien. Doch ringsum an gewissen Bäumen wurden von den Sicherheitbeamten andere Lichter angezündet, in deren mattem Schein die Bekenner aufgeregt flüsternd noch Stunden lang dalagen, bis die feste Willensrichtung allmählich in lautes Schnarchen überging.

Morgens war noch viel Wechsel hin und her zwischen Lager und angrenzendem Gebüsch. Das hörte ja wohl sehr bald auf. Lange vor Vier graute der Tag. Auf manchen hungerbleichen Gesichtern lag deutlich die Sehnsucht nach einem erquicklichen Morgenimbiß. Andere begannen, sich damit zu unterhalten, daß sie laut nach dem Aufbau hin „Prophet! . . Prophet!“ riefen. Unerwartet trat da der Tröster im Rücken der Gemeinde auf und wünschte guten Morgen. „Ein Wunder!“ hieß es gleich. Alles ruschte auf ihn zu, um den Saum seines Mantels zu berühren. Er wiegte leis lächelnd seine dunkle Lockenperrücke und sprach beschwichtigend: „Geduld! Fassung, meine Kinder!“ Dann nahm er feierlich auf einem Baumstumpf im Vordergrunde Platz und die große Musterung fing an.

Da zeigte sich, daß die Männer fast alle der vierten Klasse zugehörten, mit Anspruch auf ein Stück Brot und ein Glas Wasser pro Tag, während bei den Weibern und Mädchen die Kandidatur für die erste Klasse meist nur an der ehrlichen Beantwortung einer bestimmten physiologischen Frage scheiterte und sie sich mit der zweiten (einem Korn Mais, einer Johannisbeere) begnügen mußten. Nur Aurora von Stulpstiefel war in Folge sofortiger Vorbereitung bereits zwei Tage lang ohne Nahrungzufuhr, ohne Absonderungen, ein wirklicher Seraph, nahm aber das Anrecht, dem Propheten zunächst zu leben, allzu wörtlich uud konnte nur mühsam von der Nothwendigkeit eines ferneren Kontroltages überzeugt werden. Das Examen hatte fast drei Stunden gedauert; gegen acht Uhr folgte die Tränkung der vierten Klasse am nahen Quell.

Noch fehlte leider gänzlich eine Bundeshymne zum Absingen; fehlten packende

Erbauungformeln, die leeren Stunden auszufüllen. Doch während Prophet und Oberpriester diesen literarischen Mangel beriethen, sorgten die Schwarmgeister für sich selbst. Ein Seraph dritter Klasse hatte sich beifallen lassen, zwei Erdbeeren ganz öffentlich vom Boden direkt in seine Kauwerkzeuge zu befördern, was zu lebhaften Debatten Anlaß gab und „unsittlich" gescholten wurde. Von den Weibern wieder mußte sich Eine, die mit ihrer Verdauung durchaus nicht so weit im Reinen war, wie es die zweite Klasse erforderte, „lichtscheues Treiben" vorwerfen und in die dritte Klasse zurückversetzen lassen, wodurch jede Aussicht auf die Johannisbeere des Nachmittags entschwand. Ganz bedenklich aber wurde die Stimmung im Lager, als aus der Stadt neugieriger Janhagel sich einfand, um durch höhnisches Vorzeigen mitgebrachter Nahrungmittel die Bekenner in Versuchung zu führen. Gegen Elf kam schon die Krisis. Als von außen her ein Stück Wurst in die Versammlung geworfen wurde, eilten auch die Weiber der zweiten Klasse begierig näher, ein Knäuel wogte, eine Prügelei entstand; die Wurst blieb verschwunden.

Längst hatte der Oberpriester dem Propheten mahnend ins Auge gesehen. Der gab seine schöne Sache noch nicht verloren. Die Sicherheitbeamten versagten zwar völlig und schienen schmunzelnd viel eher mit den Störenfrieden der Außenlinie zu sympathisiren. Noch aber blieb das mächtige Wort mit seiner magnetischen Wirkung auf die Menge. Feierlich stieg der Stifter auf die Brücke, sprach nicht übel von Versuchung und Selbstüberwindung; doch der Lichteffekt des Tages war seiner Perrücke nicht günstig, die phantastischen Schatten des Abends fehlten, um die Herzen für ein Wunder zu stimmen, die Andacht war weg, aus den hinteren Reihen tönte schon ein rebellisches „Höhöh!" und zu allem Unglück geschah dicht vor Schluß der Predigt etwas ganz Entsetzliches. Ein gellender Aufschrei: dann wälzte sich Aurora, bei der doch alle irdischen Absonderungen bereits aufgehört haben sollten, in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet, und wurde von einigen bethulichen Frauen ins Gebüsch geschleppt. Der einzige Seraph, den man erzielt hatte, war als Humbug entlarvt worden.

Dies brach dem ganzen Unternehmen das Rückgrat. Der Prophet wurde durch murrendes Stimmengewirr am Weitersprechen verhindert; kaum konnte der Oberpriester ihn rückwärts am Sammetmantel von der Brücke herunterzupfen: da drängten die Bekenner, alle Ehrfurcht vergessend, zum Altar, um doch mal zu sehen, was „die Bude" enthalte. Neugierig umschritt man sie bis zur Hintertreppe; die Dreistesten stiegen von vorn auf die Brücke und visitirten Was ergab sich? Links eine Speisekammer; und rechts? Ein Kloset.

Das also war die neue Religion? Ein kurzes Auflachen der Wuth, dann, mit zornrothen Gesichtern, eine Plünderung und Verwüstung, der die Gendarmen nicht erst steuerten. Aber wo war der Betrüger, der Schurke, der Aufschneider? Im Dunkel des Waldes ausgerissen und verschwunden.

Den Enttäuschten, die zur Stadt zurückzogen, folgten zwei Nachzügler. Eine gewisse Familienähnlichkeit des Berufes drückte sich in ihrer ganzen Haltung aus; dennoch waren sie auch von einander verschieden. Der Eine, hager, wie zusammengedrückt, mit einem gezwungenen Gang, langnäsig, mit schlauen hellen Augen, spitzte seinen Mund, blickte umher und sagte endlich lakonisch: „Wieder mal nischt!"

Der Andere, feist und rothbäckig, ernster und nachdenklicher, erwiderte zunächst keinen Ton. Dann seufzte er tief auf und kaum hörbar entfuhr ihm das Wörtchen: „Schade!"

Charlottenburg. Dr. Robert Hessen.

Selbstanzeigen.

Buch der Abenteuer. Novellen. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Wenn das Wort „Der Zeit ihre Kunst" auf das Gebiet der erzählenden Literatur bezogen werden darf, dann stellt uns die sogenannte „Skizze" den reinsten Ausdruck modernen poetischen Schaffens dar. In ihrer launischen Sprunghaftigkeit, dem eigenwilligen Unterstreichen willkürlicher Orgelpunkte, dann wieder der reuelosen Vernachlässigung aller Uebergänge und tieferen Zusammenhänge ist sie, eine Halbschwester impressionistischer und besonders pointillistischer Malmanier, die stammelnde Sprache der beängstigenden und darum selbst geängstigten Großstadthast. In der That haben eminente Künstler in der Skizze ein verwirrend vielstimmiges, zart reagirendes Instrument gefunden, um darauf die sehr differenzirten Emotionen ihrer Großstadtseelen nachschwingen zu lassen. Aber seit Jahr und Tag schwingt nun noch das Instrument; und es sind nicht eben eminente Künstler, die an seinen Saiten zerren. Ich müßte hier meinen kräftigen, angeekelten Haß gegen den nachgerade zur Plage gewordenen dürftigen Zwitter der „Skizze" ohne Rückhalt aufschreiben und meine Genugthuung obendrein, daß die Anzeige eines eigenen Novellenbuches mir Anlaß dazu geben kann. Nein: die Linie, die von unserem göttlichen Kleist, dem unausschöpflichen Hoffmann herführt und bei Keller, Meyer und Storm, ohne die Horizontrichtung zu verlieren, kleine Ausbuchtungen macht, diese Linie sollte nicht durchaus im Gewühl und Gewimmel leichtfertiger Skizzirerei sich verlieren. Lauter ertöne wieder einmal der Ruf nach der kostbaren Kunstform der deutschen Novelle, die nicht — wie die kompakte Mehrheit muthmaßt — sich durch Centimetermaße von der Skizze und vom Roman abgrenzt, vielmehr durch die im tieferen Sinn novellistische Fabel und durch eine straffe, knapp gezügelte Art der Gestaltung, worin das Sonderbarste aus seinen Voraussetzungen geholt, das Unmögliche möglich gemacht, eine fremdartige Begebenheit, ein nicht alltägliches Schicksal als glaubhafter Ausschnitt aus einem höheren Leben geformt werden muß. Im „Buch der Abenteuer" dominirt diese Bestrebung; durchaus nicht im Sinn eines vorgefaßten Programmes, sondern als künstlerischer Niederschlag einer — vielleicht ein Wenig archaistischen — Kunstanschauung. Ganz erreicht wird freilich Zweck und Wunsch des Buches nur sein, wenn das Urtheil seiner Leser mich desavouirt; wenn sie ihrer Anschauung Raum geben, daß meine letzte Absicht nicht war, eine Linie fortzusetzen, vielmehr kluge Leser anzuregen, nachdenklich zu stimmen, aufzurütteln, zu unterhalten. Denn — um ein letztes Bekenntniß hier anzufügen — auch darin stimme ich mit etlichen deutschen Erzählern nicht überein, daß es zur Vortrefflichkeit eines Prosabuches bereits genüge, wenn das Prosabuch ein Schatz von schlafförderndster Langeweile sei.

Wien. Hans Müller.

Aus dem Sattel geplaudert. Berlin, Hüpeden & Merzyn.

Die erste Auflage dieses Buches erschien, da der Verlag kurz nach ihrer Veröffentlichung Bankerot machte, sozusagen „unter Ausschluß der Oeffentlichkeit". Was von ihr in die vorliegende Auflage übernommen wurde, ist sorgfältig nach-

gefeilt und zum Theil völlig umgearbeitet worden. Die größere zweite Hälfte ist neu hinzugekommen und so ist das Buch eigentlich fast neu. Der erste Theil bringt vier militärische Stimmungbilder der Jahreszeiten: einen romantischen Uebungritt im Winter, das erste Exerziren im Freien, nachdem die Bahnthüren sich geschlossen haben, im Frühling, eine Regimentsbesichtigung im Sommer, eine Kaiserparade im Herbst. Der zweite bringt eine winterliche Einquartierung, einen Frühlingstraum in Gestalt einer fingirten Kriegsepisode, einen sommerlichen Uebungritt und schließlich ein Trio bunter Manöverbilder. Das Buch wendet sich nicht nur an Soldaten und Reitsportliebhaber, sondern an Jeden, der für Reiterpoesie und frisches Leben Sinn hat. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Der Immoralist. Roman von André Gide. J. C. C. Bruns, Minden.

In des französischen Autors „Traktat vom Erlebniß des Narkissos" steht der Satz: „Der Künstler, der Gelehrte darf nicht sich über die Wahrheit stellen, die er sagen will: Das ist seine ganze Moral; noch das Wort noch die Phrase über die Idee, die sie darlegen wollen; ich möchte fast sagen: Das ist die ganze Aesthetik." Der Künstler zeigt im Prinzip genau gleich der Natur nur ein Stück Leben. Aber doch nicht gleich der Natur, denn er zeigt die Dinge klarer, reiner, unvermischt mit den Zufälligkeiten des Lebens; er zeigt sie eindeutig. Nehmen wir nochmals ein Bild des Autors selber zu Hilfe: wäre das Leben an sich amorphes Salz, so wäre das Leben, wie es der Künstler zeigt, das auskristallisirte Salz. Wenn der Künstler so die reinen, inhärenten Formen der Dinge zeigen will, dann versteht es sich von selbst, daß er sich hüten wird, ihre Linien durch irgendwelches Urtheil, irgendwelche Parteinahme für seine Gestalten zu stören. Der Dichter offenbart. Dieser Dichter offenbart nicht sich, sondern Dinge. Das erkläre die kühle Freudigkeit, die das ganze Buch erfüllt. Ein Wort über den Inhalt. Ein junger Mensch, der getrieben wird. Er ist Geschöpf seiner Herkunft und Umgebung. Selbst als die Kraft, die ihn ursprünglich trieb, sein Vater, stirbt, wirkt der ursprüngliche Antrieb weiter. Er war Gelehrter, bleibt Gelehrter; er hatte sich am Sterbebette seines Vaters verlobt, er heirathet; die Hochzeitreise geht in die klassischen Länder, denn er ist Historiker. Er liebt seine Frau nicht sehr, aber sie ist hübsch; er läuft in Gleisen. Er erkrankt. Phthisis. Das rüttelt ihn auf. Unter dem Schorf der Erziehung, der Sitte, des Herkommens entdeckt er langsam einen wilden, gefährlichen Menschen. Er genest, er verliebt sich in seine Frau, er genießt sie, genießt Alles, mehr als Alles sich. Aber jetzt lebt der Keim der Krankheit in ihr, seiner Frau. Er hat sie genossen, sie ihn. Der Genuß war ihr Ziel, seines nicht. Langsam, bald bewußt, bald unbewußt, mordet er die Frau. Das Wie ist der Roman: die Geschichte einer Genesung und eines Wachsthumes, das eine Andere verdrängt, ausschaltet. Am Schluß ist er frei. Was er mit seiner Freiheit thut, davon spricht das Buch nicht. Ein Wort über die Uebersetzung. Es war das Bestreben des Uebersetzers (wie stets), vor Allem das Original zu wahren: die Temperatur des Originals zu wahren, um nochmals einen Ausdruck des Autors zu entlehnen. Das Französirende des Stils ist Absicht. Der Uebersetzer war nicht verwegen genug, ein deutsches Buch daraus machen zu wollen. Kühle Schärfe, Präzision bei absoluter Genauigkeit war sein Ziel. Kurzsichtige werden in dieser Uebersetzung viel-

leicht Gallizismen zu finden vermeinen. Ich wiederhole: keine Wendung, die nicht absichtlich so und nicht anders gewählt worden ist.

Rom. Felix P. Greve.

Der Herrgott am Grenzstein. Berlin, Otto Janke.

Dieser Herrgott ist ein kolossales Steinbild aus der Bauernkriegszeit, an der Grenze zweier Welten: mit dem Rücken dem evangelisch-lutherischen Bullendorf, mit dem Gesicht dem römisch-katholischen Hopferstadt zugekehrt. Auf der Landkarte im heute bayerischen Frankenland zu suchen, zwischen Würzburg und Rothenburg ob der Tauber. Und auf dem Rücken des uralten Herrgottes, der den ketzerischen Bullendorfern zugekehrt ist, hat ein spottfroher katholischer Meißel eine ergötzliche Figur eingegraben: das „Hopferstadter Männle", das vom Rücken abwärts sich dem Beschauer nackt zeigt. Das geschah bei dem letzten politischen Grenzsteinkrakehl, bei der deutschen Reichstagswahl. Und seit der Zeit ist Bullendorf nervöser denn je, Alles steht im Zeichen des „Hopferstadter Männle", unerhörte Herausforderungen erschüttern die Gemüther und des Haders ist kein Ende. Von Bullendorf bis nach Amerika und zu den Sioux-Indianern ist der Weg nicht so weit und schwierig wie von Bullendorf zu den Hopferstadtern. Der Pfarrer, der Kantor, der Lehrer, der Bürgermeister, der Gemeindebüttel, der Doktor, der Fuhrmann Grötschamerts-Michel und ein Dutzend anderer Dorfgrößen mit den entsprechenden Weiblichkeiten und einigen eingesprenkelten Judenfamilien haben ihre liebe Noth, mit ihrer bullendorfer Weltgeschichte fertig zu werden. Halbtoll umkreist der wildgeniale Lehrer Reinhart seines Reiches Grenzen, vom Hergott bis hinauf zum stillen, klaren Schwanberg, um wenigstens mit sich selbst einig zu werden, und er erlebt Abenteuer über Abenteuer. Und siehe: eines Tages hat wieder der spottfrohe katholische Meißel an dem Herrgott gearbeitet. Das Rückenstück des „Hopferstadter Männle" hat sich in eine pausbackige, lachende Sonne verwandelt. Wonnigste Liebe hat sich in das Haus des bullendorfer Bürgermeisters geschlichen. Und die Kirchweih wird mit besonderer Kraft und Nachdrücklichkeit gefeiert. Jeder will die letzten schauderhaften Dinge vergessen und sich noch einmal der Fidelität weihen. Pfarrer und Bürgermeister haben sich bei einem intimen Zechgelage geschworen, daß endlich das Dorf politisch und moralisch durch „strenges Regiment" wiedergeboren werden müsse. Natürlich hats mit dem Programm seine Schwierigkeit. Das Allzumenschliche ist eben zugleich das Echt-Bullendorfische. Aber der Kukuk weiß: als der unterzeichnete Dichter den braven Bullendorfern die Chronik ihrer Heldenthaten fein säuberlich zusammengeschrieben und in Treuen überreicht hatte, da ward ihm der bündige Bescheid: „Lassen Sie Ihre Knochen numeriren, bevor Sie wieder aus Ihrer Thurmstube vom Schwanberg herabsteigen in unser Dorf, Sie . . . Sie . . .!" Ich kenne und liebe diese Bullendorfer seit meiner frühesten Jugend, wie ich meine Seele kenne und liebe. Der Herr Doktor Bulle in München mag Recht haben: ich hätte nach der bewährten uralten Romanschablone diese fränkischen Denkwürdigkeiten modeln sollen; dann wäre mir von den Bullendorfern und ihrer Kunstkritik nichts als Heil wiederfahren. Wahrhaftigkeit ist schön, aber ungesund.

Schloß Schwanberg. Michael Georg Conrad.

Jaluzot & Co.

Jules Jaluzot, der Siebenzigjährige, hatte mit der Keckheit der Jugend und der Gewinnsucht des Greisenalters riesige Zuckerengagements übernommen, die mißglückten und ihn zu Boden warfen. Die Differenzen sollen 15, nach anderen Meldungen 20 Millionen Francs betragen. Die Ziffer ist groß; doch haben wir ähnliche Katastrophen schon oft erlebt und werden wahrscheinlich noch manche erleben. Die Liebe zur Spekulation höret nimmer auf; und Zucker ist einer der verführerischsten Artikel für unternehmungslustige Leute. Das Interessanteste an der Sache ist die Persönlichkeit des Gestürzten. Jaluzot, dem im Greisenalter nun die Glorie des Unbesiegbaren genommen ist, hat eine Laufbahn hinter sich, wie sie uns nur in den Vereinigten Staaten möglich schien. Im pariser Waarenhaus Au Bon Marché fing er als Lehrling an. Dort arbeitete er sich, dank großer Findigkeit und einem schon damals starken Talent für Organisation und Reklame, rasch empor. Trotzdem er bald an der Leitung betheiligt wurde, paßte ihm die Abhängigkeit nicht; er schied mit einem Vermögen von 250000 Francs aus dem Bon Marché und gründete, weil er die Vorzüge des Waarenhausbetriebes erkennen gelernt hatte, den dritten großen pariser Bazar, den Printemps. Er hatte Glück: bald nach der Eröffnung brannte das Haus ab und die hohe Versicherungsumme gab dem Besitzer die Möglichkeit, das Geschäft in erweitertem Umfang wiedererstehen zu lassen. Als Aktiengesellschaft hatte der Printemps ein Kapital von 35 Millionen Francs. Neben diesem Unternehmen gründete le grand sucrier, wie Jaluzot zum Unterschied von dem inzwischen verstorbenen Max Lebaudy (le petit sucrier) genannt wurde, die Société Agricole d'Exploitation des Établissements Jules Jaluzot et Cie, das landwirthschaftliche Betriebe (Spiritusfabriken, Zuckersiedereien) umfaßte. Mit kaufmännischen hatte Jaluzot also agrarische Tendenzen vereinigt (man denke sich einen deutschen Spiritusbrenner und Zuckersieder als Besitzer eines Waarenhauses) und diese Personalunion ermuthigte ihn allmählich zu den verwegensten Spekulationen auf dem Zuckermarkt. Der erfinderische Faiseur ließ sich auch von den Nationalisten in die Kammer wählen und erwarb zwei Boulevardblätter, „La Patrie“ und „La Presse“, um die Oeffentliche Meinung direkt für seine Unternehmungen bearbeiten zu können. Das beweist schon, daß er das Handwerk ins Große trieb und man ihn nicht mit den Durchschnittsspekulanten auf eine Stufe stellen darf.

Vor vier Jahren, als er, nach amerikanischem Muster, einen Zuckercorner zu inszeniren versuchte, wurde viel von ihm geredet. Er wollte die gesammte greifbare Waare aufkaufen, um den Zuckermarkt zu beherrschen. Die Vorräthe betrugen damals etwa 1170000 Sack. Jaluzot erlangte davon 950000. Das genügte nicht: und so gerieth er unter die Räder und wurde angeklagt, das Gesetz verletzt zu haben, das die künstliche Preisbeeinflussung verbietet. Die sogenannte accaparation, die das Schreckgespenst jedes soliden Geschäftsmannes ist, war bei dem Angeklagten unbestreitbar erwiesen; denn wer 80 Prozent des gesammten Zuckervorrathes in Frankreich aufkauft, kann doch wohl nur die Absicht haben, auf die Preisgestaltung einzuwirken. Trotzdem wurde Jaluzot freigesprochen, weil die Situation des Zuckergeschäftes, bevor die Brüsseler Konvention in Kraft trat, so unklar war, daß die Grenze zwischen erlaubten und verbotenen Transaktionen von den Gerichten nicht scharf genug gezogen werden konnte, um die Verfolgung eines angesehenen Mannes

zu ermöglichen. Wie die Marktverhältnisse vor und nach dem brüsseler Abkommen waren, habe ich vor zwei Monaten hier ausführlich geschildert. Ich wies damals schon auf die Abhängigkeit des Zuckermarktes von den Machenschaften der französischen Spekulation hin und sagte, daß man auf Ueberraschungen von dieser Seite gefaßt sein müsse. Rascher, als ich vermuthen konnte, sind sie eingetroffen.

Jules Jaluzot gehörte zu den Machern, die an dem alten Glauben festhalten, daß nur durch eine Hausse Goldene Berge zu erobern seien. So ging er denn an den Versuch, dem ihm gefährlichsten Contremineur, Brabant, den Hals umzudrehen. Mit amerikanischer Schlauheit und Rücksichtlosigkeit wurde der unglückliche Baissier „aufgeschwänzt"; und die einzige Genugthuung, die dem Gehenkten die Zeit bringen konnte, ist das Schicksal seines Henkers, das seinem eigenen fast aufs Haar gleicht. Als gegen Ende des vorigen Jahres, weil der Weltmarkt mit einem niedrigeren Ernteergebniß rechnen mußte, der Zuckerpreis stieg, hielt Jaluzot den Augenblick für günstig, um sich von dem Mißerfolg, den er vier Jahre vorher erlitten hatte, gründlich zu erholen. Er plante eine Zuckerhausse von ungeahnter Intensität. Er kaufte ungefähr die Hälfte der französischen Zuckerproduktion, also etwa 3 Millionen Sack, für eigene Rechnung und trieb den Preis von 29 gemächlich auf 47 Francs. Diese willkürliche Vertheuerung eines der nothwendigsten Nahrungmittel macht das Treiben solcher Unternehmer verhaßt und läßt auch den Unbetheiligten leicht vergessen, daß beim Urtheil über Erscheinungen des Wirthschaftlebens, mögen sie noch so widerwärtig sein, niemals das Gefühl das erste Wort sprechen darf. Die Konsumenten haben wohl eine gerechte Vergeltung sündigen Treibens darin gesehen, daß Jaluzots Operationen scheiterten; sie mußten scheitern, weil der Konsum wegen der Theuerkeit eingeschränkt und so ein Preisrückgang herbeigeführt wurde, den bessere Ernteresultate noch beschleunigten. Jaluzot verlor also 15, vielleicht auch 20 Millionen Francs.

Die Sache hätte nicht so viel Lärm gemacht, wenn der Printemps nicht in die Krisis hineingezogen und das Geld kleiner Leute gefährdet worden wäre. Jaluzot war nämlich auf den genialen Gedanken gekommen, dem Sensationbedürfniß der Pariser durch Angliederung einer Depositenabtheilung an das Waarenhaus zu genügen. Diese „Sparkasse", die unter den selben Bedingungen Gelder annahm und verzinste wie die staatlichen Anstalten, war geschickt so mit dem Einkauf verbunden, daß jeder Kunde des Printemps den Betrag seiner Rechnung auf sein Guthaben bei der Sparkasse anweisen konnte. Jaluzot gewährte durch die Verzinsung der Depositengelder seinen Kunden indirekt einen Rabatt von drei Prozent und hatte dafür den nicht zu unterschätzenden Vortheil, über große bare Kapitalien verfügen zu können. Daß die Bankabtheilung des Printemps sich beim Publikum des selben Ansehens erfreute wie die Banque de France oder der Crédit Lyonnais, ist nur erklärlich durch die fast kindliche Unerfahrenheit, mit der die Pariser an geschäftliche Dinge herantreten. Hinzu kam freilich, daß die nationalistische Presse, um die Ministerien Waldeck und Combes zu ärgern, für die Sparkasse Jaluzots Reklame machte und der Menge rieth, ihre Ersparnisse den öffentlichen Kassen zu entziehen. So hat blinder Haß kleine Sparer, die dem Rathe dieser Presse folgten, in die Gefahr schlimmer Verluste gebracht; denn die 9 Millionen Francs deponirter Gelder, von denen 6 Millionen auf feste Termine gegeben und 3 Millionen täglich kündbar waren, sind bisher nur zum kleinen Theil zurückgezahlt worden. Ob und in welchem Umfang der Printemps sonst noch durch Jaluzot geschädigt und ob der Konkurs unvermeidlich ist: darüber

kann erst das Ergebniß der Untersuchung, die der gerichtliche Administrator Bourgeois führt, Aufschluß bringen. Sicher scheint einstweilen schon, daß Jaluzot das Waarenhaus mit ungefähr 14 Millionen Francs an seinen Geschäften betheiligt hat. Er ließ sich Vorschüsse in dieser Höhe anweisen und bezeichnete als „Sicherheiten" dafür seinen Aktienbesitz von 12 Millionen, französische Warrants für 240 000 Sack Zucker und fremde Warrants im Betrag von ungefähr 300 000 Francs. Ich nenne diese noch gar nicht nachzuprüfenden Ziffern nur, um zu zeigen, mit welchen ungeheuren Verpflichtungen Jaluzot sich belastet hatte und welche Summen ihm zur Verfügung stehen mußten, wenn er den durch die natürliche Entwickelung des Geschäftes bedingten Durchkreuzungen seiner Dispositionen erfolgreich begegnen wollte. Ob die Aktiva des Waarenhauses die Passiva wirklich um fünf bis sechs Millionen übersteigen oder ob, wie von anderer Seite behauptet wird, das ursprüngliche Aktivsaldo der Bilanz im Betrag von 6 Millionen sich in ein Minus von 8 Millionen verwandelt hat: Das ist für die Beurtheilung der Sache schließlich eben so gleichgiltig wie die Beantwortung der Frage, ob Jaluzot strafrechtlich verfolgt werden kann oder nicht faßbar ist. An den Konsequenzen wird dadurch wenig geändert. Selbst die unterbrochene Urlaubsreise des Justizministers Chaumié, die sehr dekorativ wirkte, und die Behauptung des sozialistischen Abgeordneten Rouanet, bevor die Rückzahlungen an die kleinen Sparer eingestellt wurden, seien an den Schaltern des Printemps schnell noch Hunderttausende an Freunde und Verwandte Jaluzots ausgezahlt worden, vermag an dem Gesammtbild der Sache nichts Wesentliches zu ändern. Wichtig und über den Augenblick hinaus bedeutsam ist nur die Thatsache, daß Leute wie Jaluzot, Bontoux, Herz durch ihr wildes Spielertreiben die verständige und nützliche Spekulation in Verruf bringen und dadurch auf die Dauer das ganze Geschäftsleben schädigen. Persönlich scheint der alte Spekulant bei den ihm Nächsten noch immer beliebt zu sein. Rouanet hat die Mehrheit der Angestellten des Printemps, deren Stellung und erspartes Geld doch gefährdet ist, nicht gegen den Chef zu sammeln vermocht. Immerhin haben vierhundert employés gegen Jaluzot eine Klage eingebracht, die ihn wohl zu dem Versuch nöthigen wird, sich vor Gericht von der Anschuldigung des Betruges und der Unterschlagung zu reinigen.

Außer den Zuckerleuten hat der Fall Jaluzot noch vielen anderen Gruppen Verluste gebracht. Erstens den kleinen Sparern, den Witwen und Waisen, die ihre Nothgroschen der Sparkasse des Printemps anvertraut hatten; zweitens den Bankiers, die Jaluzots Wechsel diskontirten (angeblich soll, nur wenige Wochen vor dem Zusammenbruch, der Versuch gemacht worden sein, auch bei deutschen Bankfirmen solche Accepte anzubringen; die Offerten seien aber glatt abgelehnt und die deutschen Institute dadurch vor beträchtlichen Verlusten bewahrt worden); drittens den Lieferanten des Waarenhauses. Französische Textilfirmen sollen mit Millionenbeträgen in den Büchern des Printemps stehen und auch deutsche Fabrikanten (in Berlin, Chemnitz, Krefeld, Annaberg, Elberfeld) haben, wie man hört, stattliche Summen zu fordern. Weil ein waghalsiger Spekulant den Sack Zucker zu 40 bis 47 Francs kaufte und dann gezwungen war, ihn mit einem Verlust von 18 Francs zu verkaufen, sind also Schichten geschädigt, die mit dem Zuckergeschäft gar nichts zu thun haben. Wäre die Spekulation gelungen, dann würde Herrn Jaluzot heute die Krone des Bürgerkönigs aufs Haupt gesetzt. Nun wird er als gefährlicher Störer des Geschäftsfriedens gebrandmarkt. War ers wirklich? War er ganz so gefährlich, wie

jetzt allgemein behauptet wird? Die pariser Zuckerspekulation hat eine besondere Stellung im Zuckerterminhandel. Deshalb haben die Insolvenzen Jaluzots und der vier größten pariser Zuckerfirmen, die Gesammtverbindlichkeiten von beinahe dreißig Millionen Francs aufwiesen, die übrigen Märkte wohl zu beunruhigen vermocht, aber nicht so verherend gewirkt, wie man, bei der Höhe der verlorenen Summen und dem Umfang der Engagements, erwarten konnte. In Paris hat sich die Spekulation immer von ihrer übelsten Seite gezeigt. Leute, die absolut nichts vom Geschäft verstehen (Geistliche, Soldaten, Ladenschwengel, Camelots) und die natürlich nur über ganz geringe Mittel verfügen, betheiligen sich weit über ihre Kraft am Zuckerterminhandel. Diese Thatsache giebt dem pariser Markt das Merkmal, das ihn von anderen Märkten unterscheidet. Die unzureichende Organisation fördert die wildeste Tripotage; das Zuckergeschäft ist in Paris eben reines Termingeschäft, das nur mit dem Kredit rechnet, ohne auf Deckung verpflichtet zu sein. Kein Wunder, wenn die Gegner des Terminhandels Lärm schlagen und ihn in Grund und Boden hinein verdammen. Aber die Herren brauchten, um klüger zu werden, ihre Blicke nur nach London, Hamburg und Magdeburg zu richten, wo auch Zeitgeschäfte in Zucker gemacht werden, ohne daß dort jemals Erscheinungen zu sehen waren, wie Jaluzots wilde, verwegene Jagd sie uns zeigt. An diesen Plätzen ist die Abwickelung der Käufe und Verkäufe genau geregelt und schon die straffe Organisation verhindert Zusammenbrüche von so weiter Wirkung.

Daß viele Leute über den Fall des Spekulanten Jaluzot frohlocken, ist erklärlich. Aber er wird Nachfolger finden und Paris wird, wenn diese Episode vergessen ist, wahrscheinlich also sehr bald, wieder die erste Stellung auf dem Zuckermarkt einnehmen. Seine Produktion, die hinter der Deutschlands zurückbleibt, giebt Frankreich auf diese Stellung kein Recht. Nicht Der aber, der über Erzeugung und Verbrauch gebietet, ist im Reich des Zuckers König, sondern der Skrupellose, der am Meisten wagt. Der Preis eines wichtigen Nahrungmittels hängt noch immer einfach von den Treibereien gewissenloser Leute ab. Ein höchst unerfreulicher Gedanke. Wie der Baumwollhandel von den amerikanischen, sucht sich denn auch der Zuckerhandel von den pariser Einflüssen zu befreien. Doch bei der Internationalität des modernen Waarenhandels ist kaum zu erwarten, daß dieses Streben je Erfolg haben wird; und man darf sogar sagen, daß es nicht gut wäre, wenn die starken Schwankungen der Preise und deren Ursachen ganz auszuschalten wären. In letzter Linie nützen sie ja schließlich doch wieder dem Verbrauch. Durch das Sinken der Preise wird die Kauflust angeregt; und da der Umfang des Konsums, wegen der Nährkraft des Zuckers, für die Gesundheit des Volkes nicht ohne Bedeutung ist, ließen sich sogar soziale und hygienische Vortheile aus Spekulationen à la Jaluzot und aus deren Folgen herausrechnen. Wenn sie gar noch die Wirkung hätten, daß der Terminhandel in Waaren, der ja — um einmal im Sinn seiner Feinde zu sprechen — viel gefährlicher werden kann als das Ultimogeschäft an der Fondsbörse, künftig überall nur noch den Berufenen vorbehalten bliebe, dann dürfte man dem alten ehrlichen Jaluzot als Belohnung einen ruhigen Lebensabend wünschen. Selbst auf die Gefahr, daß die drei Millionen Sack Zucker, die von ihm und seinen Konsorten auf die Gläubiger übergegangen sind, auf dem Zuckermarkt weiteres Unheil anrichten. Giebts eine gute Ernte, so werden von den jetzt erzwungenen Engagements sehr viele gelöst und die Aufgabe der Positionen drückt den Preis herunter. Wird aber die Ernte schlecht, so bleibts bei dem Schlachtruf Jaluzots: „À la hausse! À la hausse!“ Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. August 1905.

Bülow Africanus.

Der hellſte Stern am Maul des Großen Hundes wirkt nicht mehr mit all ſeinen Stärken herab. Da die Opora für dieſes Jahr vorüber iſt und der Mond bereits ſeinen höchſten Stand erreicht hat, könnten wir wieder vernünftig werden. Brauchten nicht länger zu glauben, was im engliſchen Portsmouth (Portſea) geſchehen iſt, ſei für uns nicht ſo wichtig wie das Reportergefaſel, das aus dem amerikaniſchen Portsmouth (New-Hampſhire) kommt; die franko-britiſche Verbrüderung mit ihrem allzu deutlich erkennbaren Ziel nicht ſo wichtig wie irgend ein Bluff, mit dem Witte und Komura einander einzuſchüchtern ſuchen. Könnten geduldig abwarten, ob Japaner und Ruſſen ſich ſchon jetzt oder erſt ſpäter verſtändigen und ob Klio unter den beſten Hiſtorienwitzen die Thatſache verzeichnen ſoll, daß der Zar, der dem Erdrund den haager Schiedsgerichtshof empfahl, beim erſten Friedensſchluß, den das Schickſal ihm aufbürdet, das von ihm ſelbſt einſt ſo laut angeprieſene Allheilmittel verſchmäht. Auch um den goſſudariſchen Erlaß, der das Reich der Muſhiks mit einer Volksvertretung beglücken, dem darbenden Volk das gefährlichſte Experiment zumuthen will, das es ſeit den Tagen der Tatartſhina zu überſtehen hatte, auch um dieſe Ausgeburt hilflos kreißender Schwachheit brauchten wir uns nicht gar ſo haſtig zu kümmern. Ueber Rußland iſt von Leuten, die den kalten Orient und das Bedürfniß ſeiner Völker nicht kennen, nachgerade ja genug geſchwatzt worden. Wir hätten Grund, uns wieder einmal mit unſeren eigenen Angelegenheiten zu beſchäftigen. Grund, trauernd das Wort zu wiederholen, das Zenobius, in anderem Sinn freilich, ſprach: Ἀεὶ φέρει τι Λιβύη καινὸν κακόν. Denn in Afrika ſtehts für uns ſchlimm. In Südweſt kein Ende abzuſehen. Im Oſten die erſten ſichtbaren Symptome einer längſt ſchon er-

warteten Gährung. Doch den meisten Zeitungmachern ists offenbar zu langweilig, über Afrika zu schreiben; dazu braucht man immerhin Kenntniß, Fleiß, ein paar Ziffern: und im Auswärtigen Amt sind solche Artikel nicht sehr beliebt. Wozu also? Rußland, Marokko, Ungarn und die (natürlich nur von den bösen Agrariern, nicht von den armen Schlächtern verschuldete) Fleischtheuerung bieten ja reichlicher lohnenden Stoff; sogar über Norwegen ist in deutschen Zeitungen mehr geredet worden als über Südwestafrika. Zwei, drei Tage lang wurde der Generallieutenant von Trotha, der die deutschen Truppen im Kriege gegen Hottentoten und Hereros anführt, mit löblichem Patrioteneifer beschimpft und, wie sichs gebührt, von Offiziellen und Offiziösen mit keinem Wörtchen vertheidigt. Dann, als der zu jedem Opfer bereite Kanzler sich von Norderney nach Wilhelmshöhe bemüht hatte, erfuhr man, der Generalkonsul von Lindequist sei zum Gouverneur der südwestafrikanischen Kolonie ernannt, die Trotha im Oktober verlassen werde: und konnte nun wieder zur Tagesordnung übergehen. Was hat Witte gestern um Vier gesagt? Welcher neue Reklamewunsch Roosevelts lechzt nach Erfüllung? Wann kommt Fejervary wieder nach Ischl? Und wer wagt noch, Rittersmann oder Knappe, die Künste unsererer Diplomatie gering zu schätzen, die muthig doch soeben verkündet hat, das britische Flottenmanöver in der Ostsee sei als die artige Erwiderung eines Freundesbesuches anzusehen?... Ich kann diese Digression nicht mitmachen. Der Sirius regirt nicht mehr die Stunde und es wird Zeit, kühler Vernunft wieder die Herrschaft zu sichern. Zeit, die Männer, die an Deutschlands Zukunft gesündigt haben, vor das Gericht der Volksgenossen zu laden.

*

Rascher Ertrag war von Deutsch-Südwestafrika nicht zu hoffen; wäre auch unter guter Verwaltung nicht zu erreichen gewesen. Man mußte zufrieden sein, wenn die Kolonie deutschen Ansiedlern leidliche Lebensverhältnisse bot. Ein Hauptzweck der Erwerbung war: eine Stelle zu haben, wo Deutschland im Nothfall einer übermüthigen Britenpolitik unbequem werden konnte. Für die militärische Organisation mußte hier also mehr noch als in anderen Kolonien gethan werden. Und was sehen wir nun? Das Unzulängliche, hier wirds Ereigniß. Alles versagt. Das Riesengebiet, ein fünfzehntausend Quadratmeilen großes, von wilden Hottentoten, Bantuleuten und Bastarden bewohntes Land, hat eine Schutztruppe, die für Wachtparaden ausreicht. Die verantwortlichen Beamten wissen nicht, was der nächste Tag bringen wird, und werden von jedem Ereigniß unbereitet überrascht. Der Vorrath an Waffen, Munition, Pferden genügt nicht, um nur das dringendste Bedürfniß zu decken. Die Mobil-

machung vollzieht sich in solchem Schneckentempo, daß die Schwarzen die Möglichkeit haben, das gestern ausgeschiffte Häuflein wegzuschießen, ehe Ersatz sichtbar wird. Aus Berlin schickt man Freiwillige hinüber, denen die Einheit der Formation fehlt und die, weil sie die afrikanische Kriegführung nicht kennen, Wochen lang zunächst untauglich sind. Die Mole in Swakopmund ist schlecht. Nicht seit dem vorigen Donnerstag. Als Caprivi, auf Befehl seines Kaisers, Helgoland für das Deutsche Reich erwarb, konnte er von den Engländern, die für ein bröckelndes Inselchen Sansibar und Witu bekamen, wenigstens die Walfischbai fordern. Die war damals, vor den Flottenparadereden, billig zu haben. Da ers nicht thun durfte, mußte man für einen anderen Zugang ins Damaraland sorgen. Schon in Kolonialschriften aus dem Jahr 1898 ist zu lesen, die kleinen Schiffe der Woermann-Linie brauchten zum Löschen der Ladung in Swakopmund ungefähr vierzehn Tage. Später hörten wir, nun werde ein brauchbarer, dauerhafter Hafendamm gebaut. Ist er nicht fertig geworden oder war die Anlage so jämmerlich, daß er nach drei Jahren schon wieder völlig versagte, kein Baggerprahm helfen und die Firma Woermann im Herbst 1904 für ihre auf Löschung wartenden Dampfer mehr als drei Millionen Mark Liegegelder fordern und erhalten konnte? Und nicht nur die Mole ist in elendem Zustand. Nicht nur die Liegegelder verschlingen noch jetzt Unsummen. Die Transportdampfer werden zu Nothstandspreisen gechartert. Alle paar Tage ist die telegraphische Verbindung mit der Heimath gestört. Trotzdem man auf dem Schauplatz der Witbooikämpfe und der Britenintriguen, in dem Land, wo der Engländer Lewis einst den Kamaherero gegen Deutschland hetzte, stets mit einer nahen Kriegsgefahr rechnen mußte, ist an eine die Wasserstellen verbindende Etapenstraße nicht gedacht, die Verpflegung der Truppen nicht gesichert worden. Eine Viertelmilliarde ist verbraucht, deutsches Blut geflossen, deutscher Besitz vernichtet. Und vor Aller Augen zeigt sich, wie Deutschland Kolonialkriege führt.

So (ungefähr) sprach ich hier vor einem Jahr; nicht zum ersten Mal in solchem Ton über das traurige Thema. Ohne mich je für einen Kolonialkundigen auszugeben, habe ich vom ersten Tage des Hererokrieges an vor dem Glauben gewarnt, die in Berlin gewählte Methode könne rasch ans Ziel führen. Nach dem Gefecht bei Owikokorero (am Abend des Tages, der uns die Unheilspost gebracht hatte, spielte beim Kanzler des Deutschen Reiches eine Zigeunerkapelle zechenden Staatscommis, Abgeordneten und Journalisten auf) schrieb ich: „Das Centrum oder die Sozialdemokratie, irgend eine Partei, die vor den Phrasengewittern des Herrn Grafen von Bülow noch nicht ins Mausloch kriecht, sollte nach den Osterferien sofort interpelliren. Ob der mit Milli-

ardenopfern geschaffene Apparat, über den die deutschen Militärbehörden gebieten, schon so schlecht funktionirt, daß ein paar tausend Soldaten nicht in achtundvierzig Stunden mobil zu machen sind. Ob die ungemein patriotischen Rhederfirmen, für deren ruhmreiche Thaten fast allwöchentlich Reklame gemacht wird, nicht, wenn dem Reich die Mittel zu raschem Transport fehlen, für diesen Nothfall ein großes, schnell fahrendes Schiff zur Verfügung gestellt hätten. Ob zur Sicherung deutschen Lebens und Eigenthums nicht geschehen konnte, was für Aalesund geschah, das die deutsche Hilfe gar nicht brauchte. Ob den Verbündeten Regirungen zum Bewußtsein gekommen ist, welche Folgen es für das deutsche Prestige, für die ganze deutsche Kolonialpolitik haben mußte, wenn Deutschlands Wehrmacht in Wochen und Monaten nicht den Aufstand eines wilden Stammes niederzuzwingen vermag (dem sich, unter solchem Eindruck, bald andere anschließen werden)." Eine Interpellation dieses Inhalts wurde natürlich nicht eingebracht; und die Hochwohllöblichen konnten taaffisch, doch ohne Taaffes Talent, weiterwurschteln. Damals war Oberst Dürr Kommandeur der nach Südafrika entsandten Truppen. Titularkommandeur; so mächtig fast wie in akatholischen Ländern die episcopi in partibus infidelium. Kommandirt hat er nie. Der kränkelnde und, trotz seinem Namen, korpulente Herr, der seines Dienstlebens größeren Theil in Adjutantenstellungen verbracht hatte, wurde wider jedes Erwarten vom Kaiser für den Posten des Oberbefehlshabers erwählt, in seiner Würde aber vom Gouverneur Leutwein nicht anerkannt, der weder von der Ernennung benachrichtigt noch der Kommandogewalt entkleidet worden war. Der neue Herr ging denn auch bald wieder aufs Schiff und wurde (ich hatte ihm die freundliche Schicksalsfügung schon im Mai prophezeit) Flügeladjutant des Großherzogs von Baden. Diesen geräuschlosen, doch fühlbaren Konflikt, der die Schwarzen sicher nicht im Glauben an die Stetigkeit deutscher Herrschaft gestärkt hat, konnte Oberst Leutwein nicht überleben. Vielleicht wars ein Fehler, dem beliebten Mann mitten im Krieg das Kommando zu nehmen. Die Sehweite seines Auges hatte sich als unzulänglich erwiesen; aber er kannte das Gelände und hatte über die unterworfenen Völker eine persönliche Gewalt, die der beste Feldherr nicht in kurzen Wochen zu erwerben vermochte. Alte Afrikaner hatten der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß nach Leutweins Rücktritt die bisher treu gebliebenen Stämme abfallen würden. Wir habens erlebt. Hendrik Witbooi selbst, dessen Hottentotenbrust eine weise Regirung ohne ängstliches Zaudern mit Medaillen und anderen Ehrenzeichen behängt hatte, mordete einen Bezirkshauptmann und begann offen den Orlog gegen die deutsche Macht. Erst diese Rebellion des Treusten der Treuen brachte

die Kolonie in Lebensgefahr. Denn nun waren Hottentoten und Bantuneger, die Jahrzehnte lang Todfeindschaft getrennt hatte, zum Kriege gegen Deutschland vereint. Während dieses Bündniß heimlich noch, in nächtigen Palavern, vorbereitet wurde, war Lothar von Trotha, der trierer Divisionär, zum Oberbefehlshaber auserwählt worden. Wieder vom Kaiser. Der Große Generalstab hatte den Generalmajor Freiherrn von Gayl vorgeschlagen, der in Petschili Waldersees Stabschef gewesen war. Wilhelm der Zweite wollte nur Trotha. Der war sein Mann. Dem hatte er, gegen den Wunsch des Kommandirenden Generals von Klitzing, schon nach einjähriger Brigadeführung eine Division gegeben und huldvoll über Finanzschwierigkeiten hinweggeholfen. Der konnte sich drüben erholen. Das Gunstkind wäre lieber bei den umsponnenen Flaschen der trierer Klerisei geblieben, in dem alten Kloster, dessen Park sich bis an die Mosel streckt. Trotha war in Ostafrika (als Kommandeur der Schutztruppe) und in China (als Brigadekommandeur unter Waldersee) gewesen und wußte, daß aus Kolonialkriegen selten viel heimzuholen ist. Auch hatten die Aerzte gegen die Tropendienstfähigkeit des Fünfzigers Bedenken. Doch der König rief; und kein Preuße bleibt hinterm Ofen, wenn die Flügelhörner zum Angriff blasen.

Der Generallieutenant war nicht Schlieffens, nicht Bülows Kandidat gewesen. Den Herren der Wilhelmstraße paßte er gar nicht. Die wollten ihren guten alten Leutwein behalten. Seit Jahren bemühte sich die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, die Rentabilität des südwestafrikanischen Schutzgebietes zu erweisen; dem Reichstag wurden Bilanzen vorgelegt, zu denen ein Mittelbankdirektor sich nicht leicht entschließen würde. Durfte man sich diese sauberen Aktenrechnungen jetzt von den schwarzen Tölpeln zertrampeln lassen? Wenn man nicht viel davon redet, geht die Gefahr wohl bald vorüber. Oberst Leutwein ist mit den Landungmöglichkeiten in Swakopmund zufrieden, fordert nur das im Etat bewilligte Geld und hofft, aus siebenhundert Gewehren den Aufstand niederknallen zu können. Ein wahrer Jammer, daß uns dieser bequeme Passagier genommen ist. Trotha berichtet am Ende gar direkt an den Kaiser, der dann erfährt, wie arg die Kolonie vernachlässigt ward. Das Seufzen half nicht. Trotha war ernannt. Blieb den Maßgebenden aber ein lästiger Mann. Als er vierzehn Monate drüben und Hendrik wieder im Leberflußrevier war, stand in der Vossischen Zeitung, deren Kolonialwaare nicht im Haus fabrizirt wird, es sei höchste Zeit, Lindequist an Trothas Stelle zu setzen. Der Kundige erkannte hinter dem Papierwall den Schützen. Acht Tage danach war Herr von Lindequist zum Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika ernannt.

Ich habe weder Beruf noch Neigung, Herrn von Trotha zu vertheidigen.

Als ihm der Oberbefehl über das Expeditioncorps anvertraut war, fragte ich, obs nicht besser gewesen wäre, ihn als Reservemann für Ostafrika aufzusparen, wo ein nicht minder gefährlicher Aufstand zu fürchten sei; fügte hinzu, daß die in Ostafrika gesammelten Erfahrungen ihm in den ganz anderen Verhältnissen des Südwestens nicht viel nützen würden; und sagte ihm einen Theil seines Schicksals voraus: „Wer gegen Wilde kämpft, muß hart, muß grausam wie Kitchener sein und wird in der humanen Heimath dann mit den Titeln des Würgers und Schlächters geschmückt; und geht die Geschichte lange schief, dann hat er zum Schaden noch den Spott." So ist es gekommen. Trotha ist, während er im Feld steht, verhöhnt und wie ein unfähiger Tropf gescholten worden. Warum? Offiziere, die ihn als tüchtigen Truppenführer schätzen, haben mir gesagt, Strategie sei nicht seine starke Seite; auch liebe er sein Behagen und das edle Gewächs der Champagne zu sehr, um für einen Buschkrieg noch geeignet zu sein. Ist diese Kritik berechtigt, dann mußte Graf Schlieffen, der Trothas Qualifikation feststellen konnte, gegen die Ernennung Einspruch erheben und, wenn er nicht durchdrang, gehen. Wir wissen nur, daß dem Generallieutenant eine kaum zu tragende Last aufgebürdet ist und daß die offiziösen Anklagen, die bisher hörbar wurden, nichts gegen den Angeklagten, viel aber gegen die versteckten Ankläger beweisen. Vor einem Jahr, nach dem Gefecht am Waterberg, wurde Trotha von diesen Leuten gerathen, heimzukehren und den Rest der Arbeit dem Major von Estorff zu überlassen. Längst ist aber bekannt, daß auf dem Waterbergplateau kein Sieg erfochten ward und daß Oberst Deimling die Station stürmte, als deutsche Truppen sie schon besetzt hatten. (Vielleicht hat ihn der Kaiser, dem er nachgereist war, um sich zu melden, deshalb in Süddeutschland nicht sehr gnädig mit dem Wort verabschiedet: „Das konnten Sie mir auch in Berlin erzählen!") Nach diesen Augusttagen begann aber erst die eigentliche Schwierigkeit. Der Oberbefehlshaber, der seine Truppe zerstreuen mußte und in dessen Hauptquartier von allen Seiten die Meldungen zusammenliefen, hatte für die Orientirung, Verbindung, Annäherung, für das Flaggen- und Verpflegungwesen detachirter Corps zu sorgen, denen die Möglichkeit fehlte, sich unter einander rasch zu verständigen. Er mußte die Vorbedingungen dieses Krieges, für den der preußische Soldat nicht gedrillt ist, erst schaffen. Daß er nicht schneller ans Ziel kam, ist nicht seine Schuld, sondern der berliner Saumseligkeit. Trotha hat nie an frühen Erfolg geglaubt; hat immer vor Illusionen gewarnt. Die Edlen, die ihn mit Papierkugeln bombardiren, rechnen darauf, daß seine Berichte niemals unverstümmelt ans Licht kommen können, und würden wüthen, wenn sie erführen, daß nicht nur Mandarinenaugen diese Berichte

gelesen haben. Weder Neigung noch Beruf treibt mich, den Generallieutenant zu vertheidigen. Ich kenne ihn nicht und kann, als Laie, seine Kriegführung nicht beurtheilen. Von seinem Verkehr mit den berliner Behörden weiß ich aber genug, um behaupten zu können: Ist in Südwestafrika, wie die Offiziösen uns künden, ein System „kläglich gescheitert", dann ists nicht das „System Trotha", sondern das System Bülow. Genug sogar, um es beweisen zu können.

*

Im Oktober 1904 hat Trotha einen Aufruf an die rebellischen Bantuneger gerichtet. Lassen werfen ihm höhnend vor, daß er sich in diesem Brief selbst den „großen General des mächtigen Kaisers" nenne. Mußte er zu den Leuten nicht so sprechen, wie sies gewöhnt sind (auch von ihren Häuptlingen, nicht nur von Weißen) und wie sies deshalb verstehen? Ernsthaftere tadelten die harte Drohung, die der Aufruf enthielt. „Innerhalb der deutschen Grenzen wird jeder Herero, mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen. Ich nehme keine Weiber und keine Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen." Auf den Kopf der Kapitäne wurden Preise gesetzt und die Rebellen aufgefordert, schleunig das Land zu verlassen. An die Truppen aber erging der Befehl, den guten Ruf der deutschen Soldaten zu wahren, Weiber und Kinder mit Schreckschüssen zu vertreiben und nur die Männer nicht zu schonen. Solche Anordnungen, plärrt, unter Tantens Führung, der inspirirte Chor, sind mit der Würde eines Kulturvolkes nicht vereinbar. Plötzlich? Im Juli 1900 hat der Deutsche Kaiser zu den nach China gehenden Soldaten gesagt: „Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen machten, der sie noch jetzt in Ueberlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China durch Euch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese einen Deutschen auch nur scheel anzusehen wagt!" Damals gings gegen ein vornehmes Volk von uralter, in Europa nie erreichter Kultureinheit. Trothas Erlaß bedrohte Räuber und Mörder, die Frauen geschändet, Kinder zerstückt, Leichen ausgegraben, entkleidet, beraubt, vom lebendigen Leib verwundeter deutscher Krieger Stücke abgerissen, abgeschnitten, abgehauen, abgebissen hatten. Sollte er dieses Gesindel etwa mit christlicher Liebe bewirthen? Der Aufruf hatte die Tonart, die er haben mußte. Doch dem weichen Herzen des Reichskanzlers gefiel er nicht. Der hätte die Hereros wahrscheinlich mit Citaten ins Bockshorn gejagt. Questenberg weiß ja stets besser als der Friedländer, wie man im Felde zu handeln hat. Trotha mußte den Erlaß zurücknehmen (was dem deutschen Ansehen in Damaraland vor versammeltem Kriegs-

volk sicher sehr nützlich war) und hätte seine Abberufung erbeten, wenn die Lage günstiger gewesen wäre. Um in schwerer Zeit nicht von der Fahne zu weichen, mußte er sich fügen; und hat nachher festgestellt, daß „durch den Erlaß des Reichskanzlers, durch das Angebot der Gnade in den Hereros der Gedanke entfacht wurde, der Moment sei gekommen, die heimathlichen Gefilde wieder aufzusuchen und dort ihre Räubereien fortzusetzen". Wer Recht hat? Der Soldat. Der hat zu bestimmen, in welchen Formen er den Krieg führen will, für den er verantwortlich ist. Finden die Schreiber und Redner zu Haus, daß er ihn schlecht führe, dann sollen sie ihn vom Kommando abberufen. Nie hätte Bismarck sich erlaubt, einen Mann, der deutsche Truppen gegen den Feind führte und dessen Absetzung er nicht in der nächsten Stunde erzwingen wollte, vor der Front solche Schmach anzuthun. Als Graf Bülow es gethan hatte, wurde er als Retter des Reiches gepriesen. Hottentoten und Bantu aber waren stärker als je.

Seitdem ist der Verkehr zwischen Windhuk und Berlin nicht gerade behaglicher geworden. Wenn der Oberbefehlshaber Menschen oder Material verlangt, geht die Forderung zuerst an den Generalstab der Armee, von dort in die Reichskanzlei und endlich ins Kriegsministerium, das, falls Schlieffen und Bülow sich einverstanden erklärt haben, nach den Angaben des Oberkommandos der Schutztruppe die Formationen verfügt. Vier berliner Instanzen müssen also zusammenwirken, damit für Südwestafrika Etwas geschehen kann. Die militärischen Behörden erledigen die Sachen meist schnell und grollen auch nicht, wenn ihnen einmal gemeldet wird, daß die gelieferten Karten sich als unzuverlässig erweisen. In der Wilhelmstraße hält mans mit Augustus (dessen Kolonialkrieg im Teutoburger Wald so übel ausging) und mit seinem Lieblingspruch: Festina lente! Im April fordert Trotha „als absolute Nothwendigkeit" den Bau einer Eisenbahn auf dem Baiweg, zunächst bis Kubub. Drei Monate danach ist noch nichts geschehen, nichts auch nur vorbereitet und er telegraphirt: „Trotzdem mit Aufwendung ungeheurer Geldmittel Leistungfähigkeit des Baiweges auf höchsterreichbares Maß gebracht, ist kaum möglich, die auf Keetmanshoop unmittelbar angewiesenen Truppen dauernd zu verpflegen, mit Bekleidung und Sanitätmaterial zu versehen. Wir sind, jetzt wie später, von der Gnade der englischen Kapregirung abhängig, die nach ihrem Belieben uns die Möglichkeit einer Kriegführung im südlichen Teil der Kolonie, überhaupt der Verpflegung größerer Truppenstärken und der Civilbevölkerung während der Friedenszeit unterbinden kann. Die jetzt für Augenblicksbedarf ausgegebenen Millionen kommen fast durchweg der Kapregirung zu Gut, während Eisenbahnanlage wirthschaftlich dauernder Werth für uns wäre." Das ist

ein Beispiel. Auf der Strecke Lüderitzbucht-Kubub kosten die Transportmittel monatlich anderthalb Millionen Mark (also achtzehn Millionen im Jahr; für Betriebskosten auf einer einzigen Strecke); trotzdem ist „Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert". Aber die Bahn, die „für die Fortführung der Operationen dringend erforderlich ist" und am Ende billiger zu amortisiren wäre, wird nicht gebaut. An Feld- und Funkentelegraphisten, Fahrern, Technikern, Schreibern, Handwerkern aller Art ist Mangel. Der Oberbefehlshaber muß sich aus Kapstadt oder Argentinien Pferde zu beschaffen suchen und die Berliner anflehen, für weitere Ankäufe in Rußland, Galizien und Ungarn zu sorgen. Muß bitten, in Swakopmund wenigstens die Ladezunge um hundert Meter zu verlängern und den Hafenbahnhof südlich vom Pier anzulegen. Droht er den schwarzen Kerlen mit Pulver und Blei, dann ist er ein Barbar. Verhandelt er mit Morenga, „dem Einzigen, der anständig Krieg führt", dann muß er sich rechtfertigen und, mit nachklingender Erinnerung an den Oktoberkonflikt, sagen: „Euer Excellenz haben, glaube ich, keine Veranlassung, von mir eine schwächliche Kriegführung oder Politik vorauszusetzen; ich muß aber mit den Etapen rechnen und mit den Schwierigkeiten, die ich übersehe. Die Lage ist durchaus nicht so, daß eine Beendigung des Aufstandes vor der Tür steht." Ende Juli 1905 noch immer nicht? Eine höchst unbequeme Aufrichtigkeit. Und wenn der Krieg aus ist, müssen noch sechstausend Mann in steter Kriegsbereitschaft gehalten werden? Mit dem Mann ist nicht auszukommen. Jetzt sammelt er die Truppen, um den westlich vom unteren Leberfluß stehenden Hottentoten in der letzten Augustwoche eine Schlacht zu liefern. Um ihm Muth zu machen, wird am zwanzigsten August nach Windhuk telegraphirt, Herr von Lindequist sei zum Gouverneur ernannt, werde ihn aber erst im Oktober ablösen.

Wenn ein Civilist, ein Bureaumensch an den Quellen der Auasberge sitzt, werden gewiß nicht mehr so viele Truppen verlangt. Dieser Trotha ist unersättlich. Zuerst wollte er zehntausend Mann. Darauf konnte er lange warten. Jetzt sollen wir in den ersten Septembertagen schon wieder die vierfache Monatsrate der Ersatzmannschaft hinschicken. Das ganze Alphabet ist durchbuchstabirt und wir stehen bei Transport Z^1. Schon hat die Kölnische Volkszeitung, weil der Etat überschritten sei, die Einberufung des Reichstages gefordert. Und der Kanzler ärgerlich aus Norderney angefragt: „Wozu habe ich denn meine Beamten, wenn sie mir nicht sagen, daß es sich nicht um eine Ergänzung, sondern um eine Verstärkung der Schutztruppe handelt?" Große Aufregung im Oberkommando; größere in der Kolonialabtheilung. Hastig laufen Hauptleute und Geheimräthe hin und her. „Ist der Etat wirklich überschritten? Kein Wunder, daß

Durchlaucht wüthet. Jetzt den Reichstag berufen! Damit Reventlow nach England und Bebel nach Marokko fragt? Interpellationen, sagt er, wären jetzt nicht opportun." In der Wilhelm- und in der Mauerstraße wird gerechnet, geschrieben, gestrichen und wieder gerechnet. Dem Himmel sei Dank: die Sache stimmt! Drüben waren bis zum fünfzehnten August 13 906 Köpfe; wenn die letzten Abgänge verrechnet sind (gefallen sind bis jetzt 48 Offiziere und 810 Mann), geht Transport Z[1] noch in den Etat. Geheimrath Helfferich, der mit einem Fuß schon aus dem Amt ist, aber noch diligentiam prästirt, verarbeitet die Ziffern und Glossen, fährt mit dem Elaborat flink nach Norderney, holt sich das Einverständniß Seiner Durchlaucht: und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bringt eine lange Rechtfertigung des Reichskanzlers. Als ehrfurchtlose (und diesmal irrende) Leute sie anfechten, wird wieder gerechnet, gestrichen, geschrieben und Herr Helfferich, der die beurlaubten Herren Richthofen, Mühlberg und Stübel ersetzt, bemüht sich hilfreich zum zweiten Mal. Alles wegen dieses Trotha! Und wenn er nach den Augustgefechten nun wirklich Verstärkung, nicht nur Ergänzung der Schutztruppe verlangt? Wird dann der Reichstag berufen?

Sicher. Eduard und Abd ul Aziz sind dann vergessen. Und stolz kann der Kanzler zu den Boten des Reiches sprechen: „Um nicht von der Linie Ihrer Wünsche zu weichen, habe ich das Menschen irgend Mögliche gethan. Keinen Hafendamm und keine Eisenbahn gebaut. Kein Kolonialarmeecorps beantragt. Das Schutzgebiet knapp gehalten. Mit einer Kriegsgefahr niemals gerechnet und, als sie doch gekommen war, stets nur so viele Menschen hinübergeschickt, daß die Abgänge ersetzt werden konnten. Da in den Reihen der verehrlichen Centrumspartei ein Zweifel an meinem konstitutionellen Gewissen laut wurde, habe ich zu meiner Rechtfertigung sofort zwei ausführliche Schriftsätze veröffentlicht. Denn ich durfte Ihnen als Kanzler nicht zumuthen, ohne Beweis meinem Wort zu glauben. Sie aber, meine Herren, durften mir eigentlich auch nicht zutrauen, ich könne ohne Ihre Zustimmung das in einem Krieg dringend Erforderliche in ungehöriger Hast bewilligen. Ich ließ die Ziffern für mich zeugen und beuge mich nun Ihrem Spruch. Alles, wie schon früher die Rentabilitätberechnungen, aus Respekt vor dem Reichstag. Jetzt bin ich verpflichtet, mit Ihrer patriotischen Hilfe die letzte Spur eines Systems zu tilgen, von dem ich freimüthig sagen darf, daß ich es nie unterstützt habe. Und so lange ich die Ehre habe, auf diesem Posten zu stehen, werde ich immer so handeln, wie ichs in diesem Fall that" ... Wer sprach vorhin vom Gerichtstag der Volksgenossen? „Lebhafter Beifall auf allen Seiten des Hauses."

Kurtchen.*)

„Blühend blieb mir im Gedächtniß
Diese schlanke Heldenblume“
Heine.

Wie sehr vermisse ich Dich, mein geliebter Junge! Ich trage Leid um Dich, mein Bruder, denn Du bist ein Stück meines Herzens gewesen. Als Du noch nicht drei Jahre alt warst, ließ mich Dein Vater, damals schon von schwerer Krankheit ergriffen, an seinen Lehnstuhl kommen und sprach mit mir über viele Dinge. „Nimm Dich des Kleinen an, besonders später, wenn er größer und auf der Schule ist; laß ihn die Ferien bei Dir verleben und sei gut zu ihm.“ Ich versprach es. Konnte ich das Versprechen halten? Dein junges Leben hat sich vielfach anders gestaltet. Du bist nicht immer in guten Händen gewesen und ich habe es nicht zu hindern vermocht. Du hast eine schwere Kindheit gehabt, wurdest viel hin und her geworfen. Doch schließlich: was aus Dir geworden ist, hast Du selbst aus Dir gemacht, trotz manchem Fehler in Deiner Erziehung.

Vor mir stehen drei Bilder. Das eine nahm ich auf an dem Pfingstmorgen vor drei Jahren, als Du von der Birsch heimkehrtest; so kannte ich Dich am Besten: den Hut keck auf dem Kopf, darunter die strahlenden, schalkhaften Kinderaugen, der sprechende Mund, als wollte er eine Deiner unzähligen Schnurren von sich geben, die Büchse über der linken Schulter, das Glas um den Hals gehängt; der graue Jagdanzug umschließt kunstlos den schlanken Körper. Und dort auf dem zweiten Bilde der schneidige Parforcereiter, der im rothen Rock auf flinkem Roß der Meute folgt. Eben setzt der Braune an zum Sprunge über die Breite des Grabens; wird er glücken? Ja, Du verstandest das selige Gefühl, das den jungen Reiter durch-

*) Am Tag vor der Hochzeit des Kronprinzen ging ein preußischer Edelmann durch die Straßen der Reichshauptstadt. Als er in die Lindengegend gelangt war und das Gewimmel der Gaffer, die lächerliche Abscheulichkeit des Papierrosenputzes gesehen hatte, widerte ihn das Schauspiel und er floh in ein stilleres Viertel. Sollte in der Hauptstadt des alten Wilhelm denn das alte Preußen nicht mehr zu finden sein? Plötzlich fiel ihm ein, wo ers suchen müsse. Am Invalidenhaus vorüber schritt er ins Garnisonlazareth. Da, wußte er, lag ein junger Offizier der südwestafrikanischen Schutztruppe, der sechs Monate vorher bei Rietmont schwer verwundet worden war. Da mußte der gute Geist deutscher Geschichte athmen. Der Leidende freute sich des Besuches. Als er im Lauf des Gespräches gefragt wurde, ob er für sein heldenmüthiges Handeln vor dem Feinde denn schon, denn endlich einen Orden bekommen habe, antwortete er: „Nein; zur Dekorirung vorgeschlagen bin ich schon lange, habe aber noch nichts.“ Und fügte wehmüthig hinzu: „Ich will nicht leugnen, daß ein Orden mir Freude machen würde. Hier, in der Heimath, wenigstens. Drüben (und ich hoffe, im August so weit zu sein, daß ich wieder hinüber kann) spielt das Dekorative keine Rolle.“ Kein Freudenstrahl drang in das kahle Lazarethzimmer; auch an diesem Festtag der Dynastie dachte Niemand der Männer, die für den Kaiser, fürs Reich (und für die Unfähigkeit der Behörden, die den Hererokrieg verursacht und seine lange Dauer verschuldet hat) bluten mußten. Drüben spielt das Dekorative ja keine Rolle; was soll uns an der Sache also interessiren? Sie interessirt uns auch wirklich nicht; wir reden am Liebsten gar nicht davon. Die Familie der gefallenen

glüht, eins zu sein mit dem Pferd: vor sich die ganze Pracht der herbstlichen Landschaft; Dir gehört der Boden, den Du Dir eroberst. Vorwärts, drüber und durch ist die Parole, Hallali der Jubelruf, der die Herzen durchzittert. Ja, es ist eine Lust, zu leben, wenn die Haide sich röthet und das helle Geläut der Hunde ertönt ... Das Schicksal führt uns seltsame Wege. Ein Reitersmann wolltest Du werden und es gelang Dir, Deinen Lieblingswunsch endlich erfüllt zu sehen. Und dennoch: das afrikanische Morgenroth leuchtete Dir zum frühen, viel zu frühen Tod in dem Augenblick, als Du fern von Deinem treuen Pferd in der Schützenlinie lagst, wie einst auf dem Sande des Kreuzberges in den ersten Jahren Deiner berliner Füsilierzeit ... Und ich blicke auf ein drittes Bild. Ein ernster, fast feierlicher Ausdruck schwebt über Deinem Antlitz; träumerisch schauen die Augen in unbekannte Fernen. Sah Dein ahnender Geist schon die mit Dornen bewachsene Anhöhe im afrikanischen Deutschland, wo sie Deinen Leib zum ewigen Schlaf gebettet haben? Ueber diesen Augen die dichten, buschigen Brauen, fast über der Nasenwurzel zusammengewachsen: es heißt, Menschen mit solchen Augenbrauen erleiden einen gewaltsamen, plötzlichen Tod. Ist es ein Zufall, daß die tötliche Kugel Dich gerade an dieser Stelle treffen mußte? Ueber dem Rahmen dieses Bildes habe ich einen kleinen silbernen Lorberkranz befestigt und auf dem unteren Rande steht: 2. 12. 04. Das ist mein Denkmal, das ich Dir setze, geliebter Junge; schlicht und kunstlos, wie Du es liebtest; der stille Dank eines Einsamen für Alles, was Du ihm in den kurzen Jahren unserer brüderlichen Freundschaft gewesen bist.

Er war mehr als der Durchschnittstyp des flotten Lieutenants und die Freunde haben ihn nicht ganz gekannt, denen er nichts weiter war als das „lustige Kurtchen", geliebt und verwöhnt von Jung und Alt, von Männern und Frauen. Viel Freude, aber auch viel Herzenskummer haben ihm die Evastöchter bereitet;

---

deutschen Menschen erhält ein häßlich clichirtes Gedenkblatt, vorher vielleicht noch eine Postkarte mit der Meldung des Todes: und der Fall ist erledigt. Die ganze Schaar der Hinterbliebenen hat zusammen vom Deutschen Kaiser noch nicht so viele Depeschen bekommen wie Herr Ballin allein ... Auf den folgenden Blättern wird die Geschichte eines der jungen Krieger erzählt, die hinauszogen und nicht heimkamen. Ich mußte manche Briefstelle, manche Erinnerung des trauernden Bruders weglassen; glaube aber, daß auch die verkürzte Darstellung den Leser noch reichlich belohnt. Sie zeigt uns, wie es drüben zugeht; wie unzulänglich Vorbereitung und Anfänge des Feldzuges waren; mit welchem Menschenmaterial und welcher kleinen Streiterzahl die Führer auskommen müssen; wie Zank und Unwille durch die Reihen schleicht. Und zeigt uns einen tapferen, sauberen, von Putzsucht nicht angekränkelten, in seiner schlichten Menschlichkeit liebenswürdigen Offizier, der Alles hinwirft, Heimathbehagen, Luxus, das stille Glück heißer Jugend, selig ist, Alles hinwerfen und in Qual, Entbehrung, Tod der Fahne folgen zu dürfen. Fürs Vaterland ... Dieser Kurt von der Marwitz ist keine Ausnahme. Junge und altern Offiziere sind wie er hinausgezogen, wie er gefallen; und in unseren Witzblättern wi der deutsche Offizier allwöchentlich als ein Geck und bramarbasirender Schwachkopf ko terfeit. Manchem, hoffe ich, wird, wenn er nach dem Phrasenlärm unseres Alltages Kur chens Briefe liest, zu Muth sein wie dem Preußen, der aus unehrlichem Gassenjubel an Bett des sterbenden Kriegers trat. Und Mancher am Ende sagen: Deutschland hat no Männer; nur sind sie in den berliner Straßen selten und nie im Festgewimmel zu sehe

darauf bezieht sich, was er mir am vierzehnten Dezember 1903, nach seinem Geburtstag, schrieb: „Daß mir im vergangenen Jahr Manches schief gegangen ist, kann ich als Hauptbetheiligter nicht leugnen." Schnell aber siegt wieder sein Humor. „Wie gern ich zu Dir kommen würde", schreibt er, „kannst Du Dir wohl denken. Ich fürchte aber, die Sache wird sich nicht machen lassen; denn M. gehört zu jener Spielart der Asra, welche sterben, wenn sie Urlaub geben. Ich komme nämlich eben aus Berlin (Preußisch-Berlin in hiesiger Ursprache), wo ich das neue Kasino meines alten Regimentes einweihen half. Es ist wirklich pompös und geschmackvoll und könnte eben so gut Millionärklub sein wie Kasino. Es war aber sehr nett, alle alten Freunde wiederzusehen, nicht zu vergessen die Vorgesetzten, auf die man einst angewiesen war und von denen man Befehle annehmen und zum Theil sogar ausführen mußte. Auch den Wintergarten kann ich Euch nicht genug empfehlen; jedenfalls habe ich Kleinstädter — im Gegensatz zu früher — wieder großen Spaß daran gehabt." Auch seine Lebenslust war liebenswürdig ... Ich besitze nur wenige Briefe von ihm. Er saß lieber auf dem Rücken eines Pferdes als am Schreibtisch; und das Auge eines schlanken Mädchens sagte ihm mehr als die schönsten Verse eines Gedichtes.

Im April war er zum letzten Mal bei mir; beim Abschied schrieb er diese vier Worte ins Gastbuch: „Es war wie immer." Als im Oktober seine Mutter diese Worte las, setzte sie die folgenden Verse darunter:

„Es war wie immer", schrieb mit frohem Sinn
Mein Jüngster hier auf diese Blätter hin,
Als im April zuletzt er hier geweilt.
Nun ist er über Land und Meer enteilt.
Seitdem geht durch mein Herz von Tag zu Tag,
Was ich auch wirken und erleben mag,
Die Unterströmung einer innren Pein:
„Ob er noch lebt? Wo kann er heute sein?"
Die welken Blätter wirbeln mir zu Füßen ...
Wird er noch einst den deutschen Frühling grüßen?

Die Mutter.

Und als es nun geschehen, als er gefallen und sie kurze Zeit danach wieder hier war, entstanden die folgenden Verse:

„Zu dem großen Gotteskasten,
Wo so viele Opfer ruhn,
Ist die Witwe hingetreten,
Auch ihr Scherflein einzuthun:
Eine thränenschwere Gabe,
Ihrer Augen Trost und Licht.
Aber ihre ganze Habe
Forderte das Schicksal nicht.
Manche echt geprägte Münze
Hat das Leben ihr gebracht.
Habe Dank, Du ewge Liebe,
Daß Du mich so reich gemacht!"

Und solcher Frau wird eines Tages (fast hätte ich gesagt: auf dem Dienstwege) ein Gedenkblatt zugeschickt, das man gesehen haben muß, um für möglich zu halten, bis zu welchem Höhepunkt die Geschmacklosigkeit sich heute versteigen kann; und selbst wenn man die gute Absicht statt des Kunstwerthes in den Kauf nimmt, frage ich alle noch nicht von der Zeitkrankheit blinder Nachbetung befallenen Leser: Wäre der Wunsch so unbescheiden, unter diesem Gedenkblatt die eigenhändige Unterschrift des obersten Kriegsherrn zu lesen? Erst dann hätte die Familie den augenscheinlichen Beweis von dem Antheil, den der Landesherr an dem Schmerz einer Mutter nimmt, deren Sohn für Kaiser und Reich freudig in den Tod ging. Erst dann wäre die Meldung mehr als eine unschöne Form. Oder sollte wirklich wahr sein, was die Höflinge einander ängstlich zuflüstern: Africa non est disputanda?

Man hat mich vielfach gefragt, warum „unser Kleiner" durchaus nach Afrika hinaus wollte. Aus allen seinen Briefen klang der Wunsch hervor. Oft klagte er, daß Andere ihm vorgezogen sind; dann blitzt wieder ein schwacher Hoffnungsschimmer auf: Vielleicht erreiche ich es doch noch. Dann endlich, nachdem er sich mit seinem Herzenswunsch an alle maßgebenden Persönlichkeiten gewandt hat, die kurze Nachricht auf einer Postkarte: „Prost, alter Hans! Soeben Versetzung nach Südwestafrika. Weiteres telegraphisch."

Als er mir vor zwei Jahren seinen Plan, zur Schutztruppe gehen zu wollen, mitgetheilt hatte, glaubte ich, ihm nicht abreden zu dürfen, weil ich begriff, daß ein junger Mensch jede Gelegenheit benutzen muß, in die Welt zu kommen und Etwas zu erleben, das über das Niveau des Alltäglichen hinausgeht. Mag man es Abenteuerluft nennen: liegt nicht in dem Bestreben, sich, wenn die Gelegenheit geboten ist, freizumachen von dem Zwang des Garnisondienstes und seiner eigentlichen Bestimmung, dem ernsthaften Kriegsdienst, sich hinzugeben, ein gesunder Idealismus, der in unserem Zeitalter unkriegerischen Friedensgesäusels doppelt freudig zu begrüßen ist? Als endlich auch an ihn der Ruf erging, war er glücklich, zum ersten Mal im Leben ganz glücklich. Aber noch ein anderes Motiv kam hinzu, das seinem Charakter das glänzendste Zeugniß ausstellt. Scheffel singt:

„Wem das Glück nicht an der Wiege
Gut und Eigen zubeschert,
Muß soldiren und im Kriege
Tagewerken mit dem Schwert;
Zweitgeborene Ritterkinder
Erben schmales Königreich.
Ziehet Wolken, ziehet Winde,
Roß und Reiter ziehn mit Euch.

Unser märkischer Landadel hat nie Zeit gehabt, irdische Schätze zu erwerben; sein Motto war stets: Aliis in serviendo consumor; und wenn man für aliis die Familie der Hohenzollern und den preußischen Staat setzen will, dann thut man wahrhaftig der Geschichte unseres engsten Vaterlandes nicht Gewalt an. „Wenn ichs erreiche", sagte Kurtchen, „dann bin ich auch wirthschaftlich unabhängig und brauche meiner Mutter nicht mehr auf der Tasche zu liegen." Und er wurde frei.

Am dreiundzwanzigsten Juli 1904 drückte ich ihm zum letzten Mal die Hand, still und ernst, wie es Soldaten ziemt; dann dampfte die „Gertrud Woermann" der dunklen Zukunft entgegen ... Und nun mögen seine Briefe sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„An Bord der Gertrud Woermann. 26. 7. 1904 In Höhe von Teneriffa.

Nun schwimme ich schon einige Tage auf dem großen Wasser und habe viel Zeit gehabt, über Euch und Vergangenes nachzudenken. Das Ergebniß ist, daß es ganz gut war, daß ich ging; in jeder Beziehung. Schon in alter Zeit machten unsere Vorfahren, wenn sie von Gewissensbissen geplagt waren, einen Kreuzzug und kamen auf neu gebügelt wieder. Hoffen wir auch für mich das Beste ... Als der Dampfer sich in Bewegung setzte, intonirte die Kapelle: ‚Deutschland, Deutschland über Alles'; das Publikum stimmte ein. Es war für mich ein unvergeßlicher Augenblick. Schon das Bewußtsein, daß es keine Bierbegeisterung, wie bei den sogenannten patriotischen Festen, war, sondern eine Ovation für ein Häuflein hinausziehender Soldaten, deren einer zu sein ich mich glücklich schätze, gab der Sache einen ernsten, würdigen Anstrich. Wir fuhren die Elbe hinab und mußten in Stade acht Stunden liegen, um Lieferungen, die Herr X. verstauen zu lassen versäumt hatte, an Bord zu nehmen. Dieser Mann hat meiner Ansicht nach viel mehr Einfluß auf die Mobilmachung der Kolonialtruppen, als gut ist ... Heute passirten wir bei schönstem Wetter die spanische Küste. Man sieht weit hinein ins Land die Konturen der Gebirge; es war wunderschön. Nun haben wir Europa beim Kap Finisterre Adieu gesagt und nehmen Kurs auf Gran Kanaria (Las Palmas), wo wir anlegen. Es ist herrlichster Vollmond, der sich in der unendlichen Wasserfläche spiegelt. Man bedauert nur, daß man kein gleichgestimmtes Wesen bei sich hat, das die Schönheit und Großartigkeit der Natur mitgenießen kann.

Soeben setzt die Schiffskapelle mit den entsetzlichsten Mißtönen ein; und die Sammlung, die die herrliche Natur mir gab, ist pfutsch. Das Leben auf dem Schiff ist die reine Nervenkur; man ißt und schläft; vom frühen Morgen an giebts schon Fleischgerichte. Ich habe eine ganz komfortable Kabine für mich allein, die mir L. als Quartiermacher verschafft hat. Die Abschiedsfeierlichkeiten in Schwerin und Parchim haben mir viel Eindruck gemacht. Ich bin tief beschämt durch die Sympathie, die mir alle Menschen, denen ich begegnet bin, zeigten."

„29. 7. In Höhe von Mogador.

Die Hitze ist heute schon tropisch zu nennen. Da wir Alle, mit Ausnahme von einigen alten Afrikanern, keine weißen Sachen mithaben, habe ich dem Schiffsbarbier zwei Anzüge abgekauft, die herrlich kühl sind. Unsere Mannschaften sind meist so thöricht, gegen den Durst Bier zu trinken, und schwitzen daher weidlich. Das Unteroffiziercorps ist leider nicht annähernd auf der Höhe; man sieht den kleinen und engherzigen Standpunkt, den viele Compagniechefs haben; sie suchen sich ihre schlechten Elemente wegzuloben. Die besten wären eben gut genug, um den Anforderungen, die hier gestellt werden müssen, gerecht zu werden. Man leidet sehr darunter, daß man andauernd die gröbsten Register ziehen muß."

„An Bord zwischen Las Palmas und Kap Verde 1. 8. 104.

Die ‚Inseln der Glücklichen' des Alterthumes liegen hinter mir. Die Stadt Las Palmas liegt wunderschön auf Gran Kanaria, rings umgeben von hohen, felsigen Gebirgsketten. Diese sind mit Palmen, Weinbergen, Bananenfeldern u. s. w. zum Theil sehr ordentlich bestellt. Darüber ein tiefblauer Himmel; stahlblaue See mit weißer Brandung an den Klippen. Die Stadt ist sehr weitläufig gebaut und, da es nie regnet, auch reinlich. Die männliche Bevölkerung ein Gemisch aus Grandezza, Dreck, Betrügerei und Vergnügtheit. Die Damen gefielen mir besser.

Man sieht sehr viele hübsche, sogar schöne Gesichter mit wundervollem Haar und Augen, die ein Gemisch aus Frömmigkeit und Koketterie scheinen. Es war gerade Sonntag und die Sennoras gingen in die Kathedrale. Die große Schaar ekelhafter Pfaffen, aber auch der deutsche Lieutenant in vielfacher Auflage wirkte auf ihre Stimmung. Nach einer amusanten Fahrt durch die Stadt fuhren wir hinauf nach dem Monte, wo ein englisches Hotel mit herrlicher Fernsicht über Hochgebirge, Meer und tropische Landschaft mit wunderbaren Farbentönungen liegt. Wir lernten dort einige sehr nette Engländerinnen kennen und spielten bei ungefähr vierzig Grad Hitze mit ihnen Tennis. Las Palmas ist stark befestigt und hat eine große spanische Garnison, deren Mitglieder mir wie Popanze vorkamen. Die eigentliche Macht liegt in den Händen der Engländer. Alle nennenswerthen Geschäfte sind englisch. Wir sahen das Bananenschiff nach Liverpool abgehen; es war bis oben an die Schornsteine mit Bananenkörben bepackt. Von der Bettelei der lieben Jugend, die im Hafen zwölf Stunden ununterbrochen nach Fünf- und Zehnpfennigstücken tauchte, macht man sich keinen Begriff. Kanarienvögel habe ich nur im Bauer gesehen."

„3. 8. Höhe von Kap Verde.

Wir schwimmen nun schon wieder den dritten Tag bei sengender Hitze. Einige Pferde haben schon Hitzschlag bekommen; vorläufig ist aber noch keins tot. Morgen lasse ich mich gegen Typhus impfen, was momentan wegen der eintretenden Fiebererscheinungen sehr unangenehm ist, sich aber später bewähren soll. Wir fahren mit dem Passat, welhalb die Hitze auch besonders unangenehm fühlbar ist, da man kaum einen Luftzug spürt. Wir fuhren heute so dicht an einem heimkehrenden Woermann-Dampfer vorüber, daß man die Gesichter der Passagiere erkennen konnte. Von unseren Leuten wären gewiß viele gern mit zurückgefahren, die sich die Unannehmlichkeiten der Expedition nicht so gedacht hatten. Die für den Kriegsfall vorgesehene Verschärfung der Kriegsartikel haben leider einige Renitente schon an sich ausprobiren müssen. Mit meinem Compagnieführer stehe ich mich ausgezeichnet, obgleich er in manchen Sachen nicht ganz einfach zu behandeln ist. Ich finde ihn eigentlich sehr nett, trotzdem er ein enormes Mundwerk hat. Meine Feinde behaupten ja allerdings das Selbe von mir."

„6. 8. Wir nähern uns Monrovia bei strömendem Regen. Unserer harren hundertfünfzig Kruneger. Fahrwohl Ventilation und Luft in den Kabinen! Die Bande stichlt wie die Raben."

„Vor Monrovia. 6. 8. abends.

Ein interessanter Tag, der erste auf dem afrikanischen Kontinent, hinter mir. Es kommt Einem wie ein Besuch im Narrenland vor. Wir fuhren in einer Nußschale durch hohe Brandung nach der Stadt, dem Sitz der freien Negerrepublik. Die Häuser, meist Holz oder Bambus, liegen willkürlich durcheinandergebaut an dem nach dem Meer hin abfallenden Höhenzug. Die Vegetation ist ganz tropisch: Palmen, Kakteen, Wollbäume und Aehnliches. Die Einwohner sind ekelhaft häßlich und haben meist einen geätzten rothen Strich senkrecht die Stirn herunter. Sie geben sich ganz merkwürdige Namen: Bismarck, Ginbottle, Douglas, Teapott, Pietermaritz ... Auf dem Marktplatz tönten Hörner. Parade der gesammten Liberia-Armee. Bewaffnung: Vorderlader. Vor der Front standen drei Generale, einige Stabs- und Subalternoffiziere; in der Front etwa achtzig Mann in drei verschiedenen Uniformen aller Farben. Ein total bezechter Gentleman mit Ordensband

und Halsorden stellte sich mir als Kolonel der Mediziner vor, schüttelte meine Hand und erzählte, er sei für eine Heldenthat, bei der er mit fünf Mann eine feindliche Armee geschlagen habe, dekorirt worden. In der Parade standen ferner die Häuptlinge des Hinterlandes, deren wesentliche Bekleidung im Cylinder bestand. Zum Schluß wurden sie in feierlicher Polonaise ins Gouvernementshaus gemeutet, wo sie zum Diner eingeladen waren. Der Herr Präsident war ein alter bärtiger Neger, der als Portier in einem berliner Tanzlokal oder Nachtcafé sehr am Platz gewesen wäre. Durch unsere Gegenwart angestachelt, fing der Kommandirende an, Griffe zu bimsen, deren Hauptzweck war, mit dem Kolben der Donnerbüchsen auf die Erde zu bumsen. Seine Mannschaft führte, je nach Geschmack, seine Kommandos aus. Das Schiff wimmelt jetzt von schwarzen Galgengesichtern. Wenn ich einen in der Nähe meiner Kabine antreffe, giebts was. Morgen legen wir noch an anderen Küstenplätzen an, um noch weitere Krus aufzunehmen . . . Wenn man abends auf Deck sitzt und ins Meer starrt, kommen Einem allerlei Gedanken. Ich sehe Euch Alle leibhaftig vor mir, Geschwister, Kameraden, Freunde; und man wünscht, man wäre manchmal liebevoller und besser gewesen."

7. 8. Vor Nifu. Liberia.

Wir sind eben wieder in See gegangen mit Kurs auf Swakopmund, wo wir etwa am Sechzehnten eintreffen sollen. Heute lagen wir den halben Tag vor Nifu, um noch mehr Krus an Bord zu nehmen. Es ist jetzt so zu sagen stoppevoll. Neger in allen Jahrgängen nächtigen auf dem blanken Fußboden. Bei Dunkelheit tritt man mindestens auf ein paar. Sie bekommen Reis und Fleisch, was sie mit den Fingern fressen. Es haftet ihnen ein entsetzliches Parfum an, weshalb ich ihre Nähe möglichst meide. Mein Bursche ist eine Perle. Wir werden jetzt mindestens acht Tage kein Land sehen. Die Geschicklichkeit der Schwarzen im Bootfahren ist unglaublich. Eins unserer großen Boote brauchte bei starkem Seegang heute fast zwei Stunden bis an Land. Trotzdem kamen die Nigger in Seelenverkäufern, ausgehöhlten Baumstämmen, zu Hunderten angefahren. Unter ihrer Führung gleiten die kiellosen Boote über die Wellen wie über glattes Eis."

„10. 8. Auf der südlichen Halbkugel.

Als ich von Monrovia sprach, vergaß ich, die dortigen Weißen zu erwähnen. Die armen Leute tragen in Folge des mörderischen Fieberklimas den Stempel des nahen Todes schon auf der Stirn. Ich bin die Gesichter bisher noch nicht losgeworden.

Gestern passirten wir den Aequator. Fast alle Schiffsinsassen wurden getauft. Meinem Geschmack nach eine eben so rohe wie unpassende Prozedur, der man sich aber, um nicht schlapp zu erscheinen, fügen muß. In den ersten Abendstunden sieht man das berühmte und viel bedichtete ‚südliche Kreuz'. Die Temperatur ist so kühl, daß man abends auf Deck gut thut, den Mantel anzuziehen. Der meine, der noch die Abzeichen der Achtzehnten Dragoner trägt, verschaffte mir die Bekanntschaft eines Proviantonkels, der zwei Häuser von mir in der Friedrich-Franz-Straße aufgewachsen ist und beim Regiment gedient hat."

„12. 8. Seit gestern ist ziemlich lebhafter Seegang. Wenn man nachts vorn an der Spitze des Schiffes steht, sieht es aus, als führe eine riesige Elektrische Bahn; so phosphoreszirt das Meer. Millionen glühender Punkte schimmern im Wasser. Man thut aber gut, sich einen Regenmantel anzuziehen; denn die Brecher spritzen den Neugierigen klatschnaß. Meine erste Typhusimpfung habe ich

glücklich überstanden. Einen Tag war ich mit Fieber ziemlich elend. Mein Compagnieführer will einen Kavalleriezug unter mir formiren, was mir sehr angenehm wäre. Man hat doch dann voraussichtlich eher Gelegenheit, etwas Selbständiges zu zeigen. Außerdem sind die Infanterieunteroffiziere noch minderwerthiger als die Kavalleristen. Die p. Compagniechefs müßten fest auf den Hut bekommen wegen ihrer Engherzigkeit; der Feldwebel mußte sofort zum Truppentheil zurück."

„16. 8. Morgens. Vor der Rhede von Swakopmund.

Wir liegen bei dichtem Nebel vor der Rhede; die Dampfpfeife tutet unausgesetzt. Endlich am Ziel meiner Reise! Was die Zukunft bringen wird, ist dunkel; aber hoffen wir: Ehre und Erlebenswerthes."

„Swakopmund, 17. 8.

Gestern bin ich ausgebootet worden und sitze jetzt in dem ersten Hotel und scheuche die Fliegen von meinem kahl geschorenen Schädel. Ich bin Fourieroffizier der Compagnie und bin nach gethaner Arbeit dabei, die gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten. Zunächst habe ich, trotz meinem Unterthanenverstand, den Eindruck gewonnen, daß die Kriegsleitung so im Argen liegt, daß wir nicht die geringste Veranlassung haben, über andere Staaten zu moralisiren. Vor der Küste steht trotz glatter See eine kolossale Brandung. Die Mole ist ein Torso; fünfzehn Dampfer liegen auf der Rhede und können sich nicht lösen; der längste acht volle Wochen und hat noch ungefähr sechshundert Tonnen Ladung an Bord. Tage lang ist die Verbindung mit der Rhede unterbrochen; drei Dampfer mit Fourage haben voll wieder abfahren müssen. Es ist unfaßlich, wie man in dem berühmten Sansibarvertrag die Erwerbung der Walfischbai vergessen konnte, die den Engländern nur Kosten macht und nichts nützt. Bei Ausladung der Zugochsen war ich dabei; sie werden zuerst ein Ende mit dem Floß geschleppt, dann in die Brandung geworfen und schwimmen. Trotz diesen außergewöhnlichen Anstrengungen geht die Sache ihren Schneckengang. Es ist ein Jammer, wie die deutsche Regirung mit ihrem vorzüglichen Einzelmaterial (Jeder, auch der Jüngste, thut seine Schuldigkeit) sich selbst Alles verschustert. Die Anstrengung und Lebensarbeit wackerer Männer wird durch die Indolenz der maßgebenden Stellen in einem Kampf gegen Windmühlen vergeudet. Gestern war ich beim Grafen K., der hier das Pferdedepot hat. Er sagte, ich würde wahrscheinlich sein Nachfolger oder adlatus. Ich setzte mich sofort auf die Hinterbeine und hoffe, diesem Schicksal zu entgehen. Denn es ist eine wahnsinnige Aergerei mit den Behörden, sehr kostspielig (eine Flasche Bier 1,50 bis 2,50) und kein Mensch dankt es Einem.

Die Landschaft ist geradezu trostlos. Fliegender Sand, kein Baum, kein Strauch, nur einige verbrannte Kakteen. Die Deutschen sind alle mit einander verzankt; von Manchen werden Geschichten erzählt, die sich schriftlich nicht wiedergeben lassen. Das Gefecht am Waterberg hat uns ja wieder schmerzliche Verluste gebracht. Hoffentlich entgehen wir unserer Bestimmung, die soeben bekannt wird: Etapen-Compagnie Swakopmund-Karibib. Noch schlechter haben es die Truppen gefaßt, die nach Lüderitzbucht-Ketmanshoop gekommen sind."

„19. 8. Bitte, entsetze Dich nicht über diese Schimpferei; aber weß das Herz voll ist, — und so weiter. In Folge der schlechten Luft in den Ställen beginnen die Pferde, dummkollerig zu werden. Auf der Fahrt ging es ganz gut, als die Regulatoren arbeiten konnten, was jetzt wegen des Haltens der Schiffe

nicht mehr geht. Wenn die Hereros niedergeworfen sind, solls gegen die Owambos gehen; man hat also doch noch Hoffnung, vor den Feind zu kommen. Die Gegend ist an der Küste trostlos ... Das Leben bei der Etape gleicht dem in der Garnison. Der Etapenkommandant ‚stänkert' mit dem Ausladungoffizier (Marine), Dieser mit dem Pferde-Depot und wir stellen Arbeiter. Die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk ist eine Feldeisenbahn, wie die Rübenbahnen an den großen Zuckerfabriken (aus Sparsamkeitrücksichten). Sie kann natürlich nicht annähernd die Güter zur Truppe bringen. Deshalb verdirbt der Proviant (Sparsamkeit). Den Schiffen wird vom Staat für jeden Tag, den sie über vierzehn Tage auf der Rhede liegen, eine hohe Konventionalstrafe gezahlt, was hoch in die Hunderttausende geht (Sparsamkeit).

Ein Roßarzt (ehemaliger Dragoner) ist hier beim Depot. Er ist wie durch ein Wunder der afrikanischen Bartholomäusnacht vom elften Januar 1904 entgangen. Dieser Massenmord und die Zerstörung der Eisenbahn sind so exakt vor sich gegangen, daß man an Hintermänner der Hereros glaubt. Den gefangenen Hereroweibern, die rauchend und schwatzend an der Landungstelle arbeiten, ists offenbar noch nie so gut gegangen wie jetzt. Die Pferde aus der Kapkolonie haben Rotz mitgebracht. Alle Wasserstellen bis herauf nach Windhuk müssen mit Sublimat u. s. w. desinfizirt und sämmtliches Gethier muß geimpft werden.

Die Kapochsen sind kapitale Kerle mit riesiger Auslage, die Basutoponies kleine häßliche Thiere, die aber in jedem Gelände totsicher gehen und viel aushalten sollen. Wenn ich reiten will, habe ich die Erlaubniß, mir einen zu fangen aus dem Kraal, was nach einiger Zeit gelingt und sehr spaßhaft ist. Dann Sattel herauf: und ab geht die Post. Man hüte sich nur zu Anfang vor dem Heruntergebocktwerden. Morgen will ich nach Walfischbai, um Flamingos zu schießen.

23. 8. Noch immer bin ich hier, während Du mich vielleicht am Waterberg glaubst. Ich bin unter dem Kommando eines Kapitänlieutenans von H. Landungoffizier. Indirekt hat Tante L. wieder mal Recht, die mir prophezeite, nachdem ich es mit Füsilier, Luftschiff und Kavallerie versucht hätte, würde ich mich zur Marine versetzen lassen. Ich bin ganz selbständig auf meinem Posten, der mich von früh sechs Uhr an in Athem erhält. Anfangs war ich nur zur Vertretung angestellt, muß es aber, ungetrübt durch irgend welche Sachkenntniß, ganz gut gemacht haben, da der Kapitänlieutenant gegen den Willen meines Compagnieführers durchgesetzt hat, daß ich dauernd den Vorgänger ablöse. Die Sache ist neu und interessant; bald wirke ich auf festem Boden, bald als Insasse eines Brandungbootes, weshalb ich leider meistens feucht — jetzt von außen — bin. Die Pferde und Ochsen werden durch Dampfkräne auf das Floß gelegt. Das wird durch einen Schnelldampfer bis an die Brandung, die meist ziemlich hoch ist, geführt und dann wird das Floß durch Taue, an die man Ochsen und Neger spannt, durch die Brandung gezogen. Die Finessen meiner Thätigkeit lassen sich schwer schildern; ich habe aber gemerkt, daß man mit dem gesunden Menschenverstand mehr erreicht, als mancher Fachmann glaubt. Ab und zu erscheinen der Etapen-Generalstäbler, der Etapen-Kommandant und Andere, die ihren Senf dazu geben, was mich meist kühl läßt. So bin ich hoffentlich dem Pferdedepot entgangen, das mir winkte, und kann hoffen, bald nach vorn zu kommen, was der Fall ist, wenn weitere Verluste eintreten. So oft das Floß zurückgeht, kann ich eine Stunde Galopp reiten.

Was für ein großer Vortheil es ist, in guten Regimentern gedient zu haben,

in denen man den Verkehr mit Menschen lernt, sehe ich täglich und stündlich. Die einzelnen Vorgesetzten zanken sich andauernd, was mir gänzlich unverständlich ist, da ich noch nie ein böses Wort gehört habe. Bitte: denkt nur nicht, daß ich mich selbst loben will; ich will nur durch Vorstehendes erläutern, was ich der häuslichen Erziehung und der in meinen alten Regimentern verdanke. Ich wohne noch immer im Hotel mit Blick aufs Meer. Die Neger nennen Einen ‚Massah' oder ‚Mynheer'. Mein Dienst ist noch immer der selbe; ich erfreue mich einer pöbelhaften Gesundheit und mache in meinen Mußestunden Billardstudien. Unsere Tischgesellschaft besteht jetzt aus vier Herren, von denen A. uns dauernd das Geld im Skat abnimmt. Vom Nachtwächter loci bin ich erst einmal verklagt worden."

„10. 9. Soeben erhielt ich die ersten Briefe und kann Euch gar nicht sagen, wie mich diese ersten Nachrichten aus der Heimath interessirt haben. Unsere Post geht immer erst nach Okahandja und von da zurück, weshalb ungefähr vierzehn Tage Verzögerung entstehen. Ich sitze leider noch immer hier als Landungoffizier; wenn ich nicht von Natur schon eingebildet wäre — wenigstens behaupten Das sogenannte aufrichtige Freunde —, würde ich es jetzt sicher werden. Drei Parteien zanken sich um mich: Pferdedepot, Landungbehörde und Compagnie. Ich habe nie geahnt, daß ich ein so begehrenswerther Mensch bin. Unser Abmarsch, der vorgesehen war, ist wieder hinausgeschoben. Vielleicht wegen der beginnenden Unruhen im Süden bei den Bondelzwarts. Meine Thätigkeit ist immer noch die selbe wie vor fast vier Wochen. Mitte des Monats denke ich ins Land zu gehen; wahrscheinlich soll ich Pferde herauf zur Truppe bringen. Die Lage bei der Armee soll sehr schlecht sein. Menschen und Pferde ausgepumpt, viele Krankheiten, Mangel an Wasser, Weide und Proviant. Pessimisten prophezeien Schlimmes. Der sogenannte Sieg am Waterberg war nichts weniger als ein solcher. Der Krieg wird noch sehr lange dauern, namentlich, wenn gegen die Owambos begonnen werden sollte, was man aus der Beschleunigung des Baues der Otawibahn schließen kann. Wenn ich vorläufig auch noch weit vom Schuß sitze (leider!), so glaube ich doch ganz sicher, daß ich noch herankommen werde. Mein Tag verläuft zwischen Herumstehen am Strand und Reiten von zwei bis drei Pferden zu meinem Vergnügen. Seinen kriegerischen Muth kann man an unbotmäßigen Landwehrleuten zeigen, die es hier für ihre Pflicht halten, stets betrunken zu sein und gegen Schwarze forsch zu thun. Gestern befreiten wir einen armen Hottentoten aus den Klauen einer solchen Bestie, die sich als Gefangenen-Transporteur auswies, aber trotzdem von uns arretiert wurde. Die Massen von Vorräthen, die hier lagern, werden zum Theil ein Raub Unredlicher, was leider die Kriegsgerichte beweisen.

Wir haben uns eine eigene Messe eingerichtet, etwas feldmäßig, aber hübsch und kameradschaftlich. Mein Zimmernachbar Dr. H., ein Bayer, ist sehr nett und gemüthlich; wir haben uns schon ziemlich angefreundet. Ein junges Missionarsehepaar, sie reizend, er gräulich, bereiten viel Plaisir. Man hört nämlich in diesem sogenannten Hotel durch die dünnen Bretterwände jeden Laut. Im Allgemeinen erfreuen sich die Missionare, besonders wegen ihrer recht unpatriotischen Haltung bei Beginn des Aufstandes, hier geringer Sympathien. Ich selbst glaube, daß die Schwarzen absolut nicht reif und entwickelt genug für die edle Sittenlehre unserer Religion sind. Sobald sie sich taufen lassen, sagen sie: Wir sind das Selbe wie die Weißen (auf diesen Gedanken dürften sie gar nicht kommen!), dürfen sie bestehlen und brauchen nicht zu gehorchen. So fassen sie die Religion in ihrem Sinn auf."

„Im Ochsenwagen bei Ankas, westlich von Karibib. 17./18. 9.

Würde Dein Mutterauge Deinen Jüngsten mustern, so würde in Folge des Unerwarteten, das der Schmerz dem Gehirn übermittelte, ein leichter Ohnmachtanfall die Folge sein. Dein Sohn hat sich in ein Schwein verwandelt und, was das Schlimmste ist, er fühlt sich auch ‚sauwohl'. Seit fünf Tagen habe ich mich eben zum ersten Mal gewaschen. Doch zur Sache. Ich führe einen Ochsen- und Pferdetransport von Swakopmund nach Okahandja. Das will in den Augen des Europäers ja wenig bedeuten; auch der Afrikaner findet wenig dabei, wenn der Transport an der Bahn und Etapenlinie entlang führt. Der meine führt aber quer durchs Land, wobei ich soeben die berüchtigte Durststrecke Rössing-Ankas passirt habe. Das bedeutet, daß es in dieser hundertzehn Kilometer langen Strecke keinen Tropfen Wasser giebt. Am Tage ist es meiner Schätzung nach über fünfzig Grad Celsius in den heißesten Stunden, nachts bitterkalt. Der Temperaturumschwung vollzieht sich mit großer Plötzlichkeit, peu à peu wies Donnerwetter. Bis kurz vor Ankas war die Szenerie geradezu trostlos: Feld und Sand——

Pardon! Soeben bringt mir mein Leporello ein Kochgeschirr, das aussieht, als hätte der Inhalt schon einmal Jemandem nicht geschmeckt. Wenn man kostet, entpuppt es sich als Makkaroni mit Cornedbeef. Mit etwas Whisky wird es hinabgespült. Hier fängt die Gegend an, schön zu werden. In Usakos, zehn Kilometer weit von hier, wohin ich soeben geritten bin, ist es sogar entzückend. Vor mir liegt eine Bergkette, die fast genau aussieht wie die Berge bei Tegernsee. In Usakos kommen noch viele hohe Bäume dazu. Als ich dort einritt, um nach einem Store (echt deutsch!) zu suchen, kam ein kleiner Kaffern-Bepo an und sagte von selbst: Komm, Baas, ich werde Dich führen. Ich bin schwärzlich verbrannt und üppiger Stoppelbart — ich sehe Euch mitleidig lächeln — wuchert den geringen Ausdruck meiner Züge hinweg. Ich möchte mich wohl fünf Minuten so in Deutschland zeigen. Aus allen Lokalen würde ich sicher hinausgeworfen. Der Grund, warum ich dies Kommando habe, ist der, daß ich über solche Sachen für meinen bisherigen Etapenkommandanten einen Bericht machen soll, da einer meiner Vorgänger im Amt, ein Unteroffizier, seinen Transport zum Theil tot liegen ließ. Ich soll ergründen, ‚woso und woaus'. Jedenfalls bin ich sicher, daß ich jetzt der Etape durchbrenne und zur Front gehe.

Vor drei Tagen stand ich auf dem Bahnhof von Rössing, war hungrig und durstig und zornig dazu, als ein Zug einlief. (Die Passagiere sitzen oben auf den Güterlowries). Auf einer saßen einige Herren, so zu sagen, flinke, redegewandte Herren, ergo Handlungreisende. Es jammerte sie meiner und sie schenkten mir eine Flasche Bier und eine Ansichtpostkarte; man lernt wieder an Menschen glauben. Aeußere Abzeichen, etwa an der Uniform, zählen nicht; das von Muttern Ererbte bleibt ja trotz Dreck bestehen. Ich habe sie Alle nach Berlin ins Bristol eingeladen,

Abends, wenn ich mich in meinen Schlafsack rolle, und morgens beim Erwachen sehe ich in das Gesicht eines Trekkochsen; ich schätze diese Thiere jetzt höher als die meisten Menschen. Sie können drei Tage lang angestrengt arbeiten, ohne zu saufen. Das Gegentheil habe ich ja schon oft an mir und Anderen bewundert.

Der deutsche Staat stellt die um ihr ‚Vaterland' gekommenen Buren an, damit sie als praktische Rathgeber fungiren. Sie erhalten fünfhundert Mark monatlich. Meiner kommt sammt seinen schwarzen Treibern (ein Wagen zwanzig

Ochsen) direkt von Kapstadt. Er kann weder Deutsch noch Englisch, leistet weniger als nichts und hat es nicht für nöthig gehalten, sich über den Weg zu orientiren. Der Einzige, der schon mal einen ähnlichen Transport mitgemacht hat und mir amtlich beigegeben wurde, ist ein vollkommener Idiot, Wasserpolak und versteht eben so wenig, was ich sage, wie der Bur und die Kaffern. Also mehr Glück als Verstand! An meinem Bericht sollen die Etapenleute, die nur in kriegerischen Schlagwörtern reden, ihre Freude haben.

Messer und Gabel sind nicht mit. Man ißt mit Hand und Jagdmesser. Ich bin nämlich auf Befehl des Etapenkommandeurs so, wie ich vom Spazirritt kam, ohne Vorbereitung und Gepäck nachgeritten. Wild giebt es hier massenhaft. Springböcke, Hasen, komische Vögel, die ich nicht kenne, und Strauße, die sakrosankt sind. Meine kleine Stute (beinahe Vollblut) scheint sich zu akklimatisiren."

„Für Eure Briefe vielen Dank. Der Wunsch, daß sie mich in guter Gesundheit antreffen mögen, ist bisher in Erfüllung gegangen

Wie Du aus dem Abgangsort dieses Briefes (Karibib 7. 10. 1904) ersiehst, bin ich leider noch weit vom Schuß. Ich bin mit meinem Zug militärische Bedeckung von Karibib. Meine Thätigkeit hier erstreckt sich, abgesehen von der Reit- und Schießausbildung meiner Leute, auf Patrouillenreiten gegen versprengte Hererobanden. Bisher habe ich noch keinen vor der Büchse gehabt. Eine solche Patrouille ist ein mehrtägiges Unternehmen mit eben so vielen Bivouacnächten ohne Zelt. Man lernt Land und, so weit welche da sind, auch Leute kennen. Die Gegend ist schön zu nennen; überall hohe, unerforschte Felsgebirge, dazwischen Buschsteppe mit vielem Wild: Springböcke, Steinböcke, Kudus, Trappen, Perlhühner und Korane. Ich habe auch schon eine ganze Menge geschossen. Man jagt zu Pferd, springt ab und schießt meist unsinnig weit hin. Am Meisten ärgert mich, daß ich einen riesigen Adler, dem ich die Eingeweide aus dem Leib geschossen habe, nicht bekam. Er verflog sich im unwegsamen Gebirge. Die Hitze ist bei Tag klobig; bis zu siebenundvierzig Grad Celsius. Nachts ist es sehr kalt. Ich esse mit dem Chef des Bekleidungamtes. Er ist so dick, daß man wohl Acht meines Kalibers aus ihm schneiden könnte. Aber ist auch eben so nett und sorgt für mich wie ein Vater. Ich bin zwar ärgerlich, daß ich noch immer hinten bin, doch tröstet mich der Gedanke, daß meine Zeit wohl im nächsten Jahr kommen wird, wenn der Owambokrieg vor sich gehen sollte. Personalbeschreibungen hiesiger Bekanntschaften will ich mir für später aufsparen, da es zu gefährlich ist, wenn Briefe verloren gehen. Jedenfalls werde ich gut mit der Menschheit fertig. Von der Kriegslage werdet Ihr mehr wissen als wir. Es sieht nicht sehr erbaulich aus.

In den nächsten Tagen reite ich wieder eine achttägige Patrouille in sehr schöne Gegenden. Hoffentlich treffe ich den bösen Feind und schlage ihn aufs Haupt."

„Windhuk. 25. 10. 1904.

Du hast nun lange nichts von mir gehört und daraus hoffentlich geschlossen, daß es mir gut geht, wie es in der That auch der Fall ist. Ich bin zur Zweiten Compagnie des Ersten Feldregimentes, der berühmten Frankeschen Compagnie, versetzt und marschire mit ihr in etwa acht Tagen nach dem südlichen Kriegsschauplatz gegen die Hottentoten ab. Ihr habt die Nachricht von dem nun erfolgten Aufstand im Süden der Kolonie wohl schon in den Zeitungen gelesen. Kenner behaupten, die Lage sei jetzt ernster als zu Beginn des Herero-Aufstandes. Ich

bin natürlich überglücklich, daß ich zu dieser berühmten alten Afrikaner-Truppe gekommen bin. Doch nun chronologisch! Mein letzter Brief datirte aus Karibib, wo ich als Etapenschutz viele hübsche, wenn auch ergebnißlose Patrouillenritte ausführte. So war ich auch in Otjimbingue, wo ich einen alten Gütersloher, Missionar Opp, kennen lernte. Ich sollte die Bastards entwaffnen, die dort wohnen. Ich that es auf seinen Rath aber nicht, da es durchaus nothwendig ist, daß sie zum Schutz ihres Viehes ihre Gewehre behalten. Vielmehr veranstaltete ich einen großen patriotisch-religiösen Akt, bei dem die Bastards nochmals Treue schwören mußten. Die Wogen der Begeisterung gingen himmelhoch, als sie hörten, sie dürften die Gewehre behalten. Ich hatte mich natürlich als Abgesandten des Kaisers vorgestellt, der von ihrer Treue überzeugt sei und zur Vertheidigung der Station auf sie rechne. Opp tapezirte ihnen die Hölle natürlich schön aus, falls sie untreu würden.

Von Karibib aus ritt ich über Okahandja hierher. Um Okahandja herum stehen viele zerstörte Farmen, deren Besitzer, so weit sie nicht Engländer oder Buren waren, fast sämmtlich gräßlich ermordet wurden. Die Halunken haben Alles kurz und klein geschlagen, zerschnitten, angebrannt u. s. w. Ich studirte herumliegende Briefe, was auf mich einen wehmüthigen Eindruck machte. In Okahandja sah ich neben vielen anderen auch das Grab meines Freundes Rosenberg.

Unterwegs lebte mein ganzer Zug von dem Wilde, das ich schoß. Einen Tag allein waren es drei Steinböcke (kleine Antilopen mit handhohen Gehörnen). Einen ganz klobigen Steinadler schoß ich; den Balg hat der Ober-Veterinär im Pferdedepot Okahandja.

Hier in Windhuk ist ein ganz angenehmer Aufenthalt. Es giebt sogar viel Wasser, heiße Quellen und ein Schwimmbad, in das ich täglich springe.

Am dreißigsten Oktober soll ich mit meinem Zuge als Avantgarde mit Oberst Deimling auf Rehoboth, Gibeon u. s. w. reiten. Die Compagnie kommt nach. Excellenz Trotha ist hier. Leutwein ist mit sehr wenigen Leuten bei Rehoboth. Jedenfalls wird die nächste Zukunft viel Neues und für mich hoffentlich kriegerische Thätigkeit bringen. Der Hottentot ist ein geborener Soldat, Reiter und Jäger in der Perfektion. Man ist starr über die bisher hier geführte Verwaltung. Die Weißen fast alle verbittert, die Eingeborenen frech. Jeder Civilbeamte kommt mir vor wie ein aufgeplusterter Spatz. Eine traurige Erfahrung ist das Nachlassen der in Deutschland eingedrillten Disziplin. Die Schuld liegt zum großen Theil an der jetzt modernen Verhetzung des Unteroffizierstandes; das tendenziöse Aufbauschen von unvermeidlichen Mißhandlungen drückt die Stellung des Unteroffiziers unter die des mit Handschuhen angefaßten Gemeinen herab. Eine rühmliche Ausnahme macht die Frankesche Compagnie, wo Keiner wagt, renitent zu sein; man versteht bei ihr auch Pferde zu behandeln. Das Experiment mit berittener Infanterie ist gründlich mißglückt. Hier gehört im Schießen ausgebildete Kavallerie her. Es kann Einem schlecht werden, wenn man einen alten steifen Infanterie-Sergeanten auf einem ungerittenen Pferd bis an die Zähne bewaffnet einherreiten sieht und dahinter kommt ein gefällig sitzender Schwarzer. Der Erste ist die Verkörperung der bewaffneten Hilflosigkeit. Das soll kein Vorwurf sein; es ist aber nicht zu verlangen, daß ein Mann, der bisher nie auf einem Pferd saß, nun mit einem, das noch nie einen Reiter auf seinem Rücken gehabt hat, hinkommt, wo er will, es zu behandeln versteht, es nicht zu Schanden drückt. Auch leidet das Ansehen der deutschen Soldaten dadurch ungeheuer."

„Rehoboth, 2. 11. 1904.

Am Einunddreißigsten bin ich mit Oberst Deimling und einem Zug hierher geritten und gestern Abend angekommen. Der Ritt war sehr übel, da jegliche Verpflegung vergessen war; aber es geht auch ohne Essen. Eben meldete ich mich bei Oberst Leutwein und hörte, daß wir (die Compagnie und eine halbe Gebirgsbatterie) unter Leutwein nach dem Süden gehen sollen: gegen Morenga, der in den Karrasbergen sein soll; ein ganz nettes Ende Weg. Das wäre, mich natürlich ausgenommen, da ich noch unerprobt bin, die Elite der Schutztruppe. Wir würden also die Aufruhrgebiete zu durchreiten und dann Herrn Morenga auf den Schwung zu bringen haben.

Ich wohne in Beckersstore in einer Stube mit dem Schwengel des Hauses, der auch gegen die Hereros gekämpft hat. Bei dem Gedanken an einen solchen Zimmergenossen wäre ich noch vor einem Jahr erbleicht. Jetzt preise ich mich glücklich, mal unter Dach und Fach zu schlafen. Die Tage in Windhuk waren reichlich stürmisch in Bezug auf Lebensweise. Ich fühle mich thatsächlich am Wohlsten als Schwein, wenn ich mich nicht wasche, unter freiem Himmel schlafe und so gut wie nichts zu essen und zu trinken habe.

Man kann leider nicht Alles schreiben, da man Indiskretionen zu fürchten hat. Sonst bliebe ja auch nichts zu erzählen. Man schlägt über Vieles die Hände über dem Kopf zusammen. Lest nur jetzt besonders genau die Zeitungen (leider wird ja doch das Meiste verheimlicht). Wir beim alten Leutwein sind in bester Hut. Er kennt im Süden jeden Schlupfwinkel. Rehoboth ist die Hauptstadt der gleichnamigen Bastards. Der Stamm ist schon über hundert Jahre alt (Bur-Hottentot). Sie sind mehr Hottentoten als Weiße. Zum Theil sieht man hohe, schlanke Gestalten mit schmalen Hüften und breiten Schultern. Die Gegend ist, wie eigentlich die ganze Kolonie, ein Bild des Todes in der Natur. Felsen, Sand, Dorn und glühende Sonne. Es ist geradezu lächerlich, wie man den Luxus des Lebens entbehren gelernt hat. Als Inbegriff eines solchen erscheint mir mein erstes Frühstück zu Hause, wie die gute H. mich fütterte. Vor Allem, daß kein Schmutz in der Stube, daß der Kaffee nicht brockig war oder nach Holzkohle schmeckte, frische Butter und Milch u. s. w. Und so ein Pschörrle! Das echte Bier, das man in Windhuk für 1,50 die Flasche kaufte, ist so mit Chemikalien versetzt, daß es nicht schmeckt und einen phänomenalen Kater erzeugt. Alles in Allem halte ich es für ein Riesenglück, sich mal von dem amönen Schürzenzipfel der Heimath loszureißen und Knechtsgestalt anzunehmen. Ich sitze im Zimmer der Dame des Hauses. Nebenan hökert man im Laden mit den Bastards und etlichen verwegen aussehenden Weißen, die, Rum pure qualité trinkend, mich durch die offene Thür beäugen. Ich werde ihnen gleich eine Flasche spendiren und sie wegschicken.

Die Verlobung des Kronprinzen freut mich sehr; er macht eine gute Partie. Sollte man uns in Bezug auf Dekorationen mit dem selben Maßstab messen wie die Leute in China, dann muß schon Einer, der glücklich mit der Eisenbahn von Swakopmund nach Okahandja gefahren ist, einen Schwerter-Orden bekommen."

„Windhuk, 20. 10. (An die Schwester.)

Soeben erhielt ich Deinen Brief und mir war, als ob ich eine Plauderstunde mit Dir in der gelben Stube hätte. Ich komme von einem Frühstück beim Chef der South West Afrika Co. Du siehst: ich verstehe mich selbst hier anzu-

biedern . . . Es ist herrlich, sich hier sein Geld allein verdienen zu können. Die Civilsachen habe ich; mein parchimer Bursche hat sie eingepackt, weil er glaubte, sein Herr könne nicht ohne Civil ausgehen. Man lernt hier höllisch zu. Selbst als Kavallerist in Bezug auf Pferdepflege, die zu Hause die Wachtmeister besorgen. Ich sehe bräunlich und scheußlich aus. Mit dem Herzen scheine ich, im Gegensatz zu den Meisten, sehr gut auszuhalten. Morgen früh soll ich losrücken; dann wirds mit Nachrichten von mir wohl hapern. Ich bin hier auf meinem Platz: Das möge Euch trösten."

„Kub, 14. 11. 1904.

Wir harren hier noch immer der Dinge, die da kommen sollen. Leutwein ist vom Oberkommando weggebissen und Oberst Deimling wird uns gegen die Witboois führen. Quod Deus bene vertat! Meine Compagnie wird wohl in den nächsten Tagen einen Handstreich gegen Marienthal-Rietmont, wo Hendrik sitzt, führen. Sollten wir Erfolg haben, sind wir fein heraus. Wenn Ihr diesen Brief habt, habt Ihr schon meinen Tod oder unseren Erfolg in der Zeitung gelesen. Wenn man hier die deutschen Zeitungen liest, mit welchem Pomp man dort die lächerlichsten Nichtigkeiten feiert, wie die Marinetruppen weit über Verdienst gelobhudelt werden, könnte man sich ärgern, wenn man nicht selbst Ernsteres vorhätte . . . Hier giebts einen Fluß mit etwas Wasser und sogar eßbare Fische drin. Das ist hier mehr als ein achtes Weltwunder. Post habe ich seit Ewigkeiten nicht bekommen. In Deutschland reitet man jetzt Jagd. Am Hubertustag habe ich lebhaft der mecklenburgischen Dragoner gedacht. Hier ist es jetzt klobig heiß. Wie schön hätte der kalte Sekt geschmeckt! Die tägliche Nahrung ist Cornedbeef, Reis und frisch geschlachtete Ziege. Getränk: Kaffee, Theraufguß und Rum schlechtester Sorte. Doch nun Adieu! Mein letzter Briefbogen ist zu Ende. Frohes Weihnachten und Neujahr wünsche ich Euch Allen aus fernem Land. Gott schenke uns ein frohes und ehrenvolles Wiedersehen!"

„Kub. 24. 11. 1904.

Gestern habe ich zum ersten Mal im Feuer gestanden. In der Nacht hörten wir schießen und gegen Morgen kam die Meldung vom Pferdeposten der zweiten Gebirgsbatterie, daß die Witboois in der Nacht die ganzen Pferde dieser Batterie genommen hätten. Es wurde eine starke Patrouille hinterher geschickt. Unsere Pferde waren noch draußen auf der Weide. Da plötzlich starkes Schießen. Die Compagnie ging zu Fuß in der Richtung des Schalles vor; ich hatte die Spitze. Es dauerte auch gar nicht lange, bis uns die Geschosse von allen Seiten um die Ohren flogen. Gleich die erste schlug dicht neben mir auf die Felsen, daß mir die Steinsplitter gegen die Gamaschen klappten. Wir besetzten eine Höhe und schossen uns mit vor uns in guter Deckung liegenden Witboois herum. Ich persönlich bemühte mich, möglichst genau zu zielen. Auf einmal erhielt der linke Flügel der Compagnie Flankenfeuer; die zufällig eintreffende Vierte Compagnie zog uns aus der Patsche. Wir erfuhren später, daß Hendrik selbst geführt habe und Kub überfallen wollte. Thatsächlich waren wir schon ganz umzingelt. Die Gebirgsartillerie gab auch ihren Senf dazu, aber meiner Ansicht nach ohne Erfolg, da die Shrapnells viel zu hoch platzten. Wir gingen dann vor und vertrieben die Witboois. Die Compagnie hatte im Ganzen neun Tote. Die Hottentoten nahmen ihre Toten meist mit. Man fand viele von ihren weißen Hüten neben

Blutlachen. Daß ich ein Gefühl der Angst hätte bekämpfen müssen, kann ich nicht sagen. Nur nachher, wenn man die blutigen, entstellten Leichen sieht, kommt Einem das Rohe des Kriegshandwerks zum Bewußtsein. Zum Dessert henkten wir einen abgefangenen Spion auf. In drei bis fünf Tagen wird wohl ein größeres Gefecht bei Rietmont-Marienthal sein. Mir geht es sehr gut. Gleich ist Beerdigung. Daher Schluß. Viele, viele Grüße Euch Allen."

Dieser Brief war sein letzter. Am zweiten Dezember war sein Ehren- und Todestag . . . Wäre er am Leben geblieben, so hätte er in den Briefen gewiß Manches geändert, was unter dem ersten Eindruck allzu schroff ausgefallen war. Die Briefe zeigen eine scharfe Beobachtungsgabe und beweisen, wie am vierten Februar 1905 in der „Zukunft" richtig gesagt wurde, „mit welchem geduldigen, prunklosen Heroismus deutsche Offiziere und Soldaten das Elend dieses aufreibenden Buschkrieges tragen." Es sind wahrhaftig nicht die Schlechtesten, die freiwillig hinausgezogen sind; und wenn sie an maßgebender Stelle noch nicht die Anerkennung finden, die sie sich in so reichem Maße verdient haben, so können wir getrost und ohne Bitterkeit das Urtheil der Geschichte anheimstellen: sie wird ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Wie er zum zweiten Mal an den Feind kam, beschreibt einer seiner Begleiter:

„Am neunundzwanzigsten November marschirte eine Patrouille unter Führung des Lieutenants von der Marwitz von Kub ab, um in der Richtung Rietmont-Marienthal aufzuklären, wo der Gegner, allem Anschein nach zu energischem Widerstand entschlossen, sich verschanzt haben sollte. Am Dreißigsten in der Frühe wurde die Wasserstelle Nareb, nachdem die Pferde im dichten Busch am Fischriver versteckt waren, von einer kleinen vorgelagerten Kuppe aus beobachtet und, als sie vom Feinde frei befunden wurde, besetzt. Meldung hiervon ging mittags drei Uhr mit dem Bastard an Oberst Deimling ab. Um die selbe Zeit marschirten wir nach Osten weiter und erkundeten bei Tagesgrauen des ersten Dezember Darmhaus und Wasserstelle Dareb, die ebenfalls unbesetzt waren. Eine Witbooipatrouille wurde gegen Sonnenuntergang in der Ferne gesichtet; sie zog sich schleunigst zurück. Wir waren eben mit dem Tränken der Pferde beschäftigt, als in der Richtung, aus der wir selbst gekommen waren, ein Reitertrupp gemeldet wurde. Als wir jedoch in Schützenlinie ausgeschwärmt vorgingen, erkannten wir bald, daß es eine Patrouille unter Oberlieutenant K. war. Er brachte Nachricht von einem Gefecht bei Hoackanas, in dem die Witboois unter ziemlichen Verlusten zurückgeschlagen worden waren, demnach Rietmont vermuthlich vom Feinde frei oder nur schwach besetzt sein könne, ferner, daß Oberst Deimling mit dem Gros in Anmarsch sei. K. marschirte nach Westen zurück. Wir (unter Von der Marwitz) nach Osten; wir erreichten gegen zehn Uhr vormittags den Platz Naris. Die Meldung: Naris von Witboois unbesetzt, die zurück an Deimling durch eine Patrouille von zw Mann ging, war wider die Absicht nicht ganz zutreffend. Denn als wir uns na schnell zubereitetem Mittagessen einige Augenblicke der wohlverdienten Ruhe übe lassen wollten, schreckte uns der Ruf ‚An die Gewehre' und das Knattern vo Schüssen schleunigst aus Morpheus' Armen auf. Unsere Posten hatten den Versuch einer Witbooi-Patrouille, auf Umwegen an die Wasserstelle zu gelangen, vereitelt Einige weitere gutgezielte Schüsse ließen die Kerle das Hasenpanier ergreifen, wob

sie uns drei gesattelte Pferde überlassen mußten. Die schnell aufgenommene Verfolgung in der Richtung auf Rietmont blieb ohne Resultat. Kurz vor Sonnenuntergang bemerkten wir in südlicher Richtung ausgedehnte Staubwolken und entdeckten, indem wir uns dem nach dieser Seite hin abfallenden Kalkrande näherten, auf der Farm Marienthal große Mengen Groß- und Kleinvieh und vereinzelte Reitertrupps. Mit der Beobachtung dieser so wichtigen Thatsache beschäftigt, sehen wir plötzlich auf der Höhe des Randes von Rietmont her verschiedene kleine Abtheilungen von Witbooireitern auftauchen, die uns beobachten und alsbald den Versuch machen, uns unbemerkt zu umgehen. Lieutenant von der Marwitz giebt den Befehl zum Zurückgehen. Wir marschiren abwechselnd im Trab und Schritt etwa eine halbe Stunde auf dem Wege nach Naris zurück, entfernen uns dann in nördlicher Richtung etwa fünfhundert bis tausend Meter und beziehen in ziemlich dichtem Busch Nachtquartier; schlafen aber nicht. Wiederum geht eine Meldung an Oberst Deimling ab, ein Führer und drei Mann. Zurück blieben noch zwei Offiziere, drei Unteroffiziere, zehn Reiter, zwei Kriegsfreiwillige und ein Bur. Die Patrouille sicherte sich auf folgende Weise: ein Drittel der Mannschaft ruhte, ein zweites Drittel ließ die Pferde unter dem Sattel am Zügel weiden, das letzte Drittel (fünf Mann) bildete eine Postenkette um dieses Lager. Die Posten hatten das Seitengewehr aufgepflanzt. Bei jeder Gruppe befand sich ein Unteroffizier; die beiden Offiziere lösten einander im Wachtdienst ab. Marwitz, der uns beständig zur Vorsicht und Wachsamkeit gemahnt hatte, appellirte diesmal noch besonders an unser Ehr- und Pflichtgefühl. Es war wohl in dieser Nacht nicht so nothwendig, denn Jeder hatte die Größe der Gefahr und deren unmittelbare Nähe erkannt. Das Brechen von Zweigen, das Kreischen der Korrhähne und andere unzweifelhafte Zeichen belehrten uns darüber, daß Witboois Spione uns umschlichen. Sowohl der Bur als ich hatten Marwitz das gefährliche Wagniß, am nächsten Morgen noch weiter nach Rietmont vorzudringen, auszureden gesucht, diesen Versuch jedoch bald als zwecklos erkannt. Auch der Vorschlag, mich und den Buren in der Nacht als Schleichpatrouille zu Fuß vorzuschicken, wurde nicht gutgeheißen. Um halb vier Uhr früh am zweiten Dezember brach die Patrouille auf und suchte, indem sie im weiten nördlichen Bogen ausholte, in die Nähe des abfallenden Kalkrandes zu gelangen, von wo aus Rietmont zu übersehen ist. Ohne es jedoch zu ahnen, hatten wir uns in der Dunkelheit dem Wege wieder bis auf hundert Meter genähert. Die Pferde und das Gros der Abtheilung wurden in einem kleinen, aber dichten Busch versteckt, die Spitze, bestehend aus Von der Marwitz, Lieutenant v. A., dem Buren und mir, schlich sich vorsichtig nach dem Rand hin. Kaum waren wir ungefähr hundert Meter vorgegangen, als Marwitz darauf aufmerksam machte, daß er einen Menschen mit weißem Hut (Abzeichen der Witboois) in unmittelbarer Nähe bemerkt habe. Alsbald entdeckte ich in der angegebenen Richtung einen Hottentoten, der den Kopf zur Beobachtung hob. Vier wohlgezielte Schüsse von uns werden dem Hottentotendasein wohl ein Ende gemacht haben. Zum Feststellen dieser Thatsache blieb uns keine Zeit mehr. Denn als Antwort auf unsere Schüsse knallte und knatterte es an allen Seiten; der kleine Busch, in dem unsere Pferde standen, war am anderen Rande dicht mit Witboois besetzt, eben so der Kalkrand, überhaupt das ganze Gelände, dessen Unebenheiten sich der Eingeborene und ganz besonders der Hottentote so vorzüglich sich anzupassen versteht. Lieutenant von der Marwitz fiel sogleich mit

einem Schuß durch den Kopf. Er hatte knieend angelegt und fiel, mit der Hand nach seinem Kopf fassend, rückwärts über. Wir warfen uns hin, mußten aber sogleich zurück und suchten dann zu unserer Abtheilung zu gelangen. Wir trafen sie ganz zersprengt; die Pferde hatten sich bei dem furchtbaren Feuer losgerissen; die Pferdehalter waren zum Theil wohl schon verwundet. Ein Unteroffizier und ein Reiter führten uns einige Thiere wieder zu. Jeder griff das ihm zunächst laufende Pferd und galopirte in der Richtung Naris-Dareb davon. Wir konnten es nur eben so machen . . . Weit vorn fand ich endlich den Burschen des Lieutenants von der Marwitz, im dichtesten Kugelregen, wo er auf seinen Lieutenant wartete. Auf seine Frage antwortete ich, der Lieutenant sei soeben neben mir gefallen. Der Bursche galopirte nun der Abtheilung nach und auch ich suchte das kleine Häuflein zu erreichen, was mir nach einigen Kilometern gelang. Unter stetem heftigen Feuer des Feindes, der die ganze Buschlinie am Weg entlang besetzt hatte, vollzog sich nun der Rückzug; rasend schnell und doch in unserem Häuflein, das nur noch aus vier Leuten und drei Schwerverwundeten bestand, in geordneter, dem Befehl entsprechender Weise. Ich warnte vor der Wasserstelle Naris, die nachts vermuthlich von den Witbooi besetzt worden sei. Als wir uns den Klippenrändern von Naris näherten, pfiffen uns denn auch von drei Seiten her die Kugeln um die Ohren."

In einem anderen Brief hieß es über Kurtchen: . . . „Uns betrübt sein Tod sehr, besonders auch Oberst Deimling, der ihn auf Patrouille schickte, ist der Tod sehr nah gegangen. Er betonte Das immer wieder zu mir und sagte bei dem Gefecht, das einige Tage später stattfand, er wolle ihm seine guten Meldungen nicht vergessen."

Seine letzte Meldung, sein letztes schriftliches Lebenszeichen lautet:

„An Oberst Deimling. 1. 12. Abends 7½.

Wurde auf Naris überfallen, habe jedoch Angriff abgeschlagen; fünf Pferde erbeutet. Bei Marienthal große Viehheerden und mehrere Reitertruppen. Direkte Beobachtung nach Rietmont durch Gegner verhindert. Ueberall stehen zurückgelassene Pferde, woraus ich auf fluchtartigen Rückzug der Gegner schließe. Sämmtliche Spuren führen auf Marienthal-Rietmont. Artillerieeinwirkung von Pad nach Rietmont und Marienthal sehr günstig."

Jetzt sind seine Gefährten zurückgekehrt, um sich in der Heimath von ihren Wunden heilen zu lassen. Alle erinnern sich seiner mit wehmüthiger Freude, als eines frischen, lieben Kameraden, der trotz den großen Strapazen nie die Lust am Kriegsdienst verlor und bis zum letzten Augenblick kerngesund geblieben ist. Die feindliche Kugel riß ihn mitten aus dem vollen Leben heraus. So hatte er sich den Tod immer gewünscht. Die Rose war gebrochen, ehe der Sturm des Lebens sie entblättert hatte, und fern her über Meer und Land klingt die alte Soldatenweise: „Ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt!"

Einen Monat vorher hatte ich einen seltsamen Traum. Ich las die Meldung seines Todes, die in Form eines Telegrammes mit Riesenbuchstaben an einer Anschlagsäule befestigt war; ich war nach dem Erwachen tief bewegt und der Gedanke an das Nahen einer Katastrophe hat mich seitdem nicht verlassen. In dieser Zeit schrieb ich ihm einen langen Brief, in dem es hieß: „Es ist nicht Neid, wenn ich Dir sage: Du bist ein glückliches Menschenkind, denn Du hast schon einen Theil Dessen erreicht, was Du Dir vorgenommen hattest; und wenn das Glück Dir günstig ist, siehst Du mit eigenen Augen Das, was unserem Blut und unserer Abstammung

nach das Erstrebenswertheste für uns ist, nämlich ein Stückchen Krieg, wenn er wohl auch anders ist als der, den unsere Väter gekannt haben. Als Du damals in Hamburg auf das Schiff gingst, dachte ich mir, wie schön es sein müßte, zwischen sich und die Vergangenheit jeden Tag einen größeren Zwischenraum legen zu können; vor sich eine zwar ungewisse, aber eigenartige Zukunft, hinter sich alles Kleinliche, Kommissige, Philisterhafte, was jeder Vollblutnatur auf die Dauer unerträglich ist." Genau zwei Monate nach seinem Tode kam dieser Brief uneröffnet zurück mit dem kurzen Postvermerk: „Empfänger verstorben."

— —

Als er zum letzten Mal im vergangenen Sommer auf dem Erbbegräbnißplatz seiner Väter stand, fiel sein Blick auf zwei Tafeln, die ihm von je her vor allen, die dort an den Wänden stehen, gefallen haben: in klassischer Kürze künden sie das Leben und Ende von zwei Jünglingen, den Brüdern seines Großvaters. Beide ruhen in fremder Erde, wie er; die Inschriften lauten:

„Anton Eberhard von der Marwitz,
geboren zu Berlin den zweiten Dezember 1790.

Widmete sich früh den Waffen. Sah den Fall des Vaterlandes 1806. Kämpfte für das Land 1807. Sah es in Sklaverei und floh, den Kampf für deutsche Freiheit suchend, 1808. Fand ihn 1809. Mit Ruhm bei Regensburg den achtundzwanzigsten April. Fiel bei Aspern einundzwanzigsten März 1809. Duldete unaussprechlich bis zum neunten Oktober zu Nikolsburg in Mähren, wo er starb, von den Seinigen betrauert, von Feinden geehrt. Seinem Andenken gesetzt von seinem Bruder."

„Christian Gustav Alexander von der Marwitz, geboren am vierten Oktober 1787. Lebte für die Wissenschaften. Erstieg deren Gipfel. Redete sieben Sprachen. Wahrete dieses Vatergutes 1806 und 1807, wie der Bruder zu Felde lag. Von Freiheitliebe ergriffen, focht er 1809 in Oesterreich bei Wagram und Znaim. Diente 1813 dem Vaterlande. Schwer verwundet und gefangen, befreite er sich selbst. Wieder genesen, focht er in Frankreich und fiel dort bei Montmirail am elften Februar 1814. Hier stand er hoch, dort höher. Seinem Andenken gesetzt von seinem Bruder."

„Wenn ich drüben bleibe", sagte Kurtchen damals, „dann setzt mir später auch so eine Tafel". Sein Wunsch wurde erfüllt und also lautet die Inschrift:

„Kurt Hildebrand von der Marwitz, geboren zu Friedersdorf am zwölften Dezember 1877, trat 1897 als Lieutenant in das Garde-Füsilier-Regiment, wurde 1901 in das Achtzehnte Dragonerregiment versetzt, meldete sich 1904 zur Schutztruppe, als der Aufstand in Südwestafrika ausbrach. Fiel bei Rietmont am zweiten Dezember 1904. Furchtlos, wahrhaftig, treu und lebensfroh, war er die Freude Aller, die ihn kannten. Dulce et decorum est, pro patria mori. Wir haben Dich ziehen lassen mit Trauern und mit Weinen; Gott aber wird Dich uns wiedergeben mit Freude und Wonne ewiglich. Seinem Andenken gewidmet von seiner Mutter."

So schlafe denn, mein geliebter Junge, den letzten großen Schlaf dort fern von der Heimath; über Deinem einfachen Soldatengrab strahlt das Kreuz des Südens; und wenn einst in ferner Zukunft das deutsche Afrika beruhigt und die Kraft seiner schwarzen Bewohner gebrochen ist, dann wird das große Kulturwerk beginnen, an dessen Vorbedingungen auch Ihr, Du und Deine Genossen im Tode, einen bescheidenen Antheil gehabt habt.

Groß-Rietz. Hans Georg von der Marwitz.

In Vertretung des Aktionärs.

Unser Handelsgesetzbuch enthält den Satz: „Das Stimmrecht kann durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden.“ Dieses kurze Sätzchen, eine der verhängnißvollsten Bestimmungen unseres längst als unvollkommen erkannten Aktienwesens, hat schon viel Unheil angerichtet, mehr noch als der Paragraph, der von der Konstituirung des Aufsichtrathes spricht. Der Anreiz, sich nur vom persönlichen Interesse leiten zu lassen, ist hier besonders stark. Nur wer direkt im Auftrag des zu vertretenden Aktionärs handelt, wer also eine gewisse Gewähr dafür bietet, daß er das Stimmrecht des Anderen nicht seinen eigenen Zwecken dienstbar machen wird, sollte zur Abstimmung befugt sein. Keine feste Schranke aber schützt hier vor dem Mißbrauch übernommener Rechte. Selbst das Reichsgericht hat die Frage, wer den Aktionär in Generalversammlungen vertreten dürfe, mehr als einmal in einer Weise beantwortet, der vom einfachen Menschenverstand widersprochen wurde. Im Dezember 1903 wurde, zum Beispiel, entschieden, daß der Prokurist eines Aktionärs zur Vertretung seines Prinzipals nicht berechtigt sei. So erkannte das höchste Gericht, obwohl nach dem Paragraphen 49 des Handelsgesetzbuches die Prokura zu allen Arten von gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften und Rechtshandlungen ermächtigt, die der Betrieb eines Handelsgewerbes mit sich bringt.

Wie ist die Nothwendigkeit solcher Vertretung entstanden? Vielleicht lehrt die Beantwortung dieser Frage die Mängel des heutigen Zustandes verstehen. Wer sein Stimmrecht für die Generalversammlung einem Anderen überträgt, thut es, weil er dieser Versammlung nicht beiwohnen will oder kann. Ein Hauptmangel unseres Aktienwesens ist, daß es die Stellung der Aktionäre gegenüber den anderen Organen der Gesellschaft nicht scharf genug präzisirt. Viele Aktionäre bleiben den Versammlungen fern, die in ihren Augen nur Paraden oder Komoedien sind. Sie denken sich: „Was können wir armsäligen Kreaturen gegen die hochmögenden Herren des Aufsichtrathes und der Direktion denn ausrichten? Bleiben wir lieber zu Hause.“ Kommt dann Einer, der auch Aktionär ist, und sagt: „Gieb mir Deine Aktie; ich will Dich vertreten“, so wird Der, dem die Sache gleichgiltig ist, ohne Bedenken sein Stimmrecht hingeben; und dabei vielleicht gegen sein Interesse handeln. Die Indifferenz hat noch einen Grund: viele Leute betrachten ihre Aktien gar nicht als dauernden Besitz; und wer Aktien lediglich kauft, um eine gerade günstige Konjunktur zur Erzielung von Kursgewinnen auszunutzen, Der hat an der Gesellschaft selbst, an ihrer inneren Kräftigung kein ernstes Interesse. Oft ist deshalb schon vorgeschlagen worden, den wirklichen Aktionär vom Kursspekulanten zu unterscheiden und diese zweite Kategorie von den Generalversammlungen überhaupt ganz auszuschließen. Besonders weit ist nach dieser Richtung das schweizerische Aktienrecht gegangen; üble Wirkungen dieser Vorschriften sind dort bisher nicht sichtbar geworden. Die beiden Gruppen von Aktionären deutlich zu scheiden, ist allerdings schwer; um s schwerer, als Schiebungen aller Art möglich sind. Jedenfalls ist die Vertretungfrage durch die Zunahme der Kursspekulation im Publikum noch komplizirter geworden Auch hat die Aktiengesellschaft den Charakter eines demokratischen Staatswesens nad und nach fast völlig verloren; sie ist zur Oligarchie geworden. Die Großen herrsche und der Demos hat nicht viel zu sagen. Die Aristoi sind die Großaktionäre, die meis direkte oder indirekte Beziehungen zur Verwaltung haben. Sie besorgen, im Bun

mit den Leitern der Gesellschaft, hinter den Coulissen die Staatsgeschäfte; und was den Aktionären dann in den Generalversammlungen vorgeführt wird, ist nur ein dürftiger Auszug aus den vorangegangenen Verhandlungen und Beschlüssen und kann gewöhnlich mit einem einfachen Ja oder Nein abgethan werden. Damit soll nicht etwa behauptet sein, die vor der Versammlung geleistete Arbeit habe keinen Werth. Ich will nur andeuten, wie es kommt, daß so viele Aktionäre dem Treiben der eigentlichen Macher thatlos zusehen und, statt selbst in die Generalversammlung zu gehen und ihre Wünsche zu vertreten, ihr Stimmrecht leichten Herzens irgend einem Führer, Manager oder Beutesucher anvertrauen.

Wenn eine Generalversammlung Sensationen verheißt, blüht das Vertretungsgeschäft. Durch auffällige Zeitungsinserate, lange Rundschreiben, manchmal sogar durch Plakate werden die Aktionäre aufgefordert, ihre Stimmen diesem oder jenem Bankhaus, einem Rechtsanwalt oder einer anderen Persönlichkeit, die „Interessenvertretungen" (ein schönes Wort!) für die Generalversammlung übernommen hat, anzuvertrauen. Daß der Bankier oder der Anwalt Sonderzwecke haben, für seinen Aktienbesitz oder für seine Reputation kämpfen könne: daran denken die Aktionäre meist erst, wenn die Sache für sie ganz anders ausgegangen ist, als sie erwartet hatten. Mancher steht vor der Generalversammlung erhobenen Hauptes auf einem Standpunkt, den er dann, aus oft gar nicht zu ermittelnden Gründen, graziös verläßt; er geht, meist nicht einmal schüchtern, mit allen ihm anvertrauten Aktien einfach ins andere Lager über. Die Aktionäre, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, können gegen ihren Mandatar dann selten Etwas machen: er kann ja immer sagen, der Verlauf der Generalversammlung habe ihn überzeugt, daß seine frühere Auffassung nicht dem Interesse der Aktionäre entsprach. Was zwischen Gestern und Heute hinter der Szene geschehen ist und den Umfall des Herrn Interessenvertreters bewirkt hat, darüber schweigt meist für ewige Zeiten des Sängers Höflichkeit. Das klassische Beispiel einer solchen Schwenkung bot ein Vorgang, dessen Schauplatz im Oktober des vorigen Jahres die Außerordentliche Generalversammlung der Aachener Lederfabrik war. Der Direktor De Hesselle hatte bekanntlich Bilanzfälschungen und Unterschlagungen begangen und der Aufsichtrath sollte nun regreßpflichtig gemacht werden. Herr Bankier Siegmund Friedberg in Berlin, Herausgeber einer sich als „Rathgeber auf dem Kapitalmarkt" anbietenden Zeitschrift, hatte sich zum Schirmherrn der Aktionäre proklamirt und diesen Posten mit einem großen Aufwand von Reklame zu einer Stellung von welterschütternder Bedeutung gemacht. Er konnte denn auch in Cirkularen der andächtig lauschenden Menschheit verkünden, daß er die „überwältigende Majorität" der Aktionäre hinter sich habe. Natürlich wurde dieser berühmte General in eine Kommission gewählt, die sich mit der Frage der Regreßpflicht des Vorstandes und Aufsichtrathes zu beschäftigen hatte. Herr Friedberg that urbi et orbi kund und zu wissen, an der Regreßpflicht der Verwaltung sei nicht zu zweifeln und selbstverständlich werde Schadensersatz verlangt werden. Im Vertrauen auf die schneidige Initiative des Herrn Interessenvertreters übertrugen ihm denn auch viele Aktionäre ihre Stimmen für die Generalversammlung; doch siehe da: es kam ganz anders, als sie erwartet hatten. Aus der Fanfare wurde eine Chamade. Herr Friedberg stimmte einem sehr mageren Vergleich zu und schien an die vor der Generalversammlung so energisch verfochtene Forderung des Schadensersatzes nun nicht mehr zu denken.

Was mag diesen Umfall bewirkt haben? Der Schaaffhausensche Bankverein, der die Aktien der Lederfabrik emittirt und dem Unternehmen einen laufenden Kredit gewährt hatte, war durch einen seiner Direktoren im Aufsichtrath der Lederfabrik vertreten und erklärte feierlich, er werde der Gesellschaft den Kredit entziehen, falls Regreßklagen erhoben würden. Wenn die opponirenden Aktionäre und ihr „unerschrockener" Führer fest geblieben wären, hätten sie den Schadensersatz gewiß erreicht; die Schaaffhausener hätten sicher nicht scharf geschossen. Aber ihr Schreckschuß hatte genügt, um den heldenmüthigen Vertreter der Aktionärinteressen in den Sand zu strecken. Er fiel um und konnte nicht einmal mit Franz dem Ersten rufen Tout est perdu fors l'honneur! Heute ist der Herr wieder sehr lebendig und rühmt sich mit neidenswerthem Muth selbst als den Schützer der aachener Aktionäre. Und es wäre ihm gewiß nicht schwer, „nachzuweisen", daß er in Aachen nur im Interesse seiner Mandanten gehandelt hat. Dieses warnende Beispiel erinnerte aber auch wieder an die alte Frage, ob eine emittirende Firma nicht für die mit ihrer Gegenzeichnung veröffentlichten Prospekte haftbar sei. Nach dem Sieg in der Generalversammlung lehnte der Schaaffhausensche Bankverein natürlich auch die Verantwortung für den Prospekt zu den Aktien der Aachener Lederfabrik ab und hatte die Genugthuung, daß ihm das Landgericht I Berlin Recht gab.

Wie sehr die Aktionäre, die sich vertreten lassen, von den „Ansichten" ihrer Mandatare abhängig sind, haben die Skandalprozesse der letzten Jahre ja oft genug gezeigt. Ich will heute nur die Vorgänge bei der Leipziger Bank und der Rhederei Schostag erwähnen. Da hatten superkluge Rechtsanwälte den Aktionären zu Regreßklagen gegen die Konkursmasse gerathen. Die so ungemein weise Berathenen bildeten eine Gruppe, an deren Spitze ein Herr Anwalt trat: und nun gings mit Hurra und Hussa in die Generalversammlung. Dort wurde ein verständiger Ausgleich vorgeschlagen; aber die durch den Advokaten vertretene Gruppe bestand auf der Regreßklage gegen die Masse. Solche Klage war ja nun ganz unsinnig; denn die Konkursmasse repräsentirt das Vermögen der Aktiengesellschaft, die doch unmöglich selbst gegen sich klagen kann. Man hatte, wie nicht selten im Kreis Unkundiger, Aktionär und Gläubiger verwechselt. Für die schlecht vertretenen Aktionäre war die erste Folge, daß die Abwickelung der Angelegenheit verschleppt wurde. Mit einigem Mißtrauen sind auch die Aufforderungen zu betrachten, die auf die Rechte der Minorität in der Generalversammlung hinweisen und damit Aktionäre zum Anschluß an eine bestimmte Gruppe zu bewegen suchen. Wer sein Stimmrecht an solche Minoritätapostel abtritt, kann gehörig hineinfallen, wie der Fall der berüchtigten Deutschen Gasselbstzündergesellschaft in Berlin gezeigt hat. Hier führte eine Aktionärminderheit einen langwierigen und kostspieligen Gründerprozeß, der mit einem schon vorher billiger erreichbaren Vergleich endete.

Daß der Aufsichtrath die Vertretung von Aktionärstimmen sucht, um sich unangenehme Opponenten vom Halse zu schaffen, lehrte das Beispiel der Vermögensverwaltungstelle für Offiziere und Beamte, von der ich neulich hier sprach. Wie die Stimmen erworben waren, wußte Niemand; oder wußten doch nur Wenige. Aber der Vorsitzende hatte kein Bedenken, da ja die Mitglieder des Aufsichtrathes „auch" Aktionäre seien, die das Recht hätten, andere Aktionäre zu vertreten. Sehr schön; nur darf diese Befugniß nicht mißbraucht werden, um die Interessen der Aktienbesitzer durch Stützung eines unfähigen Vorstandes zu schädigen und einen

breiten Deckmantel zu schaffen, der eine tadelnswerthe Geschäftsführung dem kritischen Auge verbergen soll. Zu dieser Art von Aktienvertretungen ist auch eine vom Pommernbankprozeß her bekannte Schiebung zu rechnen, die die zum Concern gehörende Immobilienverkehrsbank mit den in ihrem Besitz befindlichen Aktien der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekenbank in den Generalversammlungen dieses Institutes vorzunehmen pflegte. Um die nicht Eingeweihten über die Größe ihres Aktienbesitzes zu täuschen, ließ sie einen Theil dieser Aktien durch andere Aktionäre vertreten. Das war gesetzlich erlaubt, hat aber dazu beigetragen, daß die Pommernbank sich viel länger halten konnte, als nach ihrem inneren Status gerechtfertigt war. Gegen all diese Täuschungversuche bietet das Gesetz kein Mittel. Das Publikum muß sich selbst helfen. Je wichtiger die Projekte und je stärker die Interessen sind, die ins Spiel kommen, um so größer ist natürlich auch die Verlockung, eigene Pläne durch fremde Aktien vertreten zu lassen. Das zeigt jetzt wieder der Kampf um den stettiner „Vulkan". Die Gesellschaft soll oder will eine Werft an der Nordsee bauen. Zwei Gruppen sind entstanden. Die eine will nach Hamburg, die andere will in Stettin bleiben. Beide werben in Rundschreiben und Inseraten um Aktionärstimmen für die Generalversammlung, die am vorletzten Augusttag stattfinden soll. Welcher Gruppe sollen die Aktionäre, die ihr Interesse, nicht das der Banken oder des Vorstandes, vertreten sehen möchten, ihr Stimmrecht anvertrauen? Der Opposition wird von der Verwaltung des „Vulkan" und von den ihr verbündeten Banken vorgeworfen, sie habe einem Theil der Aktionäre, die ihr für die vorige Generalversammlung Stimmen übertragen hatten, nicht ausdrücklich gesagt, daß sie gegen das Verwaltungprojekt zu stimmen beabsichtige; dadurch sei die der Verwaltung (sie mußte bekanntlich ihren Antrag, eine Filiale in Hamburg zu gründen, von der Tagesordnung absetzen) ungünstige Zusammensetzung der letzten Generalversammlung herbeigeführt worden. Dieser Vorwurf zeigt deutlich, was die Aktionäre zu erwarten haben, wenn sie ihre Stimmen bei Angelegenheiten aus der Hand geben, an denen große Herren interessirt sind. Sie besorgen dann nicht ihre eigenen Geschäfte, sondern die der Macher, und müssen sich blindlings darauf verlassen, daß diese „Vertreter" richtig handeln. Beim „Vulkan" war die Deutsche Bank auf der Seite der Stettiner; aber nicht, weil das Wohl der Aktionäre ihr diese Stellung empfahl, sondern, weil ihre Sonderpolitik gegen das Projekt der Nordseewerft sprach. Sie ist an den stettiner Oderwerken interessirt, hat also Grund, den „Vulkan", mit dem eine Fusion möglich wäre, in Stettin festzuhalten. Die Deutsche Bank, die ja nur in Ferienzeiten der Alleinherrschaft des Herrn Mankiewitz untersteht, soll ihren Widerstand jetzt aufgegeben haben. Aber auch die anderen Banken sind an dem Vorstandsplan, den sie unterstützen, so wesentlich interessirt, daß sie nicht behaupten dürften, selbstlos die Aktionärinteressen zu vertreten.

All diese Beispiele beweisen, wie oft der Mandatar weniger an den Mandanten als an seine eigenen Geschäfte denkt. In den meisten Generalversammlungen wird der Versuch gemacht, mit fremden Stimmen die Mehrheit zu erlangen; und es giebt kaum einen Bankier, der sich nicht bereit finden ließe, einem guten Kunden, der gerade ein paar Aktien mehr für eine Generalversammlung braucht, aus den ihm anvertrauten Depots solche Effekten zur Verfügung zu stellen. Manchmal hat er Generalvollmacht dazu, oft aber auch nicht; und in jedem Fall müßte er erst genau prüfen, ob die von ihm erbetene Gefälligkeit dem Aktienbesitzer nicht

am Ende schaden könne. Trotzdem wäre es falsch, die Vertretung fremder Aktien zu verbieten. Da nicht jeder Aktionär in die Generalversammlung gehen kann, würde durch solches Verbot den Machern die Thür erst recht weit geöffnet. Wer aber hingehen kann, soll es thun. Und wer fern bleiben muß, soll keine Blankovollmacht geben, sondern sich genau über die Lage der Gesellschaft und über die neuen Geschäftspläne informiren und sein Stimmrecht nur Männern übertragen, die er gründlich kennt, die fremdem Einfluß nicht zugänglich sind und die sich unzweideutig verpflichtet haben, in seinem Sinn an den Entscheidungen mitzuwirken.

Ladon.

Notizbuch.

An Ladons Mahnung, die meinem Laiensinn sehr beachtenswerth scheint, möchte ich eine Frage knüpfen. Wie ists mit den Banken? Wären sie nicht verpflichtet, den Aktionären, deren Aktien bei ihnen deponirt sind, vor der Generalversammlung den Gegenstand der Berathung klar und objektiv darzustellen und anzufragen, in welchem Sinn das Stimmrecht dieser Aktien ausgeübt werden soll? Diese Verpflichtung wird nicht anerkannt; wenigstens nicht überall. In den „Bedingungen für den Depositen- und Effektenverkehr" der Deutschen Bank lautet der achtundzwanzigste Paragraph: „Die Deutsche Bank ist ermächtigt, sofern ihr nicht im einzelnen Fall gegentheilige Weisung zugeht, behufs Wahrnehmung der Interessen ihrer Geschäftsfreunde die für dieselben bei ihr ruhenden Aktien in allen Generalversammlungen nach ihrem besten Ermessen vertreten und das Stimmrecht für dieselben ausüben zu lassen." Wenn der Aktienbesitzer also nicht ausdrücklich vorschreibt, wie sein Stimmrecht ausgeübt werden soll, verwerthet der Depositar es „nach bestem Ermessen". Die Aktien werden dann gar nicht auf den Namen des Deponenten zur Generalversammlung angemeldet (Das geschieht, nach § 22 der „Bedingungen", „nur auf dessen besonderen Wunsch"), sondern gelten als Eigenthum der Deutschen Bank und stimmen, wie es dem Vorstande dieses Institutes richtig scheint. Der Aktionär kümmert sich gewöhnlich gar nicht um den Termin der Generalversammlung, noch seltener um die Gegenstände der Berathung (Beides könnte er nur aus der Zeitung erfahren, denn die Bank benachrichtigt ihn nicht); und selbst wenn er sich drum kümmert, kann er, der die wirkliche Lage der Gesellschaft nicht übersieht, die Bedeutung der Frage, die auf der Tagesordnung steht, nicht ermessen. In neunzig von hundert Fällen wird also ein Stimmrecht ausgeübt, dessen legitimer Besitzer gar nicht weiß, wofür und wogegen er stimmt. Beispiel: der Fall „Vulkan". Diese Aktiengesellschaft, deren Sitz Stettin ist, muß sich in Hamburg eine Werft schaffen. Sie muß; das Reichsmarineamt, die Hamburg-Amerika-Linie und wichtige ausländische Regirungen haben ihr gesagt: „Wir geben Dir unsere großen Aufträge nur noch unter der Bedingung, daß Du unsere Schiffe in Hamburg baust. Die Ausfahrt in die Ostsee ist uns zu schwierig und auf das alte Versprechen die Fahrstraße zu vertiefen, verlassen wir uns nicht. Diese Vertiefung ist bei Stettin schwere durchzuführen als bei Hamburg; in der Nordsee kommt sie sicher, in der Ostsee vielleicht eines späten Tages. Wir wollen bei unseren Bauplänen nicht mit unnebelten Möglichkeiten rechnen. Gehst Du also nicht nach Hamburg, dann, lieber Vulkan, lassen wir anderwo arbeiten." Die Aktiengesellschaft hat nun die Wahl, die Uebersiedlung zu beschließen oder auf die werthvollsten Aufträge zu verzichten. (Um welche Summen es sich handelt kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß die großen Schiffe, die nach den Erf-

rungen des Asiatenkrieges gefordert werden, Schiffe von sechzehntausend Tonnen Deplacement, in Stettin gar nicht zu bauen wären.) Das Lebensinteresse der Gesellschaft drängt also nach Hamburg. Daß die Stettiner die alte Firma in ihrer Stadt behalten möchten, ist natürlich. Sie ist ihr stärkster Steuerzahler und ernährt ein Arbeiterheer. Geht sie mit dem wichtigsten Theil ihrer Produktion jetzt an die Elbmündung, dann wird in wahrscheinlich nicht allzu ferner Zeit der ganze Schiffbau nach Hamburg verlegt und Stettin behält nur die Maschinenfabrik; dann hat der mächtige Nordseehafen, unter dessen erdrückender Konkurrenz das Oderland schon so schwer leidet, wieder ein großes Beutestück an sich gerafft. Dieses lokalpatriotische Gefühl fand seine Exponenten. Ein Jurist, dem die Nachfolge des stettiner Oberbürgermeisters gewiß sein soll, der im Interesse seiner Kandidatur aber keine Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen darf, die ihm zu beweisen ermöglicht, daß er „ein Herz für die Stadt hat", trat an die Spitze der Opposition und erklärte mit der schönen Siegesgewißheit des Laien, in Stettin, auf der bredower Werft, könne man, nach einem „geringen Ausbau", die größten Schiffe vom Stapel lassen, docken und in die Weltmeere schicken. Blieb auch bei dieser Behauptung, trotzdem der Vorstand ihm nachwies, daß alle Thatsachen dagegen sprechen. Er und sein Häuflein bekam von anderer Seite Zuzug. Die Aktiengesellschaft „Vulkan" hat ungemein große Reserven; so große, daß sie ohne Unbequemlichkeit ihre Jahresdividende um zehn oder zwölf Prozent erhöhen könnte. Ihre Sparsamkeit war vielen Aktionären schon lange ein Aergerniß; natürlich: wer sechsundzwanzig Prozent haben könnte, ist mit vierzehn nicht zufrieden. Wird nun die „Zweigniederlassung" in Hamburg gegründet, dann muß zunächst ein großes Kapital hineingesteckt werden; ein Theil der Reserven wird verbraucht, wahrscheinlich die Ausgabe Junger Aktien beschlossen und für die nächsten Jahre ist auf höhere Dividende nicht zu hoffen. Für kurzsichtige Aktionäre Grund genug, dem Uebersiedlungplan Widerstand zu leisten. Nur für kurzsichtige; wer weiter zu blicken vermag, muß sich sagen, daß der „Vulkan", der heute die erste Schiffbaufirma des alten Kontinentes und eine der sechs größten der Erde ist, seine Weltstellung verlieren und zu einem Unternehmen von nur lokaler Bedeutung einschrumpfen würde, wenn er in Stettin bliebe und zu dem Geständniß gezwungen wäre, daß seine Leistungfähigkeit wesentlich geringer ist als die englischer und amerikanischer Werften. (Und Niemand bezweifelt wohl, daß ihm dann schnell auch an der Nordsee eine Konkurrenz entstehen würde, die seiner Entwickelung, vielleicht seinem Leben gefährlich werden könnte.) Das wirkliche Interesse des Aktionärs, dem die Steigerung des inneren Werthes seiner Gesellschaft doch wichtiger sein muß als das Zufallsprodukt eifernden Jobbermühens, spricht also für den Niederlassungplan der Verwaltung. Wie viele Aktionäre wußten aber, um was es sich eigentlich handle? Wie viele ließen die Vertreter ihres Stimmrechtes vor der letzten Generalversammlung ohne jede Anweisung? Und wie viele ahnten gar, daß ein Direktor der Deutschen Bank die Opposition unterstütze, weil er glaubte, ihr Vorstoß könne seine Fusionwünsche fördern? Jetzt hat Vorstand und Aufsichtrath des „Vulkan" in einem langen Inserat die Aktionäre über den Gegenstand des Streites aufgeklärt (und damit namentlich auch bei den Zeitungen Verständniß gefunden, die inserirter Belehrung leichter als jeder anderen zugänglich sind); jetzt haben die Regirenden ihre Billigung des Verwaltungplanes deutlich gezeigt, der nun wohl nicht mehr ernstlich gefährdet ist und für den, wie Mancher erwartet, der Kaiser selbst beim nächsten Stapellauf eintreten wird. Und die klugen Leiter der Deutschen Bank haben die Fortsetzung des mankiewitzigen Sommermanövers verhindert. In dem Aufruf der Vulkanverwaltung standen die Sätze: „Wir wissen, daß eine Anzahl Aktionäre veranlaßt worden ist, ihren Besitz in der letzten Generalversammlung vertreten

zu lassen, ohne daß man ihnen genügende Information oder die Anfrage vorgelegt hat, ob sie für oder gegen die Verwaltung zu stimmen gewillt seien. Wir richten an die Gesammtheit unserer Aktionäre die Bitte, ihren Aktienbesitz in der nächsten Generalversammlung persönlich zu vertreten oder von Solchen vertreten zu lassen, die eine Verpflichtung zur Abstimmung nach Auftrag des Besitzers übernehmen." Diese Sätze haben ein kleines Wunder gewirkt: die Deutsche Bank hat, gegen den Wortlaut des achtundzwanzigsten Paragraphen ihrer „Bedingungen" und gegen den bei ihr geltenden Brauch, die Besitzer der in ihren Tresors aufbewahrten Vulkanaktien befragt, ob das Stimmrecht dieser Aktien für oder wider das Verwaltungprojekt ausgeübt werden solle. Kann es nicht immer so bleiben? Sind, ich wiederhole die Frage, die Banken nicht verpflichtet, den Aktionären, deren Aktien bei ihnen deponirt sind, vor der Generalversammlung den Gegenstand der Berathung klar und objektiv dazustellen und anzufragen, in welchem Sinn das Stimmrecht dieser Aktien ausgeübt werden soll? Der Depositar ist der Vertrauensmann des Deponenten; er mag sich seine Arbeit nach Gebühr bezahlen lassen, darf aber mit ihm anvertrauten Besitzrechten eben so wenig willkürlich schalten wie mit dem Besitze selbst. Der Aktionär weiß gewöhnlich gar nicht, was vorgeht, und seine Zeitung bietet ihm selten objektiv reine Wahrheit; von seiner Bank kann er, ohne ausdrücklich darum zu bitten, Aufklärung fordern. Wenn die Deutsche Bank, mit ihrem ins Märchenhafte wachsenden Depositenkapital, das Stimmrecht aller Aktien, die bei ihr lagern und deren Besitzer von Termin und Gegenstand der Generalversammlungen gar nichts erfahren, nach Belieben ausübt, muß sie eines nicht allzu fernen Tages mit ihrer Stimmzettelthrannis die ganze deutsche Industrie beherrschen. Keine andere Bank könnte gegen die hier gehäufte Macht aufkommen. So klugen Männern, wie die Herren Steinthal, Gwinner und Roland-Lücke es sind, kann dieses Ziel aber nicht erstrebenswerth scheinen; denn sie wissen, daß gegen drohende Uebermacht noch auf jedem Gebiet sich schnell immer Koalitionen gewaffnet haben.

* * *

Im letzten Maiheft wurde der Brief eines Kaufmannes veröffentlicht, der lange in Ostasien gelebt hat und gegen den (von ihm übrigens sehr hoch geschätzten) Generalkonsul Dr. Knappe in Shanghai polemisirte. Er sagte: „Herr Dr. Knappe empfiehlt auch (in einem an die in China lebenden deutschen Kaufleute gerichteten Cirkular), das Kompradore-System abzuschaffen; und diesem Rath wird wohl jeder erfahrene China-Kaufmann widersprechen." (Der Kompradore ist ein chinesischer Agent, Geschäftsvermittler, Kundenwerber.) Herr Dr. Knappe schreibt mir nun aus Shanghai: „Dieser Kaufmann erinnert mich an den Abgeordneten, von dem Fürst Bismarck einmal behauptete, er mache sich erst selbst eine Scheibe und schieße dann danach; er legt mir Behauptungen unter, die ich niemals aufgestellt habe, und kämpft dann dagegen. Mein Cirkular ist am siebenzehnten März 1905 im Ostasiatischen Lloyd abgedruckt worden. Kein Wort steht darin, das sich im Sinn Ihres Kaufmannes deuten ließe. Der mir zugeschriebene Rath ist außerdem so thöricht, daß eine Berichtigung mir nöthig scheint. Denn Ihre Zeitschrift wird viel gelesen und es wird Tausende geben, die nur von der mir in den Mund gelegten Empfehlung hören und mein Cirkular an die Kaufmannschaft nicht zu Gesicht bekommen. Ich würde auch heute, nach einem zehnjährigen Aufenthalt in China, noch nicht empfehlen, das Kompradore-System abzuschaffen, und würde den deutschen Fabrikanten eben so wenig rathen, mit den chinesischen Abnehmern direkt in Verbindung zu treten. Wir können weder den chinesischen noch den europäischen Vermittler in China entbehren. Die alten Gewohnheiten haben aber einen starken Stoß bekommen und das Geschäftsleben zeigt Veränderungen, die darauf schließen lassen, daß die Kenntniß der chinesischen Sprache

künftig noch nothwendiger sein wird, als sie es schon bisher war. Auch ist bereits ein chinesischer Kursus eingerichtet worden, der von den Kaufleuten sehr eifrig besucht wird."

* * *

Der Wunsch, von der unklug eingefädelten marokkanischen Sache schweigen zu dürfen, bis die (vor der Geburt allzu laut gepriesene) Konferenz ihre Arbeit beginnt, ist leider nicht erfüllt worden. Auch während der dies caniculares mußte offenbar jeder mögliche Fehler gemacht worden. Der Sultan glaubt, Deutschland werde ihn gegen Frankreich schützen; muß es glauben, seit der Kaiser nach Tanger kam und feierlich dem Erdkreis verkündet ward, über marokkanische Angelegenheiten werde das Deutsche Reich nur mit Marokko verhandeln: und Deutschland verständigt sich bald danach mit Frankreich. Hat der vom Prätendenten Bu-Hamara bedrängte Sultan nun etwa tristigeren Grund als früher, sich behaglich zu fühlen? Er empfängt einen französischen Journalisten, betheuert, daß er Frankreich liebe und die nothwendigen Reformen mit der gebotenen Vorsicht einführen werde, und lächelt ironisch, als der pariser Herr das Gespräch auf die Konferenz bringen will. Graf Tattenbach, der das Deutsche Reich mit beängstigender Emsigkeit am scherifischen Hofe vertritt, erlangt für deutsche Firmen ein paar Konzessionen, um die, wie in Tanger Jeder weiß, auch Briten und Franzosen geworben hatten. Die Abgeblitzten sind natürlich empört, machen in der englischen und französischen Presse (das wichtigste Blatt scheint die Wochenschrift Al Moghreb Al-Aksa, „Der äußerste Westen", zu sein) Lärm: und aus Berlin kommt die Weisung, berechtigte Empfindlichkeiten fortan zärtlicher zu schonen. Das behaupten wenigstens in Tanger ansässige deutsche Kaufleute; und fragen, ob auch die französische Regirung ihrem Vertreter, wenn ihm gelungen wäre, Franzosen eine Konzession zu verschaffen, so schnell neue Instruktionen geschickt hätte. Die Instruktionen müssen wohl auch die Mahnung gebracht haben, sich mit dem Gesandten der französischen Republik rasch auf besseren Fuß zu stellen; denn Graf Tattenbach ladet nun endlich Herrn Saint-René Taillandier, bei dem er vor Monaten gespeist hatte, zum Diner ein. Also fast schon entente cordiale? Noch nicht. Kaum ist in Berlin und in Tanger (wo sogar der Berichterstatter der Times sich dem Einfluß des Tattenbaches zugänglich zeigt) der Behauptung widersprochen worden, Deutschlands Gesandter versuche mit unziemlichem Eifer, noch vor der Konferenz vom Sultan oder vom Maghzen für deutsche Firmen Aufträge herauszuschlagen: da wird die Thatsache bekannt, daß deutsche Bankiers dem Sultan (nicht dem Scherifenreich, das sich verpflichtet hat, seine Anleihegeschäfte mit französischen Banken zu machen) zehn Millionen pumpen. Abd ul Aziz braucht Geld. Mit den Steuereingängen haperts und am Hof und im Maghzen sitzen ehrenwerthe Männer, die, wenn der Paktolos das Scherifenreich düngt, mit hohlen Händen zunächst für sich selbst draus zu schöpfen wissen. Im Jahr 1904 haben französische Banken zweiundsechzig Millionen gegeben. Davon bekam Spanien einen Restbetrag der Kriegsschuld, auch andere dringende Schulden waren zu bezahlen, und was dann noch übrig blieb, wurde vergeudet oder gestohlen. Die Zolleinnahmen, die als Pfand für Spaniens Forderung gedient hatten, wurden nun zwar frei; erstens aber bringen sie nur zwölf Millionen Pesetas im Jahr und zweitens mußten sie die Zinsen der fünfprozentigen französischen Anleihe liefern. Mit dem Rest war kein Staat mehr zu machen; nicht einmal ein orientalischer Hofstaat. Die Steuern, deren Nominalertrag auf höchstens vier Millionen beziffert wird, müssen oft mit Gewalt eingezogen werden und tröpfeln seit Jahren nur sehr unregelmäßig in die Kassen. Kein Wunder also, daß es in Fez knapp zugeht und daß selbst Britanias mächtiger Vertreter die Bezahlung von Läpperschulden nicht durchsetzen kann. Abd ul Aziz braucht also Geld. Mußten aber gerade deutsche

Bankiers es ihm leihen? Nein, sagen die Franzosen; nach dem accord franco-allemand vom achten Juli war Deutschland verpflichtet, vor der Konferenz keinen wichtigen Schritt zu thun, ohne sich vorher mit Frankreich zu verständigen. Mag sein, wird aus Berlin geantwortet; aber die Anleiheverhandlungen waren schon vor dem achten Juli eingeleitet und außerdem handelt sichs um ein Privatgeschäft, das die Regirung weder hindern konnte noch gefördert hat. Glaubten die Herren der Wilhelmstraße wirklich, diese Antwort könne den Aerger des Partners schwichtigen? Offiziell ist jede Anleihe ein Privatgeschäft der Bankiers, die sie übernehmen; auch die französische war eins: und dennoch ein wichtiges Stück im Plan der pénétration pacifique. Erwachsene wissen, daß namentlich in den Ländern des Islam Anleihen nur durch Vermittlung der Diplomatie zu haben sind; wissen auch, daß sich das berliner Russenkonsortium nicht nach einer in fünfunddreißig Jahren amortisirbaren marokkanischen Anleihe drängen, sondern sie, sicher sehr ungern, nur übernehmen wird, wenn die Regirung nachdrücklich darum ersucht. Herr Rouvier ist in Finanzgeschäften zu erfahren, um sich einreden zu lassen, der Ehrgeiz der Herren von Mendelssohn, Schwabach, Fürstenberg und Genossen strebe nach Transaktionen mit einem Lande, das einstweilen weder Geld noch irgend eine feste Budgetziffer hat und über dessen status kein kontrolirbares Aktenstück Auskunft giebt. Er weiß, daß diese Herren froh wären, wenn sie die Ehre dieses Anleihegeschäftes mit dem Comptoir d'Escompte, der Banque de Paris et des Pays-Bas und dem Crédit Algérien theilen dürften. Seit Wochen liest man denn auch in pariser Zeitungen, das deutsche Russenkonsortium habe die Anleihe erst übernommen, als ihm aus der Wilhelmstraße deutlich gewinkt wurde; und der Hauptzweck des Geschäftes sei, wie beim Bau der Mole in Tanger, flink vor der Konferenz dem Deutschen Reich in Marokko noch die Interessen zu schaffen, von denen es bisher nur geredet habe, deren genaue Bezifferung auf der Konferenz aber unvermeidlich sein werde. Die Franzosen klagen über mauvaise foi, die Engländer über unfair trade. Wärs nicht vernünftig (da man doch einmal die Verständigung wünscht), mindestens fünf von den zehn Millionen noch jetzt den Franzosen zu überlassen? ... Jungen Diplomaten sollte die Pflicht eingeschärft werden, den Gegner nicht für einen Dummkopf zu halten und vor jeder Abfahrt zu überlegen, wo sie am Ende der Reise zu landen wünschen.

* * *

„Erhabene Majestät! In einem der schönsten Fleckchen deutscher Erde, eingebettet in die glücklichste Mischung vulkanischer Eifel und rebenbekränzter Moselandschaft, von Eurer Majestät Vorfahren als entzückend schön empfunden, schlummert ein kostbarer Edelstein. Noch bescheiden, doch bald ein funkelnder Diamant, leuchtete auch ihm Eurer Majestät huldvollste Gnade. Als ein deutsches Karlsbad, mit einem fast gleich bestandtheiligen Gehalt, in nur abgemildertem Prozentsatz, quillt hier dem deutschen Volk ein eigener, ein deutscher Heilborn. Unsere ehrwürdigen Eifelkrater, sie flehen für ihr unter feuerspeienden Wehen geborenes Wunderkind, bislang noch ein verschämtes Aschenbrödel, um Euer Majestät erlauchten Schutz. Zu neuem, höherem Dasein flüchtet es vertrauensvoll unter die erhabenen Fittiche unseres großmächtigen Hohenzollernaares; und wir, die wir mit ihm verschwistert, wagen in ehrerbietigstem, unterthänigstem Vertrauen auf Euer Majestät landesväterliches Wohlwollen und nie versagende Hilfbereitschaft die ehrfurchtvollste Bitte um Eurer Majestät huldvollsten Besuch auch unseres altehrwürdigen Römerbades." Diese Sätze wurden im Heilsjahr 1905 von dem Gemeinderath und der Bürgerschaft des durch die starke Abführwirkung seiner Heilquellen bekannten Badeortes Bertrich (im preußischen Kreis Kochem) an den Deutschen Kaiser telegraphirt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. September 1905.

Konfektion.

In der londoner „Finanz-Chronik" vom siebenundzwanzigsten Mai 1905 fand ich die folgende Notiz:

„Bradford. Die Konfektionfabriken arbeiten jetzt unter Hochdruck. Die Aufträge sind zwar geringwerthig, aber zahlreich und die Produktion ist in den letzten Wochen mindestens gleichstehend dem Durchschnitt der letzten Jahre. Was Herrenkleiderstoffe anbelangt, so beschränkt sich die Nachfrage fast ganz auf Maßwaare. Diese Tendenz ist schon seit mehreren Saisons zu beobachten; und während die Herstellung von Fertigwaare gering geworden, ist die Anfertigung von Maßwaare unverhältnißmäßig gestiegen. Die Nachfrage hierfür ist im Auslandgeschäft fast eben so groß wie im inländischen. Dieser Wechsel ist auch deshalb als ein guter zu bezeichnen, weil die Maßwaare der Fertigwaare in Schnitt, Stil und Ausführung bedeutend überlegen ist, die Mehrkosten aber verhältnißmäßig unbedeutend sind."

Die in dieser Notiz mitgetheilte Thatsache ist nicht unbekannt; die Konfektionäre haben von je her gelegentlich auch Kleider auf Bestellung nach Maß angefertigt und die österreichischen Handwerker haben in ihrem Kampf gegen die Konfektion-Industrie wiederholt und mit Nachdruck das Verlangen gestellt, den Konfektionären möge nicht gestattet werden, Kleider nach Maß anzufertigen. Was aber die Notiz beachtenswerth macht, ist die Mittheilung, daß in England die Konfektion-Industrie der Maßarbeit eine besondere Pflege und Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt. Diese Erscheinung ist nicht vereinzelt; in Wien annoncirt in der letzten Zeit einer der größten Konfektionäre, daß er in seinem Geschäft eine besondere Abtheilung für Maßarbeit eröffnet habe. Damit ist der Kreislauf fast geschlossen und das Schneidergewerbe wieder zu seinem ursprünglichen Ausgangspunkt, der Anfertigung der Kleider auf Bestellung und nach den individuellen Wünschen und Bedürfnissen des Kunden, zurückgekehrt. Allerdings nur bis zu einem gewissen Grade.

Der Entwickelungsgang war ein ganz natürlicher. Die Konfektion hat

sich in ganz ungezwungener Weise von selbst aus dem Schneiderhandwerk in der Weise entwickelt, daß einzelne größere Schneider in stillen Geschäftszeiten, wenn keine Bestellungen einliefen, um ihre Gesellen nicht müßig gehen zu lassen, einige Kleidungstücke auf Vorrath anzufertigen begannen. Das Risiko war nicht groß, denn der Mann wußte, daß er die drei oder vier Röcke oder Beinkleider, die er ohne Bestellung anfertigte, gelegentlich schon an den Mann bringen werde. Gingen die Sachen flott ab, so erzeugte er das nächste Mal einen größeren Vorrath. Und lehrte die Erfahrung, daß man fertige Kleider gut absetzen könne, so fand sich schließlich ein unternehmender Kopf, der vom Maßgeschäft ganz absah und sich von vorn herein ausschließlich der Erzeugung fertiger Kleider (der „Konfektion") widmete.

Als ein neuer Industriezweig mußte die Konfektion selbstverständlich zunächst darauf bedacht sein, ein Absatzgebiet zu erringen; und daß dieses nicht unter den oberen Zehntausend zu suchen sei, stand von vorn herein fest. Wollte also die Konfektion gedeihen, so mußte sie die Preise ihrer Artikel, die ja Massenartikel sind, ganz besonders niedrig stellen; sie mußte also auf die breiten Volksschichten rechnen, denen die Fasson des Kleidungstückes ziemlich gleichgiltig ist. Daß in diesem Stadium an eine Maßarbeit der Konfektionäre überhaupt nicht oder doch nur ganz selten zu denken sein kann, ist klar. Je mehr die Konfektion aber erstarkte und die Konkurrenz in dieser Branche fühlbar zu werden begann, mußten die Konfektionäre sich bestreben, weitere Kundenkreise zu erobern. Das konnte nur geschehen, wenn es ihnen gelang, mit ihren Erzeugnissen in die etwas zahlungsfähigeren, aber darum auch anspruchsvolleren mittleren Bevölkerungschichten einzudringen. Hatte die Konfektion sich anfangs darauf beschränkt, billige Stoffe zu verarbeiten und aus diesen Kleider in wenigen einfachen Typen herzustellen, so mußte sie jetzt darauf bedacht sein, bessere Kleider, Kleider aus feineren Stoffen und von eleganterer Fasson zu liefern. Begünstigt wurde dieses Bestreben dadurch, daß gewisse, zum Theil sehr elegante Kleidungstücke nicht eng anliegend, sondern in loser Fasson getragen werden, bei denen also ein genaues Anpassen an den Körper nicht gefordert wird. Das sind für die Damen Jacken und Mäntel, für die Herren Regenmäntel, Wetterkragen, Schlafröcke, Jagdjoppen, Herbstüberzieher, Winterpaletots u. s. w. Damit drang aber in das Konfektiongewerbe ein neues Element ein. Hatte sich der anspruchsvollere Kunde einmal daran gewöhnt, seinen Regenmantel oder Herbstüberzieher in der Kleiderhandlung fertig zu kaufen, so empfand er vielleicht auch den Wunsch, es nun mit einem Straßenanzug oder einem anderen Kleidungstück zu versuchen. Der dienstbeflissene Leiter des Ladengeschäftes legt ihm die verschiedensten Exemplare vor; aber nun kommen die Anstände und Bedenken. Die Sachen sind alle ganz gut, schön und preiswürdig, doch dieses Stück ist zu breit, jenes zu schmal, das hier ist zu lang, das dort zu kurz, hier sitzt der

Kragen nicht ganz glatt, bei jenem Stück wieder sind die Taschen nicht so angebracht, wie der Kunde es liebt. Der findige Ladenbesitzer weiß jedoch Rath zu schaffen. „Das sind Kleinigkeiten", erwidert er, „die sofort geändert werden können. Wir haben unseren Schneider zur Hand, der die kleinen Mängel beheben kann; morgen früh wird der Anzug genau so sein, wie der Herr ihn wünscht." Mit anderen Worten: die Konfektion, die anfangs die fertigen Kleider auf den Markt warf und es den Menschen überließ, in die passenden Stücke hineinzuschlüpfen, lernte allmählich, sich den individuellen Wünschen des einzelnen Kunden wenigstens nachträglich anzupassen. Von hier bis zur Aufnahme der Maßarbeit ist nur ein kleiner Schritt, der denn auch bald gethan wurde.

Hatte man sich in der Konfektion einmal daran gewöhnt, den Wünschen der einzelnen Kunden in der Weise Rechnung zu tragen, daß man das fertige Stück nachträglich ein Wenig abändern ließ, so lag es nah, noch einen Schritt weiter entgegenzukommen und dem Kunden, der im Laden nichts findet, was so ganz seinem Geschmack entspricht, zu erklären, man wolle für ihn das gewünschte Stück in der „Fabrik" bestellen. Das Selbe kommt ja auch in der Schuhwaaren-Industrie vor. Als ich neulich in der hiesigen Niederlage einer Schuhwaarenfabrik vorsprach und die Bemerkung hinwarf, daß mir ein Paar Schuhe von der und der Fasson erwünscht wäre, erklärte sich der Leiter des Ladengeschäftes sofort bereit, an die Fabrik zu schreiben und dort das eine Paar für mich zu bestellen. Für die Konfektion bedeutet auch in der That die Aufnahme des Maßgeschäftes keine Erschwerung des Geschäftsganges. Der Leiter des Ladengeschäftes nimmt dem Kunden das Maß, notirt die einzelnen Maße und die besonderen Wünsche des Mannes auf einen Zettel und schickt diesen an die Centrale, mit der er ohnehin in beständigem brieflichen Verkehr steht. Von dort wandert der Zettel zu einem der Zuschneider. Und da in der heutigen Konfektion-Industrie, die bekanntlich Kleider der verschiedensten Fassons und Qualitäten liefert, das Zuschneiden nicht mehr so schablonenhaft erfolgt wie früher und sehr geschickte Leute als Zuschneider verwendet werden müssen, so verursacht es gar keine Schwierigkeiten, wenn der Mann, der ohnehin die verschiedensten Schnitte liefert, gelegentlich einmal ein Stück nach Maß zuschneidet. Für den Arbeiter, der das Nähen besorgt, ist der Schnitt des Kleidungstückes begreiflicher Weise ganz gleichgiltig.

Mit der Aufnahme des Maßgeschäftes ist die Konfektion nun also bei dem Punkt wieder angelangt, von dem sie ausging; nur bleibt die eigentliche „Konfektion", die Erzeugung von fertigen Kleidern nach gewissen Typen oder Nummern, daneben bestehen. Und damit entsteht die Frage, wie diese Gestaltung der Dinge auf den ganzen Industriezweig zurückwirken muß.

Zunächst ist wohl zweifellos, daß die Konfektion durch die Aufnahme des Maßgeschäftes weite Kundenkreise an sich reißen wird. Die Konfektion ge-

nießt ja bereits alle Vortheile des Großbetriebes; und da die Kosten, die ihr aus der Pflege des Maßgeschäftes erwachsen, nur unbedeutend sind, kann sie auch die nach Maß gearbeiteten Kleider zu wesentlich geringeren Preisen liefern, als es der Schneider vermag. Die Konfektion muß selbstverständlich den Wechsel der Mode mit größter Aufmerksamkeit verfolgen; und da sie auch in den entlegensten Provinzstädtchen Niederlagen hat, in denen das Maßgeschäft gepflegt werden kann, so bietet sie auch dem Provinzbewohner Gelegenheit, nach Maß gearbeitete Kleider von modernster Fasson zu billigen Preisen zu erwerben. Die Konfektion als Großindustrie verfügt über einen genau funktionirenden Apparat und wird nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet. Zum Wesen des kaufmännischen Betriebes gehört auch das pünktliche Einhalten der versprochenen Lieferungtermine: bekanntlich ein sehr wunder Punkt in der Praxis der gewöhnlichen Schneider. Die Konfektion dürfte sich auch nach dieser Richtung hin dem gewöhnlichen Schneidergewerbe als überlegen erweisen. Man darf daher wohl annehmen, daß aus den Schichten der Bevölkerung, die nicht in der Lage sind, ihre Kleider von den First Class-Schneidern zu beziehen, die aber doch konfektionirte Kleider nicht tragen wollen, sich Viele dem Maßgeschäft der Konfektionäre zuwenden werden. Die Konfektion als solche kann also durch die Aufnahme des Maßgeschäftes nur gewinnen.

Anders allerdings ist die Frage, wie der neue Schritt auf das gewöhnliche Schneidergewerbe zurückwirken wird. Doch darf man sie nicht nach der Schablone der Handwerkerfrage beurtheilen. Das Schneidergewerbe ist heute kein Handwerk mehr, sondern ein kapitalistischer Geschäftsbetrieb; allerdings einer mit einem starken persönlichen — oder, wenn man will, künstlerischen — Einschlag. Das heutige Schneidergewerbe ist kein Handwerk mehr, denn der „Herr" arbeitet nicht mehr mit und unter seinen Gesellen, er hat keine Verwendung für Lehrlinge und hält deshalb auch keine; und selbst wenn er welche hielte, fehlt ihm die Möglichkeit, irgend Etwas für ihre gewerbliche Ausbildung zu thun. Der heutige Schneider muß (wie ich am dritten Juni hier gezeigt habe) in einer belebteren Straße einen besseren Laden haben, in dem er seine Tuchvorräthe hält und den Verkehr mit den Kunden pflegt. Der Kunden wegen muß er sich den ganzen Tag über im Laden aufhalten und besorgt hier das Maßnehmen, das Zuschneiden und eventuell die Korrespondenz. Der theuren Miethe wegen kann er in dem selben Hause meist keine eigentliche Werkstätte, sondern im besten Fall nur ein kleines Lokal haben, in dem er etwa zwei oder drei Arbeiter, die er für dringende Reparaturen und kleine Aenderungen unbedingt bei der Hand haben muß, sitzen läßt. Eine eigentliche Werkstätte in einer anderen Straße zu halten, ist für den Mann eigentlich ein ganz überflüssiger Luxus, weil er sich dort nicht aufhalten und daher auch seine Arbeiter nicht kontroliren kann. Auch ist das Schneidergewerbe ein

Saisongewerbe mit sehr veränderlichem Arbeiterbedarf. Der heutige Schneider hält daher keinen ständigen Gesellen, sondern beschäftigt nur (oder doch fast immer) Sitzgesellen, also Arbeiter, die bei sich zu Hause nähen und im Laden des „Herrn" nur erscheinen, um die Arbeit (die zugeschnittenen Theile) in Empfang zu nehmen und später das fertige Stück abzuliefern.

Der heutige Schneider muß Kapitalist sein; „mit nichts" (wie man zu sagen pflegt) kann sich der Mann heute nicht etabliren. Er muß einen besseren Laden haben, und die viertel- oder halbjährige Miethe im Voraus erlegen; er muß seinen Laden anständig einrichten; er muß beträchtliche Tuchvorräthe erwerben; er muß die Arbeitlöhne auslegen; und er muß in der Lage sein, abzuwarten, bis es seinen ersten Kunden genehm sein wird, ihre Rechnungen zu bezahlen. Der Schneider, der daran geht, sein Geschäft zu eröffnen, muß gerade nicht über Hunderttausende verfügen, aber immerhin ein gewisses Kapital besitzen. Auch spielt beim Schneider das persönliche Moment, seine Geschicklichkeit, wesentlich mit; denn je eleganter er die Kleider anzufertigen versteht, um so höher kann er seine Preise stellen. (Natürlich muß dann aber auch die Qualität der Stoffe entsprechend sein.)

Die soeben geschilderten Schneider repräsentiren heute gewissermaßen den Normaltypus des Schneiders. Daß diese Schneider sich je nach der Größe ihres Vermögensbesitzes und ihrer Geschicklichkeit wieder differenziren, ist selbstverständlich. Obenan stehen die First Class-Schneider, die in Folge ihres besonders feinen Geschmackes, der besonderen Sorgfalt, mit der sie ihre Erzeugnisse herstellen lassen, und der besonders guten Qualität der verwendeten Stoffe geradezu Monopolpreise fordern können und deshalb auch nur von den obersten Zehntausend aufgesucht werden. An diese Kategorie von Personen, die in der Regel als ziemlich „großkapitalistische" Unternehmer anzusehen sind, schließen sich dann die übrigen besseren und mittleren Schneider, die über einen größeren oder geringeren Vermögensbesitz und über eine größere oder geringere Geschicklichkeit verfügen, die aber noch immer in die Kategorie der kapitalistischen Unternehmer gehören. Die unterste Schicht endlich besteht aus den eigentlichen Gesellen (meist Sitzgesellen) und kleinen „Meistern"; aus Personen, die zwar bei der Behörde als selbständige Gewerbetreibende eingetragen sind, vielleicht auch ein paar Hilfsarbeiter halten, die aber eigentlich nur für Konfektionäre oder für die besseren Schneider nähen und nur selten für einen Kunden ein Kleidungstück selbst anfertigen. Wirthschaftlich sind diese Personen nicht mehr als Unternehmer, sondern nur als Arbeiter anzusehen.

Wenn nun die Konfektion in größerem Umfang das Maßgeschäft aufzunehmen beginnt, so greift sie auf das Gebiet hinüber, das bisher die eigentliche Domäne der Schneider bildete, und bereitet ihnen eine empfindliche Konkurrenz. Freilich werden von dieser Konkurrenz nicht alle Schneider gleich-

mäßig getroffen werden. Den allerersten Schneider wird die Konfektion keinen Schaden zufügen. Auch die Schneider, die nur als Arbeiter aufzufassen sind, werden von der das Maßgeschäft pflegenden Konfektion nicht berührt; denn da sie nur für andere Schneider nähen, kann es ihnen ziemlich gleichgiltig sein, ob sie für einen Konfektionär oder für einen gewöhnlichen Schneider arbeiten. Dagegen wird sich der Ansturm der Konfektion auf die mittlere Schicht der selbständigen Schneider konzentriren, die man als kleinkapitalistische Existenzen betrachten kann, und wird so manche dieser Existenzen hinwegfegen. Erfreulich ist es wohl nicht, wenn selbständige Existenzen des Mittelstandes vernichtet werden; doch wir leben nun einmal in der Aera des Kapitalismus und sehen auf allen anderen Gebieten, daß die kleinkapitalistische Unternehmung durch die großkapitalistische erdrückt und verdrängt wird: nicht abzusehen ist deshalb, warum und wie diese Bewegung just auf dem Gebiete der Bekleidungindustrie Halt machen soll. Auch ist heute das Schneidergewerbe (wie so ziemlich die meisten Zweige des Handwerkes) für die aufsteigende Klassenbewegung im Sinn des alten Handwerkes schon fast verloren. Die große Bedeutung des ehemaligen Handwerkes für die aufsteigende Klassenbewegung lag darin, daß auch der allerärmste Junge, der bei einem Meister als Lehrling eintrat, hoffen durfte, daß er zum selbständigen Meister emporrücken werde. Die Eröffnung seines Gewerbebetriebes verursachte ihm keine Sorgen, denn er brauchte dazu weiter nichts als die Einrichtung seiner Werkstätte; und die hierzu erforderliche geringe Summe konnte er sich von seinem Gesellenlohne leicht ersparen oder im Wege des Darlehens aufbringen, wenn er es nicht etwa erheirathete. Ganz anders heute, wo die meisten Gewerbe zu größeren oder kleineren kapitalistischen Betrieben geworden sind. Was nützt es dem jungen Mann, daß er sein Gewerbe regelrecht erlernt hat und eventuell auch den Befähigungnachweis erbringt, wenn er die Summen nicht auftreiben kann, die er zur Eröffnung seines Gewerbebetriebes braucht? Er bleibt dann doch verurtheilt, sein Leben lang Hilfsarbeiter zu sein.

Endlich — und Das scheint mir für die Frage das Entscheidende zu sein — darf man nicht vergessen, daß wir in einer Uebergangsperiode leben. Die wirthschaftlichen Gebilde, die im Mittelalter entstanden und sich (auf dem europäischen Festlande) bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als ziemlich lebensfähig erwiesen, sind unhaltbar geworden im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, in einer Zeit, in der der Kapitalismus sich eines Produktionzweiges nach dem anderen bemächtigt. Der frühere Mittelstand, der sich aus Kleingewerbetreibenden und kleinen Kaufleuten zusammensetzte, verschwindet immer mehr, an seiner Stelle aber ersteht ein neuer Mittelstand in den zahlreichen fest Angestellten der großen Unternehmungen. Und auf Grund dieser Thatsache darf man sich wohl der Erwartung hingeben,

daß die weitere Entwickelung des Kapitalismus schließlich dazu führen wird, die Lage der arbeitenden Klassen günstiger zu gestalten. Immer mehr bricht sich nämlich die Ueberzeugung Bahn, daß den Arbeitenden wesentlich geholfen wäre, wenn es gelänge, ihnen eine beamtenartige Stellung einzuräumen. Das war aber bisher bei dem Vorherrschen der beschränkt-kapitalistischen Betriebe nicht möglich. Von dem bisherigen Unternehmer — Industriellen wie Kaufmann — konnte man unmöglich verlangen, daß er seine Bediensteten ihr Leben lang mit dem Anspruch auf höhere Gehaltsstufen und auf Altersversorgung anstellen solle; der Mann verfügte selbst über kein genügend großes Vermögen und war selbst in keiner gesicherten Stellung, denn er wußte nie, ob er nicht etwa schon morgen durch einen glücklicheren Konkurrenten zu Boden geworfen würde. Je größer aber die einzelnen Betriebe werden, je mehr sie durch Kartellirung oder Vertrustung die Konkurrenz ausschließen, um so gefestigter stehen sie da, um so eher kann ihnen, die kapitalistisch mehr oder weniger gesichert sind, von der Staatsgewalt die Verpflichtung auferlegt werden, ihren Bediensteten eine beamtenartige Stellung zu gewähren.

Das gilt auch von der Kleiderindustrie. Die meisten im Kleidergewerbe beschäftigten Arbeiter sind heute Heimarbeiter und leiden als solche unter der Ungunst dieser Stellung, einerlei, ob sie selbständige Meister oder einfache Gesellen sind und ob sie heute für einen Konfektionär oder für einen gewöhnlichen Schneider arbeiten. Eine Besserung ihrer Lage ist von dem kleinkapitalistischen Schneider nicht zu erwarten, weil der Mann selbst zu wenig besitzt. Wohl aber darf man erwarten, daß dem großkapitalistischen Konfektionbetrieb in absehbarer Zeit wenigstens die Verpflichtung auferlegt wird, die Heimarbeit zu beseitigen und seine Arbeiter in geschlossenen Räumen zu beschäftigen. Bei einigem guten Willen müßte es der Konfektion auch gelingen, dem Kleidergewerbe wenigstens zum Theil den Charakter des Saisongewerbes zu nehmen; wenn auch die Maßarbeit immer ein Saisongewerbe bleiben wird, könnte doch die eigentliche Konfektionarbeit in die stille Zeit verlegt werden, so daß die Arbeiter das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig beschäftigt wären. Damit wäre schon viel gewonnen. Die Voraussetzung dazu aber ist ein ausreichendes Erstarken des großkapitalistischen Betriebes im Schneidergewerbe; und aus diesem Grunde, glaube ich, darf man es nicht beklagen, daß die Konfektion jetzt die Maßarbeit an sich zu ziehen beginnt.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

Naivetätkultus.

Wir bewundern das Naive, wenn wir selbst die Naivetät verloren haben. Der wirklich naive Mensch richtet seine künstlerische Phantasie auf Das, was über ihm ist. Kinder kopiren in ihren Spielen die Erwachsenen. Götter und Heroen sind der Stoff aller ältesten Kunst und Dichtung. Das hat natürlich auf die unbewußte Naivetät der Darstellung keinen Einfluß. Ueber seinen eigenen Horizont kann Niemand hinausschauen. Dem altdeutschen Meister, der das Marienleben schildert, wird die Muttergottes ganz von selbst zur altdeutschen Bürgersfrau. Er malt sie mit allen Intimitäten ihres häuslichen Daseins und malt auch die Hausschuhe, die unter der Bettlade stehen. Ihn leitet dabei nur ein Gefühl: der Verehrung des Göttlichen einen möglichst faßlichen und lebendigen Ausdruck zu geben. Der Gedanke an eine absichtliche Naivetät der Darstellung müßte ihm vorkommen wie eine Gotteslästerung oder mindestens wie eine plumpe Abgeschmacktheit. Darum taucht das bewußte Suchen des Naiven in der Geschichte der Künste immer nur sporadisch auf: in Zerfallszeiten (wie ganz am Ende der griechischen Kunst die Plastik gelegentlich wieder in den Archaismus des Aeginetenstils verfällt) oder in Vorbereitungzeiten einer neuen Blüthe, namentlich so lange Beides noch zeitlich zusammenfällt, das Eine sich noch unmittelbar aus dem Anderen heraus ringt.

In einer solchen Zeit leben wir. Der Untergang der antiken Kultur ist von dem Beginn der mittelalterlichen durch eine lange Pause getrennt. Als die romanische Kunst ihre Entwickelung begann, war die Antike längst tot. Das Alte stand dem Neuen nicht mehr hemmend im Wege. Unsere moderne Kunst ringt mit der noch immer mächtigen Tradition des Akademischen. Bei jedem Schritt fühlt sie die Macht eines feindsäligen Autoritätglaubens. Und da sie sich noch nicht stark genug fühlt, um ganz auf eigenen Füßen zu gehen, sucht auch sie die Fühlung mit einer älteren Kunst von verwandtem Geist. Es ist das selbe Gefühl des Ringens, der Unfertigkeit mit dem Bewußtsein eines starken, ehrlichen Wahrheitdranges, das den Modernen die tiefe Sympathie mit den Primitiven einflößt. Einem modernen Künstler sagen die Ecken und Härten eines altolämischen Meisters mehr als der abgerundete Linienschwung Raffaels. Dort kämpft ein echtes Gefühl mit der Sprödigkeit des Ausdruckes; hier ist die vollendete Herrschaft der Form über den Inhalt, die gelegentlich auch zu reden weiß, wenn sie nichts zu sagen hat.

Freilich: lügen kann man in allen Zungen. Auch der Naivetätkultus hat seine zwei Gesichter. Von der Freude am Naiven ist nur ein Schritt zur Naivetätkünstelei, die nicht dem Geist, sondern dem Buchstaben der alten Kunst huldigt. Aus der klassischen Pose geriethen wir in die alterthümelnde. „Wenn Ihr nicht werdet wie diese Kindlein“ ... Aber nicht Jeder, der die Sprache Hans

Memlings oder des Fra Angelico spricht, ist ein Henryk Leys oder Puvis de Chavannes. Bei ihnen war die Nachfolge der Primitiven keusch und echt: Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist. Die englischen Präraffaeliten trieben mit dem Kultus des Naiven ein raffinirtes Spiel. In den herben Blüthenduft der Frühitaliener träufelten sie das schwüle Gift einer parfumirten Sinnlichkeit. Burne-Johnes und Dante Gabriel Rossetti wußten, wie man mit den Nerven perverser Ladies spielt. Doch steckt in diesen Engländern — künstlerisch, wenn auch gekünstelt — immerhin der Charme einer verfeinerten Lebenskultur. Bei uns in Deutschland, wo es mit dem ästhetischen Raffinement des Lebens noch gute Wege hat, schlug der Naivetätkultus andere Richtungen ein. Er ist künstlerisch und sozial ein paar Stufen tiefer hinabgestiegen. Die „Ehrlichkeit" wurde zum Mäntelchen, womit die Talentlosigkeit und die Geschmacklosigkeit ihre Blößen deckten. Man beruft sich auf die „Naivetäten" der Alten Meister oder hält sich für einen zweiten Millet, wenn man nicht zeichnen kann. Auch die „Kunst fürs Volk", die „Kunst fürs Kind" muß herhalten: immer der alte Schwindel, daß für das Volk und für die Kinder das Dümmste gerade dumm genug sei. Darum sind namentlich die vervielfältigenden Künste ein wahrer Tummelplatz dieser falschen Einfalt geworden: Wandbilder mit verunglückten Schiller- und Goetheköpfen, Gedichte- und Märchenillustrationen mit fadenscheinigen Landschäftchen, verzeichneten Hänsel- und Gretelkindereien und Aehnliches. Es ist die selbstgefällige Kümmerlichkeit, die aus jeder Noth eine Tugend macht und für die das Wort nicht gesprochen ist: Süß ist jede Verschwendung! Echte Kunst ist immer adelig, auch im Gewande des Bettlers. Millets klassische Bauern sind mit einem Tropfen aristokratischen Oels getauft. Wirkliche Künstler haben uns gezeigt, wie man aus dem Volksthümlichen, dem Altmodischen, dem Biedermaierlichen das echte Gold eines künstlerischen Stils herausschlägt; die Steinzeichnungen und Radirungen von Thoma, Taschner, Böhle sind dafür klassische Beispiele. Hier zeigt sich aber gerade, daß die künstlerische Bewältigung des Naiven — des naiven Gegenstandes im Stil des Naiven — eine Aufgabe ist, die das reifste Können voraussetzt. So war auch die Erzählungskunst Hebels, wenn er die naive Anschauungweise des Volkes in der naiven Ausdrucksweise des Volkes gleichsam parodirend wiedergab.

Was ist überhaupt naiv in der Kunst? Die Naivetäten der Primitiven sind Unzulänglichkeiten des Menschen, der „irrt, so lang er strebt." Im Uebrigen sind die Zeiten, die berufen waren, an den unerschütterlichen Grundlagen aller späteren Entwickelung zu bauen, am Allerwenigsten naiv im Sinn einer denkfaulen Gefühlsduselei gewesen. Diese Leute wußten, was sie wollten. Auf die Höhen der Kunst gelangt nur, wer sich über Ziel und Weg klare Rechenschaft giebt: man weiß, wie Thoma sich dagegen wehrt, wenn man ihn

zu den Naiven rechnet; er selbst hält Das für kein Kompliment. Böcklin hat die farbige Komposition eines Bildes selbst ein Rechenexempel genannt. Gewiß fließen die Quellen des Schöpferischen aus den Tiefen des Unbewußten; aber in dem Organismus des Kunstwerkes liegt eine Logik, die dem denkenden Kunstverstand harte Nüsse aufgiebt. Insofern ist jede Kunst naiv oder nicht naiv, lernbar und unlernbar zugleich. Das Naive, Unlernbare mag des Künstlers bestes Pfund sein, Das, was ihn eigentlich vom Nichtkünstler unterscheidet; aber wuchern kann er mit diesem Pfund nur, wenn er das andere darüber nicht versäumt. Der verweichlichende Naivetätkultus, der aus der „Schonung der Persönlichkeit" eine förmliche Schule des Nichtslernens und Nichtskönnens macht, ist kein Weg zum Heil. Denn er führt von Dem, was das Ziel der Kunst ist, in gerader Linie weg: er führt von der Kultur zur Unkultur. Der Naivetätkultus wird zum Kultus des Ungeschmackes.

Karlsruhe. Professor Karl Widmer.

Lied der Sehnsucht.*)

Zerlumpt meine Kleider und wund mein Fuß,
Gebeugt von Armuth und Sorge,
Doch tief im Herzen die ewige Liebe
Und schimmernde Träume des Lichts:

So wandle ich hin durch den Staub des Alltags,
Mit müden Schritten wandle ich
Immer fort, immer weiter durch endlose Fernen,
Der Sehnsucht nach, der ewigen Sehnsucht . . .

Mein Herz ist voll und meine Liebe ist groß,
Doch größer ist meine endlose Sehnsucht.
Mein Glaube ist stark und stark ist mein Hoffen,
Doch stärker ist meine ewige Sehnsucht!

Zu Dir, zu Dir in den Tag, in die blinkende Sonne,
In den sinkenden Abend, in die winkende Nacht!
Doch Sonnen verbleichen, der Abend erlischt und Sterne versinken;
Aber nimmer verlodert im Herzen die Liebe!

Und meine Liebe ist ein ewiger Traum,
Der über dem Jammer und dem Elend des Alltags schwebt;
Doch meine Sehnsucht ist ein ewiges Lied,
Das singt und klingt in die Träume der Liebe.

Und mein Lied eilt zu Dir durch die endlose Nacht
Und mein Lied ist der Tag, ist die Sonne,
Denn sein Inhalt ist Liebe, sein Leib ist Musik,
Doch seine klagende Seele ist Sehnsucht!

Wien. Paul Wilhelm.

*) Aus dem satirisch-romantischen Puppenspiel „Erlösung".

Deutsche Kunst.

Die so oft und so laut vorgetragene Meinung, in den Ausstellungen der Berliner Sezession sei die deutsche Kunst nie richtig vertreten gewesen, wird durch die zweite Ausstellung des deutschen Künstlerbundes nun widerlegt. Denn daß der Bund das Wesen der neuen deutschen Kunst würdig repräsentirt, muß angenommen werden; und doch ist diese Veranstaltung von den Ausstellungen früherer Jahre kaum zu unterscheiden. Ein besonderes Merkmal ist nur, daß Werke von Ausländern und berühmten Toten, Werke, die sonst als Maßstab für die Jahresleistung willkommen waren, fehlen.

Die Berliner Sezession hatte es leichter als der Künstlerbund. Sie konnte nach freiem Ermessen aus den deutschen Hauptstädten Künstler laden, die jetzt, als Bundesmitglieder, das Ausstellungrecht verlangen. Die darin liegende Gefahr scheint nicht recht verstanden zu werden. Daß die Jury diesmal so viele mittelmäßige Bilder zurückgewiesen hat, ist sehr löblich. Aber neue Besen kehren immer gut; und auf die Dauer kann dieser Grundsatz nicht gelten. Oder doch nur, wenn die Mitgliedschaft den Berühmten vorbehalten bleibt. Den Zwecken des Bundes, der aus der Noth kunstwirthschaftlicher und kunstpolitischer Zustände entstand, ist mit geringer Mitgliederzahl aber nicht gedient. Darum sollte der Bund zur rechten Zeit den Entschluß fassen, der ihm einzig frommen kann: er sollte sich auf eine wirthschaftpolitische Interessenvertretung beschränken und das Ausstellen den einzelnen Sezessionen überlassen; die genossenschaftlichen Zwecke des Bundes sollten von den künstlerischen Zielen der Einzelnen — die doch sehr verschieden sind — getrennt werden, bevor diese Trennung gewaltsam erfolgt und dabei den nützlichen Bund sprengt.

Sogar diese streng beschränkte Ausstellung zeigt schon, wie sehr der Bund auf Kompromisse angewiesen ist; sie wäre besser, wenn der dritte Theil der ausgestellten Werke fehlte. Aber Stucks rohe Dekorationenmalerei mußte einen Ehrenplatz erhalten und Klingers Portraitbüsten, deren Künstlichkeit endlich dem Verblendetsten die Augen öffnen sollte, durften eine ganze Wand beanspruchen; denn Beide sitzen im Vorstand. Thomas Bilder waren nicht zurückzuweisen, Ludwig von Hofmann durfte mit neun Schwächlichkeiten erscheinen, und was der Berliner Sezession einst fast als Gesinnunglosigkeit angerechnet wurde: die Einladung der Leute von der „Scholle", scheint nun unabwendbar. Die größte Gefahr aber ist, daß auch der Geist der einzelnen Sezessionen von der versöhnlichen Stimmung beeinflußt werden muß. Dieser Geist hat mit seiner revolutionären Tendenz Alles hervorgebracht, was wir heute moderne deutsche Kunst nennen, und von ihm erwarten wir noch die entscheidenden Thaten der Zukunft; Thaten, die wichtiger sind als alles bisher Geschaffene. Daß aber auch in der Berliner Sezession jetzt schon das Temperament zu er-

müden beginnt, zeigt sich symptomatisch nicht nur im Fall Tuaillon, der vom Stolz und Selbstgefühl freier Künstler anders erledigt werden mußte, als geschehen ist, sondern auch in der Art, wie das Problem eines neuen Ausstellunghauses gelöst worden ist. Wer in Berlin soll eigentlich den Muth zur modernen Baukunst haben, wenn nicht die Sezessionisten? Soll Wertheim nach wie vor Sieger bleiben? Mir scheint, es war Ehrenpflicht, etwas Vorbildliches oder doch Anregendes zu schaffen und nicht ein Haus zu bauen, dessen Vorzüge nur darin bestehen, daß das Schlechte vermieden ist. Wie darf man vom physiognomielosen Publikum den Entschluß zur Selbständigkeit fordern, wenn die persönlichsten Künstler Berlins sich zu einem so zahmen Kompromiß bequemen? Daß auf Van de Veldes Entwurf verzichtet wurde, scheint verständlich, denn der Belgier ist kein Architekt; man findet es auch erklärlich, wenn eine Vereinigung, auf die Aller Augen gerichtet sind, nicht eine Probe mit dem talentvollen Radikalismus Endells riskiren will. Aber noch blieb Peter Behrens, der dem wiener Sezessionistenhaus Olbrichs sicher ein norddeutsches Gegenbild besserer Art geschaffen hätte; und auch für einen theureren Bau Messels wäre in Berlin sicher Geld zu haben gewesen; der Münchener Dülfer hat mit dem dortmunder Theater den schönsten Befähigungnachweis erbracht; und wollte man das „Individuelle" vermeiden, so hätte der sehr gebildete Eklektiker Fritz Schumacher gewiß das Rechte getroffen. Welche reizvolle architektonische Gartenanlage, endlich einmal mit vorbedachtem Skulpturenschmuck — Gaul wartet nur auf solche Gelegenheit —, konnte aus dem Vorland gemacht werden. Jetzt hat schon der Grundriß bedenkliche Fehler. Wer im Betrachten der Kunstwerke eine Pause machen und sich im Freien ergehen will, muß zweimal bezahlen. Der Zweck des Vorhofes ist dadurch ganz illusorisch geworden. Dieser Hof mußte hinter das Gebäude gelegt oder die Kasse vorn an der Straße errichtet werden. Schöne Verhältnisse hat nur der Mittelsaal; die Nebenräume sind für die dekorativen Riesenbilder, die dort hängen, zu klein. Die Beleuchtung ist viel zu grell; Skulpturenlicht für Bilder. Die Innenarchitektur ist einfach und würdig; doch ist es nicht die Einfachheit des reichen Könnens, sondern die eines Geistes, der in der Negation des Phrasenhaften alle Fähigkeiten erschöpft.

Man brauchte solche Unterlassungsünden nicht ernst zu nehmen, wenn das Paktiren mit sichtbaren oder unsichtbaren Mächten nicht unvermeidlich auf die Produktion zurückwirken müßte. Die schwere Arbeit, die jetzt beginnt, fordert jedoch alle Fähigkeiten. Bisher galt es den Kampf nach außen mit einem Allen erkennbaren Gegner; gegen die offenbarste akademische Rückständigkeit war ein Prinzip zu vertheidigen, das die einander fremdartigsten Anschauungweisen um seine Fahnen schaaren konnte. Jetzt aber stehen die sezessionistischen Parteien vor einer Spaltung im eigenen Schoß. Künstler wie

Stuck, Erler, Habermann, als Vertreter des münchener Atelierideals, wie Thoma, Heider und die Worpsweder mit ihrer Idee einer Heimathkunst, worin Armuth mit weiser Beschränkung verwechselt wird, und wie Klinger mit seiner komplizirten Gedankenkunst, werden bald offen als Gegner Dessen auftreten, was der deutschen Kunst als das Wesentlichste gelten muß. Und mit ihnen wird ihr großer Anhang im Publikum gehen. Diese Künstler, die als „Idealisten" längst etikettirt sind, werden mit der pathetisch-ethischen Geberde kämpfen, die um so gefährlicher ist, weil sie meist ehrlicher Ueberzeugung entspringt und den Nimbus der höheren Sittlichkeit für sich hat.

Wir dürfen leider in den bevorstehenden Debatten nicht auf eine sachliche Aussprache hoffen. Wenn ein Werk geeignet war, zu ernster Erörterung der Lebensfragen unserer Kunst anzuregen, so ist es das Böcklinbuch von Meier-Graefe. In seinen Vorzügen und Schwächen fordert es zum sachlichen Streit um Dinge heraus, die uns eben so wichtig sind wie die Fragen des politischen und sozialen Lebens. Aber mit Parteiphrasen oder höhnischen Glossen betrügt man sich selbst oder verdächtigt unedel den guten Glauben des Verfassers, weil dessen Idealität — eine Art Karl Peters-Idealität — nicht nach dem Familienschiller riecht. In diesem Buch, das gewiß viel klarer, reifer und gründlicher, nicht aber überzeugter sein könnte, wird mit sicherem Instinkt auf Kräfte hingewiesen, die einer lebendigen und fruchtbaren Idealität Fundamente schaffen könnten, und auf Vorurtheile, die verderblicher sind, als dem ersten Blick scheinen mag. Und der theoretische Hinweis auf Gefahren, die unserer Kunst drohen, ist in der großen Menzelausstellung praktisch ergänzt worden. Wer sich selbst nicht blauen Dunst vormacht, war dort — versteht sich: mit dem Hut in der Hand! — genöthigt, einem von Allen jetzt verhimmelten Künstler den Titel des Genies zu weigern. Was man kennen lernte, vor der klug organisirten Riesenarbeit dieses kunstvollen Feinmechanikers, dem sich alle schönen Gefühle, die Menschenbrust bewegen, in automatischen Fleiß umgesetzt haben, war nicht nur das persönliche Schicksal eines deutschen Künstlers, sondern ein Schicksal deutscher Kunst überhaupt. Von allen Wänden grüßten Tugenden, aber subalterne Tugenden, die nur ganz selten zu Helfern eines selbstherrlichen Wollens geworden sind. Vor der trockenen Ehrenhaftigkeit des Pflichtgefühles, der Genauigkeit und Phrasenlosigkeit, vor der stupenden Sicherheit der Hand und des messenden Auges stand das einfache Menschengefühl mit seinen Forderungen einer so ganz anderen Meisterlichkeit zuerst ungewiß und beschämt und dann peinlich berührt. Das Verstandesinteresse an der Leistung allein hat gebildet, nicht die Freude an der Welt; und darum ist es auch immer wieder der Verstand, der sich kontrolirbare Genüsse sucht. Menzel war ein Nachahmungtalent von vielen Graden, aber nur in wenigen Momenten ein ganzer Künstler; er hatte das Auge einer

Ameise, doch selten nur vermochte er aus erhellter Seele heraus zu schauen. Ihm waren die kritischen Tugenden eigen, ohne die schöpferischen. Immer gelang es ihm, das Schlechte zu meiden, und sogar, die vielen winzigen Theile scheinbar zu organisiren; aber Organismen der Kunst, die aus sich selbst in aller Zeit zu leben vermögen, konnte er nur hervorbringen, wenn er — was selten und blos in den Jahren der Manneskraft vorkam — sich einmal gehen ließ. Fast nie hat Menzel gewagt, weniger zu malen, als sein rastlos das Objekt untersuchendes Auge sah; der aller Kunst so nothwendige Vereinfachungprozeß wäre ihm wie Nachlässigkeit vorgekommen. Ursache solcher kunstfeindlichen Gewissenhaftigkeit war ein Mangel an Temperament, an Gefühlskraft, an der goldenen Rücksichtlosigkeit, die sich über alle Bourgeoisbedenken wegzusetzen vermag. Er wagte nicht, in einer Zeit des Rationalismus, in einem Lande, wohin sich die Muse nur aus Zufall verirrt, tief zu fühlen. Diese Feigheit — es thut weh, aber die Sache fordert das Wort — wird ihn die Unsterblichkeit kosten. Sie hat ihn zum preußischen Meissonier gemacht, ihn, der ein deutscher Daumier sein konnte. Mit den werthvollsten Kräften kann solche Feigheit verbunden sein; und sie wars bei Menzel. Als die Entschlußfähigkeit starb, wandelte sie sich in ungeistige Energie; als die Liebe erloschen, wurde aus ihr Pflichtbewußtsein. Innere Vorgänge dieser Art sind häufiger, als man glauben möchte. Menzel hatte viel vom Meister Anton Hebbels. Diese reiche und resonanzfähige Seele ist um ihre eigentliche Entwickelung gekommen, und da sie zu stolz und männlich war, um in den heimlichen, vielleicht unbewußten Qualen der Verzweiflung schlecht und faul zu werden, wurde sie dogmatisch, suchte eine Beschränkung, die niemals die Freiheit gekannt hat, und tyrannisirte mit einer Pflichtformel die Nahen und Nächsten und sich selbst.

So ist Menzel ein Opfer des Objektes geworden. Man betrachte seine Werke: und man wird erkennen, daß er, von einigen Bildern aus der Mitte seines Lebens abgesehen, durch Traditionlosigkeit und Mangel an Eigenwillen stets verhindert ward, den Stoff zu überwinden. Trotzdem ihm manchmal das Urlebendige vor dem Auge flimmerte, glaubte er im entscheidenden Moment nie dieser tiefsinnigen Vision; er besaß nicht die Welt der Gegenstände, sondern sie besaß ihn und machte ihn zu ihrem Diener. Freilich: zu einem der unermüdlichsten und meisterlichsten Diener. Hier ist jedoch der Punkt, wo unsere Künstler sich zu entscheiden haben, wo es von ihrem Entschluß abhängt, ob wir eine Malkunst haben werden oder nicht. Man ehre Menzel; aber man sei sich klar, daß die Kunst erst beginnt, wenn das Objekt, der Stoff ganz überwunden ist. „Man ist um den Preis Künstler, daß Einem Alles zur Form wird." Die Gleichgiltigkeit gegen das Objekt, die restlose Hingabe an die Erkenntniß des Gesetzes, dem das Objekt untersteht, ist Vorbedingung für den Künstler, wenn er die Naturbildungen als Laute den Sprachmitteln seiner Kunst

einverleiben, wenn er damit Gefühle ausdrücken will. Die Kunst kennt nur die Hieroglyphe; wo der Gegenstand seiner selbst wegen abgeschildert wird, bleibt es beim Anschauungunterricht für große und kleine Kinder.

Wenn es unserer Bildenden Kunst nicht gelingt, die Erkenntniß des Gesetzlichen an die Stelle des Stoffinteresses zu setzen, so wird es einst sein, als wäre sie nie gewesen. Wir brauchen nicht Nachahmungfähigkeit, sondern Formkraft. Deshalb ist den paar deutschen Malern, die sich des rechten Weges bewußt zu werden beginnen, die Verhimmelung Menzels, dieses Königs der Objekte, gerade jetzt so gefährlich. Es ist Mode geworden, jedes Wort gegen Menzel als ein Wort gegen die Nation zu empfinden; um so mehr, wenn auf Kosten des excellenten Fritzenmalers der Jude Liebermann bevorzugt wird. Und doch lehrt die Ausstellung des Künstlerbundes wieder deutlich, daß Liebermann auf geradem Weg über Menzel hinausgegangen ist. Man kann sich nicht damit helfen, daß man Beide neben einander gelten läßt; der Vergleich wird zur Pflicht, weil der Sezessionistenführer in sehr wesentlichen Dingen seiner Kunst von Menzel ausgegangen ist und von dessen Art Positives und Negatives gelernt hat. Wo Menzel in Motiven, wie Liebermann es in seinem „Biergarten" zeigt, vom Einzelnen ausging und dann erst die vielen Details zusammenbrachte, was ihm oft, auf so unnatürlichem Wege, erstaunlich gut gelang, da geht Liebermann in diesem frühen Bild schon vom Eindruck des Ganzen aus. Aber auch bei ihm erhebt noch die menzelische Gewissenhaftigkeit ihre Einwände gegen den Maler. Als die Anschauung Liebermann zwingen wollte, die Objekte als Relativwerthe zu behandeln, suchte er auf der andern Seite das Genredetail zu retten, ohne der Gesammtwirkung zu schaden. Den zum Bewußtsein erwachenden Impressionisten hat in diesem Bilde die Knausnatur, die von Anfang an in Liebermann steckte, listig zu betrügen versucht. In dem späteren „Biergarten an der Elbe" spürt man davon nichts mehr; und vollkommen überwunden ist jede Versuchung des Sachsinnes in der neuen „Seilerbahn". Vor diesem Bilde denkt man nicht, wie etwa vor einem Menzel: So kann es sein, sondern: So muß es sein. Die Wahrheit der Darstellung ist überzeugend. Das Bildniß Bodes kommt dieser „Seilerbahn" fast gleich. Nicht ganz. Der Mensch als Modell verwirrt Liebermann offenbar ein Bischen und er muß sich als Portraitist, sogar als Aktmaler, zu einer Konzentration zwingen, die ihm vor der freien Natur selbstverständlich ist. Dennoch gehört dieses Portrait zum Besten, was die neue deutsche Kunst hervorgebracht hat. Die letzte Leichtigkeit fehlt; man spürt die Anstrengung; etwa so, als wenn die Nothwendigkeit, sich beim Malen mit dem Modell zu unterhalten, den Künstler genirt und aus seiner natürlichen Kontemplation gerissen hätte.

Für den Werth dieser fast grauen Bilder spricht die Thatsache, daß sie sich neben den großen farbenfrohen Leinwänden Trübners halten; die be-

deckte Koloristik Liebermanns besiegt sogar in gewisser Weise die einer reichen Klangfreude hingegebene Tonigkeit des Karlsruhers. Die Ursache dieses Phänomens ist, daß die Wahrheit des Tones die fehlende Klangstärke vollkommen ersetzt. Ein Sonatensatz kann zwar nicht so laut, doch polyphoner klingen als ein Orchesterstück. Dem Leiblschüler ist die Farbe fast schon zum Selbstzweck geworden. Auch heute ist sie noch wahr, nie willkürlich dekorativ und stets drückt sie lebendige Impressionen aus; aber es rächt sich an gewissen Punkten, daß der Maler vor der Natur nicht zuerst von dem Erscheinung gewordenen Gesammtleben berührt wird, sondern vor Allem von der Klangschönheit des Tones. Sein Auge schwelgt, wenn er ein braunes Pferd vor grünem Laub im Sonnenlicht sieht, und er berauscht sich an der eigenartigen Harmonie zu sehr, als daß er die souveraine Besonnenheit, die Schärfe der Beobachtung für das Leben innerhalb dieser Harmonie ganz bewahren könnte. Es wäre lehrreich, neben den ausgestellten Landschaften Trübners solche von Manet zu sehen. Der erste Blick würde vielleicht Trübners Bilder suchen (wie er früher Leistikows Verdeutlichungen gesucht, doch schnell wieder verlassen hat); bald aber würde man bei Manet bleiben, weil er Atmosphäre giebt. Nicht die aus Dunst, Luft und Licht gewebte Atmosphäre ist gemeint, sondern die geistige, aus der Persönlichkeit des Künstlers stammende, die jedem vollkommenen Kunstwerk eigen ist.

Die Absicht ward ganz erreicht in Trübners Portrait des Großherzogs von Hessen (grüner Waffenrock vor grünen Bäumen); in dem Reiterbildniß des Großherzogs von Baden (blauer Waffenrock und ein rothgelbes Pferd vor grünem Hintergrund) steht die Kunst aber, trotzdem das Wagniß auch hier als geglückt bezeichnet werden muß, dicht vor einer Katastrophe. Unwillkürlich denkt man an Munch. Das schlechthin Nothwendige, das jedem großen Kunstwerk innewohnt, ist nicht in diesen Bildern; man erinnert sich davor der überwundenen Schwierigkeiten und merkt, daß Trübner wieder, wie oft in den letzten Jahren, von der Experimentirlust seines Meisterbewußtseins ausgegangen ist. Der Katalog sagt uns, wir hätten in diesen Bildern Portraits zu sehen; aber die Hauptsache sind nicht die Fürsten, sondern die Pferde, Uniformen und Bäume. Die Aehnlichkeit ist eine Zugabe zum werthvollen malerischen Experiment. Trotzdem muß man mit großer Achtung von dieser Malerei reden; denn vielleicht ist nur durch solche ganz aufs wesentlich Malerische gerichtetete Unternehmungluſt der Geist Menzels, der in Talenten wie Baluschek in einer für den Altmeister nicht eben schmeichelhaften sezessionistischen Abart fortlebt, endlich zu besiegen.

Noch andere Bilder der Ausstellung verdanken solcher Experimentirfreude des Malerbewußtseins ihre Entstehung. So ein mit unendlichem Fleiß und gewaltiger Anstrengung gemalter Akt von Slevogt, eine Leistung, die nur

von dem Wunsch, Vollkommenheit zu lernen, eingegeben erscheint, der man ohne tieferes Interesse seine Achtung bezeugen muß und die wie ein Schulbeispiel beweist, daß dem von Slevogt repräsentirten deutschen Geist die Uebersetzung einer Anschauung in Malerei unendlich schwer wird, weil die natürlichen Organe dafür verkümmert sind. In diese Kategorie von Versuchswerken gehört ferner die „Kirschenernte" von Dora Hitz, ein Werk, worin Glänzendes gewollt, doch nur zur Hälfte erreicht worden ist. Ob freilich das Fehlende: die Wahrheit des Raumes und die darin athmende Lebensfülle mit all den zarten Relationen der Erscheinungwerthe unter einander, einer Frau überhaupt erreichbar ist? Besonders wenn diese Frau keine Tradition von Betracht hinter sich hat? Endlich müssen hier Künstler wie Uhde und Kalckreuth genannt werden. Freilich sind die Beiden Repräsentanten sehr verschiedener Gradwerthe. Während Uhde sich in seinen ziemlich seltenen guten Momenten der Freiheit Liebermanns nähert, bleibt Kalckreuth stets ein ans derbe Malhandwerk Gefesselter. Wo der Münchener unerfreulich ist (und er ists sehr oft), spürt man doch immer noch die ursprüngliche, wenn auch unkultivirte Malernatur; Kalckreuth aber ist ein Maler im höheren Sinn überhaupt nicht. Was Uhde mit Kalckreuth und mit vielen spezifisch deutschen Malertalenten verbindet, ist eine merkwürdig trockene, sachliche, reizlose, schwunglose und trübschmutzige Art des Vortrages, die auf Temperamentlosigkeit und fast bäuerische Nüchternheit der Anschauung hinweist. Diese Malerei, die noch von Mackensen und vor Allem von dem Kalckreuth nah verwandten Philipp Franck vertreten wird, hat nie die Musen gekannt; und wenn sie nicht eben Anlaß zum Aerger giebt, so giebt sie zur Freude noch weniger Gelegenheit. Ein Bild wie die „Kostümprobe" von Kalckreuth freilich ist denn doch geeignet, Verdruß zu erregen.

Mehr Hoffnung könnte man den jungen Sezessionisten entgegenbringen, wenn sie sich beschränken lernten. Eine kleine Welt ist auch eine Welt, wenn sie warmes Leben umschließt. Warum bleibt Breyer nicht vor der toten Natur, der er feine Reize abzugewinnen weiß, und strebt nach Zielen, die er nicht erreichen kann? Durch vernünftige Beschränkung allein haben sich Maler wie Ulrich Hübner, Landenberger, Reiniger einen zwar bescheidenen, aber stichhaltigen Ruhm erworben und durch den Mangel an Selbstzucht schadet Corinth in jedem Jahr wieder seinem nicht geringen Talent.

Die Dekorativen verfallen in einen anderen Fehler als Die um und nach Menzel. Wo Diese das Objekt überschätzen und nicht von ihm loskommen, dünken Jene sich kindlich darüber erhaben; wo die Einen ihre Tüchtigkeit im Prosaischen unfruchtbar erschöpfen, stellen die Anderen eine oft große Geschicklichkeit in den Dienst der Phantasterei. Beider Art weist auf einen mangelhaft entwickelten Kunstsinn und es ist ein deutliches Zeichen der Impotenz, wenn

die Kunst einer Zeit nur in den Extremen, der Nüchternheit oder dem Rausch, Schaffensmöglichkeiten entdeckt. Die dekorativen Phantasten sind aber innerhalb des allgemeinen Irrthumes die Gefährlicheren. Die vom Objekt abhängigen Künstler versprechen wenigstens nicht mehr, als sie halten, geben oft sogar mehr, als sie versprechen, weil sie mit den Objekten eine gewisse niedere Wahrheit und auch die freilich arg vermischte Schönheit geben, die zufällig am Stoff haftet. Wird man vor ihren Bildern nicht reicher, so wird man doch auch nicht ärmer. Der Phantast aber giebt überhaupt keine Wahrheit, nicht einmal eine subjektiv lyrische, sondern nur eine Laune. Beiden Arten der Produktion fehlt das Wesentliche: der Sinn für das Gesetz, für das Bleibende im Wechselnden, das Gefühl für das Verhältniß der endlichen Dinge zur ewigen Idee. Während der Naturalist jedoch bescheiden eine untere Stufe einnimmt, will der Phantast uns einreden, er habe die höchste Stufe erreicht. Dieser nennt Idealismus, Freiheit und Individualismus, was Rausch, Willkür und Subjektivismus ist. Da ihm die einzige Kraft abgeht, die das Objekt zu entmaterialisiren vermag, bleibt auch in seiner Kunst, nur eben verborgen, der Stoff in aller Roheit bestehen. Wo er das Objekt vergeistigen will, verzerrt er es; wo er es zu erheben vermeint, macht er es unwirklich; und wo er zu schwärmen glaubt, erfindet er Lügen.

Leider ists nicht der schlechteste Theil des Publikums, dem die verderbliche Phantasterei als Idealismus und also als heilig gilt. Man stellt in einer Verblendung, die für unsere Kulturlosigkeit bezeichnend ist, Stuck neben Rubens und Thoma neben Dürer. Im ethischen Hochgefühl merkt man nicht, daß diese Unfähigkeit, Qualitätwerthe zu fühlen, auch eine Art von Unsittlichkeit ist. Von vorn herein sollte doch eine Kunst verdächtig sein, die nicht die nothwendigsten Rücksichten auf ihre Wirkungmöglichkeiten nimmt. Goethe dachte nicht eben hoch von dem Dramatiker, der nur für eine Idealbühne der Zukunft dichten mochte; was soll man aber von einer Malerei sagen, die für nicht vorhandene Mauern malt und dann behauptet, ihre Produkte seien Rahmenbilder? Erlers aus dem Handgelenk hingestrichene Farben und Silhouetten wirken in den Weinstuben des Hauses Trarbach; in die Ausstellungräume einer Kunstpartei aber, die alles Seichte bekämpfen will, gehört seine Art nicht. Es ist unsinnig, Hettners Großheiten in einen engen Saal zu hängen; und Stucks erfolglüsterne Ideenkunst — das „Bacchanal" beweist, welche Summe von Talent im münchener Kunstdogma verflachen kann — ist auch nur zu genießen, wo der Blick flüchtig darüber hingleiten kann: im Foyer eines Theaters oder Konzertsaales. Aber diese Uebermenschen dünken sich ganz reif, neben Rembrandt und Velazquez zu hängen, und die teutsche Parteikritik bestärkt sie darin; weder hier noch dort ahnt man Etwas von den Gesetzen des Rahmenbildes.

Die Dekorativen dieser Art bilden immer nur den Klang, das Ornamentalische und geben den Reiz, wo wir die Melodie (Das heißt: Erkenntniß- und Gefühlskraft) erwarten dürfen. Es ist wohlfeil, sich am Klang zu berauschen, wie Ludwig von Hofmann in den letzten Jahren immer mehr thut, nachdem er so große Hoffnungen erweckt hatte, als er uns einst eine Schönheit zeigte, die auch Wahrheit ist. Zum Rauschzustand ist nicht einmal die Intelligenz erforderlich, die Menzel auszeichnete; die natürliche Veranlagung genügt. Man gehe durch unsere Kunstgewerbeschulen und betrachte, welch scheinbar feinsinnige, zartnervige und wirklich geschmackvolle Dekorationen dort von Schülern gemacht werden, die aussehen wie Schlächtergesellen und sich auch so betragen. Das Talent, der Geschmack sind hier etwas nahezu Physisches, etwas musikantenmäßig Automatisches. Laut oder zart, gewaltsam oder kultivirt: Alles bleibt doch unterhalb der Grenze, wo die wahre Kunst beginnt.

So ist es auch mit dem Wiener Klimt, der als tiefer Geist gilt. Er hat verstanden, das symbolische Element, das in allem Ornamentalen liegt, mit Realismen leise so zu verbinden, daß das Produkt wie beabsichtigte Mystik anmuthet. Die nicht geringen Dekorateurqualitäten dieses rauschsüchtigen Toilettengeschmackes, sehr geeignet für das feine Variété, für die Ausstattung von Prunkräumen, werden lächerlich, wenn ihre Produkte im Rahmen, als Zimmerbilder auftreten. Wer es drei Tage, Aug in Aug mit diesen Bildern, im Wohnraum aushält, kann tiefere Geistigkeit nicht haben. Der thatsächlich vorhandene feine Reiz wird auf die Dauer überlästig, wie ein Kitzel es wird. Wie alles wiener Kunstgewerbe, ist auch dieses von Klimt äußerst geschickt gemacht, aber nicht originell. Toorop ist dem Wiener sowohl an methodischer Verrücktheit wie an Ausdruckskraft überlegen und Besnard, der doch nicht genannt werden sollte, wo von echtester Kunst die Rede ist, erscheint dieser Geziertheit ohne Ursache gegenüber fast goethisch.

Den Punkt, wo die gewerbliche Dekoration in die große Kunst hineinwächst, bezeichnen in diesem Jahr die Arbeiten Hodlers. Den Laien darf man freilich nicht schelten, wenn er sagt, er könne ein Verhältniß zu diesen seltsamen Gebilden nicht finden, die so grell und irritirend, im zu kleinen Saal und zu niedrig gehängt, dem Beschauer entgegenkommen. Schwer ists, sich in diese Freskokunst, deren harte Vereinfachung nur durch eine Architektur erklärt werden könnte, hineinzusehen und diese Werke eines merkwürdig herben, naiven und doch auch ganz eklektizistisch bewußten Stilgefühls, worin embryonische Großartigkeit neben öder Formlosigkeit liegt, zu verstehen. Freilich vermag man sich nur schwer auch eine Architektur vorzustellen, die diese grelle Kartonkunst aufnehmen und einer Raumidee eingliedern könnte. Doch ist unverkennbar, daß Hodlers dekorative Vorstellungen sich mit den primitiven Architekturideen unserer modernsten Baukünstler berühren. Die schwer daherschrei-

tende Ueberkraft des Schweizers erscheint etwas pathologisch; man sieht mehr den Willen zur Kraft als diese selbst. Ein starker Eigenwille, der mit der Gestaltungskraft fortgesetzt ringt, geräth sehr oft in tote Theorie und Unfreiheit. Wo die Melodie siegreich durchbricht — man sehe die beiden Gestalten in Gelb und Schwarz rechts und links auf dem Bilde „Die Wahrheit“ oder den Rhythmus schreitender Frauengestalten —, spürt man Gefühle, denen Größe nicht abzusprechen ist. Hodler nimmt jetzt in der Malerei ungefähr die selbe Stellung ein wie Bruckner in der Musik. Manchmal zeigt sich die Faust einer gewissen titanischen Größe und hier und da blitzt Etwas auf, das Puvis nie gekannt hat. Erwägt man aber, was der Franzose daneben vor dem Schweizer voraus hat, so betrachtet man die Kartons doch wieder mit zweifelhaftem Blick. In diese intime Ausstellung gehören die Riesenbilder jedenfalls nicht.

Eine deutsche Kunst ist im Entstehen; man kann sogar sagen: Wir haben eine Aber sie ist rings von inneren und äußeren Gefahren bedroht. Die wesentliche Produktivkraft tastet sich noch zaghaft durch all die Irrthümer der Zeit und verliert die kostbarsten Fähigkeiten im Erkennen und Ueberwinden von Irrthümern. Die großen Erwartungen, die an Klinger geknüpft worden sind, müssen heute aufgegeben werden. Der alte Hildebrand ist in dieser Ausstellung unter den Bildhauern der Einzige, der ganz wahrhaftige Kunst zu bieten weiß; und unter den Malern ist es Liebermann. „Groß“ ist ihre Art gewiß nicht, wenn man sie an Phidias und Rembrandt mißt. Aber ihre Eigenart ist so, wie sie unter allen gegebenen Verhältnissen sein kann. Das ist schon viel; mehr als Die ahnen, die immer wieder in frommer Ekstase vom Apfelbaum zu gleicher Zeit Pfirsiche und Rosen brechen möchten.

Friedenau. Karl Scheffler.

Am Wege.

Nacht und rinnender Regen
Und ein flatterndes Tuch in dem Wind . . .
Wie steinern sind
Die Säulen an meinen Wegen.
Nirgends ein Lied, das mir singt.
Nirgends ein Strahl, der mir scheint.
In den nassen Steinen nur weint
Ein erfrorenes Licht und verklingt . . .
Und ich bin allein in der Nacht
Und bin eine Blume aus Eis,
Die nie mehr in Düften erwacht. . .
Ich weiß.

O kämst Du als brennender Strahl
Und machtest mich flammend und licht!
Meine eisgewordene Qual
Schreit nach Deinem Gesicht.

*

Klar und kristallen die Welt,
Zerflatternde Wolken im Blau,
Einer steigenden Rauchsäule Grau
Von goldenen Strahlen durchhellt.
Die Häuser stehen so weiß,
Durchsichtig kalt ist die Luft . . .
Ein kühler, wehender Duft,
Wie von Blumen mit Kelchen aus Eis.
Du gehst durch den gläsernen Tag
Und glaubst: Bald steh' ich am Ziel.
Doch ist Alles nur Spiegel und Spiel
Und Dein Schritt wird müde und zag . . .

*

Mit den vergilbenden Jahren
Spielt wie mit Blättern der Wind.
Ich höre die nahen Gefahren,
Die noch nicht geboren sind.
Aus dem Wipfel des rauschenden Baumes
Fällt mir ein Klang ins Ohr,
Wie der Ruf eines dunklen Traumes,
Der sich ins Leben verlor.
Nun steht er im blauen Gewande
Im kreisenden Leben und starrt
Durch die Scheiben über die Lande
Und sieht in gluthendem Brande,
Was ihn vor Jahren genarrt . . .

*

Sieh, mich umflattert der Tage
Schmerzlich drohender Flug.
Hörst Du die Klage,
Die der Wind zu Dir trug?

Ich finde nicht mehr die Wege
Aus Tiefen zum Sonnenland.
Siehe, ich lege
Mein Leben in Deine Hand.

Weise Du mir der Berge
Brennende Gipfel im Licht.
Herrin, ich berge
An Deinem Knie mein Gesicht.

Charlottenburg. Maximilian Schick

Werkring.

Werkring. Vereinigung für Haus- und Wohnungskunst. Berlin.

Eine Künstlervereinigung. Sie will ein Mittelpunkt für alle selbständig künstlerischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Architektur und des Kunsthandwerkes sein. Das Ziel ist: freies Schaffen aus den heutigen Bedingungen und Empfindungen heraus, ohne alle konventionelle Schablone, ohne jede äußerliche Nachahmung fremder Formen. Haus- und Wohnungskunst. Ein neuer Name, um die schiefen Bezeichnungen, wie Kunstgewerbe, Dekorative oder gar Angewandte Kunst, zu vermeiden und zugleich die neue Art des Wollens anzudeuten. Auf dem Hausen und Wohnen, nicht auf Bauen und Gewerbe liegt der Ton. Zugleich eine nothwendige Zusammenfassung. Alles Schaffen, das Haus und Wohnung zum Ziel hat, ist ein einheitliches Kunstgebiet, das, bei großer Verschiedenheit im Einzelnen, den selben künstlerischen, technischen und wirthschaftlichen Gesetzen unterliegt; das nur gedeihen kann, wenn es als Ganzes gepflegt wird. Vielen gilt ein solches Streben als aussichtlos; und die Ereignisse der letzten Jahre scheinen ihnen Recht zu geben. Die anfangs mit allzu lautem Jubel begrüßte Bewegung ist ins Stocken gerathen, Enttäuschung und Ueberdruß machen sich geltend und die Rückkehr zur historischen Nachahmung ist ganz offenbar. Aber wenn man genauer zusieht, so sind es nicht eigentlich die Bestrebungen und Gedanken der Künstler, die sich als unausführbar und werthlos erwiesen haben, sondern die oberflächliche, geistlose Verballhornung ihrer Ideen durch die Kunstindustrie. Diese fühlte sich durch den Beifall, den die Künstler errangen, in ihrer Existenz bedroht und suchte um jeden Preis „modern" zu sein. Die vielen Zeitschriften, die damals gegründet wurden, ermöglichten den Zeichnern bequeme Nachahmung; nun wurde „modern" gearbeitet, wie vorher im Stil des Barock oder Rokoko. Natürlich ging Das ohne die gröbsten Mißverständnisse nicht ab; man griff nur das Augenfällige auf, oft das Mißrathene, und da die Zahl der selbständig Arbeitenden sehr gering war, wurden die paar neuen Motive bald totgehetzt, war bald Alles mit aufdringlichen, unruhigen Formen überschwemmt: und der Rückschlag begann. Für die Künstler war in diesem tollen Treiben wenig Platz gewesen. Man brauchte sie nicht unbedingt, da sie ja gern ihre Arbeiten abbilden ließen; sie waren unbequem, stellten unbegreifliche Forderungen, verstanden nichts vom Geschäft, arbeiteten langsam und waren schwer zu verwenden. Und so kam es, daß, während Millionen in dem „neuen Stil" umgesetzt wurden, die paar Künstler, die das Ganze begonnen hatten (es sind sicher keine fünfzig in ganz Deutschland) kaum wußten, wovon leben, ja, vielfach eigene Opfer brachten, um nur überhaupt zeigen zu dürfen, was sie eigentlich wollten. Und da Das natürlich nur selten möglich war, fingen auch Wohlmeinende zu klagen an, daß nichts geschehe, daß es an Begabung und Thatkraft fehle. Man sah eben den Zusammenhang nicht. Die Künstler hatten anfangs nur künstlerische Ziele im Auge und lernten erst allmählich, daß die Hauptschwierigkeit im Wirthschaftlichen liegt. Häuser, Möbel, Teppiche werden heute nicht mehr in kleinen handwerkmäßigen Betrieben, sondern fast durchweg in großen, kaufmännisch geleiteten, mit weitgehender Arbeitstheilung organisirten Betrieben hergestellt. Auch den Verkauf besorgen große Betriebe; eine riesige Reklame, verführerische Aufmachung der Waaren, ausgezeichnete Schulung des bedienenden Personals, bequeme Zahlung-

bedingungen locken die Käufer herbei. Dagegen konnte der Künstler nicht aufkommen, trotz allem Zeitungruhm; es war umständlich, zu ihm zu gelangen, mit ihm zu verhandeln; auch bot er in materieller Hinsicht weder die Sicherheiten noch die Bequemlichkeiten des großen Kaufhauses. Der Großbetrieb drängte den Künstler leicht bei Seite, war aber ganz außer Stande, die Ideen der Künstler schöpferisch weiter zu bilden. Unter seinen Händen wurden die neuen Gedanken genau so tot wie die Formen der Vergangenheit, die er bis dahin „aus dem Leben" kopirt hatte. Der moderne Großbetrieb ist eben seinem innersten Wesen nach weder schöpferisch noch künstlerisch. Mit seinem Auftreten in den fünfziger und sechziger Jahren begann denn auch die künstlerische Verödung. Nicht die Maschine, wie oft geglaubt wird, sondern die Organisation des Großbetriebes, seine eigenthümliche Arbeitzerlegung ist schuld, daß Kunst in ihm nicht gedeihen kann. Denn jedes Kunstwerk wirkt auf das Gefühl und hat Werth nur durch diese Gefühlswirkung. Darum muß bei der Herstellung diese Wirkung fortwährend im Auge behalten und Dem entsprechend gearbeitet werden. Gefühlswirkungen lassen sich aber nicht mit dem Maßstab, sondern nur vom Gefühl kontroliren. Jedes Kunstwerk bedarf zu seinem Entstehen einer Seele, die diese Kontrole ausübt, die unbedingte Macht über das Werk hat. Bei der alten, handwerkmäßigen Arbeitweise, wo ein Einzelner mit wenigen Gehilfen die Herstellung durchführte, mußte ein lebendiges Ganze entstehen, auch wenn der Meister ein noch so bescheidener und unbedeutender Mensch war. Jedes Stück hatte die Seele seines Verfertigers. Heute ist Das ganz anders geworden: nicht etwa, weil die Handarbeit zurückgedrängt ist (das Maler- und Stukkateurgewerbe ist noch heute absolut Handarbeit und gerade seine Erzeugnisse sind vielleicht barbarischer, grauenvoller als irgend etwas Anderes), sondern, weil im modernen Großbetrieb jede Arbeit so in Stücke zerspalten ist, daß der einzelne Arbeiter die Gesammtwirkung gar nicht prüfen kann, nicht einmal prüfen darf, soll das ganze Getriebe nicht in Unordnung kommen. Der entwerfende Zeichner aber hat eben so wenig bestimmenden Einfluß; er entwirft nach fremden Angaben, nach fremden Mustern, muß sich in jede Aenderung fügen und verliert in kurzer Zeit jede schöpferische Kraft, wenn er überhaupt eine besaß. Nicht einmal der Fabrikant hat Einfluß; das einzelne Stück ist ihm eine Nummer, der er beim besten Willen keine Aufmerksamkeit schenken kann, und seine Direktiven an den Zeichner haben nur den Zweck, die Wünsche des Käufers zu erfüllen. Seinem persönlichen Geschmack darf er nicht folgen, will er nicht sein ganzes Geschäft aufs Spiel setzen; er muß fabriziren, was „geht". Seine Abnehmer aber sind niemals die Konsumenten selbst, sondern Kaufleute, die die Wünsche des kaufenden Publikums, meist mißverstanden, immer aber unklar verallgemeinert und unpersönlich gemacht, ihm übermitteln. Wohin wir also auch sehen: überall ist lebendiger, menschlicher Einfluß und Wille ausgeschaltet; jeder Einzelne arbeitet abstrakt, unpersönlich, sachlich uninteressirt; und es ist einfach unmöglich, daß ein Kunstwerk in solcher Arbeitweise entsteht. Selbst wenn alle Betheiligten künstlerisch im höchsten Grade begabt wären: das Prinzip solcher Organisation würde sie zu lebloser Arbeit zwingen.

Nun ist aber eine Rückkehr zum handwerkmäßigen Betrieb aus rein wirthschaftlichen Gründen nicht mehr möglich. Der Großbetrieb hat die alten, kleinen, individuellen Betriebsformen schon fast vernichtet und nur kurzsichtige Romantik kann rathen, sie künstlich neu zu beleben. Versuche sind ja oft gemacht worden

aber immer mit negativem Ergebniß. So manchen Künstler hat das Bemühen, den Handwerker spielen zu wollen, zwecklos werthvolle Jahre und große Opfer gekostet. Man müht sich vergebens, aus künstlerischen Gründen Etwas retten zu wollen, das offenbar der Auflösung entgegengeht. Eben so verkehrt ist das Streben, Künstler und Fabrikant in einer Person zu vereinen. Auch diese Versuche sind ausnahmelos mißglückt, nicht, weil die Doppelbegabung fehlte, sondern einfach, weil das kapitalistische Geschäft mit Nothwendigkeit den Künstler in seine Unpersönlichkeit, seine Abstraktheit hineinzieht und ihn dadurch tötet. Gelingt es ihm aber, sich dagegen zu wehren, so bricht das Geschäft zusammen. Darum sind auch alle Versuche, durch Genossenschaften, gemeinschaftliche Verkaufslokale und Aehnliches zu helfen, hoffnunglos. Solche Unternehmungen lassen sich wohl eine Weile mit Hilfe reicher Leute mühsam über Wasser halten, aber lebensfähig werden sie nicht oder sie entfernen sich eben so weit von den Wegen anständiger Kunst wie jedes andere große Geschäft. Es giebt nur einen Weg. Neben den Großbetrieb muß der unabhängige, selbständige Künstler treten, der die Techniken, die wirthschaftlichen Erfordernisse und die Bedürfnisse des Publikums genau kennt, der kein Handwerker ist, sondern entwirft und die Ausführung beaufsichtigt, der den unpersönlichen Großbetrieb durch seine Persönlichkeit kontrolirt und dadurch der Arbeit seine Seele giebt. Das ist keine Utopie, sondern durchaus erreichbar und eine Entwickelung nach dieser Richtung auch schon wahrnehmbar. Immer mehr wird es Sitte, daß sich Fabriken mit unabhängigen Künstlern verbinden, ihre Namen beim Verkauf ausdrücklich nennen, ganz wider den alten Brauch, den Entwerfenden nach Möglichkeit zu verstecken. Große Kaufhäuser wie Wertheim und Ball arbeiten mit Künstlern zusammen, denen sie im Künstlerischen jede Freiheit geben, eben aus der Erkenntniß heraus, daß das Künstlerische nur von einem Unabhängigen, frei Bestimmenden geleitet werden könne. Das ist um so bemerkenswerther, als im Allgemeinen der Großbetrieb grundsätzlich nur Leute beschäftigt, die ihm ausschließlich verpflichtet sind. Und man darf hoffen, daß diese Anfänge sich zu einer festen Institution entwickeln werden. Natürlich wird der Fabrikant immer wieder versuchen, den Künstler ganz zu binden, um ihn so scheinbar ökonomischer ausnutzen zu können; doch immer wieder wird dieses Trachten im Kunstgewerbe zu Mißerfolgen führen. Freilich zunächst nur auf künstlerischem Gebiet; daß diese Mißerfolge auch geschäftlich empfunden werden, ist so bald nicht zu erwarten. Das würde voraussetzen, daß der Käufer allgemein den Unterschied zwischen dem künstlerisch Lebendigen und leerer Aeußerlichkeit empfinde. Und dazu gehört ein viel tiefer gehendes und allgemeineres Interesse an künstlerischen Dingen, als vorläufig vorhanden ist, ein selbständiges Urtheil, ein verfeinerter Geschmack und eine enge persönliche Beziehung des Publikums zum Künstler und zu seinem Wollen. Das ist durch die billige Massenwaare nicht zu erreichen; denn alle Geschmacksrichtung entwickelt sich von den oberen, reicheren Schichten her. Erst was dort im Einzelnen mit größerem Kostenaufwand erprobt wurde, ist reif für Massenherstellung. Darum wird in dieser Bewegung die Einzelbestellung zunächst die wichtigere Rolle spielen. Sehr viel wird davon abhängen, ob es gelingt, den besser situirten Käufer dauernd zu veranlassen, sich direkt an den Künstler zu wenden und ihm dadurch einen Rückhalt gegenüber den Fabriken zu geben. Der Weg ist ja weder neu noch schwierig; wie man jetzt zum Architekten geht, um sich eine Villa bauen zu lassen, wird man nächstens zum Künstler

gehen, um eine Wohnungeinrichtung zu bestellen. Daß es noch nicht oft geschieht, liegt an der Ungewohntheit, an der Unkenntniß des Arbeitverlaufes und an der Befürchtung, daß die Kosten auf diese Art sich wesentlich höher stellen. Das ist nun in Wirklichkeit nicht der Fall. Zimmereinrichtungen unter tausend Mark werden allerdings bei der Einzelherstellung meist zu dürftig ausfallen; aber von diesem Preis an aufwärts ist eine anständige Herstellung nach speziellem Entwurf wohl möglich und sogar noch lohnend. Denn je höher der Preis wird, um so weniger ist die Massenherstellung noch wirthschaftlich, da der Kreis der Käufer zu klein wird und zu viele spezielle Wünsche sich geltend machen. Auch das größte Kaufhaus kann kostbarere Stücke ja nur einzeln herstellen lassen; natürlich geschieht auch Das in Fabriken mit möglichst weitgehender Verwendung der Maschine. Kaufmann wie Künstler lassen in solchem Fall in der selben Weise meist in den selben Fabriken arbeiten und zahlen den selben Preis. Wenn der Künstler nun für sich noch zwanzig bis dreißig Prozent des Herstellungpreises als Honorar fordert, so muß der Fabrikant mindestens eben so viel für Spesen und Gewinn aufschlagen; gewöhnlich viel mehr, so daß gerade die kostbareren Möbel, Zimmereinrichtungen von etwa dreitausend Mark aufwärts, bei der direkten Bestellung durch den Künstler sich eher billiger stellen. Allerdings bedingt der spezielle Entwurf, die sorgfältige Aufsicht eine etwas längere Herstellungdauer und unter Umständen ein längeres Warten auf einzelne, besonders schwierige Stücke; dafür ist aber auch die Möglichkeit gegeben, in ganz anderer Weise als bisher die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse des Bestellers zu berücksichtigen; da sich dann nicht mehr zwischen den Entwerfenden und den Besteller ein Vermittler oder mehrere Mittelsleute schieben, da ferner der Künstler an der Fabrikation gar nicht interessirt ist, so können Besteller und Künstler wirklich zusammengehen. Der Künstler wird die Bedürfnisse des Bestellers intim kennen lernen, der Besteller eben so die Absichten und Ideen des Künstlers. Und so wird sich ein einheitlicher Kunstwille entwickeln können. Auf die Einwände, man könne auf diese Art nie voraussehen, wie die Arbeit schließlich ausfallen werde, man könne nur am fertigen Stück sehen, ob Etwas gefalle, aus Zeichnungen sei niemals klug zu werden, muß man erwidern, daß werthvolle Dinge nie mühelos zu erwerben sind. Wie eine Dame, die sich gut kleiden will, in endlosen Sitzungen ein Kleid mit der Schneiderin komponirt, so wird Jeder, dem seine Wohnung lieb ist, auch einige Mühe und Sorgfalt darauf verwenden müssen und dabei bald die Erfahrung machen, daß es nicht schwierig ist, aus Zeichnungen sich eine klare Vorstellung zu bilden, und daß die geringe Mühe durch den unvergleichlich größeren Einfluß belohnt wird, den man dadurch auf die Endgestaltung gewinnen kann.

Der „Werkring" wird versuchen, während des kommenden Winters durch regelmäßige Vorträge seiner Mitglieder über Haus- und Wohnungskunst, über Material und Technik, über die wirthschaftlichen und künstlerischen Probleme aufzuklären. Kleine Ausstellungen von Photographien, Perspektiven, Skizzen und ausgeführten Stücken sollen die Vorträge begleiten und unterstützen; außerdem wird die Vereinigung auch durch umfangreichere Ausstellungen und auf anderen Wegen ihr Ziel zu erreichen suchen: Architektur und Kunsthandwerk aus dem öden Schlendrian, aus der konventionellen Schablone, der geistlosen Nachahmung zu erlösen und endlich wieder zu einer lebendigen, entwickelungfähigen Kunst zu gestalten.

Charlottenburg. August Endell.

Wie mein Onkel Lulu sich manifestirte.

Ich habe meinen Onkel nie ausstehen können.

Da er reich und ungebildet war und unter der fixen Idee litt, eine schöne Frau sein Eigen zu nennen, die er (sein Ausspruch) täglich neu erobern müsse, um sie zu besitzen, so trug er die unglaublichsten Westen mit so grotesken Mustern, daß sie einem Cirkusclown Uebelkeiten verursacht hätten. Im Winter erzählte er bei seinen Besuchen in meinem Elternhause stets nur von dem theuren Bad, in dem er mit seiner Sidonie — Das war die „schöne Frau" — sich der erstaunten Menge gezeigt habe, von der vornehmen Gesellschaft an der Table d'hôte — rechts ein Baron, links ein Graf — und in der „Villa Quisisana", wo er gewohnt — links ein Baron, rechts ein Graf —, und im Gedränge am Kurbrunnen, links ein Erzbischof, rechts ein indischer Rajah, der sogar an seiner Unterhose Diamantknöpfe trug und auf einem stillen Ort nur Loose der weimarischen Staatslotterie verwerthete. Im Sommer aber zählte der Onkel die Diners auf, die er in der Saison gegeben, und schilderte umständlich, mit eingeflochtener Preisliste, die Menus, wobei er nie zu berichten vergaß, daß ein Prinz Buchenstein jüngere Linie (er starb später in Nizza an Gehirnerweichung) sich an seinem achtundsechziger Rauenthaler so übernommen habe, daß er — der Onkel — am nächsten Tage dem Hauswirth die Treppenläufer für zwei Etagen bezahlen mußte. Der Prinz hatte nämlich über die ganze Treppe . . . den Heimweg angetreten. Was hatten Sie gedacht?

Der Onkel hatte nur einen Vorzug; und der war negativ. Er hatte nämlich keine Kinder. Sei es, daß die schöne Frau Sidonie — sie war kuhdumm und malte sich — ihm aus Eigensinn (der ihre hervorstechendste Gemüthsqualität war) keine schenken wollte; sei es, daß er persönlich sich an den Alimenten genügen ließ, die er an jedem Ersten und jedem Fünfzehnten an drei frühere Gouvernanten seiner jüngeren Schwester (die ältere Schwester war meine Mutter) einzahlen durfte, gleichviel: die Ehe von Onkel Lulu (er hieß Ludwig, aber unsere Familie arbeitet stark in Kosenamen) mit der gemalten Sidonie, die er „täglich neu erobern mußte", blieb eine der kinderlosesten, die ich je beobachtet habe.

Dieser eine Vorzug aber verschaffte Onkel Lulu ein großes Ansehen in unserer Familie. Und wenn er die Seeschlacht bei Trafalgar persönlich kommandirt hätte oder durch seine überlegene Wissenschaft die asiatische Cholera in eine harmlose Krankheit für Kinder und junge Hunde gewandelt hätte, es wären ihm in unserer kinderreichen Familie höhere Ehren nicht zu erweisen gewesen, als er sie genoß. Sein Oelbild in einer der unmöglichsten seiner Westen zierte meines Vaters Arbeitzimmer. Ich glaube nicht, daß mein Vater oft davor eine Andacht verrichtete. Aber er ließ es hängen. Ich sagte schon: Der Onkel war kinderlos. Der Onkel hatte das Kunstwerk fluchend von der Witwe eines Malers, der in einem seiner Miethhäuser gewohnt und gewirkt hatte, in Zahlung genommen. Und mehrere Photographien der gemalten Tante Sidonie in phantastischen Kostümen, in denen sie auf Wohlthätigkeitbazaren grün gezuckerte Cakes verkauft hatte (eine neckische Spezialität von ihr), schmückten das Tischchen, an dem meine arme Mutter rechnete und rechnete, um, ohne vom Vater das Unmögliche zu verlangen, so viele hungrige Mäuler satt zu machen. Denn meine Eltern hatten den negativen Vorzug des Onkels Lulu und der Tante Sidonie nicht besessen. Woher es kam, daß ich sieben

lebendige Geschwister aufzählen kann. Und die Pflege der vier Kindergräber auf dem Friedhof, die immer schön und freundlich sein sollten, kostete auch Etwas. Den Lebenden spendete der Onkel nichts. Den Toten hatte er je einen Kranz aus Wachsblumen und lackirten Blechblättern gestiftet. Das war eine — wie er sagte — nicht unbedeutende einmalige Ausgabe; aber so was hielt sich gut. Und er war für das Dauerhafte.

Onkel Lulu that eigentlich nichts. Wenn man davon absieht, daß er sich zwei merkwürdig melancholische Goldfische hielt, deren Verdauung er überwachte und die er einen über den anderen Tag mit Ameiseneiern, an Sonntagen aber mit Oblaten fütterte. Auch stellte er manchmal ein Thermometer in das Fischglas, um die Temperatur des Wassers festzustellen. Er besaß auch zwei Bücher über die Goldfischzucht, eins aus dem Jahre 1828, das er geerbt hatte, und ein neueres; und er las jedem neuen Dienstmädchen, das Tante Sidonie engagirte — und Tante Sidonie wechselte häufig, weil sie sich, sagte sie, an den Gesichtern leicht müde sah —, die wichtigsten Kapitel aus diesen Büchern vor.

Eine wirklich hübsche Blondine aus Pommern hatte sich mal — Tante Sidonie war an diesem Abend im Sarasate-Konzert — als besonders gelehrige Schülerin erwiesen und durch Fragen über das Liebesleben der Fische den Onkel auf eigene, dem Leben der Fische ferner liegende Gedanken gebracht. An diesem Abend lasen sie nicht weiter . . . Wir erfuhrens durch einen ungeheuren Skandal. Tante Sidonie vergaß darob Tage lang, sich zu malen, und sah sehr übel aus. Onkel Lulu sprach große Worte von unerforschlichen Irrungen einer Nebenseele, an deren dunklem Trieb das bessere Ich keinen Antheil habe. Und die Blondine aus Pommern zeigte bei einem Gewürzkrämer, der sie in Dienst nahm, in einem fettigen Heftchen ein schlechtes Zeugniß, das Tante Sidonie eigenhändig geschrieben hatte, und am runden Oberarm ein paar blaue Flecke, die Onkel Lulu eigenhändig . . . Aber nein: Das war wohl Verleumdung. Oder es hing mit der Nebenseele zusammen.

In dieser Zeit, offenbar veranlaßt durch das Studium der Nebenseele und die Theilnahmlosigkeit des besseren Ich für gewisse Unternehmungen dieses unergründlichen Organs, wandte sich Onkel Lulu dem Spiritismus zu.

Er las die Bücher von Karl du Prel, studirte die Lebensgeschichte des Schotten Daniel Dunglas Home und die Werke des Andrew Jackson Davis, besonders dessen „Leben im Jenseits", und steckte allmählich die gemalte Tante Sidonie mit seiner Vorliebe für okkulte Dinge so sehr an, daß die Arme abends keine Schrankthür mehr öffnen konnte, ohne zu erwarten, daß irgend ein Witzliputzli dahinter sitzen und sie angrinsen könne. Wenn aber gar ein alter Stuhl abends knackte, so knipste Tante Sidonie sofort das elektrische Licht ab und wartete, die zitternde Hand in Onkel Lulus merkwürdig kalte Männerfaust gelegt, auf weitere Manifestationen eines offenbar hier wirkenden Spirits. Auf die Idee, daß die Dampfheizung Schuld sein könne, kam die Gute nicht.

Für unsere Familie war der Geisterglaube des Onkel Lulu und seiner schönen Frau eine Quelle der Qualen. Widersprochen durfte nicht werden. Jetzt schon gar nicht! Onkel Lulu hatte Zucker, ging wöchentlich einmal mit geheimnißvollen Gläschen zu einem Spezialarzt für Nieren und hatte häufig Besprechungen mit seinem Notar. Bald lag etwas Drohendes, bald etwas Weiches in seiner Stimme, wenn er von seinem Zucker und dem Notar sprach. Tante Sidonie legte in dieser

Zeit immer mehr Roth auf, wodurch sie starke Gemüthsbewegungen markiren wollte; aber die Straßenjugend hatte dafür kein Verständniß und brachte ihr mitunter spontane Ovationen, die für ihre Begleitung sehr unangenehm waren.

Mit aller Wuth des Fanatismus versuchten Onkel Lulu und Tante Sidonie, deren eheliches Leben durch die gemeinsamen Forschungen auf transszendentalem Gebiet sich rasch wieder gebessert hatte, uns zum „Glauben" zu erziehen. Sie kamen oft abends zu Tisch. Was meiner Mutter nur geringen Spaß machte, denn Tante Sidonie aß nur Geflügel und vom Geflügel wieder nur das weiße Fleisch. Das aber in großen Quantitäten. Dafür brachte sie dann ein Glas eingemachter Mirabellen oder Stachelbeeren mit, die sie in irgend einem Ausverkauf erstanden hatte und deren Wohlgeschmack mäßig war. Und Onkel Lulu befolgte wegen seines Zuckers eine unglaublich raffinirte Diät, die eigentlich alle billigeren Nahrungmittel ausschloß; und er konnte sehr ungnädig werden, wenn Etwas auf den Tisch kam, das er früher gern gegessen hatte und sich jetzt versagen mußte.

Nach Tisch las uns dann Onkel Lulu aus spiritistischen Büchern vor. Von Telepathie zwischen einem nach Interlaken verreisten Mathematik-Professor und seinem in Göttingen am Pips sterbenden Kanarienvogel; von einer Geistererscheinung in Nancy, wo der Schatten einer dicken alten Dame im Nachtgewand fünf Familien aus einem Miethhaus vertrieben hatte; von einem Gehängten, der sich sieben Stunden nach der Hinrichtung noch auf dem Kopf kratzte; und was derlei erstaunliche Begebenheiten mehr waren, die den Unglauben wohl zu bekehren geeignet erscheinen mochten, aber die vorm Schlafengehen anzuhören nicht Jedermanns Sache ist.

Meinem Vater sah ich oft an, daß er nicht übel Lust hatte, den Geisteronkel und die gemalte Tante an die frische Luft zu setzen. Aber dann dachte er wieder an die schon erwähnte Kinderlosigkeit des liebenswürdigen Paares, an den Zucker und den Notar: und er ließ sich auch noch die Geschichte von dem bei Wilna von einem Nachtschnellzug totgefahrenen Handwerksburschen erzählen, der nachher jede Mitternacht neben dem Schienenstrang saß und dem vorbeisausenden Schnellzug mit chauerlichen Flüchen sein blutiges rechtes Bein nachwarf.

Daß meine Mutter zweimal den Schüttelfrost, meine Schwester einmal Schreikrämpfe bei solchen Vorlesungen bekam und unser gutes Dortchen — das Hausmädchen, eine Seele von einem Dienstboten — eines Abends nicht mehr zu bewegen war, ihre Mansarde aufzusuchen, und im Schrankzimmer auf dem Sopha schlafen mußte, — das Alles rührte den Onkel Lulu nicht weiter. Es war ihm ein seelisches Bedürfniß, uns zum Geisterglauben zu bekehren.

Gutta cavat lapidem. Allmählich hatte er uns Alle mehr oder minder so weit.

Dortchen fing an. Sie hatte eines Abends, als sie einen ganz bestimmten Gang innerhalb des Hauses thun wollte, am Ziel ihres geheimen Weges den vor sieben Monaten verstorbenen Kohlenmann sitzend gefunden, der sie höhnisch anlacht Eine Täuschung war unmöglich. Dortchen war bereit, bei ihrer Seligkeit zu be schwören, daß es der tote Kohlenmann in Person gewesen sei. Auch das Lache sei das Lachen des toten Kohlenmannes gewesen.

Onkel Lulu fand in der Begebenheit nichts Merkwürdiges. Der Geist ein toten Kohlenmanns sei natürlich nur eine niedere Intelligenz; und es entsprec durchaus dem in seinen Kreisen gepflegten derben Humor, daß er sich nach seinen Heimgang in einem ihm bekannten Haus in dieser unfeinen Weise manifestirte. E

sei natürlich nur ein übler Scherz des minderwerthigen Spirits; denn die animalische Thätigkeit, in der Dortchen den toten Kohlenmann anscheinend getroffen, entspreche für einen von den Funktionen des Lebens entbundenen Spirit durchaus keinem Bedürfniß der Natur.

Das zweite Erlebniß hatte meine Schwester Mathilde. Als sie nichtsahnend aus dem Fenster sah, spuckte ihr Jemand von oben mitten auf den Kopf. Nun war diese Roheit auf natürliche Weise nicht zu erklären. Denn die Etage über uns stand seit drei Jahren leer, weil die alten Oefen rauchten und der Geizhals von Wirth keine neuen setzen ließ; und in den Dachkammern schliefen nur die Dienstboten, die zu dieser Stunde unmöglich in ihren Schlafkammern sein konnten. Onkel Lulus Erklärung des erstaunlichen Phänomens, daß es sich bei dieser unappetitlichen Manifestation offenbar um den rüden Spaß eines vor vielen Jahren in der Mansarde verstorbenen Schneidergesellen handle, erhielt auch dadurch eine Stütze, daß unser Dortchen bezeugte, in der neben der ihren gelegenen Kammer der Majorsköchin häufig eine gedämpfte Männerstimme gehört zu haben, die der Majorsköchin selbst nicht angehören konnte.

Die traurigste Manifestation erlebte aber meine arme Mutter. Als sie eines Tages, von Einkäufen heimkehrend, die Treppe stieg, die wieder mal nicht erleuchtet war, fiel sie über einen größeren Gegenstand, der durchaus nicht auf die Treppenstufe gehörte. Dazu entstand ein lautes Gepolter, so daß meine Mutter, erregt durch Onkel Lulus abendliche Vorlesungen, mehr unter dem Schreck als unter dem Schmerz litt. Sie verletzte sich am Schienbein und an der Nase; und als Licht gebracht wurde, erwies sich, daß sie über einen im Wege stehenden Kohleneimer gefallen war, der seinen schwarzen Inhalt über die ganze Treppe ergossen hatte. Der Kohleneimer gehörte nun zwar der Rechnungräthin im zweiten Stock; aber deren einziges Dienstmädchen schwor bei der Seligkeit ihrer Mutter, daß sie den Eimer da nicht hingestellt habe, und war bereit, den Schwur auf die eigene Seligkeit auszudehnen.

Onkel Lulu hörte den Bericht über diesen Unfall mit tiefer Befriedigung. „Ich wußte es", sagte er ernst, „daß es der Kohlenmann nicht bei einer einmaligen Manifestation würde bewenden lassen. Also hat Dortchen damals Recht gehabt; es war der verstorbene Kohlenmann. Auch jetzt wieder, was der Kohleneimer deutlich beweist. Ja, ich neige dazu, auch den unfläthigen Scherz, den sich ein Spirit mit der lieben Mathilde erlaubte, auf diesen toten Kohlenmann zurückzuführen, der vielleicht von dem verstorbenen Schneidergesellen die Gelegenheit kannte. Der Umstand allerdings, daß der zur Verwendung gekommene Speichel so reichlich und vorzüglich materialisirt war, spricht dafür, daß es sich um einen schon längere Zeit der Welt entrückten Spirit handelt, wodurch die Schneider-Hypothese wieder an Wahrscheinlichkeit gewinnt."

Mein Vater war all die Zeit bei seinem Unglauben geblieben. Er glaubte weder an den Kohlenmann noch an den Schneider. Und eines Abends, als Onkel Lulu gerade einen Bericht von einer geizigen Dame vorgelesen hatte, die bei ihrer eigenen Leichenfeier sich plötzlich im Sarg aufsetzte und den Lohndiener ohrfeigte, der, die allgemeine Ergriffenheit benutzend, von dem Trauer-Sherry trank, da platzte mein Vater los: „Das ist ja Alles Mumpitz! Die Toten sind tot. Gott hab' sie selig! Und wenn sies nicht sind, so merkt doch kein lebendiger Mensch mehr was

davon. Und es ist ein Unsinn und ein Unfug, sich mit derlei Altweibergeschichten den Kopf heiß und die Füße kalt zu machen!"

Eine furchtbare Szene folgte. Der Onkel schrie, der Vater schrie, die Mutter weinte, Dortchen ließ die Punschgläser fallen und Alle waren totenblaß. Nur Tante Sidonie glühte in den Farben des Lebens; aber die waren von Leichner.

Als der Onkel schon seinen Fünfhundertmarkpelz anhatte, wandte er sich feierlich zu meinem Vater: „Du hast mich heute Abend beleidigt, Richard, hast mein Wissen angezweifelt, meine Ueberzeugung verhöhnt, — sprich nicht: Du hast! Ich wills Deine Kinder nicht entgelten lassen. Lange lebe ich nicht mehr, — sprich nicht: ich lebe nicht lange mehr Mein Zucker, nun, Du weißt ja . . . Aber eine Lektion möchte ich Dir doch ertheilen. Mein für Euch bestimmtes Vermächtniß bleibt ungeschmälert; ich habe es auf einem besonderen Papier niedergeschrieben. Aber ich werde morgen meinen Notar ehrenwörtlich verpflichten, Euch niemals zu sagen, niemals, wo Ihr dieses Papier findet, das ich verstecken werde, in meiner Wohnung oder im Garten oder im Wald oder sonstwo . . ."

„Ja, um des Himmels willen", meine arme Mutter wars, die das verständige Wort fand, „was soll es uns dann helfen? Dann kriegen wirs ja nie."

„O doch!" Des Onkels Gesicht leuchtete. „Ihr sollt es Eurer Bekehrung verdanken. Denn ich habe vor, sobald mein Spirit sich genügend zur Manifestation ausgebildet hat — und bei intelligenten Spirits ist Das sehr rasch der Fall; was also bei mir zutrifft —, ich habe vor, sage ich, mich kurz nach meinem Tode Euch zu manifestiren, Einem von Euch oder Euch Allen untrüglich zu erscheinen und Euch den Ort bekannt zu geben, an dem Ihr das bestimmte Papier finden werdet. Dann, mein lieber Richard, wirst Du wohl glauben!"

Mit diesen Worten verschwand Onkel Lulu, der auf einen guten Abgang hielt, Tante Sidonie vor sich herschiebend.

Mein Vater blieb in einer an Stumpfsinn grenzenden Wuth zurück; und ich erinnere mich, daß ich zu meinem höchsten Erstaunen von ihm eigenhändig ein paar Ohrfeigen bekam, weil ich geäußert hatte, ich sei froh, daß der saudumme Hokuspokus ein Ende habe. Und schließlich war ers doch gewesen, der . . . Aber so sind die Väter!

Das war der letzte Besuch Onkel Lulus bei uns gewesen.

Nicht an der Zuckerkrankheit starb er, sondern an einem Herzschlag. Als er etwas heftig einen antiken Danziger Schrank in seiner Wohnung öffnen wollte, fiel ihm eine Gipsfigur, die schon lange recht wacklig da oben gestanden hatte, auf den kahlen Kopf; und da er an einen Angriff durch tückische Spirits glaubte, erschrak er so heftig, daß ihn der Schlag rührte.

Als mein Vater zur Beerdigung seinen Cylinder bürstete — Das heißt: es war eigentlich nicht sein Cylinder, sondern ein sehr häßlicher fremder, den er im Kaffeehaus eingetauscht hatte —, sagte er zu meiner Mutter blos: „Emilie, er wird doch nicht? . . ."

Aber das Schreckliche war traurige Wahrheit.

Schon auf dem Weg zum Friedhof hörte ich, neben meinem Vater trippelnd, den Notar zu meinem Vater sagen: „Da ist nun nichts zu machen. Er war ein Sonderling . . . Er glaubte eben daran. Und ich? Je nun, mir hat er das Ehrenwort abgenommen."

Mein Vater, der beinahe den vor ihm gehenden Pastor überrannt hätte, sagte: „Und ist denn keine Aussicht vorhanden, daß wir ohne die verd . . ., ohne die Manifestation? . . ."

„Ich glaube: Nein; ich bin der Ansicht, daß der Platz mit äußerstem Scharfsinn ausgesucht ist . . . Aber still: sie singen."

Richtig, der Chor der Freiwilligen Feuerwehr, der der Onkel einmal in einer Anwandlung von Menschenfreundlichkeit eine Leiter geschenkt hatte, intonirte: „Wie sie so sanft ruhn . . ."

Und ich erinnere mich ganz deutlich: neben meinem Vater im Regen stehend, die Stiefel voll Wasser, in rothgefrorenen Händen einen stachligen Kranz, den ich auf das Grab legen sollte, lauschte ich dem Gesang des Feuerwehrchors und überlegte mir, ob der Onkel nun wirklich „sanft ruhen" werde oder ob er seinem bestimmten Versprechen gemäß nächstens, wie der Kohlemann und der Schneider . . . Und ich fror über den ganzen Rücken bei dem Gedanken.

Von dem Moment an, wo Vater und ich von der Beerdigung zurückkamen, war unser Familienleben nur noch ein Warten. Ein Warten auf den verstorbenen Onkel Lulu.

Am Tage gings noch, obwohl wir bei jedem Klingeln im Korridor zusammenfuhren. Als ob er nun noch nöthig gehabt hätte, über die Treppe zu kommen und anzuläuten! Ein Schlüsselloch, eine Fensterritze genügte. Ja, wenn er weit genug „entwickelt" war, konnte er durch die Mauer . . .

Abends wars gräßlich. Dorchen brannte außer ihrer Gasflamme noch vier Stearin-Lichte in der Küche, in jeder Ecke eins, aus Angst. Wenn sie über den dunklen Korridor ging, mußten wir erst die Thür vom Wohnzimmer aufmachen, damit sie „was Helles sah"; dann erst ging sie, laut Soldatenlieder singend — Das erhöhte ihren Muth —, über den unheimlichen Vorplatz

Meine sonst so geduldige Mutter war so nervös, daß nur eins von uns Kindern zu husten brauchte: und es hatte schon seine Backpfeife weg. Wenn aber ein Schrank ächzte, ein Stuhl knackte, eine Thür vom Luftzug zuflog, so schrak sie zusammen und murmelte, indem sie ganz blaß wurde: „Onkel Lulu, bist Du?"

Leider war ers nie. Sein Spirit schien sich doch nicht so rasch zu entwickeln, wie er selbst in Anbetracht seiner Talente gehofft hatte.

Meine Schwester Minchen behauptete eines Tages, es ächze im Klavier; und nun saßen wir Alle Stunden lang und warteten auf das erneute Aechzen. Auch meine Mutter, die neben mir saß, wollte plötzlich Etwas gehört haben. Das war freilich ein Irrthum; es hatte mir blos im Leib gekollert, weil es längst Essenszeit war. Auf dem Klavier durfte Tage lang nicht gespielt werden, um den Onkel Lulu nicht zu stören, falls er sich darin „manifestiren" sollte. Und ich habe heute meine Schwester Minchen im Verdacht, daß sie zu diesem Endzweck das Aechzen erfand. Denn die Klavierstunde war ihr ein Gräuel.

Der Vater gab zwar vor, von all dem Unsinn nichts zu halten. Aber er las viel in Büchern, die er nach der Lecture sorgsam in sein Pult verschloß. Und eines Abends nach Tisch forderte er uns auf, einen „Cirkel zu bilden"; und da wir nicht wußten, was Das war, setzte er uns Alle um einen runden Tisch herum, legte unsere Hände gespreizt auf den Rand, so daß Eins des Anderen Fingern berührte, und hieß uns, selbst neben der Mutter Platz nehmend, schweigend

auf die Tischplatte stieren und immerzu an Onkel Lulu denken. Das war auf die Dauer schauerlich langweilig. Und da der Vater auch die Lampe heruntergeschraubt hatte, fingen meine Schwestern Minchen und Kathi an, allerlei Unfug zu treiben, traten mir an die Schienenbeine und kniffen einander in die Finger. Was zur Folge hatte, daß die Lampe für eine Weile hochgeschraubt und Toni, die an der Sache gänzlich unbetheiligt war, vom Vater an den Haaren gezogen wurde. Dann nahm die „Sitzung" ihren Fortgang; mit dem einzigen Resultat, daß meine Mutter plötzlich laut schnarchte. Worauf der Vater unwirsch die gemüßlose Sitzung aufhob.

Einige Tage ereignete sich nichts Besonderes. Man müßte denn einen Besuch von Tante Sidonie dahin rechnen, die ganz in Schwarz erschien, um uns zu erzählen, daß sie, da keinerlei Zusatz zum Testament sich bisher gefunden, die Universalerbschaft angetreten habe. Einmal erst sei ihr der selige Lulu im Traum erschienen, aber mit einer merkwürdig belanglosen Bitte. Er habe sie ersucht, ein paar alte Hosenträger, die sich in der linken Schublade des Waschtisches finden müßten, dem Portier zu schenken. In der linken Schublade des Waschtisches hätten aber nur dreizehn alte Bartbinden, ein Kravattenhalter und ein Röllchen Hühneraugenpflaster gelegen; diese Dinge habe sie dem Portier, der sehr grob sei, nicht anzubieten gewagt.

Eine Woche später erfuhr ich aus einem Gespräch meines Vaters mit meiner Mutter, daß mein aufgeklärter Vater bei einer Kartenlegerin gewesen war. Alles wegen des verdammten Zettels, den kein Spirit verrathen wollte! Die Kartenlegerin hatte erklärt, nächstens werde ein Brief kommen und der Vater besitze Freunde, denen er nicht trauen solle; eine verschleierte Dame werde eine Rolle in seinem Leben spielen und vor durchgehenden Droschkenpferden müsse er sich besonders in Acht nehmen. Der Vater, der fünf Hühnereier, ein Pfund Salz und einen Thaler zu dieser Weissagung hatte mitbringen müssen, war enttäuscht. Die Mutter versprach, auf den angekündigten Brief und besonders auf die verschleierte Dame ein wachsames Auge zu haben, wogegen sie sich um die Droschkenpferde gar nicht bekümmerte.

Zwei Monate später starb der Notar, der das Ehrenwort gegeben hatte. In seinem Nachlaß fand sich nichts vor, was auf des Onkels Lulu geheimnißvolles Legat hingedeutet hätte. Mein Vater wurde immer schweigsamer, saß abends Stunden lang in seinem verdunkelten Zimmer und wartete auf eine Manifestation des Onkels oder des Notars. Dazu trank er viel kalten Punsch und rauchte unzählige schwarze Cigarren. Dies that er so lange, bis er in eine Nervenheilanstalt kam, wo er den Direktor beschuldigte, das Testament Alexanders des Großen beseitigt zu haben, das ihn — meinen Vater — zum König über Makedonien ernannt habe, mit der Verpflichtung, die Zahl seiner lebenden Kinder immer auf einem Dutzend zu erhalten. Ein Gedanke, den meine durch schwere Träume erschöpfte Mutter weit von sich wies.

Was diese Träume anbetraf, so erschien ihr Wochen lang fast jede Nacht eine alte Dame in einem dreieckigen Türkenshawl und verkündete ihr, daß das bewußte Papier im Zoologischen Garten im Käfig des Maskenschweines unter den Steinfliesen liege, die den Freßtrog umsäumen. Durch die Regelmäßigkeit des unsinnigen Traumes überzeugt, bestach meine Mutter den Wärter des Maskenschweines mit einem Goldstück. Der alte Mann riß nachts die beschriebenen Steinfliesen auf, fand aber nur das Skelett einer Ratte und die Scherben eines Blumen-

topfes. Da wurde meine Mutter schwermüthig und konnte endlose Ströme von Thränen vergießen, sobald Jemand in vollkommener Harmlosigkeit ein Wort nannte, das mit „Lu“ (Onkel Lulus Anfangsbuchstaben) anfing, etwa Lumpenhund, Lunge, Luther, Lutschbeutel oder Ludwigsburg.

Das war unseres Familienlebens Ende, das einzig des Onkel Lulus Wortbruch verschuldet hatte.

Das heißt: vielleicht konnte er thatsächlich nicht kommen, um uns zu sagen, wo er das Papier versteckt habe, das uns seine Liebe in Zahlen übermitteln sollte. Ja, wenn ich heute — nach fünfundzwanzig Jahren — an jene Zeit zurückdenke, bin ich gerecht genug, zu urtheilen: Onkel Lulu konnte nichts zu diesem betrübenden Ausgang. Die Goldfische waren schuld. Oder die Blondine aus Pommern, der Tante Sidonie großherzig ein „Treu und fleißig“ ins Gesindebuch malte.

Meiner Schwester Toni aber, die eine eifrige Offenbarungspiritistin geworden ist, behauptet, daß sie (geistig natürlich nur) mit dem Schatten eines im vorigen Jahr hinter Mukden geköpften Tungusen verkehre, der das Versteck des Testamentes kennt. Aber er hat seinem Freund in der siebenzehnten Sphäre, einem Notar, das Wort verpfändet, daß er nichts verrathen werde.

Ich sags ja immer: die verdammten Ehrenwörter!

Rudolf Presber.

Dividendenpolitik.

Die Leiter einer Aktiengesellschaft, die überhaupt Dividende geben kann, stehen in jedem Jahr vor der heiklen Frage: Wie viel sollen wir vertheilen? Offiziell bestimmt zwar die Generalversammlung die Höhe der Dividende; zunächst aber hat die Verwaltung ihr einen Vorschlag zu machen, den sie, weil ihr der genaue Einblick in die inneren Verhältnisse der Gesellschaft fehlt, in den meisten Fällen annimmt. Der Aktionär kennt keine wichtigere Frage; manche Verwaltung aber nimmt sie all zu leicht und ist dann erstaunt, wenn ihr Beschluß leise oder laut getadelt wird. Allerlei Vorgänge aus den letzten Wochen reizen zur Betrachtung der bei der Festsetzung der Dividende zu wählenden Methode. Die Flensburger Schiffbaugesellschaft, deren Aktien an der berliner Börse gehandelt und notirt werden, hat ihren Aktionären in diesem Jahr eine Enttäuschung bereitet. Der Aufsichtrath schlägt eine Dividende von nur 4 Prozent vor, nachdem mehrmals je 18, dann 14 und 11 Prozent vertheilt worden waren. Dieser Rückgang wird um so schmerzlicher empfunden, als der Kurs des Papieres immer ungefähr 200 war und heute noch auf 194 steht. Als Hauptgrund der Ertragsverminderung wird der Strike angegeben, der, nach beinahe viermonatiger Dauer, erst vor einigen Tagen beendet wurde. Kaum war dieses Ende bekannt geworden, da verlangten schon gierige Aktionäre, die Verwaltung solle eine höhere Dividende beantragen, da mit der Voraussetzung, unter der sie die erste Quote beschlossen hatte, mit der längeren Dauer des Ausstandes, nicht

mehr zu rechnen sei. War dieses Verlangen berechtigt? Die Flensburger Schiffbaugesellschaft hat Reserven angesammelt, die ungefähr siebenzig Prozent des Aktienkapitals ausmachen. Ihr Bankguthaben beträgt (nach der Bilanz vom dreißigsten Juni 1904) 1,03 Millionen; an laufenden Außenständen waren damals 1,03 Millionen ausgewiesen. Diesen Aktiven standen Kontokorrentschulden von nur 161 193 Mark gegenüber. Danach würde also die finanzielle Lage des Unternehmens die Zahlung einer höheren Dividende gestatten; denn es macht keinen wesentlichen Unterschied, ob dem Dispositionfonds von 1,30 Millionen ein Betrag von 132 000 Mark für eine Quote von 4 Prozent oder eine Summe von 264 000 Mark für eine Dividende von 8 Prozent auf das Aktienkapital von 3,30 Millionen entnommen wird. Muß die Verwaltung freilich annehmen, die Aussichten des Schiffbaugewerbes seien so schlecht, daß auch für die nächsten Jahre eine Vertheilung großer Summen, also ein hoher Geschäftsertrag, nicht zu erwarten ist, so ist ihre Vorsicht nur zu billigen. Sie hat dann in guten Jahren durch Ansammlung von Reserven dafür gesorgt, daß auch in Zeiten geringeren Ertrages Dividenden möglich sind. Ist solche dauernde Verminderung der Einnahmen aber nicht zu fürchten, so darf wohl einmal gesagt werden, daß bei der Bemessung des Gewinnantheiles auch auf die Aktionäre Rücksicht genommen werden muß, die ihren Besitz erst bei schon hohem Kursstand erworben haben, nicht, um Kapitalgewinne zu erzielen, sondern in der Absicht, ein gut rentirendes Anlagepapier zu kaufen. Das klingt wie Auflehnung gegen die Grundsätze der Vorsicht, die ja im Aktienreich leider nicht immer anerkannt werden. Mir scheint aber, daß man, wie in allem Guten, auch in der Vorsicht zu viel thun kann.

Der Fall der Flensburger Schiffbaugesellschaft regt wieder einmal zu der Frage an: Wie weit darf die Verwaltung bei der Festsetzung der Dividende gehen, wenn Umstände ingetreten sind, die eine Verringerung fordern, und in welchem Maß hat sie dabei die vorhandenen Reserven, den Kurs der Aktien und die Höhe der in früheren Jahren vertheilten Dividenden zu berücksichtigen? Die übermäßige (das Wort ist natürlich hier cum grano salis zu nehmen) Häufung von Reserven, offenen und stillen, die „Thesaurirungpolitik", ist ein beliebtes Thema in den Generalversammlungen der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft geworden. In jedem der letzten Jahre konnte der Geheime Baurath Dr. Emil Rathenau voraussehen, daß mindestens ein Aktionär seinem Aerger über das Verhältniß von Dividende und Reserven Luft machen werde. Einmal (wenn ich nicht irre, wars vor drei Jahren) ging es sogar sehr stürmisch bei der Erörterung dieses Gegenstandes zu und das schwächere Seelen beängstigende Wort „Protest" schwirrte durch die Luft. Die Erregung wich gewöhnlich, nachdem der Vorsitzende (meist der kluge und witzige Herr Fürstenberg) erklärt hatte, die Verwaltung sei der Ansicht, daß hohe Rückstellungen und Abschreibungen mehr im Interesse der Gesellschaft liegen als eine allzu willfährige Erfüllung der Aktionärwünsche. Die A. E.-G. wies in ihrer Bilanz vom dreißigsten Juni 19 bei einem Aktienkapital von 86 Millionen Gesammtreserven im Betrag von rw 33 Millionen, also etwa 40 Prozent des Grundkapitals, auf. Dazu kamen se starke stille Reserven; um sie zu finden, muß man die niedrig zu Buch stehende Aktien der Gesellschaften betrachten, an denen die A. E.-G. in mehr oder minde großem Umfang betheiligt ist. Die Position des Unternehmens ist also über jede Zweifel erhaben; und da der Kurs der Aktie sich in den letzten Jahren meist übe 200 (heute notirt er schon 236) bewegt hat, ist der Wunsch, die Dividende (s

betrug in den vergangenen Jahren 8, 8 und 9 Prozent) mehr in Einklang mit dem Aktienwerth zu bringen, nicht einfach als ungebührlich abzuweisen. Eine Verzinsung von 4 Prozent bei einem Industriepapier ersten Ranges ist doch nicht ausreichend und die absolute Mißachtung dieses Umstandes durch die Leiter der Gesellschaft nicht ganz berechtigt. Freilich sind die Mitglieder der Verwaltung in den meisten Fällen selbst Aktionäre und man muß annehmen, daß sie gute Gründe haben, einen Dividendenbetrag zu wählen, der sie selbst nicht überreichlich belohnt.

An sich gute und verständige Beschlüsse, wie sie bei den hier angeführten Gesellschaften zu verzeichnen sind, zu kritisiren, ist natürlich keine dankbare Aufgabe. Man geräth dabei leicht in den Verdacht der Stimmungmacherei; mit diesem Vorwurf pflegen gerade die Leute, denen man das sorglich gehütete Wort von der Zunge genommen hat, rasch bei der Hand zu sein. Trotzdem: die allzu niedrige Bemessung der Dividende solcher Gesellschaften, die nicht dazu gezwungen sind, kann ich nicht unter allen Umständen billigen. Kein Aktienunternehmen währt ewiglich. Einmal geht jedes auf, entweder in Rauch oder in einen Berg von Gold. Was aber nützt alles Gold den Leuten, die bei der Auflösung der Gesellschaft nicht mehr Aktionäre sind? Die Thesaurirung bringt nur Denen Nutzen, die das Ende miterleben. Der Aktionär von heute wird gezwungen, für seine Nachfolger, an denen er nicht das mindeste Interesse hat, zu sparen. Die werden den Vortheil davon haben, daß er sich mit kleineren Dividenden begnügen mußte und die Reserven anwachsen konnten. Warum aber, denkt er, muß ich für Andere leiden? Wenn die Leiter einer Industriegesellschaft behaupten könnten, ihr Unternehmen werde nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Gewinn bringen und dann ertraglos bleiben, so wäre kein Wort gegen die Reservenhäufung zu sagen, die bis ans Ende des Gesellschaftlebens die gleichmäßige Dividendenzahlung zu ermöglichen hätte. Auch die Gewißheit, daß eine Reihe minder guter Jahre zu erwarten sei, könnte das Thesauriren rechtfertigen. Da aber allgemein angenommen wird, daß die Industrie zwar mit Schwankungen, aber nicht mit dauerndem Niedergang zu rechnen habe, da ferner kein Mensch mit Sicherheit voraussagen kann, wann eine kräftige Gesellschaft ihr Ende erreichen werde, und da schließlich Aktiengesellschaften nicht Sparkassen, sondern Erwerbsunternehmen sind, die ihren Besitzern möglichst hohe Erträge abwerfen sollen, so kann ich die Richtigkeit allzu vorsichtiger Dividendenpolitik als eines Grundsatzes, also mit allgemeiner Giltigkeit, nicht anerkennen.

Viel schärferen Tadel würde natürlich die Sitte verdienen, jeden Extragewinn, den das Jahr zufällig gebracht hat, nun gleich zur Erhöhung der Dividende zu benutzen. Manche Aktionäre glauben, wenn sie von guten Geschäften ihrer Gesellschaft hören, der Gewinn daraus werde schon nach dem nächsten Jahresabschluß in ihre Taschen fließen. Das Beispiel liegt hier nah. An die Dividende des Schaaffhausenschen Bankvereins werden jetzt, wegen des sehr günstigen Verkaufes von Kohlenfeldern der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz, geradezu phantastische Erwartungen geknüpft. Das Geschäft hat brutto 35 Millionen (den fünfunddreißigfachen Betrag des Grundkapitales der Bohrgesellschaft) gebracht. Als Reingewinn werden vielleicht 25 Millionen bleiben; davon entfallen auf den Bankverein, der vier Fünftel des Aktienkapitales von Erkelenz besitzt, 20 Millionen. Naive Gemüther bilden sich nun ein, diese 20 Millionen würden schon im Gewinn des laufenden Jahres figuriren und die Dividende etwa auf das Doppelte des letzten

Betrages erhöhen. In der gemeinen Wirklichkeit sieht die Sache anders aus. Erstens wird dem Schaaffhausenschen Bankverein auf seine Bohrgesellschaft-Aktien die genannte Summe nicht gleich ausbezahlt; da der Kaufpreis in neun Raten entrichtet wird, werden ihm zunächst vielleicht 8 Millionen zufließen, die restirenden zwölf Millionen erst im Lauf der nächsten acht Jahre. Diese 8 Millionen dürften den Aktionären aber auch nur zum Theil zu Gut kommen; denn der Bankverein muß an eine weitere Stärkung seiner Reserven denken, weil ihm die Verbindung mit der Dresdener Bank, die dadurch bewirkte Erweiterung des Geschäftskreises und die Erhöhung der Summe fremden Kapitals, das im Betrieb des Institutes arbeitet, besondere Verpflichtungen gegen die Besitzer des ihm anvertrauten Geldes auferlegt. Je breiter die Basis ist, auf die eine Bank sich stellt, desto stärker müssen ihre finanziellen Stützen sein; deshalb wird die Verwaltung des Schaaffhausenschen Bankvereins sichs wohl reiflich überlegen, ehe sie ausschweifende Dividendenwünsche erfüllt.

Damit sind wir bei der Dividendenpolitik der Banken angelangt. Das ist ein besonderes Kapitel. Auch den Großbanken wird oft nachgesagt, sie gäben zu niedrige Dividenden. Die Berechnung, die dabei zu Grund gelegt wird, ist nicht uninteressant. Aktienkapital + Reserven der berliner Großbanken, sagt man, haben sich in der Zeit von 1894 bis 1904 fast verdoppelt: 759 Millionen gegen 1334 Millionen; die Dividenden dagegen sind im Durchschnitt nur um etwa 10 Prozent der damaligen Quoten höher geworden. Dort 180 Prozent, hier nicht mehr als 10: Das scheint, auf den ersten Blick, allerdings ein arges Mißverhältniß. Gerade bei den Banken sind aber Momente zu berücksichtigen, die einen Vergleich zwischen der Zunahme des Aktienkapitales und dem relativ geringen Anwachsen der Dividenden nur in beschränktem Umfang zulassen. In erster Linie haben die großen Kreditinstitute auf Stetigkeit der Dividendenleistung zu achten, damit ihre Aktien nicht Papiere für Spekulanten werden. Der Kurs soll hier immer in richtigem Verhältniß zur Dividende stehen; im Allgemeinen ist bei der Bankaktie auch eine ausreichende Verzinsung zu konstatiren. Ferner darf nicht übersehen werden, daß die offenen Reserven, wie sie die Bilanz ausweist, nur rechnerische Posten und nicht wirklich greifbare Positionen sind. Sie finden ihren Gegenwerth in den Aktiven, namentlich in den Effekten. Es ist also nicht richtig, zu behaupten: Die sichtbaren Reserven arbeiten zwar unverzinst mit, bringen aber in Wirklichkeit etwa 4 Prozent und tragen demnach schon zur Verzinsung des Aktienkapitales bei, ohne daß dieses Kapital überhaupt erst gearbeitet zu haben braucht. Will man ein solches Exempel aufstellen, so kann man allenfalls sagen: Die Dividende ist nicht allein nach dem Aktienkapital zu berechnen, sondern nach dem gesammten werbenden Betrag (Grundkapital + Reserven + Depositen + Kreditoren; die letzten beiden Posten dürfen aber höchstens zur Hälfte mitzählen); sonst bekommt man kein richtiges Bild von der Rentabilität der Bank. Das Ergebniß dieser Rechnung wird ja, schon wegen der verschiedenen Kündigungtermine der Depositengelder, niemals ganz einwandfrei sein; aber es gewährt vielleicht Denen eine Befriedigung, die den Banken die Nothwendigkeit größerer Liberalität in der Dividendengewährung mit klaren Ziffern nachweisen wollen. So lange die Trennung von Depositen- und Effektenbanken noch nicht durchgeführt ist und die Effektenbestände vor Kursverlusten nicht sicher sind, ist eine Aenderung der bisher üblichen vorsichtigen Dividendenpolitik nicht zu empfehlen. Meist steht hier der Kurs auch im richtigen Verhältniß zur Dividende.

Gefährlich ists, wenn die Bemessung der Dividende spekulativer Absicht entspringt und die inneren Verhältnisse der Gesellschaft nicht gebührend berücksichtigt. Aus der nicht geringen Zahl von Beispielen für diesen Modus seien nur die letzten Dividendenzahlungen bei der Allgemeinen Berliner Omnibus-Gesellschaft erwähnt, die unter dem Einfluß der Fusion mit der Neuen Berliner Omnibus-Gesellschaft und der hierauf erfolgten Gründung der Berliner Terrain- und Baugesellschaft standen. Herr Karl Neuburger ist ein Mann, der aufs Ganze geht und dem Grundsatz huldigt: „Leben und leben lassen". Macht die Gesellschaft ein gutes Geschäft, dann sollen auch die Aktionäre Etwas davon haben. Die Dividende schnellte also von 6 auf 14 Prozent hinauf. Ob sie sich da oben halten wird? Das hängt von der Entwickelung des Omnibusverkehrs auf den berliner Straßen ab. Herr Neuburger ist guter Hoffnung; Andere sinds weniger. Jedenfalls wäre hier eine kleinere Dividende rathsam gewesen; denn Buchgewinne, mögen sie noch so groß sein, zahlt kein vernünftiger Mensch voll aus. Merkwürdig war der Verlauf der Dinge bei der Deutschen Linoleumgesellschaft in Rixdorf. Zuerst wurden hohe Reserven angesammelt und die Dividende blieb bei ziemlich gesteigertem Kurs in der Mittellage von 7 Prozent. Dann kam das Jahr 1904 mit einer starken Vermehrung des Reingewinnes und einer Erhöhung der Dividende auf 11 Prozent. Der Kurs blieb aber „stabil", weil Leute, die der Verwaltung nicht ganz fern standen, allmählich ihre Aktien verkauften, nachdem durch die Häufung der Reserven das Papier in die Höhe gebracht worden war. Hier profitirten also die Verkäufer der Aktien von einer Maßnahme, die den alten Aktionären die Dividende verkürzt hatte. Das ist einer der Fälle, wo für Andere, an deren Wohl Einem gar nichts liegt, gespart wurde und der geduldige Aktionär Grund hatte, über Benachtheiligung zu klagen.

Ganz ungehörig ists natürlich, Dividenden zu zahlen, für die man sich das Geld erst borgen muß. Eine Gesellschaft, die aus ihrem laufenden Geschäft nichts vertheilen kann, sondern dazu erst die Kasse ihres Bankiers in Anspruch nehmen muß, darf keine Dividende geben, wenn es sich nicht um eine nur vorübergehende Knappheit an Barmitteln handelt, die durch bald eingehende Außenstände sicher wieder ausgeglichen wird. Die Aktie ist kein fest verzinsliches Papier; ihr Besitzer hat keinen unbedingten Anspruch auf Dividende. Wird sie, trotz fehlendem Gewinn, gezahlt, so rächt sich solche Vortäuschung an der Gesellschaft und schädigt auch die Börse und die ganze Industrie, sobald Kreditkrisen eintreten, die nur als Nachwirkungen mißbräuchlicher Gewährung und Ausnutzung des Kredites anzusehen sind. Eine fortgesetzte Steigerung der Bankschuld ist für keine Gesellschaft von Vortheil. Ihre finanzielle Position wird dadurch nicht gefestigt; nur die Zinsenlast, die auf ihr liegt, erhöht. Daß die hohen, auf Kosten der Liquidität der Bilanz gezahlten Dividenden vielfach zur Gründung von Konkurrenzunternehmungen der scheinbar herrlich gedeihenden Gesellschaften geführt und damit die Ueberproduktion auf dem Aktienmarkt gefördert haben, spricht auch gegen Dividenden, die erst die Kreditgewährung ermöglicht hat. Wir müssen ja hoffen, daß der Mann nicht die Wahrheit sprach, der behauptete, die Zahl der Gesellschaften, die Dividende geben, würde schnell zusammenschrumpfen, wenn das Gesetz vorschriebe, die Dividende dürfe nur aus vorhandenen Barmitteln gezahlt werden.

Ladon.

General Stoeſſel.

Vor einem halben Jahr war Anatol Michailowitſch Stoeſſel der einzige ruſſiſche Soldat, der als Held aus Oſtaſien heimkam. Der Zar ſandte ihm damals ein Danktelegramm, das Stoeſſels Verdienſte um das Vaterland anerkannte und ihm erlaubte, vom Deutſchen Kaiſer den Orden Pour Le Mérite anzunehmen. Als Stoeſſel in Petersburg angekommen war, empfing ihn der Zar in beſonderer Audienz und zog ihn zur kaiſerlichen Tafel. Trotzdem wurde der nahe Fall des Generals ſchon damals vorausgeſagt. Beſonders laut, ſeit man wußte, daß der Zar in der Audienz nicht ein einziges Wort über die Belagerung von Port Arthur geſprochen habe. Man hatte damals ja auch ſchon erfahren, daß der Kapitulation ein ausdrücklicher Proteſt des Generals Smirnow vorangegangen war und daß im letzten Kriegsrath eine erdrückende Mehrheit gegen die Uebergabe der Feſtung geſtimmt hatte. Siebenzehn Generale ſaßen in dieſem Kriegsrath. Nur drei ſtimmten für die Uebergabe: Fürſt Uchtomſkij, der Admiral, der in der Seeſchlacht vom zehnten Auguſt geflohen war, Fock, der Ueberſtrenge, auf den ſeine eigenen Leute in der Feſtung zwei Attentate verübt hatten, und Gregorowitſch, der treuſte Kumpan Stoeſſels. General Stoeſſel ſelbſt ſtimmte nicht mit ab. Er würdigte in einer kurzen Anſprache den heldenmüthigen Patriotismus der Offiziere, die Port Arthur bis zum letzten Athemzug vertheidigen wollten, und ſchloß dann die Berathung.

Bald nach der Uebergabe kamen recht ſchlimme Berichte nach Rußland. Der Korreſpondent der „Times“, der Stoeſſels Auszug mitanſah, meldete, General Smirnow habe ſich geweigert, mit Stoeſſel in dem ſelben Eiſenbahnwagon zu fahren oder ſeinem Vorgeſetzten auch nur zum Abſchied die Hand zu reichen, als die ruſſiſchen Offiziere von den Japanern nach Dalny gebracht wurden. General Nogi erwähnte in ſeinem offiziellen Rapport an den Mikado die Thatſache, daß Stoeſſel nur von neuntauſend überlebenden Kombattanten geſprochen habe, während am Thor der eroberten Feſtung dann achtundzwanzigtauſend Mann die Waffen ablieferten. Staunend hörten die Japaner dieſe einander widerſprechenden Ziffern. Wie war es möglich, daß der Kommandant einer Feſtung ſich über die Zahl ſeiner Mannſchaft ſo gröblich irrte? Hin und her wurde debattirt; und das Staunen wuchs noch, als Stoeſſels offizieller Rapport bekannt wurde, in dem er dem Zaren meldete: „Nur zehntauſend Mann ſind noch unter den Waffen und auch ſie ſind ſämmtlich krank.“ In Bombay, Aden und Odeſſa ließ der General ſich interviewen und wiederholte überall ſeine ſeltſame Behauptung. In der angeſehenen Nippon-Zeitung wurde an berühmte japaniſche Feldherren erinnert, die den Tod der Kapitulation vorgezogen hatten, und geſagt: „Was ſollen wir von einem General halten, der ſich unter ſo ſchmählichen Umſtänden ergab und ſich nicht ſchämt, mit einer Lüge auf den Lippen zu ſeinem Herrſcher zurückzukehren? Wir kennen den ruſſiſchen Ehrenkodex nicht, aber wir wiſſen, daß kein japaniſcher General, ja, daß nicht einmal ein gemeiner Soldat unſeres Heeres die Stirn haben würde, unter ſolchen Umſtänden nach Japan zurückzukehren.“

Wie Stoeſſels eigene Offiziere über ſein Handeln dachten, bewies mir das Wort, das einer von ihnen, als ich ihn in Nagaſaki ſah, im Angeſicht des Generals ſprach: „Fünfzigtauſend Mann waren in Port Arthur. Davon blieben zweiunddreißigtauſend übrig. Das bedeutet zweiunddreißigtauſend neue Revolutionäre für

Rußland." Die Adjutanten, die noch ſeinem Stab angehörten, ſchalten Stoeſſel laut einen Lügner und Feigling; die Binde, die er um den Kopf trage, ſolle ihn nur intereſſant machen: er ſei gar nicht verwundet worden. Alle erklärten, ſie würden ihn ſofort verlaſſen, wenn ſie erſt in einem neutralen Land angelangt ſeien.

Als ich bei ihm in ſeinem Haus war, gefiel mir der General. Er erſchien mir als ein ruhiger, beſcheidener Mann von militäriſcher Haltung und ſoldatiſchem Geiſt; als ein Mann, der ſich bemühte, Alles zu thun, was ſeine Kräfte irgend erlaubten. Ich habe ihm auch nie nachgetragen, daß er mich ſpäter ausweiſen ließ; hätte ſogar, als Fremder in einer belagerten Feſtung, eine viel ſtrengere Behandlung ohne Groll hingenommen. Manche Bewohner von Port Arthur theilten meine gute Meinung über den Kommandanten nicht. Einzelne ruſſiſche Offiziere zeigten ſogar ſehr deutlich, daß ſie anders über ihn dachten. Die Redakteure des „Nowi Krai" haßten ihn wegen ſeiner Brutalität und ſeiner Chicanen, unter denen ſie mehr litten als unter allen Beſchwerden der Belagerung. Am Schlimmſten erging es dem petersburger Berichterſtatter Noſhin, der den größten Theil der Zeit in den Schanzen zubringen mußte. Eines Tages wurde in einem Befehl an die Truppen bekannt gemacht, Noſhin ſei nicht mehr Korreſpondent und dürfe die Feſtungwerke nicht mehr betreten. Um weiteren Verfolgungen zu entgehen, flüchtete ſich Noſhin ſchließlich auf einem Torpedoboot, das einer ſeiner Freunde kommandirte, nach Tſchifu. Auch die Ausländer, Kaufleute, Civiliſten aller Art, beſonders aber die Deutſchen hatten viel von Stoeſſel zu leiden, der, trotz ſeiner deutſchen Abſtammung, ein wilder Deutſchenhaſſer iſt. Mir gegenüber, zum Beiſpiel, ſtellte er ſich immer, als ob er nicht Deutſch verſtehe, ſo daß ich verſuchen mußte, mich mit ſeinem Adjutanten in franzöſiſcher Sprache zu verſtändigen. Herr Lindpaintner, ein Deutſcher, der in Port Arthur während der ganzen Belagerungzeit als einziger Photograph thätig war, klagte auch über Stoeſſel. Smirnow hatte ihm die Erlaubniß, ſein Geſchäft zu betreiben, erwirkt. Trotzdem wurde er auf perſönlichen Befehl Stoeſſels zweimal verhaftet und ihm fünf Wochen lang das Arbeiten in ſeinem eigenen Atelier verboten.

Nach dem Fall der Feſtung beſuchte ich den General Smirnow in der Gefangenſchaft. Dort, in Nagoya, ſagte er mir: „Ich habe gegen die Kapitulation proteſtirt. Mit dem letzten Torpedoboot, das, während ſchon über die Kapitulation verhandelt wurde, aus Port Arthur floh, ſandte ich an General Kuropatkin meinen offiziellen Proteſt gegen die vorſchriftwidrige und ungerechtfertigte Uebergabe der Feſtung. Sie war ungerechtfertigt, da wir Lebensmittel und Vorräthe genug hatten, um noch drei oder vier Monate aushalten zu können. Außerdem Munition und phyſiſch fähige Mannſchaft in ſolcher Menge, daß wir mindeſtens noch drei große Sturmverſuche ertragen konnten. General Kondratenko war noch kurz vor ſeinem Tod, Mitte Dezember, überzeugt, daß wir für drei Monate geſichert ſeien, und ſprach auch zu Stoeſſel in dieſem Sinn. Ich war der ſelben Anſicht. Die Kapitulation war auch gegen die Dienſtvorſchrift; ich war überhaupt nicht befragt noch zugezogen worden, trotzdem ich, als Stadtkommandant, für den inneren befeſtigten Rayon verantwortlich war, den ich aus eigenem Entſchluß nicht aufgegeben hätte. Das erſte Wort, das ich über die Kapitulation hörte, brachte auch ſchon die Nachricht, daß die Mannſchaften in den äußeren Poſitionen die Waffen niederlege und mit den Japanern freundſchaftlich verkehre. General Stoeſſel hatte die weiße Flagge hinausgeſchickt, ohne uns mit einer Silbe davon zu verſtändigen;

nur sein Stabschef, Oberst Reiß, und sein intimster Freund, der General Gregorowitsch, wußten davon. Als ich die Thatsache erfuhr, waren die Bedingungen der Uebergabe bereits festgestellt und die wichtigsten Stellungen im Besitz der Japaner. Ich konnte nichts mehr thun. Es war zu spät. Daß Stoessel vor ein Kriegsgericht gestellt werden müsse, habe ich nie bezweifelt. Nur weiß ich nicht, wie man ihn richten will, ohne mich als Zeugen vernommen zu haben. Mein letzter, in Eile von Tschifu an General Kuropatkin telegraphirter Bericht kann als Beweisstück schwerlich genügen. Meine Zeugenaussage könnte sich auf einige Hauptpunkte beschränken. General Stoessel hat in seinem Schlußrapport an den Zaren behauptet: ‚Wir haben gethan, was menschliche Kraft zu thun ermöglicht. Der ununterbrochene Kampf der letzten elf Monate hat unsere Widerstandskraft erschöpft. Fast unsere ganze Munition ist verbraucht. Nur wenige Leute blieben vom Skorbut verschont. Jetzt sind nur noch zehntausend Mann unter Waffen und auch sie sind sämmtlich krank.‘ Keine dieser Behauptungen stimmt mit der Wahrheit überein. General Kondratenko, der beste Mann, den wir hatten, der aber leider zu früh ins Grab sank, fand nicht, daß wir schon Alles gethan hätten, was zu thun in unserer Macht lag, noch, daß unsere Widerstandskraft erschöpft sei. Sie selbst, der Sie dort waren, wissen, daß wir Nahrungmittel und Munition in genügender Menge hatten. Die Behauptung, nur wenige Leute seien vom Skorbut verschont gewesen, ist geradezu albern. Alle sichtbaren Thatsachen sprachen dagegen. Wenn Stoessel wirklich glaubte, wir hätten nur noch zehntausend Mann unter den Waffen, muß er nicht zurechnungsfähig gewesen sein; jeder Stabsoffizier in Port Arthur wußte besser Bescheid. Durch diese Angabe hat er uns obendrein noch bei den Japanern und vor der civilisirten Welt lächerlich gemacht. Eines Tages wird die ganze traurige Geschichte der Belagerung und des Falles von Port Arthur ja gründlich erforscht werden. Unser Kaiser und unser Volk haben ein Recht, zu wissen, wer für den verfrühten Fall der Festung verantwortlich zu machen ist. Wenn Alle ihre Schuldigkeit thaten, brauchte Port Arthur nie zu fallen.“

Als ich im Schatten der alten Burg von Nagoya von dem gefangenen General Smirnow Abschied nahm, sagte er, er könne nur wünschen, daß die Wahrheit über Port Arthur und seine eigenen Aeußerungen über die Katastrophe bekannt würden; nur bat er mich, in Japan nichts zu veröffentlichen, was den Interessen seines Vaterlandes schaden könnte. Ich versprach es ihm. Deshalb veröffentliche ich erst jetzt, was General Smirnow mir im Gefängniß erzählt hat.

New-York. Edwin Emerson.

Als Port Arthur gefallen war und der Deutsche Kaiser dem General Stoessel, mit dem „Ausdruck uneingeschränkter höchster Bewunderung“, den Orden Pour le Mérite verliehen hatte, sagte ich hier: „Sicher scheint, daß nicht Stoessel, sondern dem General Kondratenko das Hauptverdienst am Heldenwerk der Vertheidigung zuzusprechen ist; erst als Kondratenko gefallen war, bot Stoessel die Kapitulation an. Sicher wäre es richtiger gewesen, mit diesen Ordensverleihungen ein Bischen zu warten. Sie sind mehr bewitzelt als bewundert worden. Vielleicht urtheilt die Kriegsgeschichte ganz anders als die Oeffentliche Meinung; vielleicht kommt noch ein Tagebuch Kondratenkos ans Licht und beweist, daß Stoessel nicht ‚uneingeschränkte höchste Bewunderung‘ verdient.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. September 1905.

Pax Britannica.

„Wenn Sergej Juliewitsch Witte die Japaner zu überzeugen vermag, daß ein Bündniß mit Rußland wichtiger und nützlicher für sie ist als der Augenblickseffekt eines glänzenden Friedens, krönt er sein Lebenswerk und beweist dem Hochmuth zünftiger Diplomaten, daß man nicht in Botschafterpalais gelungert und Mandarinenexamina durchschmarutzt zu haben braucht, um in ernsten Interessenkämpfen ehrenvoll zu bestehen. Die Japaner können die Welt noch einmal verblüffen: durch milde Bescheidenheit. Sie brauchen im Grunde nur Korea und einen Haufen Geld und werden bis zum August in Sachalin ein für Kompensationen brauchbares Objekt erworben haben. Findet Witte, der hingeschickt wird, um sich für seinen Lebensrest unmöglich zu machen, ein Mittelchen, das die Pille versüßt, kann er Rußlands Pflicht zur Zahlung der japanischen Kriegskosten zierlich verschleiern, dann enttäuscht er das Hoffen seiner Feinde und kehrt als Retter aus Nöthen in Peters Stadt heim." Diese Sätze entnehme ich meinem Notizbuch vom zweiundzwanzigsten Juli und bitte, noch ein paar andere wiederholen zu dürfen, die ich vier Wochen vorher geschrieben hatte: „Herr Roosevelt, dessen Evangelium den Schattengossudar aus Krampfträumen rief, war diesmal nicht nur von dem eitlen Drang getrieben, sein Händchen in jedem Spiel zu haben und als peacemaker in die Weltgeschichte zu kommen; als amerikanischer Patriot, der den einträglichen Handelsverkehr mit China erweitern und den Philippinenarchipel behalten möchte, muß er wünschen, daß Japans Fruchtbäume nicht in den Himmel wachsen. Auch Großbritanien hat an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse mehr. Was kaum der kühnste Wunsch sich zu hoffen erdreistete, hat es erreicht: ohne selbst das Schwert zu ziehen, Rußland geschlagen,

in ganz Asien den Feind des anlockenden Machtschimmers beraubt und in Europa die Anerkennung einer Neutralitätpflicht durchgesetzt, die mit einem Königreich nicht zu theuer bezahlt wäre. Nie ward ein politischer Erfolg von so ungeheurer Nachwirkung so mühelos davongetragen; um den Preis, den die farbige Menschheit einst von dem Häuflein der Weißen einkassiren wird, braucht den Zeitgenossen Chamberlains ja noch nicht zu bangen." Damals schon, im Juni, als in den Zeitungen noch erzählt wurde, Nikolai Walerianowitsch Murawiew werde Rußland in Portsmouth vertreten, und der Deutsche Kaiser im Gespräch sagte, Witte habe beim Zaren für immer verspielt und könne sich seine Matratze stopfen, schon damals wurde hier die Vermuthung ausgesprochen, daß der klügste Minister des Zarenreiches als Unterhändler nach New-Hampshire gehen werde. So ists gekommen. Zwar werden den Japanern die Kriegskosten nicht ersetzt; auch die Transaktion, die Jeder erwarten mußte (Rückkauf Sachalins für zwei bis drei Milliarden), ist in Peterhof verworfen worden. Der sonderbare Schwärmer, der die Mütze des Monomachos auf seinem schmalen Schädel trägt, findet es mit seiner Ehre nicht vereinbar, den gelben Männern (die nun nicht mehr „der freche Feind", sondern immerhin schon „der tapfere Gegner" genannt werden), bares Geld, findet es mit dieser Selbstherrscherehre aber vereinbar, ihnen russisches Land zu geben. Ehre versteht sich nicht auf die Chirurgie, sagt Sir John; Ehre ist nur ein bemalter Schild beim Leichenzug. Der Europäer muß bekennen, daß die Japaner die vornehmere Pose gewählt haben. Meine und Rußlands Ehre erlaubt nicht, die Kriegsrechnung des Gegners zu bezahlen, spricht der Weiße Zar. Und der Tenno (das Wort Mikado umfaßt in seiner Bedeutung, wie Hohe Pforte, wie Maghzen, den ganzen Komplex der Macht eines Herrschers, dessen Person für kurze Minuten nur aus lichtem Gewölk tritt), der dem Himmel Entsprossene erwidert majestätisch: Japan führt nicht Krieg, um Geld zu erraffen, und kann deshalb Frieden schließen, auch wenn ihm die Zeche nicht bar auf den Tisch gelegt wird. So wichtig, wie Privatfaulheit sie der Oeffentlichen Meinung darstellt, ist die Sache übrigens nicht. Japan behält die bessere Hälfte von Sachalin; und in dieser von den Russen sträflich vernachlässigten Insel schlummern Schätze, auf die noch nach den Tagen von Mukden das Reich der Aufgehenden Sonne nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Japan bekommt das Fischereirecht an der ostsibirischen Küste, das den unfleißigen und ungeschickten Ussuri-Kosaken jährlich bisher mindestens hunderttausend Mark eingebracht hat; schon jetzt liefert der Lachsfang den Fischereiunternehmern der Küstenprovinz in jedem Jahr viele Millionen und die Japaner, denen der Fisch das Fleisch ersetzt, werden durch regeren

Fleiß und modernere Technik diese Erträge rasch zu steigern verstehen. Drittens bekommen sie die Chinesische Ostbahn. Das ist ein besonderes, nicht leicht zu entziffernde3 Kapitel. Nach offizieller Angabe gehört die Bahn der Russisch-Chinesischen Bank, in Wirklichkeit aber dem russischen Reich. Die Bank wurde gegründet, um die Bahnkonzession zu erlangen (für die der weise Li-Hung-Tschang eine Million Rubel gefordert und erhalten haben soll), und das ganze zur Anlage nöthige Kapital vom petersburger Finanzministerium gegeben. Die Verhandlungen mit Li hatte Adolf Rothstein geführt (arcades ambo); und Rothstein, Fürst Uchtomskij und Herr Romanow (als Vertreter Wittes) unterzeichneten im August 1896 in Berlin den Bahnvertrag. Von den Aktien der Bank, der für alle Geschäfte der Ostbahn ein Privilegium gewährt war, hatte die russische Regirung 1900 noch fünfundzwanzig Prozent in ihrem Portefeuille. Die Bedingungen der Uebergabe werden lehren, welchen Vortheil dieser Paragraph des Friedensvertrages den Japanern bringt. Ueberhaupt ists thöricht, den Werth dieses Vertrages zu beschwatzen, ehe man den Wortlaut kennt. Vielleicht hat Japan in der Stille mehr herausgeschlagen, als Sergej Julitsch einstweilen zugeben will. Vielleicht muß China reichlicher bluten, als man bisher ahnt. Während ich schreibe, harren in Portsmouth die Reporter noch der Nachricht, daß der Vertrag unterzeichnet ist. Wollen wirs nicht abwarten und, statt ins Blaue zu reden und zu abgelagertem neuen Unsinn zu häufen, für heute uns auf die Betrachtung der Thatsachen beschränken, die jetzt schon gesichert scheinen? Zu nüchterner Kritik des Vertrages wird noch Zeit genug sein, wenn er mit dem Asiatenkommentar veröffentlicht ist.

Sicher ist erstens, daß auf Sachalin das Kondominium nicht von langer Dauer sein kann. Entweder ists nur for show beschlossen und die Russen räumen nach einer Anstandspause, vielleicht gegen in der Mandschurei auf Kosten Chinas ihnen zu bewilligende Konzessionen, die ganze Insel; oder sie haben sich in einer geheimen Klausel verpflichtet, die südliche Hälfte zu hohem Preis zurückzukaufen, wenn das Ehrgefühl Nikas nicht mehr gefährdet ist. Mütterchen Rußland merkt dann wohl nichts; man macht ihm auch was vor. Sicher ist zweitens, daß den weißen wie den gelben Unterhändlern den Vertrag der Wunsch nach einer russisch-japanischen Verständigung diktirt hat, die aus einer entente cordiale eine alliance werden kann. Darüber wird zu reden sein, wenn wir mehr von dem neuen britisch-japanischen Bündniß wissen, das nach Eduards, wahrscheinlich auch nach Lansdownes und Itos Absicht zu einem Syndikat für Asien erweitert werden und alle nicht in die Gemeinschaft aufgenommenen Mächte von den asiatischen Märkten ausschließen soll. Und

sicher ist drittens, daß die Japaner weniger bekommen haben, als sie selbst und ihre blinden Bewunderer auf dem Halbinselchen Europa erwartet hatten. Das gilt den Meisten als die Hauptsache. Warum, fragen die Vielzuvielen immer wieder, hat Japan nicht mehr verlangt, warum sich nach solchem Mühen mit so magerer Mahlzeit begnügt, die schon am Schafluß zu haben war?

Die Gründe habe ich schon anzudeuten versucht. Japan hatte das Geld, mit dem es den Krieg führte, von England und Amerika; und bleibt im Wesentlichen (die paar deutschen Millionen zählen kaum mit) auch weiter auf diese Geldgeber angewiesen. Wenn sie erklärten, nichts mehr geben zu wollen, wars unmöglich, den Krieg fortzusetzen. Wer mit geborgtem Geld spekulirt, ist stets, in der Politik wie an der Börse, von der Gefahr bedroht, daß ihm, bevor er noch seinen Einsatz herausgeholt hat, neuer Kredit verweigert wird; diese Gefahr schwindet erst, wenn der eingeräumte Kredit so hoch ist, daß die Gläubiger, um ihre Zinsen zu retten, den Schuldner unter allen Umständen mit neuem Geld versorgen müssen. Das ist Rußlands Lage; die Lage eines, trotz allem Thorengeschrei, an Volkskraft und leicht zu hebenden Bodenschätzen ungeheuer reichen Landes, mit dem auch ohne Unterpfand alle Bankiers der Erde gern Anleihegeschäfte machen. Japan ist arm (Armuth zwang es in den Krieg, der ihm Nahrungspielraum und den besten Platz auf den chinesischen Märkten schaffen sollte) und dem Ausland nicht so verschuldet, daß es um jeden Preis gehalten werden muß. Ihm konnten die ungemein christlichen Gläubiger in der Sprache der Vulgata sagen: Usque huc venies et non procedes amplius! Sie habens nicht gethan (weil vom Sieg gekränzte Asiaten fast so empfindlich sind wie ein vom Schicksal geschlagener Zar und man einen noch nützlichen Freund nicht muthwillig verstimmt), ihr Denken aber auch nicht allzu ängstlich verborgen. Wars nicht schlimm genug, daß der stolze Brite, der schon die halfcast ächtet, der Yankee, der den Chinesengeruch wie die Pest scheut, sich entschließen mußte, im Osten den gelben Feind des weißen Mannes zu besolden und müßig, mit einem heitren, einem nassen Auge, zuzusehen, wie gegen das Prestige der blonden Eroberrasse in Asien der schwerste Streich geführt wird, der zu erträumen war? (Und diese Minderung des Rassenansehens bleibt, mag auch die Furcht des schreibenden Volkes Israel noch so laut darüber spotten, von allen Ergebnissen dieses Krieges doch das beträchtlichste, für Europas Zukunft gefährlichste.) Müssen in Lombardstreet, in Wallstreet die Potentaten auch noch geduldig warten, bis mit dem von ihnen gelieferten Geld Japan so völlig gesiegt hat, daß es sich stark genug fühlt, um allein stehen, den Löwentheil des chinesischen Handels fordern, in den Philippinenarchipel vordringen und bald viel-

leicht in Indochina den Herrn spielen zu können? Nein. Am Ziel aller angelsächsischen Wünsche stand die Losung verzeichnet: Rußland muß geschwächt, Japan darf nicht so gestärkt werden, daß es uns entbehren kann. Sobald dieses Ziel erreicht war, konnte der Krieg enden. Das war von vorn herein für Japan eine Gefahr, für Rußland ein Atout; und oft ist hier deshalb gesagt worden, die nach dem Frieden von Shimonoseki gemachte Erfahrung könne sich den Helden von Nippon wiederholen. Damals haben Rußland, Frankreich und Deutschland, jetzt Großbritanien und die Vereinigten Staaten ihnen einen Theil der Siegerbeute entrissen. Die sichtbaren Hauptbestimmungen des portsmouther Vertrages gewähren Alles, was diese Mächte wünschen mußten (die Tölpelei des großen Theddy braucht uns heute noch nicht zu bekümmern), und verweigern Alles, was ihnen unbequem werden konnte. Wenn die Japaner drei Milliarden in barem Geld bekamen, konnten sie einen Theil ihrer Schulden bezahlen, unter von ihnen vorgeschriebenen Bedingungen sich künftig frei die Konsorten wählen und standen, mit gesunden Finanzen, anders als jetzt auf dem Markt internationaler Geldgeschäfte. Das durfte England nicht wünschen. Darum hielt es sich ruhig, erweiterte, noch ehe er dem Ablauf nah und in Portsmouth eine Entscheidung gefallen war, den Bündnißvertrag mit Japan und ließ die übrige Arbeit getrost seiner Presse. Die verkündete, Times und Daily Telegraph vornan, Tag vor Tag, Rußland werde nicht nachgeben, weder Land noch Geld bewilligen; Rußland sei zur Fortsetzung des Krieges entschlossen und an einen Erfolg der Verhandlungen im Ernst gar nicht zu denken. Unsere öffentlich Meinenden nahmens für bare Münze und bedachten nicht, daß schon am Anfang des Krieges die Britenpresse sich als ein wundervolles Instrument bewährt hatte. Alles, was wir damals, bis in den Februar 1904, über Japan und den Yaluhader erfuhren, kam aus drei Quellen: aus Reuters Depeschenbureau und von den beiden Berichterstattern, die in Tokio und in Peking für die Times schrieben. Der in Tokio, Hauptmann Brinckley, war englischer Offizier, hat eine Japanerin geheirathet und leitet ein offiziöses Blatt des Mikadoreiches. Der in Peking, Dr. Morrison, ist ein alter Feind Rußlands und hat den Japanern die Schwächen der Moskowiterstellung in Liautung und in der Mandschurei so früh und mit solchem Eifer enthüllt, daß ihm schon im Januar 1904 von der Saturday Review ein großer Theil der Verantwortlichkeit am Ausbruch des Krieges zugeschrieben wurde. Und die Firma Reuter steht im Dienst englischer Interessen. Wir vernahmen also nur, was in London für nützlich zur Weiterverbreitung gehalten wurde; und die Weltstimmung war denn auch von der ersten Stunde an den Japanern günstig. Die alte Methode hat nun an ein

neues Ziel geholfen. Fast einstimmig wurde die Tendenz für Japan verflaut (die Börsenterminologie hat die besten Ausdrücke für solche Mache) und täglich telegraphirt, morgen, spätestens übermorgen sei der Abbruch der Verhandlungen zu erwarten. Kein Verständiger konnte die Mär glauben; Witte wußte ungefähr, was man ihm abfordern werde, und wäre ohne die Zuversicht, einen annehmbaren Vertrag heimbringen zu können, von Petersburg nicht einmal bis nach Wirballen gefahren. Die klugen Leiter der Großstaaten und Großbanken ließen sich von den Bluffs der beiden Asiatenhäuflein nicht schrecken und selbst der Zeiger des Börsenbarometers wies ohne Wank auf Frieden. Doch die suggestive Gewalt des gedruckten Wortes ist unzerstörbar; und die Schlußbilanz eines Handels, in den Nikolai Alexandrowitsch hineinreden darf, kann im letzten Augenblick noch geändert werden. Komura packt, hieß es, und Witte läßt sein Flanellhemd für die Dampferfahrt waschen. Nach solcher Vorbereitung mußte, nur danach konnte die Botschaft vom Friedensschluß wie eine Ueberraschung wirken. Der Friede kam, weil er kommen mußte, weil ihn die Stunde erzwang. Zu den sicheren Thatsachen, die man verzeichnen darf, gehört aber auch die, daß die englische Presse das Tempo der portsmouther Arbeit beschleunigt und mit ihrem Warnen den Japanern die Entscheidung erleichtert hat.

Mit bewunderndem, leider nicht neidlos bewunderndem Blick sieht der Deutsche die Sommerleistung britischer Politik. Nie vielleicht ward in so kurzen Monden so Großes erworben; ohne fühlbares Opfer, ohne Kraftverlust erworben: nur durch kluge Ausnutzung der Gelegenheit, durch die Kunst, aus der Summe des Möglichen rasch das morgen Nothwendige zu errechnen. Entente cordiale mit Frankreich, Schutz- und Trutzbündniß mit Japan; hinter beiden Verträgen der Zweck, Rußland leise in eine Interessengemeinschaft zu locken. Folgt es dem freundlichen Wink: gut; dann kann es im Stillen Meer mit Angelsachsen und Japanern herrschen. Bleibt es out in the cold: auch gut; dann ist für den Fall der Gefahr vorgesorgt und ein gelbes Heer zur Vertheidigung der Pamirs, der alten Seidenstraße bereit. Indien, Egypten, der Sudan gesichert; auf das Land des Dalailama die Erste Hypothek eingetragen; in Afrika von den wildesten Bantunegern, die den Deutschen das Haus anzünden, und von Hottentoten ehrfürchtig geschont; in Ostasien der Vormund des Siegers. Wer will den Leun nun noch bedrohen? Wer im Mittelmeer gegen die vereinte britische und französische Flottenmacht, im Pazifischen Ozean gegen den Union Jack und die rothe Sonnenscheibe den Kampf wagen? Selbst ein den Russen eng verbündetes Deutsches Reich könnte wider die Doppelassekuranz nichts ausrichten. Und wird Rußland solches Bündniß suchen, das ihm

Frankreich entfremden, ihm in Asien neue Schwierigkeit schaffen müßte? Wird das geschwächte, doch nicht im Lebensnerv getroffene Zarenreich sich nicht lieber erinnern, daß es den ehrenvollen Friedensschluß den Briten zu danken hat? Dem zaudernden Gefühl ließe sich nachhelfen: auch in Europa giebts noch eisfreie Häfen; und wenn Rußland jetzt aus dem Käfig des Schwarzen Meeres befreit würde und bis an den Bosporus vordränge, hätte nicht mehr England den Schaden davon. Diesen Köder kann man noch aufsparen; und sich einstweilen ruhig halten. Ganz ruhig. Seit dem Doggerbankunfall haben wir von England über Krieg und Frieden kein Wort mehr gehört. Eduard, Balfour, Lansdowne haben nie behauptet, sie hätten den Zaren ungestimmt, über seine Pflichten aufgeklärt, zum Friedensschluß oder gar zum Verzicht auf sein Autokratenrecht gedrängt; und sie würden nicht zugeben, daß ihr Rath auf den Tenno gewirkt und den Frieden herbeigeführt habe. So machen ernsthafte Leute Politik. Für den Rest sorgt dann die Presse. Ohne die trostlose Unfruchtbarkeit deutscher Geschäftsleitung wäre dieser Triumph Britaniens nicht möglich geworden. Während die Erde in Wehen lag, kam dem Fürsten Bülow nur der Einfall, die Franzosen, die er vereinsamt wähnte, um eines Linsengerichtes willen zu ärgern und sich dann flink wieder versöhnlich zu zeigen. Wenn auf unzeitgemäßes Handeln eine Prämie gesetzt wäre, hätte dieses sie verdient. Die Zeitungsprache aber lügts behend in einen Erfolg um. Und die beschämende, bis in späte Enkelgeschlechter unheilvoll fortzeugende Thatsache, daß Deutschland für das große Spiel, zu dem die Karten gemischt nnd vergeben sind, keinen einzigen Trumpf hat, bergen bunte Manöverbilder dem Auge. Morgen wieder lustig! Balfour ist nur als Golfspieler stark und neben dem Genie des Neffen der Onkel nur eine dicke Null... Rule Britannia! Nach der Ernte dieses glorreichen Sommers kannst Du Dir, ohne Dich ernster Gefahr auszusetzen, sogar den fruchtlosen Luxus einer Whigregirung gestatten.

Englands Rath hätte den Frieden von Portsmouth nicht erreicht, wenn seine Mahnung nicht von einer ungestümeren Presserin unterstützt worden wäre. Das Inselreich des Ostens hat in dem Krieg, dem ein Lustrum lang die ganze Arbeit der Nation gegolten hatte, Großes geleistet; so Großes, wie nur ein in der Einheit des Denkens und Wollens erwachsenes (also nicht Christensinn heuchelndes) Feudalvolk vermag, das eine junge, früh in modernster Industrietechnik gedrillte, vor dem Tod nicht zagende Wehrschaar ins Feld schicken kann. An Versäumnissen, an groben Fehlern sogar hats nicht gefehlt (Port Arthur, das der Bramarbas Stoessel sechs Jahre lang fast unbefestigt gelassen hatte, war im März 1904, vor Smirnows fortifikatorischer Arbeit, leichter zu

nehmen als sechs Monate danach); doch die Gesammtleistung dünkt alle Sachverständigen höchsten Lobes werth. Nun aber gings nicht weiter. Ob das Heer wirklich, wie man jetzt liest, ermüdet, verwendbarer Ersatz knapp geworden war, läßt sich von Weitem nicht beurtheilen. Auch ein frisches, noch unverbrauchtes Heer hätte jetzt nichts Wirksames mehr zu thun gefunden. Das klingt dem an Holzpapierweisheit Gewöhnten unglaublich. Hundertmal hat er in seiner Zeitung gelesen, Rußland sei vernichtet und Japans Vormarsch nicht aufzuhalten; nächstens werde Wladiwostok fallen, Lenjewitsch bis ins Baikalgelände zurückweichen und in der ganzen Mandschurei das Flaggentuch mit den sechzehn Sonnenstrahlen im Herbstwind flattern. Wer nicht zugab, daß Rußland völlig besiegt und aus Ostasien vertrieben sei, war ein Söldling des Zarismus oder ein Narr. Jetzt kann Jeder nachprüfen, ob er im Kriegsjahr von der Meinungfabrik ehrlich bedient ward. Ist Rußland ohnmächtig, in der Welt verhöhnt und gemieden? Deutschland und Frankreich bemühen sich eifernd um seine Freundschaft; die Radikalsten preisen, Combes und Clemenceau, in Paris überlaut den Segen der franco-russe und in den selben deutschen Zeitungen, die den „Koloß mit den thönernen Füßen" in jedem Monat mindestens zehnmal in Scherben sahen, liest man nun, wie nützlich uns das gute Verhältniß zum Zarenreich sei. In Amerika werden die Moskowiter bejubelt, England erleichtert ihnen die Friedensbedingungen und winkt sie zu sich ins Syndikat, Japan zeigt deutlich, daß es sich ihnen verbünden möchte. In Alledem waltet das Gesetz politischer Logik. Trotz der Verrottung, der Rückständigkeit des Staatswesens, trotz der Fäulniß des Tshin, trotz dem Verhängniß einer Agrarordnung, die den russischen Massen das Eigenthum vorenthält und den im Erwerbstrieb Gelähmten nicht vor der ärgsten Hungersnoth schützt, ist Rußland ein Riesenreich von wachsender Kraft, dessen Freundschaft Jedem Gewinn, dessen Feindschaft Jedem Gefahr bringen muß. Trotz den kläglichen Niederlagen, die es in Liautung und in der Mandschurei erlitten hat, ists auch in Ostasien noch eine Großmacht; sonst wäre es in New-Hampshire schlechter behandelt worden. Der Krieg war nicht vorbereitet worden, durfte nach dem Heilandsgeheiß des falschen Nikolaos nicht vorbereitet werden. Als er begann, waren zum Schu eines Gebietes, das fünfmal größer als Frankreich ist, nur sechzigtausen Mann auf den Beinen, zusammengewürfeltes Volk ohne einheitliche Formation. Von Moskau bis nach Port Arthur sind 8600 Kilometer zu durchmessen und zwischen den beiden Strängen der eingleisigen Sibirischen Bahn drohte hinter Irkutsk, die gefährliche Sichel des Baikalsees. Auch als, im August des vorigen Jahres, Fürst Chilkow die Seeküstenbahn gebaut hatte, konnten täg-

lich nur zehn, später zwölf und fünfzehn Militärzüge befördert werden, in denen Mannschaft, Pferde, Geschütze, Proviant, Kriegsmaterial aller Art Platz finden sollten. Monate lang ließ man die besten Armeecorps in ihren Garnisonen, weil für den Kolonialkrieg gegen die Makaken (die Held Stoessel wie Flöhe von den Wällen zu jagen schwor) auch die schlechteren noch gut genug seien. Damit hoffte man einen Gegner niederzuwerfen, der, nach fünfjähriger Vorbereitung, in lückenloser Rüstung für seine Existenz ins Feld zog, in ein ihm vertrautes Gelände, und dessen militärische Tüchtigkeit dann die kühnste Hoffnung übertraf. Dem Aufwand entsprach in beiden Lagern die Leistung.

In jeder Bürgerstube hängt oder liegt wohl noch irgendwo eine Karte des Kriegsschauplatzes. Im April 1904 stand Kuroki am Yalu; im September 1905 steht Oyama bei Mukden. Wer die dazwischen liegende Landstrecke mißt, die das Japanerheer siebenzehn Monate gekostet hat, und mit dem Blick dann die hinter Mukden in ungeheure Weiten sich dehnende Mandschurei umfängt, muß sich sagen, daß Japan von diesem Feldzug nichts mehr zu hoffen hatte. Wladiwostok ist viel stärker befestigt und hätte länger widerstanden als Port Arthur; und bis heute ists noch nicht einmal ernsthaft blokirt. Was also sollte geschehen? Seit der Schlacht bei Mukden sind sechs Monate thatlos verstrichen (fast eben so lang war die Pause nach den Gefechten bei Liaujang und am Scha gewesen): und dieser größte Sieg hatte den Gelben keinen greifbaren Vortheil gebracht. Mit sechshunderttausend Mann, endlich einer an Qualität und Zahl ausreichenden Armee, stand ihnen Lenjewitsch gegenüber. Daß er sie schlug, war immerhin möglich. Und schlugen sie ihn, dann ging er von Tielin langsam ein Stückchen zurück (selbst bis nach Charbin ists von da noch recht weit), wartete ungestört das Eintreffen neuer Truppen ab: und Alles blieb im Grunde, wie es vorher gewesen war. Die Japaner mußten sich noch mehr von der Heimathbasis entfernen, die Verbindunglinie wurde immer länger, die Ernährung und Ergänzung des Heeres, das allein vor Port Arthur hunderttausend Mann verloren hatte, immer schwieriger. Der Versuch, in der Küstenprovinz russisches Gebiet zu erobern, hätte eine frische Armee gefordert und riesige Transportkosten gemacht. Und wenn Lenjewitsch that, wie Kutusow einst an der Donau und bei Borodino, wenn er die Hordentaktik wählte, ringsum Alles verwüstete, dem nachdringenden Feind jedes Quellspältchen verstopfte und über den zwischen Feuersbrünsten ermatteten dann erst mit geschonten Haufen herfiel? Je tiefer der Marsch in den Norden führte, desto näher kam die Gefahr, der Bonaparte erlag. Nein. Es war aus. Das nächste Kriegsjahr hätte im besten Fall wieder zwei oder drei Siege ge-

bracht, doch den Sieger mehr als den Besiegten geschwächt. Witte hat nicht geprahlt, als er sagte, Rußland könne den Krieg noch Jahre lang aushalten. An chair à canon fehlts ihm nicht, und wenn die Russenkonsortien in Paris und Berlin den Muth verloren, waren gegen Unterpfänder Milliarden zu haben. Japan hatte das Menschen Mögliche vollbracht. Ein höherer Kampfpreis war nur von dem in einer Entscheidungschlacht vernichteten Feind zu ertrotzen: und hinter Tielin ist das Zarenreich beinahe unverwundbar. Wäre England im Leben bedroht und zur Zahlung der Kriegskosten gezwungen gewesen, wenn die Buren sein Heer bis auf den letzten Mann über die Grenze gejagt hätten? Eine Erschütterung an der Peripherie braucht noch nicht den Fall, braucht nicht einmal das Bröckeln eines Weltreiches zu bewirken.

Dieses Ende des Ringens war vorauszusehen. Nicht von Denen freilich, die in jedem Quartal den Russen aus geschwärzten Lettern ein Sedan schufen. Doch die feinen Japanerköpfe haben die besondere Fährniß dieses Krieges sicher früh erkannt. Dem Volk durfte sie nicht entschleiert werden: und das Volk ist deshalb jetzt enttäuscht und wittert Verrath oder feige Kanzleimächlereien. Das Volk hatte gehofft, den Bären an die Kette legen und das Reisland mit Gold düngen zu können. Nur diese Hoffnung hieß die Shintohelden für das Land ihrer Kinder lächelnd verbluten; hätte man ihnen gesagt, daß selbst die größte Anstrengung diesen Traum nicht zur Wirklichkeit machen könne, dann wäre ihr Heldeneifer erlahmt. Auch Völker, die es bis zu einem Parlament gebracht haben, werden von der Regirung also noch manchmal gnädig belogen. Aber der gelbe Mann ist verständig, nüchtern und der als weise bewährten Autorität gern unterthan. Er wird bald einsehen, daß mehr nicht zu erreichen war und das Erreichte nicht gering zu schätzen ist. Er konnte schlimmere Enttäuschung erleben, rauher aus seinem Traum geweckt werden. Wenn die Treulosigkeit der pariser Regirung Rojchdestwenskij mit seiner als Schreckgespenst wirksamen, als Waffe unbrauchbaren Ostseeflotte nicht, wider Sinn- und Wortlaut der eigenen Neutralitätvorschrift, ins Verderben getrieben hätte, könnte Rußland im zwanzigsten Kriegsmonat zur Offensive übergehen. Für diese Stunde hatte Kuropatkin, der bei der Abfahrt von Petersburg schon mit mindestens zweijähriger Dauer des Feldzuges rechnete, die Truppen geschont. Deshalb war er still geblieben, jeder Möglichkeit eines vernichtenden Schlages ausgewichen und hatte den bösen Schein mattherziger Schwäche nicht gemieden. Wärs nicht Zeit, den gescholtenen, gekränkten Mann von der Acht zu lösen? Er ist kein Feldherr von fortreißender Macht der Persönlichkeit und hat namentlich bei Mukden wohl zu lange vor dem Einsatz der ganzen Wehrkraft gezagt. Der

alte Esel will das Spiel nur riskiren, wenn er alle Trümpfe in der Hand hat, hieß es im Haus Holstein-Gottorp. Jetzt erst ist ein gerechtes Urtheil über Kuropatkins Taktik möglich. Einen Hitzkopf hätte nach den ersten Schlappen der Ehrgeiz oder das Bedürfniß, den moralischen Muth, die Stimmung der Truppen zu heben, ins Feuer getrieben. Alexej Nikolajewitsch, der, als Generalstabschef, den wilden Skobelew bei Taschkend gesehen hatte, dachte mehr an die heilige Sache, die ihm anvertraut war, als an seinen Feldherrnruhm. Da, wider seinen dringenden Rath, Stoessel nicht aus Port Arthur weggejagt, die Seefestung nicht mehr zu entsetzen, die in die Mandschurei nachgeschobene Armee für den Kampf gegen die Japaner zu schwach und zu schlecht ausgebildet war, wollte er nur warten und die Verlustgefahr so eng wie möglich begrenzen. Ein Sieg hätte ihm Lob und Gunst, dem Heer nur geringen materiellen Vortheil eingetragen; eine schwere Niederlage den Körper dieses bunten Heeres unheilbar zerfetzt. Also warten, bis die Ostseeflotte den Verkehr zwischen Nippon und dem Festland sperren kann und bis der in der Kriegstechnik zurückgebliebenen Armee die numerische Uebermacht wenigstens sicher ist. Deshalb ging er immer behutsam zurück und hatte nach jedem ihm aufgezwungenen Kampf seine Massen schnell stets wieder in Ordnung. Ein Skobelew hätte das Verwegenste nicht gescheut und in tollkühnem Drang vielleicht den Heeresverband für immer gesprengt. Daß bei Tielin sechshunderttausend gut genährte Soldaten in straffer Zucht des Kommandos harren, ist Kuropatkins Verdienst.

Ist der Friedensschluß nun noch so unbegreiflich? Wittes Sieg so über alles Erwarten groß? Der Russe, der im ungewohnten Klima der Republik leider allzu oft zum Herold seiner Thaten geworden ist, konnte sagen: „Wir haben in der Mandschurei eine stärkere Truppenmacht als je vorher; haben zu Haus eine Milliarde in gemünztem Gold und bekommen von Jud und Christ auf den ersten Wink morgen noch etliche dazu; können es also aushalten. Sehr mächtige Leute wollen in Petersburg den Frieden jetzt noch gar nicht, weil sie überzeugt sind, daß jeder Monat fortan unsere Lage verbessern muß. C'est à prendre ou à laisser, mon cher Komura. Wir haben keine Eile. Und Sie? Ein Mann von Ihrem Scharfsinn muß einsehen, daß mehr, als wir heute anbieten, von uns nicht zu haben ist. Niemals zu haben sein wird. In sechs Monaten ists vielleicht noch weniger; und dieses Halbjahr würde Ihnen nicht billig werden. Also? Korea, Port Arthur, Dalnij, die Hälfte von Sachalin, die Südbahn, das Fischereirecht; obendrein den Großmachtrang, den in China einträglichen Nimbus, die Meistbegünstigung im Handelsvertrag und die Anwartschaft auf die Intimität mit meinem erhabenen Herrn. Reichts? Hundertvierzig Mil-

lionen Menschen, lieber Baron, bequemen sich zwar, zerbrochenes Geschirr zu bezahlen, lassen sich aber nicht anspeien und treten. Kriegskosten sind nur von besiegten Völkern einzutreiben; und da sechshunderttausend russische Soldaten auf Büchsenschußweite vor Ihrem Heer stehen, sind wir nicht besiegt und können deshalb keine Kopeke bewilligen." Der junge Ruhm japanischer Weisheit wäre schnell gewelkt, wenn die Staatsmänner in Tokio dieses Angebot abgelehnt hätten. Das Lebensinteresse des östlichen Inselreiches sprach so laut, daß die Gläubiger aus Westen kaum noch zuzureden brauchten. Und nun wird der Vertrag von Federkünstlern für die Majestäten ins Reine geschrieben.

*

Da der erste Hunger gestillt und der umlauerte Text noch nicht in der rechten Fassung zu haben ist, bleibt uns Zeit, von dem Asiatenfrieden für eine Weile zu dem Afrikanerkrieg zurückzukehren, um dessen Entstehung und Fortgang der Deutsche sich mehr kümmern müßte als um Wittes Triumph und Komuras Schmerz. Als dem Generalmajor Leutwein endlich der Titel des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika genommen war, las ich, dem Mann sei Unrecht geschehen; er habe seine Sache, ohne großen Aufwand, mindestens eben so gut gemacht wie der Generallieutenant von Trotha, sei humaner gewesen und dürfe von der Oeffentlichen Meinung deshalb milderen Spruch erwarten als von dem Kaiser, der ihn ohne Abschiedsaudienz und Orden in den Ruhestand versetzt hat. Dieses Urtheil ist falsch. Der Kaiser hat richtig gehandelt, als er schon nach Leutweins Rückkehr den Antrag ablehnte, dem beurlaubten Gouverneur eine Audienz und einen Orden zu gewähren. Die in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes sitzenden Herren mochten Grund haben, den Beamten, der an ihren Jahre lang dem Reichstag vorgelegten Rentabilitätberechnungen mitschuldig war, zu schonen und bei guter Laune zu erhalten: ihm, seiner unzureichenden Psychologie, seinem Mangel an Augenmaß, wird die Geschichte das Elend des Hottentotenkrieges zuschreiben. Leutweins Name steht unter dem „Schutz- und Freundschaftvertrag" vom fünfzehnten September 1894, dessen sechster Paragraph lautet: „Bei der Gewißheit, die Major Leutwein haben zu dürfen glaubt, daß der Kapitän Hendrik Witbo sein einmal gegebenes Wort (eine treue Stütze der deutschen Regirung in ihre Bestreben für das Wohl des Namalandes zu sein) unverbrüchlich halten wir beläßt er ihn im Besitz seiner sämmtlichen Waffen und Munition. Der Kapitän verbürgt sich dafür, daß auch seine Leute keinen Mißbrauch damit treiben werden. Die während der Kriege in den Besitz des Kapitäns gekommenen deutschen Gewehre und Karabiner wünscht Major Leutwein wieder z

rückzuerhalten, will aber den Kapitän auf dessen Bitte nicht darauf drängen, sondern freiwillige Rückgabe abwarten. Sobald die Rückgabe erfolgt, erhält der Kapitän Ersatz in anderen Gewehren (oder, je nach Wunsch, in Lebensmitteln); der Kapitän verspricht, diese Rückgabe im Auge zu behalten." Im nächsten Paragraphen erklärt Hendrik sich gütig „damit einverstanden", daß „zur Erhöhung seiner und seines Volkes Sicherheit" eine deutsche Garnison nach Gibeon gelegt wird, der er einen Platz zum Bau einer Kaserne überlassen will; „Major Leutwein wird dem Stationchef ein freundliches und entgegenkommendes Verhalten zu dem Kapitän und seinem Volk zur Pflicht machen; der Kapitän verspricht dagegen, auch seine Leute zu einem solchen gegen die Garnison anzuhalten". Dieser Vertrag, der einen nach unzähligen Raubzügen in der Raukluft besiegten Hottentotenhäuptling wie den Vertreter einer gleichberechtigten Großmacht behandelte, war nicht Leutweins einziger Fehler. Niemand darf ihm, der die Witbooi's einst niederwarf, den Ruhm eines guten Soldaten bestreiten; daß er ein schlechter Politiker, für das Amt des Gouverneurs also ungeeignet war, hat er allzu oft deutlich bewiesen. Mußte er nicht erkennen, daß die Kolonie mit Swakopmund als einzigem Landungplatz unhaltbar wurde? Der badische Amtsrichter Dr. Hammann, der drüben Bezirksamtmann war, sagt in seiner lesenswerthen Brochure „Wirthschaftliche und politische Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika": „Kurz vor dem Jameson Raid konnte man die Walfischbai für dreißigtausend Pfund erwerben, da der Kapkolonie die Kosten für die Bai zu hoch wurden. Dann kam das Telegramm des Kaisers an Paul Krüger; wir verloren die Sympathie der Kapkolonie und damit für lange Jahre auch die Möglichkeit, die Walfischbai zu kaufen. Die Mole in Swakopmund, für deren Bau an sich etwa zwei Millionen Mark ausgegeben worden sind, leistet für diese geringe Summe Alles, was man von menschlicher Energie und Intelligenz erwarten kann. Der Lösch- und Ladebetrieb ist der Woermann-Linie übertragen worden, trotz den lebhaften Bedenken, die dagegen geltend gemacht wurden. Sie beherrscht auf diese Weise Ein- und Ausfuhr und ist im Stande, jeder Konkurrenz das Leben sauer genug zu machen. Meiner Meinung nach wäre das Zweckmäßigste gewesen, wenn die Regirung, wenigstens für die ersten Jahre, die Sache selbst übernommen hätte." Jetzt ragen nur noch Trümmer der Mole ein paar Meter weit ins Meer hinein und auch sie werden bald weggespült sein; gelöscht wird an einem von der Eisenbahntruppe mit unsäglicher Mühe erbauten Pier. Die Schilderung des dadurch bewirkten Zustandes klingt dem Ohr des Europäers unglaublich. Sieben Monate lang, vom Januar bis in den August, lagen die Dampfer „Mei-

ßen" und „Rostock" (sie gehören der Deutsch-Australischen Dampfschiffahrtgesellschaft, von der die Woermann-Linie sie gechartert hat) mit Haferladung vor Swakopmund und konnten wegen der Brandung nicht entladen werden. Als der Hafer schon längst verdorben war, wurden für jedes Schiff noch täglich siebenzehnhundert Mark Liegegelder gezahlt, von denen siebenhundert der Woermann-Linie zufielen. Endlich wurde die „Rostock" nach Lüderitzbucht geschickt und die fast völlig werthlose Ladung dort langsam gelöscht. Hätte man sich dazu früher entschlossen oder den Hafer ins Wasser geschüttet, dann wären, ohne den allergeringsten Schaden für die Kolonie, dem Reich Hunderttausende erspart worden. War diese Entwickelung nicht vorauszusehen? Ob die Woermann-Linie, deren Betrieb der Krieg ungefähr um das Vierfache gesteigert hat, auf so hohe Schadensersatzsummen Anspruch machen darf, mögen die nach Windhuk entsandten Räthe des Reichsrechnungshofes prüfen. Seit Jahren aber spricht man an der Küste von der zunehmenden Versandung des Swakophafens, der die Löschung eines Ozeandampfers bald nicht mehr gestatten werde. Seit Jahren sieht jeder Erwachsene die Zeit nahen, wo Lüderitzbucht, trotz dem in dieser Gegend arg fühlbaren Trinkwassermangel, der Eingangshafen der Kolonie werden muß. Das wäre für die in Swakopmund gegründeten deutschen Handelshäuser freilich schlimm; doch die Gefahr, die ihnen droht, wird nicht gemindert, wenn in das Sandloch neue Millionen geworfen werden, die das früher dort verlorene Geld nicht wiederbringen. Vielleicht sprach die Rücksicht auf diese Firmen mit, als der Bau der im April 1905 von Trotha als „absolute Nothwendigkeit" bezeichneten Eisenbahn Lüderitzbucht-Keetmanshoop, sogar der durch das dreihundert Kilometer lange „Durstfeld" bis Kubub führenden Theilstrecke, in Berlin abgelehnt wurde. Ein provisorischer Bahnbau hätte etwa vier, ein für die Dauer berechneter etwa sechzehn Millionen gekostet. Jetzt hat Trotha (am zehnten August) wieder telegraphirt: „Sofortiger Bau Eisenbahn Lüderitzbucht-Kubub für Fortführung der Operationen dringend erforderlich. Trotz Aufwendung von monatlich anderthalb Millionen Mark auf Strecke Lüderitzbucht-Kubub ist Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert." Die Höhe der Kosten darf nicht überraschen. Ochsenwagen sollten den Verkehr auf dieser Strecke bewältigen. Die Karren, vor die vierzehn bis dreißig Zugthiere gespannt werden müssen, werden in Kapstadt gekauft; trotzdem für jeden achtzehnhundert Mark zu zahlen sind, ist das Material so schlecht, daß Trümmerhaufen den Baiweg säumen. Für die Zugthiere sollen rund zwei Millionen ausgegeben sein; die Hälfte ist verdurstet oder durch Krankheit eingegangen und die Kadaver verpesten Wochen lang die Padd. Die Ochsentreiber be-

kommen hundertzwanzig, die Wagenführer vier- bis fünfhundert Mark für den Monat; wer zwei Ochsenwagen stellt, kann leicht dreitausend Mark (und noch mehr) im Monat verdienen; das Futter wird ihm umsonst geliefert und jeder Thierverlust auf Reichskosten ersetzt. Der Minenmob aus dem Kapland findet hier lohnende Arbeit und die Etapenhäupter müssen einen Nebenkrieg gegen dieses Gesindel führen, um die ärgsten Betrügereien und namentlich die Versorgung des Feindes mit Munition zu hindern. Für den Wassertransport sind noch ungefähr zehn Dutzend Kamele angekauft worden, die viele Peseten gekostet und wenig geleistet haben. Hoffentlich erfahren wir eines Tages, welche Summe hier in den undankbaren Wüstensand gescharrt wurde. Was unsere tapferen Landsleute drüben zu dulden haben, wissen wir schon jetzt. Mancher Sohn einer deutschen Mutter hat im Durstfeld den eigenen Urin oder das Blut der Geschützpferde getrunken, Mancher sich in Raserei die Pulsader durchbissen. Ein Gefreiter hatte sich mit zwei Kameraden in den Wanderdünen verirrt und wurde am siebenten Tag ohnmächtig auf den von Kugeln zerrissenen und angefressenen Leichen der Volksgenossen gefunden. Die Abtheilung Meister lag fünfzig Stunden vor einer von Witbooi's und Hereros besetzten Wasserstelle, ohne einen Tropfen zur Anfeuchtung der Kehle zu haben. Um die Mittagszeit winkten die Schwarzen aus ihrem nahen Lager, hielten Gefäße in die Höhe und riefen: „Willst Water, Dutchman? Komm, hol' Dir!" Ein fast schon verschmachteter Lieutenant folgt dem Lockruf, wagt sich vor und bricht, von sieben Kugeln durchbohrt, vor der Schützenlinie zusammen. Bald danach erlöst Oberst Deimling die Abtheilung aus ihrer furchtbaren Lage. So ist für diesen Krieg vorgesorgt. Als die Hereroweiber, die Humanität zu schonen befahl, die Weideplätze angesteckt hatten, marschirten unsere Truppen Wochen lang zwischen schwälendem Gras und der Mann mußte die karge Ration mit seinem Pferde theilen. Dieser Spaß genügte den schwarzen Damen noch nicht. Wo sie einen verwundeten Deutschen fanden, drückten sie ihm die Augen aus, rissen den Geschlechtstheil vom blutenden Leib oder zerklopften ihm die Hoden zwischen zwei Steinen. Ists wirklich nicht der Mühe werth, von Alledem manchmal zu reden, wenn gerade keine Sensation in der Zeitung steht? In der Kapkolonie gehts hoch her. Nie sind für Vieh, für Konserven und Trinkwasser solche Preise gezahlt worden; jeder gewöhnliche Sattel ist um mindestens hundert Prozent theurer als vor dem Krieg. Und nicht nur an der weißen Kundschaft wird verdient: die Schwarzen brauchen Munition und bieten für ein Halbdutzend Patronen gern einen Ochsen. Beschwerden bleiben unbeachtet. Nichts zu machen. Wenn die Kapregirung die Grenze sperrt, können unsere Sol-

daten im Süden verhungern. Warum? Weil die Bahn Lüderitzbucht-Kubub nicht gebaut worden ist. Die Kaffern können also ruhig die Flinten, die sie noch aus der Burenkriegszeit haben, an Hereros und Hottentoten verkaufen, die über die Grenze gejagten Witbooïs nach ein paar Tagen ruhig mit neuen Waffen und frischer Munition ins Namaland wiederkehren: das deutsche Oberkommando darf keinen lauten Einspruch wagen, sondern muß froh sein, wenn der Nachbar bei erträglicher Stimmung bleibt. Im ganzen Kapland aber hört man aus dunklen Tiefen den Wunsch, der herrliche Orlog möge noch lange währen.

Quousque tandem?... Die Gestalt der Erdfeste hat sich unter den letzten Monden verändert; und der Mann, der nach bester Einsicht die Geschäfte des Deutschen Reichs führt, läßt sich gern einen Realpolitiker nennen. Zu kleinem Hader ist jetzt nicht Zeit. Auch nicht zu schönen Reden wider britischen Uebermuth. Wollen wir die südwestafrikanische Kolonie aufgeben? Wir könnens ohne Schmach: im Kampf gegen Buschräuber steht die Ehre der Nation nicht auf dem Spiel; in solchem Kampf muß, früh oder spät, nüchtern erwogen werden, ob der Erfolg das Opfer zu lohnen vermag. Wollen wirs nicht, dann ist ein großer Kraftaufwand nöthig. Dann muß der Reichstag noch im Herbst einberufen, offen Absolution erbeten, offen ausgesprochen werden, was ist. Was ist? Die Reibung zwischen Britanien und Deutschland kann nicht lange mehr fortdauern, ohne daß Funken stieben. Der englische Admiral hat sich das Vergnügen gemacht, Swinemünde zu überrumpeln: kein Signal hat das Nahen seines Geschwaders angezeigt und Stunden vergingen, bis die Küstenbatterie seinen Salut erwidern konnte. Das war ein Seemannsscherz. Der vielleicht den Versuch neuer Geschäftsstörung abwehren sollte. Wenn das vom Kaiser zur Begrüßung hinbeorderte Geschwader die britischen Schiffe empfangen hätte, wäre von närrischen Patrioten am Ende gerufen worden: „Hört! Die Tonart ist genau so herzlich wie in Brest!" Und Frankreich hätte sich dann schmollend gen Osten gewandt. In der Niggerwelt ists ernster. Briten und Afrikander wissen, daß es im Kapland losgehen wird, sobald unser Krieg beendet ist: eben darum soll er nicht enden. Wissen aber auch, daß beim Erwerb von Lüderitzland ein Hauptzweck war, eine Stelle zu haben, wo dem Vetter, wenn er in Europa allzu lästig wird, ein unbequemes Feuerchen entfacht werden kann. Dieser Gedanke stammt aus anderer Zeit; seine Ausführung wäre heute unwirksam. England ist zu stark geworden und Deutschland hat zu viele Fehler gemacht. Mit den Plänen aus den Maientagen des Reiches ist nichts mehr anzufangen. Und wer schafft uns neue? Wer ist der Schöpfergeist, der, ohne vom Wortrausch sich umnebeln zu lassen, der deutschen Volk den Ehrenweg in neuen Lenz, in hellere Sonne weist?

Der Verein für Sozialpolitik.

Der Verein für Sozialpolitik hat die Einladungen zu seiner Generalversammlung ergehen lassen; sie wird diesmal in Mannheim stattfinden. Das Programm ist reichhaltig und zeitgemäß: Binnenwasserstraßen und Eisenbahnen am ersten Tag, das Arbeitverhältniß in den Riesenbetrieben am zweiten und das Verhältniß der Kartelle zum Staat am letzten. Auf den Tagungen des Vereins haben selten so viele packende Fragen zur Erörterung gestanden, noch seltener so viele hervorragende Männer die Verhandlungen eingeleitet. Am fünfundzwanzigsten September Professor Schumacher, einer unserer besten jüngeren Kenner der Handels- und Verkehrsverhältnisse, und Professor Wirminghaus, der Syndikus der bedeutendsten Handelskammer der preußischen Rheinlande; am sechsundzwanzigsten Lujo Brentano, seit dem Erscheinen seines Werkes über die englischen Gewerkvereine einer der Generale der Sozialpolitik, der zugleich als Legionar mit scharfgeschliffenem Schwert, Feind und Freund gleich gefährlich, in den vordersten Reihen unermüdlich kämpft, ihm gegenüber Dr. Leydig, für die Unternehmer eine wuchtige Lanze einlegend, bis Vertreter der Arbeiter hervorbrechen, um Professor Brentano zu Hilfe zu eilen; am siebenundzwanzigsten erscheint Gustav Schmoller auf dem Kampfplatz, eine Gelehrtennatur wie Leibniz, auf den Hörsaal und Parlament, Studirstube und Diplomatenzimmer gleiche Anziehungskraft üben, daher wie Wenige befähigt, sich zu der Kartellfrage zu äußern; nach ihm spricht der Geheime Kommerzienrath Kirdorf, einer der in den letzten Jahren am Meisten genannten Männer der Praxis; die dritte Stimme hat Professor Liefmann übernommen, vielleicht der hervorragendste theoretische Kenner der Kartelle, der sich auch einem größeren Leserkreise durch ein kleines, aber inhaltreiches Werkchen über diesen Gegenstand vortheilhaft bekannt gemacht hat. Aber noch einen vierten Tag will der Verein seine Mitglieder festhalten; nach all den Reden sollen sie auch noch Thaten sehen. „Am Donnerstag, den (so schreiben selbst der Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik und der mannheimer Ortsausschuß!) achtundzwanzigsten September gemeinsamer Ausflug nach dem Fabrikvorort Waldhof zur Besichtigung dortiger Fabriken und ihrer Wohlfahrteinrichtungen."

Diese Fülle des Anziehenden scheucht den Blick in jene Periode zurück, wo die Mitglieder des Vereins sich bescheidenen Sinnes von Zeit zu Zeit zwei Tage in Frankfurt am Main zusammenfanden und dann schleunigst wieder auseinandergingen. Manche ließen sich erst kurz vor dem Beginn der Verhandlungen des ersten Tages blicken und waren nach dem Ende derjenigen des zweiten nicht mehr aufzufinden. Nun starb am Anfang des Jahres 1890 Nasse,

der langjährige verdiente Leiter des Vereines. Zum letzten Mal fand unter dem neuen Vorsitzenden, Gustav Schmoller, ein Kongreß in Frankfurt statt; dann wurde es den Sozialpolitikern in der durch Goethe, Rothschild und Schopenhauer geheiligten Mainstadt zu eng. Die Wanderjahre begannen; 1893 war er in Berlin, 94 in Wien, dann in Köln, Breslau, München und Hamburg. Das Gesetz des Kontrastes wird ihn demnächst wahrscheinlich wieder nach dem Osten führen. Der Gedanke, Wanderversammlungen zu veranstalten, war sehr gut; der Verein wurde in größeren Theilen Deutschlands bekannt, er erwarb sich neue Freunde und Ehre und Ruhm fielen ihm zu, obwohl er in jener Zeit die erstaunliche Kühnheit hatte, den Jahresbeitrag von zehn auf achtzehn Mark zu erhöhen.

Trotz allen Anzeichen robuster Jugendkraft glauben einige Leute, hippokratische Züge in seinem Antlitz zu entdecken. Weshalb? Etwa, weil einige Mitglieder mit ihren Damen zu erscheinen begonnen haben? Gewiß: das Weib stellt sich nach der Schlacht ein, wenn der Becher weicher Siegesfreude die Männer entnervt; aber die tiefe soziologische Bildung der Damen der Vereinsmitglieder erhebt sie über den Verdacht, an Siegesgelagen theilnehmen zu wollen. Die einzige Nebenabsicht, die man bei ihnen annehmen könnte, wäre die Veranschaulichung des herannahenden Sturzes des Vaterrechtes. Oder ergiebt sich der Verein niedriger Schlemmerei? Diese Vermuthung wäre die furchtbarste Beleidigung seiner Mitglieder. Immer ist es ihr Grundsatz gewesen, bei ihren Zusammenkünften schlecht zu essen und viel dafür zu zahlen. Aus zwei Gründen: erstens wollen sie auch bei ihren Festmahlen vor den Enterbten nichts voraushaben und zweitens durch die That bekennen, daß die anständige Bezahlung eine der festesten Grundlagen unserer Wirthschaftordnung ist. Und seit die österreichischen Sozialpolitiker sich in größerer Zahl auf den Kongressen einzufinden pflegen, verfolgen sie damit auch noch den Zweck, der österreichischen Nationalökonomie auf feine Weise eine Huldigung darzubringen: sie wollen an einem besonders auffallenden Beispiel darthun, was es mit dem geringen Grenznutzen des Geldes auf sich hat. Als oberflächlich erweist sich die Meinung, daß durch die wachsende Zahl von gleichstrebenden und ähnlichen Vereinen das Interesse an dem Verein für Sozialpolitik vermindert werde. Das Gebiet ist so weit und die Menge der Lauen so groß, daß der Wettbewerb eher auf eine Zunahme der Anhänger hinwirken dürfte. Und wenn Vereine, wie Staaten, durch die selbe Kraft erhalten werden, der sie ihr Entstehen verdanken, dann hat der Verein Aussicht auf ein langes Leben, denn er ist seiner ersten und wichtigsten Aufgabe immer treu geblieben: durch Untersuchungen über brennende Fragen der Sozial- und Wirthschaftpolitik die Oeffentliche Meinung aufzuklären. Durch die hundert und mehr Bände seiner Veröffentlichungen hat er sich um das Vaterland ein Verdienst erworben, das leider

noch immer nicht voll gewürdigt wird; er hat eine Aufgabe übernommen, die die deutschen Staaten erfüllen müßten, an die sie aber wegen des bureaukratischen Charakters ihrer Verwaltung ungern herantreten. Mit diesem Urtheil einen Tadel auszusprechen, liegt einem Manne fern, der mit der Verwaltungsgeschichte ein Wenig vertraut ist und daher weiß, welche Fortschritte Deutschland der aus Frankreich über Burgund und Oesterreich eingeführten Einrichtung des Berufsbeamtenthumes verdankt. Das verhindert aber nicht die Erkenntniß, daß dessen weitverzweigte, hierarchische Organisation den Ministerien gestattet, sich eine solche Kenntniß der Thatsachen zu verschaffen, daß für ihre Zwecke die Umfrage gewöhnlich überflüssig erscheint. Die vor breitester Oeffentlichkeit ausgeführte Untersuchung ist aus den andersartigen englischen Verwaltungs- und Verfassungzuständen erwachsen. In England fehlte bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein eine entwickelte bureaukratische Organisation und das Parlament mußte sich durch direktes Befragen der Kenner der zu regelnden Verhältnisse die Unterlagen für die Gesetzgebung zu schaffen suchen. Der Wähler aber will die Voraussetzungen der Entscheidungen seiner Mandatare kennen lernen; deshalb wird öffentlich verhandelt und die Zeitungen berichten sofort darüber, während man in einem Lande mit absoluter und konstitutioneller Verfassung gern für Krone und Beamtenthum das Privilegium überragenden Wissens wahrt. Fremde, unter anderen Entwickelungbedingungen erwachsene Einrichtungen lassen sich eben selten auf andere Länder übertragen, wie der Kartenbrief im Kleinen darthut und die in zwangloser Folge stattfindenden Unterhaltungen über die Kartelle im Großen beweisen. Jedoch das stärkste Hinderniß, das der Umfrage entgegensteht, ist der politische Charakter des deutschen Staatsbürgers. Einen Indizienbeweis liefert die Art, wie die meisten deutschen Zeitungen ihre Leser behandeln, wenn die wichtigsten Fragen im Parlament entschieden werden. Nicht einmal von den Materialien, die den Parlamenten von der Regirung vorgelegt werden, setzen sie sie in Kenntniß; und wenn es geschieht, schreckt die geschmacklose Form viele Leser ab. Und in den selben Organen findet man Tag vor Tag die gründlichsten Berichte über jede Mordthat, jeden Fall unglücklicher Liebe, jeden Gaunerstreich, jeden die Nachbarn störenden häuslichen Zwist. Nicht die Zeitungen klage ich an; sie sind Unternehmungen, sie bieten an, was die Nachfrage verlangt. In den deutschen Zeitungen spiegelt sich der Charakter des deutschen Volkes wieder: seine Liebe zum Persönlichen, Individuellen, Besonderen, Kleinen, sein vielfach mangelndes Interesse am Abstrakten, Allgemeinen, Großen; daher der bei Bier und Kaffee gedeihende Klatsch aller Art, der das kraftvolle Eintreten für andere als nächste, persönliche, selbstsüchtige Zwecke lähmt, aber der Neigung, sich andersgearteten Menschen unangenehm zu machen, entschieden fördert. Darum sagte ich: Die Zeitungen liefern einen Indizienbeweis. Einen direkten Beweis für meine

Behauptung aber bieten die Klagen der deutschen Industriellen über die schwierige Lage, in die sie durch die Handelsverträge versetzt worden sind. Weshalb haben denn diese Männer eine eingehende Untersuchung der Landwirthschaft und Industrie nicht vor dem Abschluß der Handelsverträge verlangt? Auch in dieser wichtigen Angelegenheit ist die Entscheidung gefallen, ohne daß volle Klarheit über Voraussetzung und Folge, Gegenwart und Zukunft geherrscht hätte. So große Umwege waren erforderlich zum Verständniß Dessen, was der Verein für Sozialpolitik für das deutsche Volk geleistet hat; er hat durch seine Untersuchungen die Erkenntniß der uns umgebenden sozialen Verhältnisse wesentlich gefördert. Aber ich meine, er hätte noch mehr thun können; seine Versammlungen konnten eine viel fruchtbarere Art der Verhandlung einführen und damit auch für andere Vereine ein Vorbild schaffen. Die vorhin erwähnten Berichte über die schwebenden Fragen der deutschen Wirthschaft- und Sozialpolitik läßt er nämlich vor seinen Generalversammlungen erscheinen, damit sie das Fundament der Verhandlungen bilden sollen; aber nicht viele Mitglieder haben sie genau gelesen und die letzten Bände erscheinen manchmal so kurz vor dem Beginn der Generalversammlung, daß es unmöglich ist, sie zu studiren. Zwar leiten Referate die Debatte ein, aber die Referenten vertreten ihre besonderen Ansichten und Meinungen, sie übermitteln nicht etwa einen Extrakt aus dem Gedruckten. Die Referate nehmen gewöhnlich einen beträchtlichen Theil der Zeit in Anspruch; vor den Referenten des ersten Tages hat aber schon der Vorsitzende in einer Rede die Versammelten begrüßt: und damit wird das Mißverhältniß zwischen dem Früheren und dem Späteren genügend hervortreten. Das Vorspiel paßt nicht zur Oper; was später vorgebracht wird, ist nicht selten zufällig und willkürlich, wie der Inhalt einer Hotelbibliothek oder eines Museums für Völkerkunde. Bald kommt man mit der Zeit ins Gedränge; jeder Redner darf dann nur noch zehn Minuten sprechen, was den sprunghaften, unentwickelten Charakter der Debatten steigert. Aber den Hörern steht noch mehr bevor. Vor Jahren faßte der Verein Beschlüsse; da aber Jeder mitstimmen konnte, der durch Entrichtung des Mitgliedbeitrages Zutritt zur Versammlung erlangt hatte, so war es für zahlungfähige Männer nicht schwer, eine Majorität zu erlangen. Aus diesem Grunde gab man das Beschließen auf; seitdem faßt der Vorsitzende den Inhalt der Debatten zusammen. Das ist eine Aufgabe, der Niemand gerecht werden kann. Wenn man die Zusammenfassungen liest, denkt man unwillkürlich an die Erklärung, die Spinoza von dem Entstehen der Gattungbegriffe giebt. Mehr als eine bestimmte Zahl von Vorstellungen könne der Mensch nicht in sich aufnehmen, schreibt er; werde sie überschritten, dann fingen die Vorstellungen an, sich zu verwirren die feinen Unterschiede gingen verloren, nur Weniges trete schärfer hervor. Auch betrachte nicht Jeder das selbe Merkmal als das wichtigste. Dem Einen

falle am Menschen besonders auf, daß er ein lebendes Wesen von aufrechter Gestalt sei, dem Anderen erscheine er als federloser Zweifüßler. So spricht Spinoza. Auf den Tagungen des Vereins glaubt man auch nicht selten, einen Zusammenfasser behaupten zu hören, es sei die Meinung der Versammlung, der Mensch sei ein lebendes Wesen von aufrechter Gestalt, während der Hörer den Eindruck hatte, die Versammlung halte ihn für einen federlosen Zweifüßler.

Wo die Reform einzusetzen hätte, ist klar genug. Vor dem Beginn der Generalversammlung müßte der Verein eine gedrängte Darstellung der Ergebnisse der Untersuchung drucken lassen und die Referenten sollten eine Anzahl von Sätzen formuliren (die der Versammlung gedruckt vorliegen müßten), über die ihnen eine Debatte wünschenswerth erschiene. Damit würden vier Vortheile erreicht: eine Kürzung der Referate, eine allgemeine Vertrautheit mit dem Gegenstande, ein festes Rückgrat für die Debatte und die Ausscheidung alles Ueberflüssigen. Der Vorsitzende würde die Sätze nach einander zur Diskussion stellen; man könnte von Anfang an, da jedes Thema beschränkt wäre, eine Zeitgrenze festsetzen und auch dem Vorsitzenden würde es leichter, den Inhalt der Reden zusammenzufassen. Wären die Sätze erledigt, dann könnte, wenn Zeit bliebe, eine Generaldebatte folgen, die wenig Schaden stiften und jedenfalls auf festerem Boden stehen würde.

Der hier gemachte Vorschlag ist zum Theil nicht unerprobt. Nach Vorträgen in kleineren Versammlungen habe ich mehrmals dieses Verfahren gewählt und auch nach der Meinung Anderer gute Erfolge damit erzielt. Die Debatte wurde sofort sachlicher, folgerichtiger, angeregter. Jeder sah, wo er das Thema angreifen mußte, während es bei der Erörterung weitschichtiger Fragen sehr häufig dem Zufall überlassen bleibt, welcher Punkt beleuchtet wird und welcher im Schatten bleibt. Diese Schwächen haften den Debatten aller Vereine an; in denen des Vereins für Sozialpolitik treten sie mit auffallender Stärke hervor, weil sie im Widerspruch zu seinen gründlichen, werthvollen Untersuchungen stehen, die die mündlichen Verhandlungen einleiten sollen. Doch an zwei Tagen der mannheimer Woche wird er sich von anderen Vereinen nicht unterscheiden; den Debatten des zweiten und dritten Tages liegen besondere Enqueten des Vereins nicht zu Grunde; allerdings behandeln sie Fragen, die in den letzten Jahren wiederholt gründlich erörtert worden sind. Und darum ist nicht anzunehmen, daß die Leiter glaubten, mit dieser Neuerung eine stärkere Anziehungskraft auszuüben oder die bisherigen Bahnen des Vereins zu verlassen.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Der charmante Arzt.

Das Gespräch hatte sich lange um alles Mögliche gedreht, bis endlich die Rede auf die Aerzte kam. Der Eine erzählte Dies, der Andere Das. Unser Freund Pieter, der eine ganze Weile geschwiegen hatte, schien sich ganz besonders für Doktorangelegenheiten zu interessiren. Er ergriff plötzlich das Wort und fing in aller Gemüthsruhe zu erzählen an:

„Es ist jetzt schon gut drei Jahre her. Meine Frau und ich wohnten in einer Wildniß. Im Sommer sah man dort hin und wieder Menschen aus der Stadt; im Winter mußte man sich jedes Viertelpfund Kautabak und jedes Packet Streichhölzer durch den Frachtfuhrmann aus der Stadt mitbringen lassen. Ich hielt mich dort Geschäfte halber auf: ich führte die Aufsicht über eine im Bau befindliche Zuckerfabrik, die vielleicht etwas mehr Abwechslung in unsere Oede bringen würde. Wir bewohnten ein Haus, das halb wie eine Bauernwohnung, halb wie eine Hütte erschien. Wenn man einen Nagel in einen Balken einschlug, sah man die Steine wackeln; wenn es stürmte (und Das kam sehr häufig vor, denn unsere Wildniß lag mitten in der Haide), klapperten die Tapeten und man glaubte, in der Kajüte eines schlecht fahrenden Fischerbootes zu sein.

Natürlich langweilten wir uns sterblich; meine Frau noch mehr als ich. Ich war jeden Tag Stunden lang fort. Dann blieb sie ihrem Schicksal überlassen und hielt sich ganz allein mit einem Bauernmädchen in unserer Behausung auf. Das hält auf die Dauer kein Mensch aus. Wir versuchten, mit dem Bäcker ein Gespräch anzuknüpfen. Der aber wurde erst Mensch, wenn man mit ihm über Brötchen, Roggenmehl oder Kuhmist (er hielt sich zwei Kühe) sprach. Eben so versuchten wir, zu dem Kolonialwaarenhändler in Beziehung zu treten. Die Beziehung dauerte einen Tag. Er that zu wenig Petroleum in die Kanne und sah halbe Pfunde für ganze an; kurz, er wurde allzu familiär. Meine Frau liebte ihn nicht. Eine weitere Auswahl hatten wir nicht. Es war allerdings eine Kirche da; aber der Pfarrer wohnte in der ‚Stadt' und kam nur an Sonntagen herüber, um seine Predigt zu halten. Die Bauern sahen uns als Eindringlinge an und gingen mit feindlichen Gesichtern an unserer Wohnung vorüber; und nach Einbruch der Dunkelheit machten sich die Bauernkinder ein besonderes Vergnügen daraus, fortwährend bei uns anzuklingeln und dann schleunigst davon zu laufen, nachdem sie erst noch allerlei mehr oder weniger appetitliche Dinge gegen unsere Thür geworfen hatten.

Man kann sich gewiß leicht vorstellen, daß das Leben in unserer Wildniß nicht beneidenswerth war. Marie, meine Frau, klagte Stein und Bein, ich klagte Bein und Stein, — aber die Geschäfte! Uns blieb nichts Anderes übrig, als unser Schicksal gelassen zu tragen.

Dann fühlte sich meine Frau zu unserer Freude eines Tages ein Bischen unwohl. Zu unserer Freude. Die Unpäßlichkeit hatte wohl nichts auf sich: Müdigkeit, Kopfschmerz, sonst nichts. In unserem herrlichen Amsterdam nimmt man von solchen Bagatellen gar nicht erst Notiz; in dieser Wildniß waren wir froh, daß wir den Doktor aus der ‚Stadt' holen lassen konnten. Der Frachtfuhrmann bestellte ihn. Er kam. Ein denkwürdiges Ereigniß in unserm Leben!

Ich will Ihnen eine kurze Beschreibung des würdigen Mannes geben. Er war ein ‚Herr' in optima forma. Tadellos gekleidet; um zwei Köpfe größer als

ich. Er trug einen sehr modernen Backenbart und im Winter einen Pelz. Er hatte eine eigene Kutsche, angenehme Umgangsformen und ein eigenes Haus. Sein Kutscher trug Livree. Wir fühlten uns angenehm berührt, wenn der noble Wagen vor unserer Thür hielt. Er war Apotheker und Dr. med. in einer Person, nach altem Regime. Was er verschrieb, bereitete er auch selbst zu; und man bekam wirklich Lust zum Einnehmen: so hübsch und modern waren seine Pillenflaschen zurechtgemacht. Er war Mitglied oder Vorsitzender oder Sekretär eines liberalen Wahlvereins, über die liberale Politik genau orientirt, ein wüster Gegner des Klerikalismus und in jeder Beziehung fortschrittlich gesinnt. Er war in der Literatur bewandert, hatte sogar Couperus und Alexander Dumas Père gelesen. Er praktizirte bei dem Freifräulein von So und So und wurde zu den Hochzeiten der Honoratioren geladen. Er war ein angenehmer Causeur, wußte stets die neusten Nachrichten aus dem Anzeiger und interessirte sich besonders für Hunde. Die gefährlichsten Operationen (zum Beispiel: das Entfernen einiger Rippen und das Ansetzen gebrochener Beine) führte er mit einer unbeschreiblich vornehmen Grazie aus. Arme Leute behandelte er nicht. Gegen kranke Bauern hatte er Etwas, wenn sie nicht bezahlten. Mit Recht. Ein Arzt muß leben; er kann seine Unkosten nicht mit Wohlthätigkeit decken. Dieser Doktor aber erinnerte in keiner Beziehung an einen ‚Brotarzt'. Wenn er in seiner Kutsche saß, sein Livreediener mit den regunglos gekreuzten Armen auf dem Bock, sah er aus wie ein Grandseigneur; und sobald er unser Wohnzimmer betrat, war er so charmant, daß man sich mit ihm Stunden lang oder halbe Stunden lang über Politik, Literatur (Couperus und den Inhalt des Anzeigers), über die Ereignisse in unserer Wildniß und über Kunst (Theatervorstellungen reisender Truppen in der ‚Stadt') unterhielt.

‚Was für ein angenehmer Mensch ist doch dieser Doktor!' meinte meine Frau; ‚ich wollte, er käme jeden Tag!'

‚Lieber nicht', sagte ich, einigermaßen ermüdet von so viel Politik, Literatur, Ereignissen und Kunst. ‚Solche Dinge kann man nur mit Maß ertragen.'

Der charmante Arzt hatte seine erste Pillenflasche verschrieben. Am Abend brachte der Frachtfuhrmann sie mit; sie sah fast verlockend aus. Stahlpillen, ganz gewöhnliche Stahlpillen, aber in einer Flasche! Zum Küssen. Nach ein paar Tagen war meine Frau völlig hergestellt. Durch die Pillen? Möglich. Ich glaube, weil sie etwas fleißiger spazieren gegangen war. So verstrich eine Woche, bis — Gott sei Dank! — die Kutsche wieder einmal vorfuhr. Wir plauderten wieder behaglich über Politik, Literatur, Tagesereignisse und Kunst; und meine Frau bekam wieder eine Flasche Stahlpillen.

Ein charmanter Kerl! Das Gespräch drehte sich um weißen Portwein, Gänseleberpastete, Cigarren und tausenderlei andere Dinge. Und dann saß man wieder in seiner Wildniß mutterseelenallein, ohne Politik, ohne Literatur, ohne Kunst.

Meine Frau war vollkommen hergestellt, Ihr Zahnfleisch war wieder roth, das Innere ihrer Augenlider war wieder roth: und trotzdem schluckte sie die Pillen noch immer weiter. Aus Sparsamkeit; es wäre doch zu schade gewesen, sie wegzuwerfen, nicht wahr? Und nach dem dritten Besuch hörten die Arzeneien und der Konnex mit der städtischen Gemüthlichkeit auf. Wir langweilten uns mehrere Wochen furchtbar, bis sich endlich etwas sehr Erfreuliches in der Wildniß ereignete. Die Tochter des Bäckers erkrankte bedenklich und mehrmals sahen wir jetzt die Kutsche

vorüberfahren. Doch was das Schönste war: manchmal sprach der Charmante auch bei uns vor. ‚Guten Tag, gnädige Frau, guten Tag, Verehrtester. Schlechtes Wetter, nicht wahr? Ja, der Tochter von Lopteen gehts gar nicht gut; ein schwerer Fall . . .‘

‚Trinken Sie vielleicht eine Tasse Kaffee mit uns, Herr Doktor?‘ fragte meine Frau dann mit der größten Liebenswürdigkeit.

‚Mit Vergnügen, gnädige Frau, mit Vergnügen . . . Nein, keine Milch, bitte . . . Ich habe zu Hause einen Kaffee . . . wundervoll, sage ich Ihnen . . . Ich beziehe ihn von einem Freund aus Amsterdam . . . Direkt importirt . . . Gestern war abends Verlobung bei . . .‘

Und wieder hörten wir eine Reihe mehr oder weniger wichtiger Ereignisse und plauderten über Dieses und Jenes, bis er sich empfahl.

So ging es Wochen lang. Wir begannen, ihn einigermaßen als Hausfreund zu betrachten, und waren sehr froh und dankbar, daß wir wenigstens einmal in der Woche Etwas aus der Welt hörten. Aus seiner Apotheke schickte er uns selbsterfundenes Zahnpulver. Ich schenkte ihm ein Buch und wir unterhielten uns weiter über Alles, was in Holland geschah. Ueber Politik, über Literatur, über Ereignisse, über Kunst.

Dann — Gott seis geklagt, meine Freunde! — genas die Tochter des Bäckers. Gott seis geklagt, sage ich. Denn wir sahen den Charmanten nicht wieder. Nur noch einmal: bei einer sehr netten Festlichkeit, die der Wohlthätigkeitverein in der ‚Stadt‘ veranstaltet hatte. So waren Monate vergangen. Meine Arbeit war vollendet. Wir zogen in die Stadt.

Eines Tages brachte die Post ein Briefchen. Eine Rechnung von dem Charmanten und die Nachricht, daß er über den Betrag disponiren werde. Sechsundzwanzig Gulden fünfundfünfzig Cents für Besuche, Stahlpillen, Zahnpulver und so weiter. Ich fand, daß vier, fünf Gulden für einen Besuch ein Bischen viel sei und war so frei, den Postauftrag nicht anzunehmen. Da bekam ich eine spezifizirte Rechnung. Durch . . . durch . . . Sie rathen es niemals, meine Herren . . . Durch den Gerichtsvollzieher. Und erst aus dieser Rechnung ersah ich zu meinem Staunen, daß der Charmante mir elf, sage und schreibe elf ärztliche Besuche gemacht habe.

Der Charmante hatte jede Tasse Kaffee, die er bei uns getrunken hatte, berechnet. Hatte seine kurzen Besuche (wenn er von der Bäckerstochter kam) sorgfältig notirt, hatte die Gespräche über Politik, Literatur und Ereignisse, die Betrachtungen über weißen Portwein und Kunst in Rechnung gestellt.

Seit dieser Zeit wage ich nicht mehr, einem Doktor guten Abend oder guten Morgen zu sagen. Und auf dem Lande lasse ich niemals einen holen; höchstens würde ichs noch thun, wenn ich im Sterben läge.“

Der Erzähler schwieg und grübelte.

Amsterdam. Hermann Heijermans.

Geburt der Lieder.

Wie macht ein Dichter seine Lieder?
Ihm schenkt sie heiß verliebtes Spiel!
Sehnsüchtig an die blühnden Glieder
Der Sprache drängt sich sein Gefühl,
Bis die es mit den heißgeküßten
Gereimten Armen fest umzieht.
Gefühl und Sprache, Brust an Brüsten,
Erzeugen selig dann sein Lied . . .

Georg Busse-Palma.

Leben Shakespeares.

Leben Shakespeares. Stuttgart, W. Spemann, 1904.

Ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen zu einem Dank und zu einer Abwehr. Dank für den Bienenfleiß der modernen Shakespeare-Philologen, die nachgerade jedes Wort elisabethanischer Literaten hundertmal hin- und hergewendet haben, um zu prüfen, ob aus ihm nicht irgend ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte unseres Helden gewinnbar sei. Wer heute über Shakespeare schreibt, genießt die Früchte dieses Fleißes. Die Philologen selbst aber neigen zu der Frage: Hat Einer außerhalb des Ringes wohl das Recht, unsere Arbeiten zu benutzen und mitzureden? Daher in der „Deutschen Literaturzeitung" die seltsame Ankündigung, die meinem Autornamen Das, was der Titel des Buches nicht enthielt, die Worte „Dr. med., prakt. Arzt", in Klammern beifügte. Dagegen richtet sich mein Protest. Die Wissenschaft ist „frei", habe ich auf der Schule gelernt; Shakespeare gehört den Medizinern so gut wie den Philologen oder Juristen. Eine Tyrannei, die auf dem Gebiete der Literatur und eigentlichen Bildung alle Felder abstecken will mit der Warnungtafel „Reservirt für Professor N. N.", könnte mit ihrer unvermeidlichen Inzucht und Bevetterung der Allgemeinheit nur zum Nachtheil gereichen. Die bisher beste, durch ihre Stoffbeherrschung phänomenale „Geschichte des Dramas" — die nur leider, als Colliers Fälschungen noch unentlarvt waren, mit einer Schilderung der vorshakespearischen Bühne abschloß — rührt bekanntlich von dem Dr. med. und prakt. Arzt J. L. Klein her. Mit welchem Eifer ist nicht dieser Mediziner in den damaligen philologischen Fachzeitschriften als „unwissenschaftlich" denunzirt worden! Aber sein Werk hat seine Verkleinerer überlebt.

Inzwischen haben sich allzu Viele von Denen, die sich mit dem Ehrentitel des Forschers zu schmücken lieben, als bloße Mikroskopiker erwiesen, von kräftigem Gesäß, aber des Anschauens mit unbewaffnetem Auge wie des Darstellens in einfachen, zusammenhängenden Linien unfähig. Adolf Harnack hat ihre Methode mit wenigen Strichen treffend gekennzeichnet als „Mechanisirung der Arbeit, Ueberschätzung der Stoffansammlung und -Reinigung gegenüber der geistigen Durchdringung", ja, er sprach von der „Verblödung" solcher Arbeiter. Ihnen flößt eine aufbauende Erzählung, die streng bei der Stange bleibt und mehr noch in Dem, was sie unterdrückt, als in Dem, was sie vorbringt, ihren eigentlichen Stil sucht, Widerwillen ein; als Lebensbeschreibung schätzen sie ein krauses Gewirr von Hypothesen, Inhaltsangaben und ästhetischen Abschweifungen, die sie bei Anderen dann gerade da vermissen, wo der Autor Aesthetik und Leben zu scheiden wußte. Ihre Wonne sind Bücher, die höchstens den klangvollen Titel „Vermischtes" zu führen verdienten, Bücher, die vom Klüngel zwar bis in den grünen Klee gepriesen werden, den unbefangenen Lesern aber, wie ein Mann von besserem Geschmack einmal seufzend gestand, „ein beträchtliches Maß von Entsagung" abverlangen. Wären unsere altenglischen Philologen in Wahrheit so stark, wie sie sich zuweilen geberden, dann würde ja durch ihre Leistungen unseren Landsleuten die Bemühung längst erspart worden sein, über Shakespeares Leben so viele ausländische Bücher wälzen zu müssen. Dann hätte Geheimrath Spemann in Stuttgart nicht nöthig gehabt, zu sagen: „Uns fehlt eine deutsche Shakespeare-Biographie. Wollen Sie sie machen?" Auf Grund dieser Anfrage ist mein Werk entstanden; als ein Kom-

promiß, das ich bereitwillig schloß. Umfang, Tonart, Lieferungtermin beruhten auf Abmachung. Ich hatte mich aufklärend ans breite Publikum zu wenden, den Anschein spezialistischer Gelehrsamkeit eher zu vermeiden, vor Allem ein Portrait zu zeichnen; es war eine plastische Aufgabe, keine rein philologische. Die freundliche Begrüßung, die meinen Versuch in der Peripherie empfing, blieb freilich um so willkommener, als die Gunst des inneren Cirkels, dem Unternehmen von vorn herein fehlen mußte. Besonders deutlich drückt sich diese Stimmung in der schon erwähnten Kritik der „Deutschen Literaturzeitung" aus; Verfasser: Professor E. Koeppel in Straßburg. „Die Darstellung Hessens bekundet", so sagt er, „oft eine ehrliche Begeisterung für seinen Helden; an glücklichen Gedanken und an warm empfundenen, wirkungvollen Stellen ist kein Mangel", und resumirt dann griesgrämig: „Für den Fachmann keine erfreuliche Erscheinung." Zu solchen Urtheilen gelangen die Männer, die das für einen Biographen Wichtigste verkennen und allen Nachdruck auf lexikalische Quisquilien legen. Jedem, ders unternimmt, das Leben eines großen Dichters zu beschreiben, muß vor allen Dingen die Persönlichkeit des Poeten aus dessen Werken aufgegangen sein; er muß eine zutreffende Vorstellung von dem Milieu, in dem diese Persönlichkeit erwuchs, im Kopf haben; er muß außerdem in Shakespeares Fall auszuwählen, zu kombiniren und zu ergänzen verstehen, um ein Bild malen zu können, das durch die Einheitlichkeit seines Tones die Illusion der Lebenstreue weckt und dem Leser die Lücken der Ueberlieferung verbirgt. Nun reitet Koeppel in der schweren Rüstung des Seminars gegen meine Vokabeln an. Mag immerhin „unluckinesse" unter Elisabeth nicht nur „Unglück", sondern auch „Unfug" bedeutet haben, „translate" nicht „versetzen", sondern „verwandeln": was hat Dergleichen mit der Zeichnung eines Portraits zu schaffen? Trotzdem bin ich dem Herrn Professor für seine große Sorgfalt verbunden; man profitirt ja gern von so bewundernswerther Fachkenntniß. Anderes aber in seinen Ausstellungen erscheint mir anfechtbar. Er behauptet, daß ich „nicht aus den Quellen selbst geschöpft" habe. Wie ich kaum zu betonen brauche, bin ich, ganz abgesehen von den anderthalb dicken Bänden gesammelter Urkunden bei Halliwell-Phillipps, zu sämmtlichen Quellen gestiegen, die ich für wichtig hielt, und habe während der Arbeit mit drei Universitätbibliotheken in Verbindung gestanden, um es thun zu können. Mit anderen Einzelheiten darf ich mich hier nicht auseinandersetzen. Shakespeares Leben beschreiben zu dürfen: diese Aufgabe trägt glücklicher Weise ihren Lohn in sich selbst. Es ist ein Dienst, so schön wie das Schwimmen in klarer, tiefer, tragender Fluth, gleich der Andacht beim Wandern in großer Natur. Allein im Interesse des ausgezeichneten Mannes, der aus einem verwandten Gefühl heraus mir den Auftrag gab, sei hinzugefügt, daß auch unter den Esoterikern Stimmen laut wurden, die mich durch ihren Zuruf zu stärken wünschten. Professor Brandl, der Vorsitzende der Shakespeare-Gesellschaft, sprach seine Freude aus, einem Schriftsteller „mit so lebendiger Erfassung Shakespeares zu begegnen", und unser bekanntester Dramaturg, Professor Bulthaupt, schrieb mir: „Möge Ihnen Ihr Buch alle Freude bereiten, die es jedem verständigen Leser bereiten wird und die Sie hundertfach dafür verdienen. Wie gut Sie es verstanden haben, uns den Dichter aus Zeit und Ort und seinen persönlichen Schicksalen hervorwachsen zu lassen, und wie frisch Sie doch sein Leben und Schaffen aus dem Sinn unserer Gegenwart heraus darstellen! Die Lebendigkeit Ihres Vortrages muß Alle mitnehmen, wie sie mich mitgenommen hat. Ein solches Buch hat uns wirklich gefehlt

Charlottenburg. Dr. Robert Heffe-

Hausse.

Seit ich mich hier gegen die Verkünder des russischen Staatsbankerots wandte, sind sechs Wochen ins Land gegangen. Heute dürften die Unheilspropheten ihrer Sache eigentlich nicht mehr ganz so sicher sein. Ein dem finanziellen Zusammenbruch naher Staat hätte, nach so vielen Niederlagen auf dem Schlachtfeld, nicht einen Friedensvertrag abzuschließen vermocht, wie Witte ihn in Portsmouth durchgesetzt hat. Aber die Warner haben inzwischen Zuzug erhalten. Unter lautem Marktgeschrei trat ein Rath der kaiserlichen Regirung mit einem Opus auf den Plan, das dem Zarenreich den politischen und wirthschaftlichen Tod auf den Tag genau verkündet. Der Verfasser, ein manchen Schichten des berliner Westens sehr bekannter Herr Dr. Martin, ist Statistiker; und solche Leute können bekanntlich Alles, von der Entstehung der Welt bis zur Wirksamkeit der Spermatozoen, mit Ziffern beweisen. Mit ruhiger Sicherheit wird in dem Buch also erklärt: „Es ist leichter, an das Eintreten eines Wunders zu glauben als daran, daß der russische Staatsbankerot noch mehr als zwanzig Jahre auf sich warten läßt." Herr Martin weiß auch schon, daß die vierprozentige russische Anleihe, die jetzt auf 92 steht, in fünf Jahren auf 50 gesunken sein wird. Diese Phantasien eines tapferen Reichsbeamten sind nicht ernst zu nehmen. „Das sogenannte große Publikum hole die Statistik und der Teufel", sagt Nietzsche. Amusant war aber, daß dem Erscheinen des ausgetrommelten Buches die Russenhausse auf dem Fuß folgte. An dem „ewig denkwürdigen" dreißigsten August 1905 mußten die Börsenberichterstatter in Ost und West eine „intensive" Aufwärtsbewegung in russischen Werthen melden und Alles schwamm in Wonne; denn der Friede eröffnet „unabsehbare Perspektiven" eines wirthschaftlichen Aufschwunges in Ostasien und „riesiger Aufträge" aus Rußland. Ist uns diese Herrlichkeit auch ganz gewiß? Man sollte an den Transvaalkrieg und an die gegen England geschleuderten Schimpfreden denken. Die Briten haben noch heute nicht vergessen, wie sie damals in deutschen Blättern behandelt wurden; und Rußland ists während des Krieges bei uns nicht besser gegangen. Wer weiß, ob der so entstandene Groll nicht an unserer Wirthschaft Rache zu nehmen sucht?

Leute, die auf ihre beschränkte Art an die ewige Wiederkunft des Gleichen glauben, sind überzeugt, jeder Friede, mag er in Shimonoseki, Praetoria oder Portsmouth geschlossen sein, müsse wirken wie der 1871 von uns in Frankfurt unterzeichnete. Der brachte fünf Milliarden Kriegsentschädigung und die Gründerperiode ins Deutsche Reich. Aehnliches darf man seitdem von jedem Frieden erwarten. Daß nach dem Krimkrieg eine der schwersten wirthschaftlichen Krisen hereinbrach, die je erlebt wurden, daß seit dem Transvaalkrieg der Werth südafrikanischer Goldminenaktien mehr und mehr gesunken ist: daran denken heute nur Wenige. Ein Friedensschluß ist durchaus kein sicheres Haussemotiv. In Friedenszeiten kann das Wirthschaftsleben gedeihen; doch haben wir ja soeben gesehen, daß auch der Krieg die Geschäfte zu fördern vermag. Deutschlands Handel und Industrie haben an Rußland und in Japan verdient und sich während der heftigsten Kämpfe steigender Gewinne erfreut. Seit Monaten haben unsere Börsen Haussestimmung und viele Dividendenpapiere sind in diesem Kriegsjahr um 50 Prozent gestiegen. Jetzt hofft man, aus dem nahen und dem fernen Osten so viele reichlich lohnende Aufträge zu bekommen, daß die Kurse noch höher steigen können. Natürlich müssen Rußland und Japan für die

vernichteten Werthe Ersatz schaffen; in welchem Tempo: Das wird im Wesentlichen von der Finanzkraft der beiden Länder abhängen. Für Rußland kommt als günstiges Moment in Betracht, daß es dem Gegner nicht die Kriegskosten zu erstatten hat. Japan, der finanziell schwächere Theil, bekommt kein bares Geld und hat während des Krieges eine schwerere Schuldenlast auf sich genommen als Rußland. Das ist für uns nicht sehr wichtig, da wir von Japan nicht allzu viele Aufträge zu erwarten haben. Deutschlands Ausfuhr nach Rußland hatte im Jahr 1904 einen Werth von rund 316, die nach Japan nur einen Werth von 58 Millionen. In beiden Ländern wird mit der Konkurrenz Amerikas zu rechnen sein, das sich seine bei den Friedensverhandlungen geleisteten guten Dienste bezahlt machen will. Ein Grund zu neuen Kurssteigerungen ist also einstweilen nicht sichtbar. Aber die Börse glaubt nun einmal an den alten Satz: Nicht kaufen, wenn die Kurse fallen; nicht verkaufen, wenn sie steigen. Man könnte ja nicht wissen, ob . . .

Herr Generaldirektor Ballin war neulich in Berlin und sprach weise Worte zu den andächtig lauschenden Interviewern und Freunden; er verglich die Börse von heute einem „überheizten Dampfkessel". Ob er bei dieser Charakteristik nur an die Kurssteigerung seiner Aktien oder an die allgemeine Tendenz dachte? Packetfahrtaktien sind in den acht Monaten dieses Jahres um ungefähr 40 Prozent gestiegen. Die HAL (früher hieß sie HAPAG) gab im vorigen Jahr 9 Prozent Dividende; vorher hatte sie 6 und 4½ Prozent gegeben. Für 1905 rechnet man auf 12 Prozent; sogar die Zahl 15 wurde schon geflüstert. Dividenden zu schätzen, wenn bis zur Festsetzung der Quote noch Monate verstreichen, hat wenig Zweck. Die Mehrheit der Börse scheint in diesem Fall aber bestimmt auf mindestens 12 Prozent zu rechnen und eine neue Kurssteigerung zu erwarten. Die Hamburg-Amerika-Linie hat, nach der Bilanz vom Dezember 1904, auf die 152 Millionen, die in ihren Schiffen stecken, seit dem Jahr 1898 rund 90 Millionen abgeschrieben. An Reserven waren 24,58 Millionen bei 100 Millionen Aktienkapital ausgewiesen; und den laufenden Schulden von 10,35 Millionen standen greifbare Aktiven (ohne Debitoren) im Betrag von 16,87 Millionen gegenüber. Das ist kein schlechter Status; und das Jahr 1905 muß beträchtliche Extragewinne aus dem Verkauf mehrerer Schiffe an Rußland gebracht haben. Trotzdem sprach Ballin vom „überheizten Dampfkessel"; sollte er den Kurs schon zu hoch finden? Mancher traut ihm ja zu, er plane die Vereinigung mit dem Norddeutschen Lloyd, dessen Aktien bei hohem Kursstand der HAL bequemer einzutauschen wären. Auch der Lloyd durfte sich übrigens jetzt der Hausse freuen; seit vor einem Jahr die Hamburger Linie sich auf den Frachtverkehr nach Ostasien beschränkt hat, besorgt er den Passagierverkehr dorthin allein, hat von der Wiederaufnahme nach dem Friedensschluß also Vortheil. Doch schon im September will auch die HAL wieder Menschen nach Ostasien befördern. Warum nicht lieber eine Fusion? Dann kämen die Haussespekulanten schnell ans Ziel ihrer Wünsche.

Einstweilen müssen sie sich mit den Rombacher Hüttenwerken trösten. Da giebts Erhöhung des Kapitals und Fusion. Wenns auch nur lumpige vier Millionen sind, um die das Kapital zur Aufnahme der Moselhütte in Maizières bei Metz erhöht werden soll, und die Transaktion sich mehr en famille zwischen den Spanters in Koblenz und der Berliner Handelsgesellschaft abspielt, so ists doch wenigstens ein Fusiönchen. Da die luxemburger Aktion noch immer auf sich warten läßt, nimmt man auch mit solcher kleinen Anregung vorlieb. Daß auf die Bot

schaft von der rombacher Kapitalserhöhung der Jahresbericht der Lothringer Eisenwerke folgte, der die Lage der dortigen Montanindustrie nicht sehr rosig malt, war nur ein unglücklicher Zufall, der die Haussestimmung nicht ernstlich trüben konnte. Eben so wenig vermochte es die Meldung, daß im Ruhrrevier die Feierschichten zunehmen. Man will sich des Lebens freuen. Sorgen braucht man sich bekanntlich nur zu machen, wenn das Geld theuer ist. Und wir haben ja Geld wie Heu. Zwar hat der Reichsbankpräsident in der letzten Monatssitzung des Centralausschusses ziemlich unverblümt auf den im Vergleich zum vorjährigen erheblich schlechteren Bankstatus hingewiesen und damit Allen, die mit gepumptem Geld spekuliren, ein Warnungsignal aufgezogen. Der Wechseldiskont der Reichsbank beträgt noch immer 3 Prozent und wird nach dieser Warnung sicher bald erhöht werden. So pflegen Perioden der Geldversteifung zu beginnen. Auch wird in diesem Jahr das Reich noch Geld brauchen. Die Ansprüche der Industrie werden nicht abnehmen. Die Guthaben, die Japan von seiner letzten Anleihe her noch in Deutschland hat, wird es jetzt wohl kündigen; die Aussicht, daß diese Beträge durch Bestellungen kompensirt werden, ist nicht sehr groß. Vielleicht schließt Japan, das seiner Industrie Absatz sucht, mit Rußland einen nicht nur für Asien geltenden Handelsvertrag und versucht, durch Verwerthung seiner Fabrikate auf den russischen Märkten sich einigermaßen schadlos zu halten. Dann käme für Deutschland nicht viel heraus. Doch die Börsenmenschheit sieht das Lämpchen glühen und freut sich des Lebens.

Die Geldfrage wird an der Börse nicht immer mit dem ihr gebührenden Ernst behandelt. Das Heer der Tagesspekulanten lebt aus fremden Taschen und bedenkt selten, daß jeder Tag die bei den Kreditgebern hinterlegten Depots aufzehren und die Forderung von Nachschüssen bringen kann. Wer die nicht zu leisten vermag, ist von der Exekution bedroht. Erzwungene Verkäufe schaden natürlich dem Kursniveau aber am Meisten, weil sie viel plötzlicher und schroffer einwirken als Glattstellungen, die der Käufer gegen Kasse vornimmt. Der giebt den Auftrag, seine Effekten zu einem bestimmten Kurs zu verkaufen, während bei Exekutionen à tout prix abgegeben wird. Das Spekuliren mit geborgtem Geld ist eine Gefahr, auf die Banken und Bankiers mehr achten sollten. Wer verdienen will, darf der Kundschaft freilich nicht allzu streng den Kredit zu Börsengeschäften verweigern; aber auch hier ist Vorsicht die Mutter der Weisheit. Seit der Differenzeinwand so oft erhoben wird, sehen die Bankiers sich die Leute, mit denen sie sich auf Börsenengagements einlassen, wenigstens etwas genauer an; aber die Summen, die durch Spekulanten von ungenügender Kapitalkraft an der Börse verloren werden, sind noch immer sehr beträchtlich und gerade die fortwährende Hausse kann da über Nacht einmal recht schlimme Ueberraschungen bringen.

Den Leitern der Großbanken paßt die Erörterung dieses Themas jetzt vielleicht nicht in ihren Kram. Sie sind mit besonderer Emsigkeit auf dem Amerikanermarkt thätig und meinen, die Haussestimmung begünstige eine Masseneinwanderung amerikanischer Shares und Bonds. Diskontogesellschaft und Deutsche Bank benutzen die gute Konjunktur zur Vermehrung des Bestandes amerikanischer Papiere in Deutschland. Was da gebracht wird, geht gleich in die Milliarden. Die Diskontogesellschaft nennt die von ihr protegirte Pennsylvania-Bahn selbst die „Königin der amerikanischen Bahnen“; Großbanken pflegen solche Reklamen sonst nicht zu lieben. Aber der Wind könnte sich eines Mittags wieder drehen; und angenehm ists nicht, die

eigenen Portefeuilles mit den stark im Kurs schwankenden Amerikanern zu füllen. Also mit Pauken und Trompeten ins Feuer! Gegen amerikanische Eisenbahnpapiere an sich ist nichts zu sagen. Aber ihre Kurse werden in New-York gemacht und hängen nicht von Angebot und Nachfrage ab, sondern zunächst von den Treibereien der Herren Harriman, Hill, Rockefeller, Gould und Vanderbilt. Wenn diese Herren einen Pool oder andere Konkurrenzmanöver planen, schieben sie die Kurse, wie es ihnen beliebt. Daß solche Manipulationen auch auf den berliner Kurs einwirken müssen, ist klar; der Vortheil, den die Notirung amerikanischer Papiere an deutschen Börsen den hier in diesen Effekten Spekulirenden bringen soll, besteht also nur in der Einbildung. Was drüben vorgeht, kann man auch künftig hier nicht kontroliren; und der Kurs dieser Papiere, die meist eine interessante Vergangenheit haben, ist schon recht hoch. Großbanken mit Riesenkapitalien können sich den Luxus solcher Effektenanschaffung, einer Spekulation großen Stils leisten; weniger reiche Leute kann sie leicht um den Schlaf bringen. Hat Herr Direktor Mankiewitz die Bittfahrt zu Harriman nach London schon vergessen? Die Differenzen, um die es sich damals handelte, waren aus Transaktionen in amerikanischen Bahnwerthen entstanden.

Die armen Banken werden eben immer gescholten. Sie sollen große Dividenden herauswirthschaften und könnens doch Keinem recht machen. Was hat die Darmstädter Bank mit ihrer Aktion zu Gunsten Heldburgs angerichtet! Jeder möchte jetzt in Kaliwerthen spekuliren. Der Tip ist einmal gegeben und man fragt kaum noch, ob die Bohrgesellschaften und Gewerkschaften überhaupt abbaufähigen Besitz haben. Neue Kalikure werden auf den Markt gebracht und die Kurse der älteren Werthe steigen unaufhaltsam. Seit Mitte April dieses Jahres sind ungefähr vierzig neue Kaliunternehmen, zum größten Theil in der Lüneburger Haide, entstanden; nennenswerthe Bohrergebnisse haben sie bisher nicht aufzuweisen. Diese Ueberspekulation kann die finanziellen Stützen unserer Kaliindustrie so schwächen, ihre Aktien in so unerfahrene und kraftlose Hände bringen, daß ein Kurssturz nicht zu vermeiden ist und schließlich die Industrie selbst, die jetzt auf dem Weltmarkt herrscht, darunter leidet. Nutzen brächte diese Entwickelung wieder nur den lieben Yankees.

Ladon.

Notizbuch.

Das Oberverwaltungsgericht, der einzige preußische Gerichtshof, über den von Sachverständigen kaum jemals eine Klage zu hören ist, hat wieder einmal ein sehr vernünftiges Urtheil gefällt. Eine Aktienbank sollte eine Summe versteuern, die sie, „auf Anregung des Reichsbankpräsidenten", für die hungernden Hindus gegeben hatte. Die Direktoren der Bank sträubten sich dagegen und sagten, die Summe, deren Verweigerung ihren Geschäftsbetrieb geschädigt hätte, sei zu den Betriebskosten zu rechnen, von der Steuerpflicht also zu befreien. Dieser Auffassung stimmte das Oberverwaltungsgericht zu und erkannte: Das für die Hindus bewilligte Geld ist im Interesse des Geschäftsbetriebes ausgegeben; die Absicht der Bank ist, Gewinne zu erzielen, und sie konnte, um die Ausführung dieser Absicht nicht zu erschweren, sich der Anregung des Reichsbankpräsidenten nicht

entziehen. Ein sehr vernünftiges Urtheil. Der Reichsbankpräsident sollte sich nach dieser unsanften Mahnung und nach den trüben Erfahrungen des Falles Henckel nun endlich die Frage vorlegen, ob sein Amt ihn zu solchen Anregungen verpflichtet oder auch nur berechtigt.

* * *

Noch ein Urtheil des Oberverwaltungsgerichtes. Der Kreisausschußsekretär Emil Knuchel in Ruhrort war vom Kreisausschuß zur Entlassung aus dem Dienst verurtheilt worden, weil er in einer an den Minister des Innern gerichteten Eingabe wider besseres Wissen seinen Vorgesetzten, den Landrath Koetter, beschuldigt haben sollte, sich auf Kosten des Kreises unberechtigte Vermögensvortheile verschafft zu haben. Der Disziplinarsenat des Oberverwaltungsgerichtes hat dieses Urtheil aufgehoben, den Angeklagten freigesprochen und eine Reihe von Thatsachen als festgestellt angenommen, die nicht nur für den ruhrorter Kreis wichtig sind. In dem Erkenntniß wird dem Landrath tadelnd vorgehalten, daß er, ohne einen Beschluß des Kreistages oder Kreisausschusses herbeizuführen, Geldbeträge aus Kreismitteln eigenmächtig verwendet, zur Besoldung seiner Privatgehilfen benutzt und über die Nothwendigkeit von Dienstreisen, deren Kosten er sich aus der Kreiskommunalkasse anweisen ließ, sich allein die Entscheidung vorbehalten habe. „Ueber die Nothwendigkeit von Dienstreisen im Interesse des Kreises, die für den Kreis Kosten verursachen, hat nicht der Landrath, sondern der Kreisausschuß zu befinden, dessen Zustimmung, wenn Dienstreisen in schleunigen Fällen ohne vorgängigen Beschluß ausgeführt worden sind, nachträglich eingeholt werden muß." Auch habe der Landrath vom Kreis bezahlte Einrichtungen für die Zwecke der landräthlichen Verwaltung mitbenutzt, ohne den Kreis zu entschädigen. Ferner für eine Wohnung, die sein Vorgänger mit zweitausend Mark bezahlt hatte, nur achthundert Mark Jahresmiethe gegeben. (Derselbe Landrath hatte im Jahr 1902 in einem Erlaß, der im Rheinland Aufsehen und Aergerniß erregte, behauptet, „daß in ungewöhnlich vielen Fällen die Steuerzahler wissentlich unvollständige und unrichtige Angaben über ihr Einkommen gemacht haben.") Der Disziplinarsenat sagt: „Der Angeschuldigte hat in seiner Eingabe im Wesentlichen richtige Thatsachen angeführt, die sich zum größten Theil als erhebliche Ordnungwidrigkeiten des Landrathes, zum kleineren Theil als Handlungen darstellen, durch welche vermögensrechtliche Nachtheile für den Kreisverband herbeigeführt worden sind. Diese Thatsachen zur Kenntniß der vorgesetzten Dienstbehörde des Landrathes zu bringen, war dem Angeschuldigten durch seine Dienstpflichten nicht verwehrt. Der Angeschuldigte, der aus Anlaß seiner früheren amtlichen Thätigkeit in anderen Kreisen von den dortigen Landräthen sehr gute, zum Theil glänzende Zeugnisse über seine Befähigung, seine Leistungen und seine Führung erhalten hatte, ist danach ein ungewöhnlich tüchtiger Beamter." Dieses Urtheil ist in den letzten Märztagen des Jahres 1905 gefällt worden. Der Kreis Ruhrort aber hat sich zu rechter Zeit des Privilegs der Selbstverwaltung erinnert; er hat, trotz dem Oberverwaltungsgericht, dem Landrath, dem im Erkenntniß „erhebliche Ordnungwidrigkeiten" und „vermögensrechtliche Schädigung des Kreisverbandes" nachgewiesen waren, sein „vollstes Vertrauen" ausgesprochen und den Kreisausschußsekretär, den das selbe Erkenntniß „einen ungewöhnlich tüchtigen Beamten" nennt, im August pensionirt. Warum pensionirt? Weil der Herr Landrath „ein gedeihliches Zusammenarbeiten nicht mehr möglich" fand und weil der Sekretär, der diese Ansicht theilte, den Wunsch hatte, „aus der ruhrorter Gegend wegzuziehen". Eine seltsame Begründung. Nach dem Gesetz hat ein preußischer Beamter auf Ruhegehalt nur Anspruch, „wenn er in Folge eines körperlichen Gebrechens oder wegen Schwäche seiner körperlichen oder

geistigen Kräfte zu der Erfüllung seiner Amtspflichten dauernd unfähig ist und deshalb in den Ruhestand versetzt wird". Die berliner Instanz hätte um so triftigeren Grund, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, als in dem Urtheil des Oberverwaltungsgerichtes auch gesagt ist: Die Furcht des Angeschuldigten, „daß er bei dem Regirungpräsidenten mit seinen Beschwerden kein Gehör finden werde, war keineswegs grundlos, wie die Thatsache zeigt, daß seine gegen den Landrath gerichtete Eingabe als nächste Folge, bevor irgendwelche Ermittlungen über die in ihr behaupteten Thatsachen stattgefunden hatten, die Eröffnung des Disziplinarverfahrens gegen ihn selbst unter vorläufiger Enthebung vom Amt gehabt hat." Preußische Landräthe thun meist wohl ihre Pflicht; wo aber Verstöße vorkommen, muß das warnende Beispiel der ruhrorter Praxis dem Untergebenen den Muth zur Anzeige nehmen. Das kann die Ministerialinstanz aber nicht wünschen.

* * *

Gegen den Artikel, den Herr Professor Hans Groß unter dem Titel „Unehrliche Paragraphen" hier veröffentlicht hat, richten sich, fast zornig, viele Briefe, die ich erhielt. Ich will Einiges daraus mittheilen. Herr Dr. Michelmann schreibt mir aus Cannstatt:

„Professor Groß ist ein Feind von Menschen- und Thierquälerei, mag auch die Artisten nicht leiden und will deren Existenz vernichten. Warum hat man dem gefährlichen und entsittlichenden Treiben dieser Leute nicht längst schon ein Ende gemacht? Versagt das Gesetz? Richtig: zwei Paragraphen sind unehrlich genug, die Gefahr nicht sehen zu wollen. Professor Groß untersucht nun die Unehrlichkeit dieser Paragraphen 222 und 230 unseres Strafgesetzbuches und kommt zu merkwürdigen Schlüssen. Allen Ernstes erwägt er, ob diese Paragraphen nicht zur Abschaffung der Eisenbahnen, des Bergbaues, der Schiffahrt und der Industrie zwingen. Sie sind ‚Grundursachen vieler Unfälle.' Aber sie sind ‚unumgänglich nothwendig', dürfen also nicht abgeschafft werden, trotzdem Jeder, der Menschen auf der Eisenbahn, auf einem Dampfer oder in einen Schacht fahren läßt, ihr Leben ‚riskirt'. Das war mir eine gewisse Beruhigung. Wie viele Menschen, hatte ich mir vorher gesagt, sterben eines unnatürlichen Todes, weil das Leben so viele Gefahren mit sich bringt; und trotzdem: die Eltern ‚riskirens'. Sie sollten doch wissen, daß Fahrlässigkeit die Nichtvoraussicht des voraussehbaren Erfolges bei Vornahme der Willensbethätigung ist. Ich denke mir, sie geben sich der Hoffnung hin, daß Professor Groß auch diesen Betrieb für ‚unumgänglich nöthig' erklärt. Anders ist es mit dem Stande der Akrobaten. Der Artist läßt zwar die im Verkehr nöthige Sorfalt nicht außer Acht, doch seine Fahrlässigkeit besteht darin, daß er auch seine Kinder zwingt, Akrobaten zu werden, und dadurch deren Leben ‚riskirt'. Hier haben wir also den gefahrvollen Beruf: der Cirkusunternehmer handelt fahrlässig, wenn er einen Artisten auftreten läßt. Er muß die Gefahr kennen. Giebts aber nicht auch andere Gefahren? An den Turngeräthen, die in den Schulen aufgestellt werden, ist schon Mancher zum Krüppel geworden. Der Chauffeur, der in sein Miethautomobil einen Fremden aufnimmt, müßte den Passagier vor Antritt der Fahrt mindestens fragen, ob er sie unternimmt, ‚lediglich, weil die Sache ihm Spaß macht'. Es könnte aber auch Richter geben, die das moderne Fahrzeug nicht für ‚unumgänglich nothwendig' halten; dann handelt dieser Chauffeur schon fahrlässig, wenn er seine Dienste anbietet, ja, wenn er überhaupt und allein fährt. Wir sehen also: Herr Professor Groß hat von unseren Paragraphen 222 und 230 etwas zu viel verlangt. Culpa liegt nach dem B. G. B. vor, wenn die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer Acht gelassen wird, oder, nach Liszts Worten, wenn bei Vornahme der Willensbethätigung der voraussehbare Erfolg nicht vorausgesehen wird. Es handelt sich also immer um eine

einzelne Handlung oder Unterlassung und nicht um eine gefährliche Institution oder eine Thätigkeit im Allgemeinen. Grundursachen kann man mit diesen beiden Paragraphen nicht beseitigen. Eine andere Frage ist die civilrechtliche Haftbarkeit des Unternehmers, der Gefährliches unternimmt. Hier ließen sich verschiedene Gefahrenklassen denken; den Betrieb der Eisenbahnen hat man ja in eine besondere Gefahrenklasse gesetzt: man wich von der alten Rechtsregel ab und befreite den Beschädigten von der Beweislast der Culpa. Ein Automobilgesetz könnte auch dieses Fahrzeug einer besonderen Gefahrenklasse zuweisen. Stößt aber, zum Beispiel, ein Automobil mit einem Pferdegespann zusammen (bei gleicher Unachtsamkeit der Lenker), so kann das Strafgesetz den Chauffeur nicht, weil er das gefährlichere Handwerk treibt, härter treffen als den Kutscher. Sieht der Staat in gewissen Berufen eine besondere Gefahr, so soll er sie von einer Konzession abhängig machen oder ganz verbieten, nicht aber Paragraphen falsch anwenden. Menschen- und Thierquäler kann das Strafgesetz übrigens auch heute nach Gebühr treffen."

Herr Dr. Wahringer schreibt aus Wien:

„Herr Professor Groß geht von der Annahme aus, daß jedes Riskiren von Menschenleben strafbar ist. Nur wo die zwingende Nothwendigkeit des Risikos vorliegt, wo ein furchtsames Zurückweichen vor der Gefahr alle Kulturregungen hemmen, jedem Fortschritt der Civilisation den Weg sperren würde, will er die Strafsanktion ausschalten. Wer aber soll entscheiden, was nothwendig ist, was nicht? ‚Der moderne Mensch kann ohne Eisenbahn, Bergbau, Schiffahrt und Industrie nicht leben.' Auch nicht ohne die Industrie, die nur Luxusbedürfnissen dient? Ohne Perlen kann schließlich auch ein moderner Mensch leben; will aber Herr Professor Groß die Perlenfischerei, weil sie mit Gefahren verbunden ist, ganz untersagen? Leicht wäre ein Dutzend ähnlicher Beispiele anzuführen. Ich will mich nur an die Stellen halten, wo Groß von der Strafbarkeit der Zuschauer im Cirkus spricht. Er argumentirt dabei scheinbar ganz einleuchtend. Wenn wir in den Cirkus gehen und dafür ein gewisses Eintrittsgeld entrichten, so animiren wir eben durch diese Zahlung den Akrobaten, seine halsbrecherischen Kunststücke auszuführen und dadurch sein eigenes Leben und das der von ihm zur Produktion benutzten Kinder aufs Spiel zu setzen. Wir stiften ihn zu einem Riskiren an und sind also strafbar. Die weite Fassung der hierauf bezüglichen Strafrechtsnormen scheint diese Beweisführung zu stützen. Scheint aber nur. Unzweifelhaft ist, wer den Akrobaten anleitet, mit dem Leben der ihm anvertrauten unmündigen Kinder zu spielen, der Straffanktion zu unterstellen. Nur ist fraglich, ob außer dem Manager, bei dem dieser Thatbestand ja sicher zutrifft, auch das Publikum sich dieser Verleitung schuldig macht. Ich glaube, ruhige Erwägung muß die Frage verneinen. ‚Anstiftung', ‚Anleitung' bedeutet eine Beeinflussung des Willens, deren Initiative nicht von dem Objekt dieser Beeinflussung ausgegangen sein kann. Wer freien Willens einem Anderen sich zu einer strafbaren Handlung anträgt, wird durch die Annahme seines Erbietens nicht zu Dingen verleitet, die seinem Handeln sonst fern liegen. Nicht, wer auf den Vorschlag des späteren Thäters eingeht, ist der Anstifter, sondern, wenn schon von einem solchen gesprochen werden soll, der Thäter selbst. Zu dieser Auffassung hat sich auch der österreichische Oberste Gerichtshof in seinem Urtheil vom neunundzwanzigsten Mai 1905 bekannt. Wäre der von Groß ausgesprochene Gedanke, der, wie mir scheint, auf ein ὕστερον πρότερον zurückzuführen ist, richtig, dann müßte auch der Zuschauer in diesem Fall als Anstifter zum Riskiren fremden Lebens bestraft werden. Aber nur eben als Anstifter zum Riskiren fremden Lebens. Herr Professor Groß geht freilich weiter. Er will die Zuschauer auch deshalb in die Netze des Strafgesetzes verstricken,

weil sie den Cirkusakrobaten verleiten, sein eigenes Leben zu riskiren. Dabei übersieht er aber, daß es doch ein Widerspruch in sich selbst ist, einen Menschen für die Verleitung eines anderen zu einer nicht strafbaren Handlung vor den Strafrichter zu stellen. Denn sicher ist das Riskiren des eigenen Lebens, sofern dabei nicht auch fremdes gefährdet wird und nicht einzelne Ausnahmebestimmungen bestehen, der Kriminaljustiz entzogen. Keinem Menschen würde es heute einfallen, aus dem § 335 etwa, weil er nur von einer ‚Gefahr für das Leben oder die körperliche Sicherheit von Menschen' spricht, ohne ausdrücklich ‚anderen Menschen' zu sagen, zu folgern, daß die Gefährdung des eigenen Lebens strafbar ist; die Lächerlichkeit würde den Staatsanwalt unmöglich machen, der die abstruse Idee hätte, einen Selbstmordkandidaten, der sich eine schwere Verletzung beigebracht hat, auf Grund des § 335 anzuklagen. Ist aber jedes noch so feindsälige Handeln gegen die eigene Person (wofern nicht, wie nach dem Wehrgesetz, besondere Interessen gefährdet sind), nicht verfolgbar, so ist schon gar nicht einzusehen, wie das Gesetz gegen Den seine Spitze kehren sollte, der zu erlaubtem Handeln antreibt. Begreiflich ist ja, daß Herr Professor Groß, dem offenbar der Ekel vor der brutalen Roheit der stürmisch circenses heischenden Menge die Feder in die Hand zwang, sich in den Gedanken vertiefte, das widrige Schauspiel mit dem Strafrecht bannen zu können. Nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung ists aber unmöglich Muß unmöglich sein, weil die ganz allgemeinen Strafbestimmungen sonst zu leicht aus dem Dunstkreis niederer Cirkusartistik nach den Sphären höherer Kunst langen und unser ganzes Theaterleben vernichten könnten. Oder sollte der Aufmerksamkeit des prager Professors entgangen sein, daß auch der Schauspieler auf der Bühne eigentlich stets in Lebensgefahr schwebt, daß ein einziger Schritt über den Strich, der die Grenze des Spielraumes bezeichnet, ihn unter den fallenden Vorhang führen, daß eine unvorsichtige Wendung ihn in eine Versenkung stürzen kann? Hier kommt Groß für seine Person wahrscheinlich mit der kulturellen Nothwendigkeit der Bühnenkunst aus, die das Riskiren rechtfertigt. Aber wird seine Meinung von Allen getheilt? Und wenn nicht: soll unsere ganze dramatische Kunst der ‚ehrlichen' Anwendung der Fahrlässigkeitparagraphen zum Opfer fallen? Es genügt eben nicht, den Wortlaut der Gesetze auszunützen, um Situationen beizukommen, für die sie nicht geschaffen sind."

* * *

Da Herr Witte sich in Portsmouth als tüchtigen Unterhändler bewährt hat, schien eifrigen Patrioten die Zeit gekommen, den deutschen Bürger daran zu erinnern, daß an der Spitze seines Staates ein noch besserer Geschäftsmann stehe. Im vorigen Jahr, hieß es, hat unser Bülow in Norderney den großen Herrn Witte ordentlich geduckt. „Fürst Bülow hatte damals einen schweren Stand und mehr als einmal schien der Abbruch der Verhandlungen unvermeidlich. Eines Morgens schickte Witte einen Attaché zum Kanzler mit der demonstrativen Frage, wann der nächste Dampfer gehe. Die Antwort lautete kühl: er möge im Kursbuch nachsehen. Abends war Witte noch da; er sagte, er w morgen abreisen, und erbot sich versöhnlich, auf der Heimreise noch einige Zeit in Ber zu verweilen und den Deutschen Zeit zur Besinnung zu lassen. Der Reichskanzler zei die kalte Schulter: Witte möge sich unterwegs nicht zwecklos aufhalten. Der Morgen! und Witte blieb. Die Krisis war überstanden und die Uebereinkunft gelang im deutsc Sinn." Also ists nur ein Ausdruck gerechter Dankbarkeit, daß ein schlesischer Landw einer besonders winterharten Weizensorte den Namen „Fürst Bülow-Weizen" Meinetwegen. Wer solche Kindergeschichten glaubt, muß wunderliche Vorstellungen den Verkehrsformen halbwegs wohlerzogener Menschen haben. Wenn Witte zum Kan

geschickt hätte, um die Abfahrtzeit des nächsten Dampfers zu erfahren, hätte er sich wie ein Flegel benommen. Und wenn aus dem Munde des Reichskanzlers die ihm zugeschriebenen Antworten gekommen wären, sollte man nicht Weizen, sondern Bohnenstroh nach ihm nennen. Dem Fürsten Bülow werden schon so viele unsterbliche Thaten nachgesagt, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommen kann. Deshalb könnte man auf die Nordseelegende verzichten. In Norderney hatte der Kanzler keinen Augenblick „einen schweren Stand". Der Zar wollte den Handelsvertrag mit Deutschland, wollte ihn unter jeder Bedingung und forderte von Witte den Abschluß als eine Gefälligkeit. Nie war dieser Abschluß ernstlich gefährdet und nie hat Witte verhehlt, daß er nur einen Wunsch seines Kaisers erfülle. Wenn ich noch verantwortlicher Finanzminister wäre, sagte er, hätte ich um keinen Preis meinen Namen unter diesen Vertrag gesetzt. Der Sieg war also leicht.

* * *

Herr Fries, ein weimarischer Oberförster, der vom Wahlkreis Eisenach-Dermbach in den Reichstag geschickt war, hatte die Einladung der Woermann-Linie zu einer Fahrt nach Kamerun angenommen und war unterwegs gestorben. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, der einem unserer Kolonialvereine vorsitzt, telegraphirte darob an den weimarischen Staatsminister, der Abgeordnete Fries sei „ein leuchtendes Beispiel treuer Erfüllung seiner für das Vaterland übernommenen Pflichten." Ein leuchtendes Beispiel; weil er sich entschlossen hatte, auf Kosten der Firma Woermann eine sehr angenehme und interessante Meerfahrt zu machen, und auf dieser Reise eines natürlichen Todes starb. Man muß solche kleinen Symptome verzeichnen; sie können spätere Geschlechter lehren, wie weit in unseren über jeden Begriff herrlichen Tagen der Mangel an Augenmaß reichte und in welchem Tempo die überlieferten großen Worte entwerthet wurden.

* * *

Nur bösartige Nörgler können behaupten, die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes sorge nicht eifrig genug für Deutsch-Südwestafrika und thue insbesondere nicht Alles, was sie vermag, um die Landungverhältnisse in Swakopmund zu bessern. Im Submission-Anzeiger vom ersten September 1905 fand ich das folgende Inserat: „Gesucht wird ein fahrbarer neuer oder gebrauchter Dampfdrehkrahn mit Dampfdrehwerk und Dampflaufwerk von $1^1/_2$ t Tragfähigkeit und 6 m Ausdehnung mit Führerhäuschen für Normalspurgleis auf der Landungbrücke in Swakopmund. Angebote frei Bord Schiff Hamburg einschließlich seetüchtiger Verpackung unter Angabe der kürzesten Lieferfrist und unter Beifügung einer Beschreibung und Zeichnung sind zu richten an das Baureferat der Kolonialabtheilung, Berlin, Auswärtiges Amt, Wilhelmstraße. Im Auftrag: Fischer." Wenn Alles gut geht, kann über das Ergebniß des Wettbewerbes schon in vier Wochen entschieden sein und der neue Dampfdrehkrahn noch im Oktober nach Swakopmund verfrachtet werden. Der neue? Die fürsorgliche Behörde ist ja mit einem „gebrauchten" Dampfdrehkrahn zufrieden. In Kolonien muß man sich behelfen. Da kommt man schließlich auch mit alten Sachen aus. Und nachdem so lange für jedes Schiff, das in Swakopmund nicht löschen konnte, täglich siebenzehnhundert Mark Liegegelder bezahlt worden sind, muß irgendwo endlich doch wieder sparsam gewirthschaftet werden.

* * *

Ueber den Kaiser haben wir im Lauf der Jahre so ziemlich Alles gelesen, was über die größten, edelsten, an Schöpfervermögen reichsten Gestalten der Menschheitgeschichte gesagt werden könnte. Jetzt hat, beim Stapellauf auf der bredower Vulkanwerft, der Vertreter einer deutschen Stadtrepublik endlich auch die Genialität der Kaiserin Auguste

Victoria dem Erdkreis verkündet. „Alles, was groß, was edel und was eindrucksvoll ist, findet bei Ihrer Majestät ein feinsinniges Verständniß. Kongenialen Geistes empfindet Ihre Majestät das Schöne, das Formvollendete; und was an höchsten Werken hervorgeht aus geistbelebter Menschenhand, begegnet Ihrer Majestät warmherzigem Interesse. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß Ihre Majestät die Gnade haben will, dem vor uns liegenden Schiff den eigenen, erhabenen, verheißungvollen Namen zu geben." (Ich bitte, namentlich die Feinheit des Ueberganges zu beachten. Weil Ihre Majestät kongenialen Geistes die höchsten Werke geistbelebter Menschenhand zu schätzen weiß, darf man sich nicht wundern, daß sie auch die Gnade hat, ein Schiff zu taufen.) „Wahrlich: ein Tag der Ehre und des Glanzes und der tiefsten Dankverpflichtung für die unter genialer Leitung voll erblühte Hamburg-Amerika-Linie und ein Tag großer Freude für die Freie Hansestadt Hamburg und für mich selbst, der Tag, an welchem in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers der Name der ersten und höchsten, der edelsten und besten deutschen Frau zu Theil wird dem vornehmsten, schönsten und prächtigsten Schiff, das deutschem Fleiß und deutscher Arbeit dienen soll. Möge das herrliche Schiff, dem Gottes Gnadensonne leuchten wolle, allezeit glücklich die Meere befahren und stets den Ruhm der hohen Frau zu künden wissen, in welcher Alldeutschland seine Kaiserin preisend verehrt." Der Herr, der diese Rede hielt, heißt Burchard und ist Oberbürgermeister der Freien Hansestadt, der Republik Hamburg. Wo ist der Preuße, der diesen Rekord schlägt?

* * *

„Je mehr die Zeit zur Annahme der Huldigung in Königsberg herannaht, desto mehr beunruhigt mich zuweilen der Gedanke, daß vielleicht jetzt schon Manche darauf denken, wie sie durch Pracht in Kleidung und Equipage und überhaupt durch großen Aufwand ihre feierliche Theilnahme an dieser Handlung und gewissermaßen ihre Liebe und Achtung für mich auffallend bezeichnen wollen. Ich habe aber, ich gestehe es mit gerührtem Herzen, schon zu viele sprechende Beweise von den getreuen Gesinnungen meiner guten preußischen Unterthanen erhalten, um jener Merkmale zu bedürfen, die im Grunde eben so gut dem Zwang des Herkommens wie der Stimme des Herzens zugerechnet werden können; und so bleibt mir blos dabei die Besorgniß übrig, daß Mancher seinen Bequemlichkeiten, vielleicht seinen Bedürfnissen die Summen entziehen möchte, die er zur Huldigungpracht verwenden zu müssen glaubt. Ich wünschte daher, daß Ihr Gelegenheit fändet, die allgemeine Stimmung dahin zu leiten, daß man mit Entfernung alles Luxus nur auf Anstand und Reinlichkeit Rücksicht nähme und mir dadurch die angenehme Ueberzeugung ließe, daß das Andenken der feierlichen Stunde, die mich so innig mit einem Volk verbindet, welches ich glücklich zu machen hoffe, bei Niemandem das Gefühl einer dadurch veranlaßten Unbequemlichkeit erregen könne. Ich selbst werde kein königlich Gepränge, aber ein treues landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegenbringen; und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird. Die Liebe des Volkes hat untrüglichere Merkmale als Ehrenpforten, Einholungen, Gedichte und Dergleichen, Merkmale, die nicht von Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen. Nur diese haben für mein Herz wahren Werth. Ich wünschte um so mehr, daß man sich alles Gepränges zu meinem Empfang enthielte, als mir nicht unbekannt ist, mit welchen Unbequemlichkeiten und Kosten dergleichen feierliche Anstalten für die Theilnehmer verknüpft sind." Diese Sätze schrieb Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen, vor hundertundsieben Jahren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. September 1905.

Portsmouth.

Wie konnten Sie, fragt eine barſche Stimme aus dem Wartherevier, wie konnten Sie über die durch den Friedensſchluß geſchaffene Weltlage ſo viele Seiten vollſchreiben, ohne zu ſagen, daß nun, da im Oſten nicht mehr die blutigen Gräuel wüthen, die Menſchheit aufathmet, als ſei ſie vom ſchwerſten Albdruck befreit? Wie vermochten Sies? .. Einen Vorwurf aus der ſelben Richtung hat Bismarck einmal mit den Worten abgewehrt: „Ich bin hier, um die Geſchäfte zu beſprechen, aber nicht, um Sentimentalitäten auszutauſchen“. Die Mode, jeden Krieg als eine niederträchtige, ſinnloſe, gemeine Schlächterei zu bezetern oder zu begreinen, kann ich nicht mitmachen. Nicht Haudegen nur, nicht nur klirrende Geiſter vom Schlag des Boruſſenmagiſters Treitſchke: auch Künſtlerhirne, die feinſten Poeten ſogar haben oft den Werth des Krieges anders geſchätzt als unſere Tafelſchwätzer und Marktſchreier. Schon Rahel Levin ſchrieb freilich: „Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz eben ſo angeſehen wird wie Eigenliebe und andere Eitelkeit, Krieg aber wie Schlägerei“; und Rahels ſelig jobbernde Erben haben ſich, ſeit ſie in ihren Münzen die Oeffentliche Meinung prägen, ohne Ermatten bemüht, den Ebionitentraum in greifbare Wirklichkeit zu wandeln und dem χρυσοῦν γένος der Heſiod und Eupolis in der deutſchen Welt die Herrſchaft zu ſichern. Und doch hat Heine ſelbſt, der in Rahels Ghettoklima erwachſen war, geſagt, „der Krieg bekunde die geiſtige Größe des Menſchen, der ſeinem mächtigſten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag“. Hat Proudhon, der vor Marx den Mehrwerth bekämpfte und der Vater des Anarchismus wurde, in La guerre et la paix gerufen: La guerre, comme le temps et l'espace, comme le beau, le juste et l'utile, est une forme de notre raison, une loi de notre âme, une con-

dition de notre existence. La guerre existe entre les peuples, comme elle existe dans toute la nature et dans le coeur de l'homme. Elle nous appelle à une sublimité de vertu. Da uniformirte Fürsten jetzt, den Szepter des Kriegsherrn in der Faust (wie hätte Nietzsches Heldenherz dieses Schauspieles gelacht!), zu ihrem Heer gern im Chiliastenton des Hermas reden, sind solche Citate nicht mehr unzeitgemäß. Simonides, der das Los der mit Leonidas Gefallenen als neidenswerth pries, Thukydides, der den scheu der Gefahr Ausbiegenden geringer achtet als Einen, der sich ihr stellt, und tapferen Männern räth, die Rechtskränkung mit der Waffe zu rächen, Pitt, der einem mit injustice and usurpation erkauften Frieden den Krieg vorzieht, die ganze Schaar der Dichter, von Homer und Horaz bis auf Shakespeare, von Goethe bis auf Kleist und Byron, Lamartine und Lenau: wären sie sämmtlich Barbaren und Eisenfresser? Müssen wir den Krieg immer nur sehen, wie Egmonts Livreeschneider ihn sieht, und Jeden ins Kanibalenland jagen, der ihn, mit Jean Paul, als stärkende Eisenkur der Menschheit empfiehlt? Hoch klingt heute überall das Lied vom muthigen Japaner. Hätten die winzigen Männchen sich aber so gut geschlagen, wenn sie nicht in einer Zone aufgewachsen wären, wo der Daimio, auf den Wink des launischen Shogun-Taikun, furchtlos und ohne Reuezähre sein Blut vergoß und die Samurai aus freiem Entschluß ihrem Daimio in den Tod folgten? Mancher grause Bericht kam, mancher zu Zorn und Hohn reizende aus dem Asiatenkrieg; dennoch wars ein großes Erlebniß und für jedes noch nicht träg hingebettete Volk eine unverlierbare Lehre. Wir führen in Afrika einen mühvollen, in seiner Bedeutung und Schwierigkeit kaum noch erkannten Krieg, müssen morgen vielleicht auf näherem Feld um unsere Existenz kämpfen und können mit unserem steten Geplärr nur die Angriffslust der Nachbarschaft steigern. Wie viele Deutsche freuten sich denn aufrichtig, als aus Portsmouth die Heilsbotschaft kam? Den meisten hatte das Schlachtreportergerede morgens und abends Vergnügen gemacht. Dem noch immer, auch als Artilleriemajor a. D., unter der Kanone dichtenden Herrn Lauff, der selbst als Laureatus weder klar denken noch die Geheimnisse deutscher Grammatiken räthseln lernte, mag der „Frieden" (so schreibt er) als „jubelnde Lerche" (so denkt er) aus schwarzem Gewölk getaucht sein. Die Schreiber, die eine vom Albdruck befreite Menschheit aufathmen ließen, fragten, statt zu jubeln, den Nebenmann, womit sie nun die dem Annoncenvorrath anzuflickenden Textseiten füllen sollten, und waren sehr froh, als der Tatarenaufstand, der japanische Schrecken, das Erdbeben und der Schwarze Tod sie aus der Verlegenheit riß. Sie haben in diesem Schicksalsjahr schon zu viel

Unheil angerichtet, das Massenempfinden allzu oft in falsche, dem deutschen Interesse schädliche Richtung gelockt, als daß wir ihnen noch trauen dürften.

Ihre Schuld wars auch, daß im Reich des Tenno die Städte Aufruhr und Straßenkampf sahen. Unruhen, die man, wenn Rußland ihr Schauplatz gewesen wäre, eine Revolution genannt hätte. (Der Unterschied ist nicht sehr beträchtlich: auch in Tokio hieb, wie in Petersburg, die Polizeimannschaft auf friedfertige Bürger ein, die sich versammeln, ihre Wünsche vor den höchsten Sitz im Reich bringen wollten; auch in Tokio lagerte Fußvolk und Reiterei auf den Straßen, wurden Hunderte blutend vom Platz getragen; nur befahl kein entlassener Spitzelpriester dem Haufen und kein Fabelgroßfürst war als Massenmörder zu staupen.) Die Schuld weißer und gelber Schreiber. Vor zehn Jahren, als Graf Hirobumi Ito in Shimonoseki den Friedensvertrag unterzeichnet hatte, der den Japanern Formosa und die Fischerinseln, Liautung und zwölfhundert Millionen Mark gab und den Weg nach Korea öffnete, war das Volk von Nippon halbwegs zufrieden; nicht ganz: die Radikalsten forderten seit zwei Jahrzehnten die Herrschaft über Korea. Als Rußland, Frankreich und Deutschland dann gar die Aenderung des Vertrages erzwangen, als Japan die Liauhalbinsel räumen mußte und von China dafür nur noch hundertachtzig Millionen Mark bekam, heulte die Nation wüthend auf: Wir sind um die Frucht des Krieges geprellt! Offiziere gaben sich selbst den Tod, weil sie die Schmach dieses Friedensschlusses nicht überleben wollten, und Ito, den die Gnade des Tenno in den Rang der Marquis erhöht hatte, mußte bald danach vom Ministerpräsidium zurücktreten. Damals hatte das Sonnenreich erst seit sechs Jahren ein Parlament und die Macht der Presse war noch gering. Jetzt hats die Oberflächengestaltung einer Demokratie und die Zeitungphrase dringt bis ins Ohr der Reiskarrenkulis. Jetzt, nach solchen Siegen, mußte der Paktolos den Boden der Insel düngen. Korea, Liautung, die mandschurische Eisenbahn, Sachalin, sechshundert Millionen Taels: mit kleinerer Beute durfte der Sieger sich nicht begnügen. Rußland mußte aus Ostasien verdrängt, für immer gehindert werden, nah beim Japanischen Meer eine Flotte zu halten; und wenn Wladiwostok den Russen noch blieb, durfte es nicht länger eine dräuende Seefestung sein. War der alte Feind nicht niedergerungen? Kraftlos lag er, keuchte nur noch und konnte sich gegen die härteste Friedensbedingung nicht wehren. Tag vor Tag wurde der nationale Hochmuth gekitzelt, mit dem kindischsten Wahn das Massenbewußtsein genährt; und immer konnte der gelbe Preßklüngel sich auf Europens Urtheil berufen, das dem Reich der Zaren nicht die ärmste Hoffnung mehr ließ. Daß nach solchem Treiben

die portsmouther Kunde zum Aufruhr reizte, war nur natürlich. Statt dem Volk zu sagen, alles Erreichbare sei erreicht und mehr nur von Träumern zu erwarten gewesen, setzte die Schreiberzunft die Nachricht vom Friedensschluß in einen Trauerrand und beschuldigte die Unterhändler schnöden Verrathes. Und die betrogene Menge wälzte sich auf die Straße, tobte in wilder Empörung gegen die Vertreter der Staatsgewalt, zieh kreischend die Regirung feigster Niedertracht und zahlte mit ihrem Blute die Schwarzkünstlerzeche.

Witte ist mitschuldig. Sein Handeln war klug, seine Haltung nicht von vorausschauender Vernunft bestimmt. Er kam mit den höchsten Trümpfen und brauchte sich nicht in die Rolle des Besiegten drängen zu lassen, der Gnade erwinseln muß. Kam als weißer Mann, der den gelben Gegner um drei Köpfe überragte und schon dadurch unter Yankees das Spiel halb gewonnen hatte. Wochen lang lasen wir, wie merkwürdig es sei und welcher Erfolg wittischer Schlauheit, daß den Japanern in Amerika nicht so laut zugejauchzt werde wie den Russen. Konnte ein Verständiger sich darüber wundern? Der Chinese, der kräftiger, vornehmer, von älterem Kulturadel ist als der Japaner, wird, wie ein ekles Stinkthier, von der Schwelle der Vereinigten Staaten gewiesen. Das Volk, dem der gelbe Mann so widrig ist, konnte sich nur aus der Ferne für Oyama, Noki und Togo begeistern: als es Komura und dessen Zwergengefolge sah, wich der Rausch und dem weißen Riesen ward der Sieg leicht. Auch gabs von den Russen täglich Neues zu berichten und die Japaner sperrten allen Reportern die Thür. Das mochte hingehen. Die gute Sitte verbietet aber, Leute anzugreifen, mit denen man am Konferenztisch die Möglichkeit einer Verständigung sucht. Witte thats. „Die Japaner zwingen uns zur Geheimnißkrämerei, sind unglaublich langsam, können zu keinem Entschluß kommen, wissen nie, was sie eigentlich wollen." So las man Tag vor Tag. Und als der Handel dann abgeschlossen war, konnte Sergej Juliewitsch seine Freude nicht zähmen. „Alles habe ich durchgesetzt. (Alles? Er wollte keine Fußbreite russischen Bodens opfern und gab den Japanern die bessere Hälfte von Sachalin.) Keine Kopeke zahlen wir. (Aber die Südostbahn und das Recht, in den Gewässern der Küstenprovinz zu fischen, sind manche Kopeke, manche Billion Rubel werth.) Die Täuschung des Gegners ist mir vollkommen gelungen. Nie war auf meinem Gesicht zu lesen, was in meiner Seele vorging. Als Komura mir die Liste der Friedensbedingungen gab, sah ich sie gar nicht an. Der gleichgiltige, völlig uninteressirte Ton, den ich wählte, hat die Leute von der ersten bis zur letzten Minute dupirt. Ich war in schrecklicher Lage und that, als bekümmere der Ausgang der Konferenz mich keinen Augenblick. Bis zum Schluß

vermochte ich meinen Charakter festzuhalten." Charakter? Man könnte diese Summe kleiner Mittelchen auch anders nennen. Könnte wünschen, daß ein Schreibtischsieger leiser triumphire. Wars nicht klüger, den „Charakter" auch nach dem Friedensschluß „festzuhalten" und dem Gegenkontrahenten nicht vor dem Erdkreis zu sagen, man habe ihn übers Ohr gehauen? Jeder Bankdirektor führt Verhandlungen, die für ihn wichtiger und auch schwieriger sind, als die portsmouther für Nikolais Legaten waren; wenn einer so schrill jubilirte wie Witte, würde er bald ins Personalressort abgeschoben oder gebeten, seinem Applausbedürfniß anderswo Stillung zu suchen. Rouvier, der als régent einer Bank den Geschäftsstil gelernt hat, hütet sich weislich, seinen marokkanischen Triumph, der doch größer ist als der in New-Hampshire errungene, über die Dächer zu schreien, und zeigt den Zuschauern niemals ein eitles Siegerlächeln.

Auch Li-Hung-Tschang hats vor zehn Jahren nicht gethan. Er war in üblerer Lage als jetzt sein Liebling Sergej Julitsch. Er vertrat ein wirklich besiegtes Land, ein Land ohne Geld und Heer; und war klug genug, bis übers Ende der Konferenz hinaus „seinen Charakter festzuhalten", sein Gesicht zu wahren, wies in der Sprache der Gelben heißt. Für seinen Ruhm that er zunächst nichts. Ließ auch später nur ein von ihm gefärbtes englisches Protokol der Verhandlungen drucken und, mit seinem Bild, im Verlag der Tientsin-Preß erscheinen. Wer in den Tagen von Portsmouth diese History of the Peace Negotiations between China and Japan las (Rothstein, der sie Allen empfahl, hat gewiß auch Witte gerathen, sie sich übersetzen zu lassen), mußte bald merken, daß damals auf beiden Seiten mit viel feinerer Kunst gespielt wurde. Freilich saßen Männer von Genierang am Tisch: Li und Ito; und heute noch ists ein Genuß, auf diese Waffengänge zweier Meister zurückzublicken. Wie in einem Orientalenbazar gings zu, wo von dem Werthgegenstand, den die Kauflust erspürt hat, am ersten Tage gar nicht gesprochen wird. Komplimente; Geplauder, das den Schein wunschlosen Behagens vortäuscht. Li stellte sich ganz dumm. (Das war immer seine Methode. Als er mit Rothstein über die Bahnkonzession verhandelte, bat er, ihm zu erklären, was eine Eisenbahn sei; und der pfiffige Semit ermüdete ihn dann durch einen sechsstündigen Vortrag über das Wesen des Eisens, „mit dem die Erklärung doch anfangen müsse".) In Shimonoseki wollte er von dem Samurai, der schon in Europa und Amerika gewesen war, über die Staatsinstitutionen des Westens, über Verfassung, Volksvertretung, Heer, Steuersystem, aufgeklärt sein und that, als sei er Studirens halber gekommen, nicht, um mit dem Sieger Frieden zu schließen. „Wie ists denn bei Ihnen? Was würden Sie,

dessen Weisheit ich niemals erreichen werde, in meiner Lage thun?" Täglich kehrten solche Fragen wieder. Erst als Alles versagte, als Ito sich nicht beschwatzen ließ und schließlich auf die Frage, ob er dem Ruf in ein chinesisches Ministerpräsidium folgen würde, die Antwort gab: „Gern, wenn mein Herr es erlaubt", — erst dann versuchte Li die stärkste von seinen Künsten. Er hatte das Attentat sicher bestellt. Japans junger Kulturruhm war gefährdet. Ein Greis, der weltberühmte Li-Hung-Tschang, der mit dem Oelzweig ins Inselreich gekommen war, von der Kugel eines Ronin verwundet! Diese Eindrucksspur mußte schnell weggewischt werden. Ito schickte dem Vicekönig von Petschili seinen Leibarzt Dr. Sato (so hieß auch Komuras Manager) und der Mikado entschloß sich, den lange verweigerten Waffenstillstand nun zu gewähren. Li, dem die Haut geritzt war, konnte nach ein paar Tagen wieder die Gelbe Jacke anziehen, wurde in den Zeitungen und am Konferenztisch mit den süßesten Glückwünschen bewirthet und hatte eingeheimst, was er einheimsen wollte. Nie aber hat er sich seiner Roßtäuscherkunst gerühmt, nie zu stöhnen aufgehört, der arge Marquis habe ihm das Fell von den alten Knochen gezogen.

Witte konnte am Piskataqua oft des Chinesen denken, dessen letzte Arbeit der höllisch feine Friede von Peking gewesen war. Wie ein Vater hatte Li den Fürsten Lobanow, öfter noch den Finanzminister, in dem er Fleisch von seinem Fleisch witterte, gewarnt: „Geht nicht bis ans Gelbe Meer, nicht über die Grabstätten der Mandschuherrscher hinaus! Kwangtung ist nicht zu halten, Korea für Euch noch weniger als für uns zu haben. Und Ihr baut die Südbahn doch nur für die Japaner." Vergebens: die Lockung des eisfreien Hafens war stärker als jedes Bedenken. Nun ist, nach zehn Jahren, Alles gekommen, was der Mann von Petschili vorausgesagt hat. Witte hat von ihm gelernt und mit dem angesächsischen Interesse jetzt so klug gerechnet wie sein Meister 1895 mit dem russischen. Aber er ist nicht so disziplinirt wie ein Ostasiat und hielt wieder, wie oft schon in Peterhof, sein Temperament nicht in festem Zaum.

In Japan hatte die konservative Partei, an deren Spitze Marquis Saionji den fünfundsechzigjährigen Ito abgelöst hat, gefordert, Rußland müsse ein Stück des erworbenen Gebietes abtreten und „alle auf Korea und in der Mandschurei streitigen Angelegenheiten so ordnen, daß ein dauernder Friede gesichert sei"; die Erstattung der Kriegskosten sollte verlangt werden, stand aber nicht als conditio sine qua non auf der Liste. Viel mehr heischte die Fortschrittspartei, die seit fünfzehn Jahren Graf Okuma führt, ein hitziger, trotz dem Verlust eines Beines beweglicher Hüne. Diese Partei, die dem preußischen Vorbild nicht nur den Namen entlehnt zu haben scheint, hatte 1893 die für die Stärkung der Flotte nöthigen Mittel verweigert. Um den Bau neuer Kriegs-

schiffe zu ermöglichen, mußten alle Beamten und Staatswürdenträger, Kaiser Mutsuhito vornan, für sechs Jahre auf ein Zehntel ihres Gehaltes verzichten; ein zur Nachahmung auch im lautesten Westen zu empfehlendes Beispiel. Fast zwei Jahre lang währte der Konflikt; und endete erst, als die koreanischen Wirren zum Krieg gegen China führten. Wie unseren Waldeck und Virchow, blieb auch den gelben Fortschrittsleuten die Volksstimmung eine Weile treu; wie unsere Gneist und Sybel, wurden auch diese Wehrmachtweigerer nach dem Krieg die Nationalsten der Nationalen. Jetzt hat die Flotte, die sie nicht bezahlen wollten, ihnen die Moskowitergefahr vom Hals geschafft; und jetzt waren sie im Fordern nicht blöd. Ersatz aller Kriegskosten, reichlicher Landerwerb, Protektorat über Korea, gesicherte Machtstellung in der Mandschurei, Verbot jeder russischen Fortifikation in Ostasien: Das stand auf ihrer Liste; und dahinter: „Wenn unsere Diplomaten diese Bedingungen nicht durchsetzen, wenn sie zu unfähig sind, um die Frucht des Sieges zu pflücken, giebts keinen dauernden Frieden, bleibt der Krieg ertraglos und die Existenz des Reiches bedroht." Was war gegen solche Demagogie zu machen? Die Regirung durfte nicht antworten: „Wir haben nicht gesiegt, können Rußland, das als asiatische Landmacht unverwundbar, fast unangreifbar ist, nie völlig besiegen und müssen froh sein, wenn wir das jetzt Erreichte in Sicherheit bringen. Die von unserem Heer durchmessene Landstrecke ist klein, unsere Volkskraft der Erschöpfung nah und der Geldvorrath deckt kaum noch unsere Blöße. Während der achtzehn Kriegsmonate haben wir, in einem armen Land, eine Milliarde der nationalen Arbeit entzogen und unsere Schuldlast hat sich trotzdem noch verdreifacht; die Rußlands ist in der selben Zeit nur um fünfzehn Prozent gestiegen. Die letzten Anleihen sind überzeichnet worden. Doch wir mußten, wie verdächtige Schuldner, ein Pfand geben; mußten unsere Zolleinnahmen verpfänden und dem Gläubiger sechs und sieben Prozent Zinsen zahlen. Und selbst unter diesen harten Bedingungen wäre der Erfolg ausgeblieben, wenn Englands Import nicht im ersten Kriegsjahr um das Doppelte gestiegen wäre und diese Mehreinnahme die Briten getrieben hätte, uns, den Bedienern ihres Trachtens, weiterzuhelfen. Seid Ihr sicher, daß wir jetzt neues Geld bekommen? Ich bins nicht; denn ich weiß, daß England am Ziel seiner Wünsche steht und das Ende des Krieges herbeisehnt." Nie darf eine Regirung so zu dem Volke sprechen, dem sie morgen vielleicht das schwerste Opfer abfordern muß. Graf Katsura mußte schweigen: und die Demagogen beherrschten die Gasse und machten sich dran, auf offenem Markte das Fell des Bären unter den Mob zu vertheilen.

Der Bär aber, der zeigen wollte, daß er noch lebe, schnappte heftig und brüllte laut. Vielleicht erfahren wir eines Tages, daß bis zur letzten Runde

das portsmouther Spiel vorher abgekartet war. Oft drängte die Vermuthung sich dem Betrachter auf. Wo sah er je Unterhändler, die immer riefen, in allen Hauptfragen sei die Einigung unmöglich, und umständlich dennoch Wochen lang alle Nebenfragen beriethen? Erst bei der letzten Runde schiens Ernst. Erst da auch kann Witte „in schrecklicher Lage" gewesen sein. Warum? Weil er nicht mit leerer Hand heimkehren wollte und von seinem Herrn doch gezwungen ward, Bedingungen zu stellen, die er für unannehmbar hielt. Daß er sie für unannehmbar hielt, beweist, wie gut Komura das Gesicht gewahrt hatte. In der schrecklichen Lage war der Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Rußland bot, was es bieten durfte, ohne eine neue Dummheit zu machen. Im nächsten Jahr hätte es für ein geringeres Angebot den Zuschlag erhalten; doch diese zehn, zwölf Monate wären nicht bequem noch billig gewesen. Die Japaner hatten das Exempel am Schnürchen und schlugen ein, als der Partner sein Spiel just verloren wähnte. Wenn Nikolai vor der Berufung Wittes nicht so lange gezaudert hätte, wäre Ito nach Portsmouth geschickt worden; mit Relidow oder Murawiew zu verhandeln, konnte der Mikado dem Manne nicht zumuthen, dem Japan seine Verfassung dankt. Dann war Komura schon ernannt; und die Sitte, in kritischer Zeit die leitenden Männer wie unbrauchbare Dienstboten zu wechseln, gönnt der Asiat weislich den europäischen Kolonialmächten. Itos Gegenwart hätte wohl manchen Hokuspokus vereitelt. Nun hat der alte Samurai, der schon mit Iwakura Tomomi, dem Besieger des Shogunates, in Amerika war, als unsichtbarer Regisseur gewirkt. Plaudite! Selbst wenn der Sachalin-Paragraph nicht eine Attrape ist, in der Nippon nach einem Jährchen seine Milliarde findet, bleibt die japanische Diplomatenleistung noch hohen Lobes werth. Was irgend zu haben war, hat sie errafft; und war doch eher in „schrecklicher Lage" als der Gegenspieler: denn sie, nicht er, mußte um den Erfolg zittern. Scheiterten die Verhandlungen, dann konnten für Rußland die Bedingungen nur günstiger, für Japan nur ungünstiger werden. Die Gelben sahen schärfer als die Weißen. Die wimmelnde Menschheit fand im engen Inselreich keinen Raum mehr. Kein Pflugschar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Gerö[illegible] vulkanischer Kuppen. Nur ein kleiner Theil der Bodenfläche ist anbaufäh und diese schmalen Bezirke sind so dicht bevölkert wie kaum irgendwo auf de Erde eine Provinz. (Die landläufige Statistik täuscht wieder einmal, wei sie die unwirthlichen Kratergebiete nicht abrechnet.) Jetzt kann der Menschen strom sich nach Korea, nach China und Sachalin ergießen. In der Mandschu rei sind die Kohlen- und Erzfelder noch nicht erschlossen, finden Müller, Bäck Brauer leicht lohnenden Absatz: und den Insulanern steht die Thür nun offe

Der Südstrang der Ostbahn wird das Nationalvermögen in jedem Jahrzehnt um neue Millionen mehren. Dazu kommt das Fischereirecht; allein im Ochotskischen Meer werden jährlich fünfhunderttausend Lachse gefangen. Und der Mann aus Zipangu ist in allen Geschäftszweigen schnell heimisch. In sieben Jahren, von 1895 bis 1902, hat Japan die Zahl seiner Webstühle und das Gewicht seiner Steinkohlenproduktion fast verdreifacht und sein Export (dessen wichtigster Artikel Seidengewebe sind) hat sich in noch kürzerer Frist von 25 auf 289 Millionen Yens erhöht. Diese arbeitsamen Menschen werden dem neuen Boden alles Erreichbare abringen und, mit dem blinkenden Prestige des Rächers der Rassenschmach, bald den werthvollsten Theil des Chinesenhandels an sich reißen. Zu niedrigerem Zinsfuß als früher können sie jetzt Geld borgen. Vielleicht hat ihnen Witte schon, der sich drauf versteht, den Weg auf die großen internationalen Geldmärkte gepflastert. Seit ihnen England ihren ganzen Besitz, den alten und den neuen, verbürgt, brauchen sie keinen fremden Vermittler mehr, wird ihre Wünschelruthe überall Geld hervorzaubern (il n'y a qu'un argent, pflegte James Rothschild zu sagen). Belohnt der Ertrag nicht die Mühe? Sind Milliardenzinsen, die auf Menschenalter hinaus sicher bleiben, nicht beinahe eben so gut wie die Milliarden selbst, die nationaler Ehrgeiz rasch vergeuden könnte? Und sind die Hunderttausende, aus deren Blut solche Zukunft erwuchs, wirklich nur für ein Phantom, ein Metzgerabenteuer gestorben?

Japan hat genug bekommen. Fast zu viel schon. Wenn es nüchtern bleibt, giebt es, nach einer Anstandspause, Kwangtung den Chinesen zurück; wiederholt nicht den Fehler, den England machte, als es sich in der Bretagne festsetzen wollte; entbürdet sich von der kostspieligen Pflicht, einen ihm ziemlich werthlosen Landbesitz zu schützen, beschränkt sich, wie England längst, auf die Stärkung seiner Seemacht und treibt durch dieses Beispiel die europäischen Reiche zum Verzicht auf politisch gefährliche Pachtrechte, die den Verkehr mit China nur erschweren. Auch die Hemin, die Massen, zu deren unterster Kaste die Gerber, Abdecker, Totengräber und Kaufleute gehören, hätten eingesehen, daß die Beute dieses Krieges nicht zu verachten sei. Aber da kam die Zeitungmannschaft aus Ost und West, kam Okuma mit seiner Bezirksvereinshorde. Wurde wörtlich abgedruckt, was in Europa Esel ersonnen hatten. Zuerst: „Mit maßlosem Staunen hat die ganze civilisirte Welt die Kunde von dem Friedensschluß aufgenommen. Was noch gestern unmöglich schien, ist heute Ereigniß geworden. Nie hat ein Sieger sich mit so kleinem Gewinn begnügt." Hört Ihrs? Wir konnten viel mehr fordern, unvergleichlich Größeres erreichen. Dann: „Die weise Mäßigung kann die Bewunderung, die das tapfere Inselvolk sich rasch erworben hat, nur noch erhöhen." Weise Mäßigung?

Weise wärs gewesen, uns Geld in die Kassen, unserer darbenden Brut Reis in den Magen zu schaffen. Sind zweihunderttausend Menschen gefallen und alle Quellen des Wohlstandes versiecht, damit die Minister sich feig mäßigen, das Land verrathen, am Ende gar heimlich nur für ihre Hofgunst, ihre Tasche sorgen? Zuletzt: „Da nur noch die Kostenfrage zu beantworten blieb, durfte der Krieg nicht fortdauern; denn ein vornehmes Volk kämpft nicht um schnödes Geld." Der Henker hole die Vornehmheit, die Erben der Daimio und alle Rangklassen der Samurai! Wir wollen nicht unser Leben lang Karren schieben, mit leerem Bauch Papier bepinseln oder Streichhölzer schnitzen; als wir unsere Söhne den Bayonnetten entgegen schickten, haben wir nicht nur an die Ehre, sondern auch an das Geld gedacht und schämen uns noch heute nicht dieses Hungerleidergedankens. Schließlich meldete auch Witte sich noch als Zeugen wider Komura. „Alles durchgesetzt. Keine Kopeke. Mit meiner überlegenen Klugheit Alle getäuscht." Was kommen mußte, kam nun. Und das Gerede, das dazu trieb, war doch nicht so viel werth gewesen wie die vom Regen geweichte Papierlaterne in einem Winkelteehaus. Wer das Kraftverhältniß der Kämpfer kannte, war höchstens darüber erstaunt, daß Rußland den Krieg nicht versickern ließ. Katsura und seine Leute haben niemals nach dem Ruhm weiser Mäßigung gestrebt, sondern genommen, was zu erlangen war. Um Geld und Geldeswerth wurden und werden die meisten Kriege geführt; und leicht wäre zu erweisen, daß die fünf Milliarden für Deutschlands Entwickelung nöthiger waren und wichtiger geworden sind als die wiedereroberten Provinzen. Was hilfts? „Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustand sich begnüge." So sprach Goethe in einer Stunde, in der er der Revolution und dem Untergang des korsischen Helden nachsann.

Wer die Gewalt des Staates vertritt, Der, sagte er an dem selben Tag, müsse das Reden den Liberalen überlassen; dürfe nur handeln, Truppen ins Feld schicken, köpfen und hängen („Das ist recht"), aber nicht in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und Maßregeln rechtfertigen. Schade, daß in Wittes Ohr solche Lehre nie drang. Vielleicht kam ihm die Schreckenspost aus Tokio gelegen; vielleicht hatte er mit vorbedachter Absicht die Gelben gereizt. In Petersburg fand seine Leistung nicht so lauten Beifall wie im Rockinghambezirk. Da wurde ihm vorgeworfen, daß er, wie Favre (Pas une pierre de nos forteresses), von seinem ersten Wort gewichen sei und, statt die Verhandlung brüsk abzubrechen, das halbe Sachalin und die Kontrole über die Laperouseſtraße geopfert habe. Da hieß es, Japan habe am Konferenztisch

wie auf dem Schlachtfelde gesiegt. Der Aufruhr brachte den unanfechtbaren Gegenbeweis. Wenn die Japaner so jammern und toben, muß der Russe sie wohl tüchtig geschunden haben. So klein aber möchten wir den Mann solcher Thaten nicht sehen; nicht als Einen, den in einer Schicksalsstunde nur die Sorge um sein Bischen Nimbus beschäftigt. Er war entschlossen, Alles zu gewähren, was ihn für Rußland entbehrlich dünkte; den ganzen Scheinbesitz, vor dessen theurem Erwerb er selbst seinen Herrn hundertmal gewarnt hatte. Konnte dann heimkehren und sprechen: „Was ich immer unhaltbar nannte, war auch jetzt nicht zu halten; und was wir wirklich brauchen, habe ich uns bewahrt." Sein Handeln war klug, seiner Haltung fehlte manchmal die ruhige Würde. War in seinem Programm nicht der Hauptpunkt die Vorbereitung einer entente cordiale mit Japan? Daß Nikolai, als er seine Truppen anreden wollte, den Mund vollnahm und von dem Gegner wie von einem Bettler sprach, dessen Winseln sein Herz gerührt habe, begriff jeder Asiat. Ein orientalischer Gott-Kaiser, der nie fehlen, nie ein Unrecht eingestehen darf, kann gar nicht anders sprechen. Nach dem Frieden von Shimonoseki schrieb der Sohn des Himmels mit dem Scharlachstift seinen Namen unter einen Erlaß, in dem gesagt ward, der erhabene Herrscher habe dem frechen Feind gnädig verziehen und ihm die Strafe für den schändlichen Einbruch erlassen, — dem Feind, der bei Kiulientschin das chinesische Heer, bei Phungdo und an der Yalumündung die chinesische Flotte vernichtet und, unter Oyamas Führung, nach viertägiger Belagerung Port Arthur gestürmt hatte. So will es im Osten uralte Ordnung. Unerträglich war nur, daß der Minister sich überlaut seines Sieges rühmte. Gegen die Behauptung, Rußland bleibe auch jetzt in Ostasien noch eine Großmacht, war nichts einzuwenden. Rußland hat Wladiwostok (wo nun eine große Werft und ein moderner Kriegshafen ersten Ranges entstehen soll), hat den riesigen sibirisch-mandschurischen Grenzgürtel, der Chinas Leib drückt, hat keins seiner wichtigen Stromgebiete verloren und besitzt, in seiner Bahn, die einzige direkte Landverbindung zwischen Europa und dem Fernen Osten; eine Verbindungslinie, die eines Tages noch werthvoller werden kann als der Suezkanal. Solche Besitztitel geben das Recht auf eine Großmachtstellung. Nur die Freude über einen (in der Einbildung) geglückten Trug mußte verborgen werden. Würde ein Thyssen je verrathen, daß der Gegenkontrahent ihm in die Falle gegangen sei? Und das Gute an dem Vertrag ist gerade, daß er Jedem giebt, was ihm gebührt, und Keinem ein Loth zuwiegt, das der Partner behalten oder erzwingen konnte. Schade. Dem politischen Leben des Zarenreiches fehlt noch die Resonanz: und so konnte der Klügste selbst, da er zum ersten Mal ins Freie trat und zu Völkern sprechen sollte, sich über die Widerhallsmöglichkeit seiner Worte täuschen.

Ueber das dumme Zeug, das die Reporter dem isolirten Kupferdraht aufluden, braucht man nicht lange zu reden. Um solchem Tiefseeunsinn den Weg zu bahnen, hätte Werner Siemens gewiß nicht sein Hirn zermartert. Die Weisheit der Inseratenpflanzer hatte Leute hinübergeschickt, die uns als Neustes erzählten, Witte stecke die Cigarette in eine Spitze, und die von den sichtbarsten Personalverhältnissen so wenig wußten, daß sie die Mär von einer Intrigue erfanden, die Graf Lamsdorff, Wittes Getreuster, fast der einzig ihm stets Treue in allen Kanzleien, gegen den Legaten angezettelt habe. Sechs Tage lang spukte die Mißgeburt durch die Welt. Noch länger lebte eine andere Legende; bis gestern galt sie als von Klio beglaubigt. Theodore Roosevelt, der Allumfasser, hat den Frieden gemacht. King Edward mag sich der Botschaft gefreut haben. Widersprach ihr auch nicht, sondern telegraphirte dem Präsidenten seinen Glückwunsch „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben." In der Depesche des Deutschen Kaisers war schon ein „großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohlthat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken." Witte hatte sich den Weihrauch wohl selbst aus der Cigarettenspitze gequalmt; und von Komura war kein Gehrockzipfel mehr zu sehen. Nur Theddys unermüdliche Anstrengungen hatten den Erfolg bewirkt und die ganze Menschheit muß sich, Christen, Islam, Buddhisten und Heiden, dankbar vor dem Gnadenbilde des Wohlthäters vereinen; „und wird Dies auch thun." Was hatte Herr Roosevelt nun eigentlich geleistet? Die Einladungen verschickt, das Lokal hergegeben, die Schmoller eifernd zur Versöhnlichkeit gemahnt. Sehr nett. Doch dafür Dank von der ganzen Menschheit? Nicht einmal sehr klug. Wenn die Russen auf den Präsidenten gehört hätten, wäre ihnen auf Sachalin kein Hälmchen geblieben. Und die Japaner klagen jetzt, der Yankeerepräsentant habe sie unzärtlich ins Joch gedrängt. Gar nicht sehr klug. Auf Japans Weg können die Philippinen die erste Etape sein; und Uncle Sam hätte alle Ursache, keinen Groll in Tokio aufkommen zu lassen. Ein peacemaker muß genau wissen, aufs Haar, was er den streitenden Parteien zumuthen darf. Roosevelt hat geirrt. Auf Rußland konnte er nicht wirken. Wenn die Gelben seinem Ro williger lauschten, thaten sies, weil er eine große Gruppe ihrer Gläubiger v trat. Wer mit der Hand auf dem Beutel aber Milde, Schonung, Barmherzig keit predigt, läßt im Gedächtniß des Schuldners eine schmerzende Furche.

Uns konnte der Kampf um die Palme nur heiter stimmen. Wenn d Amerikanern, die sich im Boxerkrieg früh aus der Front entfernt und sich na her weislich vor Landpachtungen in China gehütet hatten, jetzt die Ernte v

hagelt: um so besser für uns. Ein Konkurrent weniger; und er war, als räumlich nächster, der gefährlichste gewesen. Diesmal war, endlich einmal, nicht von Deutschland noch vom Deutschen Kaiser die Rede. Kein Russe, kein Japaner konnte uns grollen. Zwar hatte der durchlauchtige Kanzler Einiges über „das Risiko jedes großen Krieges" von sich gegeben und an new-yorker Zeitungmacher telegraphirt, Kaiser und Regirung hätten „nie aufgehört, für die Sache des Friedens zu wirken, wo nur immer sich eine Gelegenheit dazu bot". Phraseologie, hätte Bismarck gesagt. Und wir durften das Schicksal preisen, das zu solchem „Wirken" offenbar die Gelegenheit nicht geboten hatte. Da kam Roosevelts Antwort. Zuerst bemerkte man nur, daß er, mit einer am ersten Beamten der großen Republik, an einem Soziologen auffälligen Unkenntniß staatsrechtlicher Verhältnisse, den Deutschen Kaiser Emperor of Germany nannte; und daß offiziöser Diensteifer dreimal den Text geändert und die bürgerliche Anredeform durch die Kurialwendung „Euer Majestät" ersetzt hatte. Ein putziger, doch harmloser Einfall. Dann aber nahm man, wies in der Reichsgerichtssprache heißt, den Wortlaut ins Bewußtsein auf. „In jedem Stadium haben Sie an dem Bemühen mitgewirkt, im Fernen Osten Frieden zu stiften. Daß ich gemeinsam mit Ihnen diesem Ziel zustreben durfte, war mir eine besondere Freude." Uns nicht; wir hatten gehofft, den Kaiser diesmal, nach mancher trüben Erfahrung in fünfzehn Jahren, fern von der Feuerlinie zu sehen. Schnell tröpfelte nun noch Allerlei durch den porösen Beamtenkörper. Nicht Roosevelt habe die Konferenz vorgeschlagen, sondern Wilhelm, der den Russenwunsch, sie auf deutschem Boden eine Statt finden zu lassen, aber nicht erfüllt, sondern einen amerikanischen Küstenort für das Rendezvous empfohlen und, in weiser Zurückhaltung, Theodore zum Vollstrecker seines Wollens erwählt habe. Sehr glaublich klangs nicht; paßte auch nicht recht zu dem Telegramm an den von Gott uns Geschenkten. War er nur Werkzeug, dann mußte die vereinte Menschheit ihren Dank ja nach Berlin adressiren. Gewiß ein neues Märchen ... Nein. Als der Kaiser am vierten September tag amerikanische Abgeordnete empfing, sagte er zu ihnen, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm. Sagte außerdem, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Sagte es zu fremden Parlamentariern, die er zum ersten Mal sah und die jedes Wort natürlich brühwarm in die Zeitung brachten.

Wie Fürst Bülow über Nutzen und Nachtheil solcher Historie denkt, wer-

den wir einstweilen wohl nicht erfahren. Vor zwei Lustren, als er noch Reservelieutenant, armer Edelmann und Botschafter war, sagte er oft, sein Ideal sei der Kaiser von China, den Keiner sehe, Keiner höre und Jeder mit frommem Schauder in hellem Gewölk suche. Jetzt ist er Generalmajor, Millionär, Fürst, Kanzler: et nos mutamur in illis. Der Himmelssohn thront, vielleicht zwischen Aristoteles und Kant, auf verstaubtem Sockel; und der beredteste Mund weiß artig zu schweigen. Um so lauter klingts von draußen über die Grenze. „Wenn der Mikado das Marktthor schließt, bricht er sein feierlich verpfändetes Wort; und solchen Frevels sollte man auch einen gelben Menschen nicht ohne starke Verdachtsmomente zeihen." „Die Arier gegen die Gelbe Gefahr aufzurufen, ist jetzt, nach dem Abschluß des anglo-japanischen Schutz- und Trutzbündnisses, recht unzeitgemäß. Die Völker Europas wahren ihre heiligsten Güter auf anderem Weg, als der vom Kaiser gezeichnete Sankt Michel ihnen wies." „Le bruyant Théodore war schließlich doch schlau: als aus Tokio gemeldet wurde, das Volk mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, zeigte er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin; und der Kaiser that ihm wirklich den Gefallen, sich selbst zur frühsten Förderung des Planes zu bekennen." „Wenn Nikolai heimlich in Berlin um Vermittlung bat, wollte er sicher nicht, daß die Bitte bekannt werde. Das Audienzgespräch muß also in Petersburg und Tokio verstimmen." „Fünf Trümpfe haben wir jetzt gegen den lästigsten Konkurrenten im Fernen Osten: das Buddhabild, den Vergleich mit den Hunnen, die Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschou und den neusten Fehderuf gegen die Gelben. Damit läßt sich mindestens eben so viel wirken wie mit dem Jameson-Telegramm, das die Deutschen eine halbe Milliarde gekostet hat." Und so weiter. Vielleicht gewinnt Theddy jetzt die Freundschaft des Dai Nippon bald wieder. Wenn man nur wüßte, wie der Kanzler über Nutzen und Nachtheil solcher Historie denkt.

Das Spiel ist aus und die Mimen fahren, ohne Schminke und falschen Heroenbart nun, im Alltagskleid heimwärts. Wenn Komura nicht aus freiem Entschluß, wie ein alter Feudalritter, stirbt, kanns ihm zu Haus übel ergehen. Witte wird so lange erzählen, er ziehe sich ins Privatleben zurück, bis er die petersburger Windstärke erforscht und erfahren hat, ob die beiden Kaiserinnen ihm Nikas Vertrauen frisch zu firnissen vermochten. Auch die Regisseure und die Zuschauer kehren heim und wägen den Ertrag der Haupt- und Staatsaktion. Den Briten brachte sie ungeheuren, ohne Opfer erhandelten Gewinn. Den Franzosen die Gewißheit, daß die nation alliée et amie wieder frei athmen und die Westgrenze ausreichend besetzen kann (im marokkanischen Hader sind die Folgen schon zu spüren), und die Hoffnung, mit Englands Hilfe vor indochinesischem Un-

gemach von der Japanerseite bewahrt zu bleiben. Den Yankees wenigstens die Gewähr, daß der gelbe Mann fürs Erste nicht gierig nach dem Philippinenarchipel zu greifen vermag, und, wenn der Groll behutsam abgelenkt ist, am Ende noch einen profitlichen Handelsvertrag; Nikolai hat schon die Einfuhrzölle ermäßigt und Mutsuhito wird seufzend auch die Maklergebühr bezahlen. Und was bringt uns die große Schicksalskomoedie? Die Erinnerung an versäumte Gelegenheiten, die keine Ewigkeit je erneut, und an aufrüttelnde Morgenkaffeesensationen. Ob der Kaiser als Erster oder als Zweiter am Werk half, ob er den Zaren oder der Zar ihn für den Konferenzplan stimmte: uns hat der Friedenshandel nicht eine Reichsmark eingetragen. Mit leeren Händen und müden Nerven schleicht Michel nach Haus. Rußland ist nicht, wie ihm so oft in diesem Jahr verheißen ward, in Fäulniß ohnmächtig zusammengebrochen, Frankreich nicht isolirt, Britanien stärker als jemals seit Elisabeths Tagen. Um ihn aber ists einsam. Und wenn er noch so laut riefe, mit dem Kreuz noch so eifrig winkte: die Völker Europas würden sich zum Kampf gegen die Shintoisten nicht um ihn schaaren. Selbst Italien stützt sich nicht mehr willenlos auf seinen Arm.

In neidenswerther Zuversicht aber spricht Wilhelm der Zweite: „Hoch und hehr, mächtig und fest, so steht das deutsche Haus." Sagt, an einer Paradetafel, seine Hauptsorge sei, „daß meinem Lande der Friede erhalten bleibt." Erhalten? Führt Deutschland denn nicht seit Jahr und Tag einen Krieg, dessen Bedeutung und Schwierigkeit kaum noch im Reich erkannt und in dessen Verlauf längst mehr kostbares Führerblut geflossen ist als im vierundsechziger Feldzug? Ist dieser Krieg nicht der Rede werth? Vor seinen Offizieren sogar, als er von Augen sprach, die sich während der letzten Jahre geschlossen haben, nannte der Kaiser nur seine Mutter und Umberto von Savoyen. Zwei Namen, die im Herzen preußischer Soldaten nicht widerklingen. Was ist ihnen, war ihnen die kluge Frau, die stets auf ihr edleres Angelnblut stolz blieb und neben Frau Schrader sich wohler fühlte als neben dem alten General Pape? Was gar der gute Humbert? Auch dem achtzehnten Corps hatten, wie allen, einst Augen geleuchtet, die nun, seit der Kriegsherr seine Heerschaar nicht sah, in sandiger Wüste erloschen, von schwarzen Krallen vielleicht aus entfleischten Höhlen gerissen sind. Dieser Augen, dieser Männer, die dem Vaterland unter Qualen ihr Leben geopfert haben, dachte keine von allen Manöverreden. An sie hat nur der Kommandirende General von Eichhorn erinnert, als er auf die Rede des Kaisers antwortete, in der den Manen Victorias und Humberts gehuldigt war. Dieser General ist ein Mann und ein Krieger, nicht nur ein Soldat. Doch sein muthiges Wort hat kein Echo geweckt. Und im deutschen Haus preist man den Frieden, der uns ins Fenster lacht, und schilt den Krieg ein schlechtes Gewerbe.

Die Kanalflotte in der Ostsee.

Die englische Kanalflotte hat die deutschen Ostseegewässer verlassen und die deutsche Presse stellt sich und dem Gebilde, das sie „deutsches Volk" nennt, mit schöner Bereitwilligkeit das Zeugniß aus, man habe sich nicht nur fehlerlos, sondern sogar mit besonderer Würde und feinem politischen Takt während der Zeit dieses Besuches benommen. Nun ist ja bei Ereignissen und Vorgängen, die längere Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, der letzte Eindruck für die Erinnerung später meist maßgebend; um so mehr, wenn diese Vorgänge politischer Natur sind und dem Urtheil eines politisch unreifen Volkes und einer zum Theil rückgratlosen Presse unterliegen. In Deutschland begegnen wir außerdem dem Kuriosum, daß die politische Erzieherin von Volk und Presse, als welche die Regirung angesehen werden möchte, stets ihr Möglichstes thut, um das öffentliche Urtheil zu verwirren. Auch sie arbeitet bewußt darauf hin, den letzten Eindruck so zu gestalten, daß er ihr in ihren augenblicklichen Kram hineinpaßt. Aus diesen Gründen ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, wenn wir uns die Vorgeschichte und den Verlauf der englischen Flottenreise ins Gedächtniß rufen und untersuchen, wie es mit der Würde und dem Takt auf beiden Seiten bestellt war.

Im August verkündete Reuters Telegraphenbureau, die englische Kanalflotte werde eine Uebungreise in die Ostsee machen und Ende des selben Monats auch den deutschen Theil dieses Gewässers aufsuchen. Ausdrücklich wurde in der Depesche gesagt, die Reise werde nur zu Uebungzwecken unternommen und sei nicht als sogenannte Besuchsreise zu nehmen. Die Flotte laufe deshalb keinen der großen deutschen Häfen an, sondern werde nur auf den Rheden von Swinemünde und Neufahrwasser zu Anker gehen, um die Vorräthe zu ergänzen, auch den Besatzungen die nöthige Ruhe zu gönnen; besonders auffällig war in der Depesche die Wendung: „Die Ostsee als ein offenes Meer". Damals war in der deutschen Presse das vielbesprochene Wort vom mare clausum noch nicht gefallen. Ahnten die Engländer schon, daß es fallen werde? Die sonderbare Fassung des Reuter-Telegrammes wird durch die Thatsache der Entrevuen des Deutschen Kaisers mit den Monarchen der übrigen an die Ostseeküste grenzenden Länder einigermaßen erklärt. Man kann von dem möglichen Inhalt der dabei geführten Gespräche vollkommen absehen und braucht nur an die ganz außerordentliche Wichtigkeit zu denken, die jedes Einverständniß d Ostseemonarchien in einem Seekrieg für Deutschland haben würde. Für u kommt speziell Dänemark in Betracht. Die dänischen Gewässer sind leicht sperren und ihre Unpassirbarkeit würde uns gestatten, unter allen Umständ unsere ganze Flotte in der Nordsee beisammen zu halten; die Ostseeküs überhaupt gegen jede Angriffsgefahr zu sichern. Da in einem Kriege geg

England uns aber sicher ein Zwei-Fronten-Krieg zu Wasser droht, ist die Frage der dänischen Gewässer für Deutschland von größter Bedeutung. Ich bin nicht der Ansicht, daß die Ostseereise des Kaisers auf diesem Gebiet irgendwie reale Ergebnisse gehabt habe oder haben werde; auch wenn wir von persönlichen Momenten absehen: für ein solches Uebereinkommen ists heute noch zu früh. Weder Deutschland noch die anderen Betheiligten sind als Machtfaktoren zur See stark genug. Daß in England ausdrücklich von der Ostsee als von einem offenen Meer gesprochen wurde, konnte bei der Art der deutsch-britischen Beziehungen nur als Drohung gemeint sein. Sonst hatte der Ausdruck gar keinen Sinn; schon oft haben Kriegsflotten die baltischen Gewässer befahren und nie hat eine von ihnen daran gedacht, vorher den offenen Charakter des Meeres zu betonen. Erst diese Betonung veranlaßte den Redakteur einer deutschen Zeitung, des „Reichsboten", die Erklärung der Ostsee zum mare clausum zu empfehlen; er ging von der richtigen Voraussetzung aus, daß die beabsichtigte Reise der englischen Flotte, weil und wenn sie keinem Besuchszweck diente, nur die Vorbereitung zu einem Kriege gegen Deutschland oder wenigstens eine politische Demonstration gegen einen vermutheten Zusammenschluß Deutschlands mit den anderen Ostseereichen sein könne. Statt zu antworten, solle man die nur durch einen schmalen Arm mit dem Weltmeer verbundene See als ein Territorialgewässer der unter einander einigen Ostseemächte sperren. Diesem Artikel, der, im Gegensatz zu vielen anderen über Marinefragen, nur einen einzigen Kardinalfehler aufwies, folgte der Ausbruch einer außerordentlichen Entrüstung in der ganz oder halb offiziösen Presse. Gerade diese Entrüstung scheint mir etwas verdächtig; am Ende waren an die Reise des Kaisers doch Hoffnungen geknüpft worden, die sich in der nachher so scharf verurtheilten Richtung bewegten. Thatsächlich ist ja die Idee des mare clausum deshalb ein Unsinn, weil wir mit unseren geringen Machtmitteln nicht im Stande sind, die Ostsee gegen England zu schließen; denn nur auf England kommt es hier an. Das Beispiel eines mare clausum, das Schwarze Meer, kann kein Vergleichsobjekt bieten; hier wird durch Uebermacht von außen dem russischen Reich ein Ausfallsthor nach dem Mittelmeer geschlossen. In unserem Fall jedoch handelt es sich darum, gegen Eindringlinge die Thür von innen zuzumachen, sie für uns aber offen zu halten. In Friedenszeiten wäre Das nur möglich, wenn wir ein Machtkontingent aufbieten könnten, das dem jedes möglichen Besuches an Wucht gleich wäre. Verfügte man aber in der Ostsee über eine solche Macht, dann könnte man furchtlos jeden Besucher hereinlassen. Eine unangenehme Drohung ist der Besuch nur, wenn wir die Schwächeren sind; und weil wirs sind, können wir den Besuch nicht verhindern. Im Krieg liegt die Sache anders; da fällt ein Faktor weg, der die Schließung ohne die nöthige schwimmende Flottenmacht im Frieden schon an und für sich verbietet: die Nothwendigkeit

freien Verkehrs für Handels- und Kriegsschiffe zwischen Nord- und Ostsee. Im Kriege könnte der Weg in den dänischen Gewässern durch Minen, versenkte Fahrzeuge, Torpedoboote, Unterseeboote und Mittel der Küstenvertheidigung direkt gesperrt werden. Die Belte und der Sund sind aber dänische Territorialgewässer: folglich wäre ein Anschluß Dänemarks an Deutschland im Kriege das Ideal. An einen solchen ist natürlich nicht zu denken, aber auch nicht daran, daß in dem angenommenen Krieg es Dänemark gelingen könnte, seine Neutralität unverletzt zu wahren. Dann würde es sich darum handeln, welche von den beiden kriegführenden Parteien zuerst kommt. Wir haben den unschätzbaren Vortheil der größeren geographischen Nähe und der Kommunikation über Land voraus; möge es nur im entscheidenden Fall an der nöthigen Rücksichtlosigkeit nicht fehlen. Wie man in Dänemark über diese Dinge denkt, zeigte sehr drastisch die Rede, die der dänische Kommandeur Bluhme in Esbjerg hielt, als der dort ankernden englischen Flotte ein Fest gegeben wurde. Der dänische Offizier, der, wie er hervorhob, auch Mitglied der gesetzgebenden Versammlung ist, sprach mit einer Aufrichtigkeit, wie sie nur resignirte Gewißheit hervorruft. Er erzählte zuerst den Engländern, daß im Jahr 1807 Kopenhagen von der englischen Flotte bombardirt, das Arsenal vernichtet und schließlich die dänische Flotte weggeführt worden sei. Es sei der erste empfindliche Stoß für das alte Königshaus gewesen. Jetzt sei der Groll in Dänemark verraucht und man wünsche gutes Einvernehmen mit England. Vor wenigen Wochen habe die deutsche Flotte dänische Häfen aufgesucht, vor einem halben Jahrhundert aber Deutschland dem dänischen Reich einen so großen Theil entrissen, daß es nun eins der kleinsten geworden sei. Man halte in Dänemark für das Beste, streng neutral zu bleiben und sich nie in Meinungverschiedenheiten der europäischen Großmächte zu mischen; mit allen Nachbarn wolle man in gutem Einvernehmen leben und mit Deutschland wünsche man eben so wie mit England offene und unzweideutige Freundschaft. Für ein Land wie Dänemark, dessen Inseln die Schlüssel zu den deutschen Ostseegewässern sind, könnte in einem deutsch-englischen Krieg von gutem Einvernehmen mit allen Nachbarn nun zwar nicht die Rede sein. Klug und richtig ists aber, wenn Dänemark sich allen politischen Werbungen gegenüber in Friedenszeiten auf den vom Kommandeur Bluhme gewählten Standpunkt stellt.

Einzelne Stimmen, die sich in der deutschen Presse erhoben, nannten die Ostseefahrt der Kanalflotte eine politische Demonstration, eine Drohung; und dieser Ansicht bin ich auch heute noch. Die Flotte sollte uns besagen: Macht, was Ihr wollt, konspirirt, wie Ihr wollt, mit den Ostseemonarchien: wir können Euch, wenn es uns paßt, die Parade durchhauen. Das gab ein Theil der englischen Presse auch ganz offen zu und pries den Plan, gerade jetzt in der Ostsee zu zeigen, daß man auch noch da sei. Schnell war der behende

und doch würdevolle deutsche Offiziosus bei der Hand; er machte viele Verbeugungen, hieß die englische Flotte erfreut willkommen und wandte sich mit Entrüstung gegen taktlose und fanatische deutsche Hetzer, denen die internationalen Bräuche nicht bekannt seien. Die deutsche Flotte habe oft englische Häfen angelaufen und stets freundlichen Empfang gefunden. Die Anstandspflicht gebiete, der englischen Flotte jetzt mindestens Gleiches zu gewähren und das schöne kameradschaftliche Verhältniß zwischen englischen und deutschen Seeoffizieren nicht zu zerstören. Damit spielte man die Diskussion mit einem gewissen Geschick auf ein anderes Gebiet hinüber. Man wollte, daß (um mit Kant zu reden) wir die englische Flotte nicht als Mittel, sondern als Zweck betrachten sollten. Das ist den Offiziösen auch bis zu einem gewissen Grade gelungen. Trotz allen Jubelgesängen des Marinefachmannes im Lokalanzeiger ist aber noch heute sicher, daß die englische Flotte während ihres Aufenthaltes in den deutschen Gewässern das Werkzeug einer ausschließlich gegen Deutschland gerichteten Politik war. Deshalb konnte und mußte man sich damit begnügen, den englischen Offizieren und Mannschaften die vom internationalen Brauch vorgeschriebene Höflichkeit zu erweisen; in Liebenswürdigkeiten auch nur einen Schritt weiter zu gehen, war wirklich nicht angebracht. Die devote Artigkeit unserer Offiziösen stand diesmal in einem merkwürdigen Gegensatz zu der Art, wie der Deutsche Kaiser die Nachricht von der Kanalflottenreise aufgenommen hatte. Der Herausgeber der „Zukunft" hat darüber schon vor einigen Wochen gesprochen und ich betone hier nur noch einmal die Thatsache des Gegensatzes, die eine nicht ganz zureichende Erklärung in der damaligen örtlichen Entfernung zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler fand.

Die Kanalflotte trat ihre Reise an und ging zunächst nach dem holländischen Hafen Imuiden, dann nach dem dänischen Hafen Esbjerg. Das sind die Häfen zweier kleinen neutralen Länder (Esbjerg ist der einzige Nordseehafen Dänemarks und sein Handel lebt ausschließlich von der Verbindung mit England), Häfen, die in einem deutsch-englischen Krieg der britischen Flotte unter Umständen wohl als Stützpunkte dienen könnten. Eben so wenig wie Dänemark vermöchte Holland seine Neutralität zu vertheidigen und es ist daher wohl erklärlich, daß bei solchen Perspektiven eine vielleicht später Krieg führende Großmacht während der Friedenszeit freundschaftliche Fühlung auch auf diesem Weg herzustellen sucht. Daß diese Absicht vorlag, ist wahrscheinlich. Wir können uns aber mit der Gewißheit beruhigen, daß unsere Armee den Engländern die Benutzung dieser Stützpunkte beträchtlich erschweren würde. Ein paar Tage danach traf dann Admiral Wilson mit seiner Flotte auf der Rhede von Swinemünde ein. Er hatte offenbar bei der Durchfahrt durch die schwierigen Gewässer des Beltes sehr günstige Wetterverhältnisse vorgefunden, diesen Weg schneller zurückgelegt, als im Programm vorgesehen war, und

kam deshalb fünfzehn früher Stunden an: zum Schrecken der swinemünder Garnison, die den Salut nicht vorbereitet hatte. Maßgebend war für den englischen Admiral wohl nur die einfache Ueberlegung gewesen, sofort nach dem Ankerplatz zu dampfen, damit die Mannschaften nach einem immerhin anstrengenden Marsch Ruhe hätten, nicht aber zwecklos sich noch fünfzehn Stunden lang auf hoher See herumzutreiben. Am nächsten Tag kam auch die deutsche Flotte. Der Kaiser hatte sie geschickt, obgleich ihr Manöverprogramm sie in anderen Gewässern beschäftigen sollte. Der internationalen Höflichkeit wäre vollkommen genügt worden, wenn ein Kreuzer auf der Rhede von Swinemünde gelegen hätte; daß all unsere aktiven Seestreitkräfte zur Begrüßung dieser englischen Flotte aufgeboten wurden, ging weit über die konventionelle Form hinaus und mußte namentlich deshalb befremden, weil Reuters Telegramm ausdrücklich gesagt hatte, es handle sich nicht um Besuche und Festlichkeiten. Uns konnte und kann also dieser durch keinen greifbaren politischen Zweck gerechtfertigte Schritt weder mit Freude noch mit Stolz erfüllen; in englischen Zeitungen fand man natürlich Ausdrücke der Befriedigung darüber und leider hat in Deutschland Niemand an den Empfang erinnert, den die deutsche Flotte vor einem Jahr in Plymouth fand, als sie, wie ein Dankbrief für den kieler Besuch Eduards des Siebenten, hingeschickt war. Nach dieser artigen Empfangsüberraschung mußte man sich über die Antwort wundern, die der Kaiser dem Admiral auf seinen Gruß gab. Wilson telegraphirte: May I be permitted to express to your Majesty, as an Admiral of the Fleet in the British Navy, the great pleasure which my officers have enjoyed in meeting their comrades of your Majesty's Fleet. Und der Kaiser erwiderte: It is a great satisfaction to me to learn that you had pleasure in meeting your comrades of the German Fleet. William II., Admiral of the Fleet. Unsere Presse beeilte sich, geheimnißvoll auf das „Diplomatische" in dieser Antwort hinzuweisen. Ich finde nichts Diplomatisches darin, sondern nur den Ton eines dépit, einer persönlichen Verstimmung und höre daneben leise die Andeutung heraus: „Und doch habe ich Euch meine Flotte geschickt!" Daß unsere Flotte nach Swinemünde kam, war wohl eine Folge des schon öfter bemerkten Strebens, durch persönliche Liebenswürdigkeiten politische Freundschaft zu werben; und aus diesem Gesichtspunkt ist auch der psychologische Zusammenhang zwischen der Empfangsüberraschung und dem Inhalt der Depesche zu verstehen. Allerdings nur der psychologische Zusammenhang; denn politisch widersprechen einander. Admiral Wilson erfüllte eine Pflicht formeller Höflichkeit. In der Depesche des Kaisers spricht persönliche Gereiztheit.

Ueber die „gewünschte" und die thatsächliche Haltung der deutschen Bevölkerung während des Besuches ist viel geschrieben worden. Kurz vor

Ankunft der englischen Flotte lief ein Gerücht durch die Presse, der Magistrat von Swinemünde habe nach heftiger Debatte die für eine Bewirthung der Engländer in Aussicht genommene Summe von dreitausend Mark abgelehnt. Wahrscheinlich veranlaßte die Höhe des Betrages die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zu einem sehr komischen Artikel, einem Appell an die Presse und die Bevölkerung. Man möge nicht die „Achtung" vergessen, die man einer großen Nation schuldig sei; und so weiter. Der Rede Sinn war, die Presse möge Alles vermeiden, was den Engländern unangenehm sein könnte; und die Bevölkerung wurde zwischen den Zeilen so dargestellt, als ob sie ungeduldig darauf laure, die Engländer mit Steinwürfen und Schimpfreden zu empfangen. Unser Küstenvolk denkt, wie Jeder weiß, nicht an solche Demonstrationen; und die Badegäste sind nur beim Hurrageschrei immer gern vornan. In England muß man aber dem Gerede wohl geglaubt haben; sonst wäre das frohe Staunen darüber, daß die Leute in Swinemünde und Neufahrwasser sich anständig benommen haben, nicht zu erklären. Die Zuschauer haben sich wirklich sehr gut gehalten und, was besonders erfreulich ist, beim Anblick der englischen Flotte nie vergessen, daß sie eine sehr ernste politische Demonstration vor sich hatten. Die „launigen" Reden der beiden Oberbürgermeister möchte ich nicht in dieses Lob einbegreifen. Merkwürdig, daß man bei uns, Engländern gegenüber, so selten den richtigen Ton finden kann. Die hohen englischen Seeoffiziere sind Leute von Welt, höflich, liebenswürdig und reservirt. Sie sind als Gäste und Wirthe persönlich sehr angenehm und verrathen dabei nichts von ihrer politischen Gesinnung. Sie werden nicht „gemüthlich", nicht „jovial" und ihr Mund fließt nicht von alkoholischer Begeisterung über. Die deutsche „Tischrede" ist etwas einzig Dastehendes, etwas Fürchterliches; man schüttelt sich noch, wenn man später in den Berichten die anerkennenden Worte („launig", „markig", „schwungvoll", „warm") liest. Die Bürgermeister also machten mit warmen Herzen in auswärtiger Politik, wiesen in ergreifenden Brusttönen die Möglichkeit aller „Mißverständnisse" weit von sich und verlangten energisch, daß die beiden blutsverwandten Völker einander besser kennen lernen. Admiral Wilson pflichtete höflich lächelnd bei, wie es eben ein wohlerzogener Mann als Gast oder Wirth zu thun gewohnt ist, auch wenn er anders denkt. Nach meiner Ansicht hatten die beiden Bürgermeister weder den allergeringsten Grund noch die allermindeste Berechtigung, Tischreden über die deutsch-englischen Beziehungen zu halten; sie hatten die Vertreter der englischen Flotte nur freundlich willkommen zu heißen und reichlich zu bewirthen. Für sie mußten in der festlichen Stunde die Engländer nur Zweck und nicht mehr Mittel sein. Aber sie hatten wohl das Bewußtsein, sich einer schwierigen politischen Aufgabe zu entledigen und mit sanfter Hand in die Geschicke zweier Völker eingreifen zu müssen.

Wie Jeder, der sie kennt, erwartet hatte, haben die Engländer sich in

jeder Hinsicht korrekt, die englischen Matrosen anständig benommen. Daraus aber zu schließen, daß die Festessen, die Festreden und die Anwesenheit der deutschen Flotte sie zu einem deutsch-freundlichen Faktor in der englischen Politik gemacht haben, muß Kindern überlassen bleiben. Auch die Hymnen auf den kameradschaftlichen Verkehr deutscher und englischer Seeoffiziere können die Oeffentliche Meinung nur täuschen. Gerade in der englischen Marine lebt, wie wir sehr genau wissen, die Ueberzeugung, einmal müsse es doch zum Kriege gegen Deutschland kommen: also je früher, desto besser. Das ist eine politische Ueberzeugung, die der natürliche Bethätigungdrang eines hochstehenden Offiziercorps noch verstärkt. Wo aber ists Sitte, daß man mit den Offizieren der Macht, die man einst zu bekriegen hofft, nicht höflich verkehrt, Freundschaften schließt und beim Wein vielleicht auch fraternisirt? Thöricht wäre es, diesem Privatverkehr politische Bedeutung beizumessen.

Nützlich war der englische Flottenbesuch für uns insofern, als er die Erkenntniß, daß wir eine starke Flotte brauchen, verbreitet hat. Eine andere Frage bleibt, ob der deutsche Botschafter in England und das Centrum der Regirung gestatten werden, diese Erkenntniß richtig und energisch auszunutzen.

Interessant ist übrigens die Thatsache, daß von Imuiden bis Swinemünde und Neufahrwasser, Flensburg und schließlich Kopenhagen die englische Flotte keinerlei Uebungen unterwegs vorgenommen hat. Sie hat lediglich einen Reisemarsch gemacht und in Nordsee und Ostsee solche Häfen und Rheden angelaufen, die bisher gewöhnlich übergangen waren. Man wollte diese Häfen navigatorisch kennen lernen und so auch einen seemännischen Nutzen mit dem politischen Zweck verbinden. An Material ist die englische Flotte unserer beträchtlich überlegen. Ihr Personal, oberes und unteres, ist, so weit ich urtheilen kann, ausgezeichnet und die Annahme irrig, daß wir auf diesem Gebiet durch Qualität Wesentliches ausgleichen können. Man kann diese Hoffnung jedenfalls nicht als Faktor in die Rechnung setzen. Die Ueberlegenheit ist so groß, daß es ein Fehler wäre, unsere Geschwader überhaupt auf die hohe See den englischen entgegenzuschicken. Eine andere Frage ist, ob dieser Fehler nicht vielleicht doch gemacht werden würde; aus (wie soll ich sagen?) Ausstattungsgründen. Nehmen wir aber an, die deutsche Flotte hielte sich im Hafen von Kiel und in der Elbmündung zurück, so wären den Engländern dann zwar die Kolonien, die Handelsflotte und damit der Handel selbst preisgegeben. Die Handelsflotte allerdings nur zum Theil, weil eben immer viele ihrer Schiffe in deutschen oder neutralen Häfen liegen. Man würde die deutschen Küsten während der guten Jahreszeit effektiv blokiren, während der schlechten sich wahrscheinlich, besonders bei längerer Dauer, auf eine losere Blokade beschränken müssen. Mit solchem Verfahren könnte England beinahe ohne Verluste Deutschlands Handel und Kolonien an sich reißen; den Handel insofern, als seine

Rhedereien und Schiffe naturgemäß an die Stelle der deutschen treten würden. Doch wären wir nicht gehindert, bei längerer Dauer dieses Zustandes mit allen verfügbaren Kräften und in größter Eile durch Neubauten unsere Flotte zu verstärken und den vorhandenen Bestand, abgesehen vielleicht von Torpedofahrzeugen, intakt zu halten. Die deutsche Flotte bliebe also nicht nur die alte, sondern wäre eine wachsende Gefahr. Der Krieg verspräche eine endlose Dauer. Wollte England, um ein Ende zu machen, unsere Flotte und die Möglichkeit, eine neue zu bauen, vernichten, so müßte seine Flotte die Elbe und den kieler Hafen forciren und die darin liegenden Streitkräfte vernichten. Das würde aber ohne jeden Zweifel einen ganz bedeutenden Einsatz an englischen Schiffen erfordern; die zu vermuthende Größe dieses Einsatzes fällt für die Beantwortung der Frage ins Gewicht, ob England einen Krieg bis zum Aeußersten gegen Deutschland wagen soll. Dänische Bundesgenossenschaft oder Ergebenheit, ob gezwungen oder freiwillig, könnte den Einsatz erheblich verringern. Unsere Nordseehäfen sind schon deshalb nicht leicht zu blokiren, weil der englischen Flotte nahe und zuverlässige Stützpunkte fehlen würden; sie müßte sich einen oder mehrere erst an der Küste improvisiren. Die direkten Folgen der Blokade, also hauptsächlich das Stocken der Einfuhr, würden zunächst nur in höheren Preisen bemerkbar werden, Deutschland aber nicht zum Friedensschluß zwingen können; außerdem würde die Armee jedenfalls nicht müßig bleiben, sondern auf dem Festlande die naheliegenden Kompensationen suchen. Wir sind England gegenüber also nicht in hoffnungloser Lage, aber, schon zum Zweck der Defensive, verpflichtet, unsere Machtmittel zur See bis an die Grenze des Möglichen zu stärken. Ich zweifle nicht, daß England sofort Krieg gegen uns führen würde, wenn zur selben Zeit eine überlegene Festlandskoalition gegen Deutschland vorginge. Wir müssen auf alle Fälle wünschen, daß der cauchemar des coalitions dem jetzigen Reichskanzler recht viele schlaflose Nächte bereite; wie seinem großen Vorgänger. Unsere mangelhafte Seerüstung würde uns vorläufig, wie gesagt, noch zwingen, Alles, was außerhalb der Hafenausgänge schwimmt und liegt, preiszugeben. Das wäre für uns ein sehr großer Verlust, als Gewinn für England aber nur etwas Halbes und ein wirklicher Entscheidungskampf keine reine Freude, so lange Deutschland nicht auf dem Lande niedergeschlagen ist. Daraus darf man die Schlüsse ziehen: daß beschleunigtes Rüsten zur See nothwendig, in jedem Sinne vortheilhaft ist und die Kriegsgefahr nicht heraufbeschwört; daß die Kriecherei vor den Engländern Deutschland nach außen hin erniedrigt und keine politischen Vortheile bringt, nach innen Muthlosigkeit und Unklarheit in der Einschätzung eigener und fremder Kräfte zur Folge hat. Das Alles gilt von der Vertheidigung; jede aktive Politik aber bedarf als Grundlage einer Möglichkeit zu militärischer Offensive.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Neues Leben.*)

Den ewigblühenden Erkenntnißbaum hinauf
kriecht eine graue Schnecke.
Fahles Jahrtausendmoos schleppt sie auf ihrem Rücken.
Todmüde
betastet sie einen schwarzen Riesenknorren.

Dicht hinter ihm
rauscht die Seligkeit!
Sehnsüchtig,
mit blutenden Fühlern,
quält sie sich über ihn hinweg ...
Wieder in die blaue Unendlichkeit
wich der Sternenwipfel!

•

Altmutter Philosophie,
ewig junge!
Dein koisches Kopfnetz mit goldnen Cikaden,
die Schaube,
das hohe Weltschmerzchignon,
die interessante Cleo de Merode-Perrücke
feuerst Du in die Ecke,
läßt nun die Locken lose flattern
und übst mit verbundenen Augen Deinen Mignontanz.

In jedem der bunten Eier schläft das Weltgeheimniß.
Es ist ein kleiner, schwarzer Punkt.
Geschickt
wippst Du an ihm vorbei.

•

Unter dem Palastgiebel bauen wieder die Schwalben.
Vom Sonnentempel
läuten die goldnen Gongs.
Der alte, kranke König
lehnt im Bogenfenster und lauscht.
Habe ich mein Land auch ganz glücklich gemacht?
Da, mitten auf dem Marktplatz:
Was ist Das?
Zwischen den weißen Marmorfliesen
blüht ein blaues Blumenglöckchen, wiegt sich im weichen Wind.
Daß es mir Niemand zertritt!
Ein Wink.
Daneben schultert eine Schildwache.

•

*) Aus dem dritten Heft, das bei Johann Sassenbach in Berlin erschienen

Der Märchenonkel, die dicke Maschine, ist abgeschnurrt.
Die Buntstifte her!
Wir wollen ihn malen.
Von seinem runden Bolzenkopf
nach allen Seiten starrt die blonde Bürste;
drunter
blinkern schmale Augenschlitze wasserblau,
hakt in die Welt die schiefgeschnaubte Familiennase,
glitzert aus dem Nußknackermaul
ein goldner Zahn.
Seine zehn Weißwurschtfinger
ruhn gefaltet auf seinem karrirten Bauch.
Der ist mit lauter Bonbons und Pralinees gefüllt.
Hinten aus seinem Kummetkragen
kuckt das Aufhängsel.
Zieht mal dran!
Dann dreht er die Daumen umeinander
und knarzt noch ein Märchen.

Georg Stolzenberg.

Auf dem Lande.

Das ist also der geheiligte Sonntagsfriede auf dem Lande! Es ist das erste Mal, daß sie ihn erlebt; er muß seinen Zauber üben. Das Zimmer, das man ihr angewiesen hat, eins der „Fürstenzimmer" mit wirklichem Sofa und rothbrauner Ripstischdecke, geht auf den Gutshof, auf Pferde- und Kuhställe, auf Kükenbucht, Ententümpel und Dunghof. Dahinter ein Stückchen Haferfeld, roth übertuscht von blühendem Mohn, des Landmannes Schrecken, von einem Zaun aus weißen, schiefstehenden Birkenstämmen eingehegt, noch weiter in der Ferne ein Streifen ruhigen Wassers, irgend ein Bodden, blaugrau, träg hingebreitet. Wenn die Sonne über diesem Ausschnitt zwischen den beiden weißgekalkten Stallgebäuden mit den Rohrdächern und dem okerrothen Balkenwerk spielt, ist er voll malerischen Reizes: das Wasser schillert tief farbig, wie Blauperlmutter, der rothe Mohn leuchtet leidenschaftlich auf, die Birkenhölzer blitzern silbern. Aber diesem gesegneten Sonntagnachmittag fehlt die Sonne, so schwül die Luft auch ist. Die breitausladenden, unwahrscheinlichen Riesenpappeln neben den Ställen, in denen sonst ein so beständiges Rauschen ist, daß man bei geschlossenen Augen wähnen könnte, das Lied der fernen Großstadt zu vernehmen, stehen lautlos, wie erstarrt; kein Lüftchen bewegt die weißen Doldenblüthen des Holunderbusches vor der Wohnung des Stellmachers; nur der weichlich süße Duft ringt sich los und schwebt aufdringlich über den anderen ländlichen Gerüchen von Staub, Dung, stehendem Wasser, erhitzten Thieren.

Eine unbedingte Sonntagsruhe kennt solcher Gutshof nicht; das Vieh verlangt seine Pflege, am Sonntag wie am Alltag. Jetzt sammelt in der Kükenbucht ein Wirthschaftfräulein die jungen Küchelchen vom Boden auf in ihre Schürze, wie die Wallnüsse, um sie für die Nacht in der Kükenstube unterzubringen; die Klucken folgen dann von selbst nach. Der Brunnenschwengel, das Centrum des ganzen Hofes, kreischt, die Kühe, eine stattliche Heerde schwarzweiß gefleckter, werden von der Weide in den Dunghof zum Melken getrieben. Das Stadtfräulein, das vom Fenster seines Fürstenzimmers aus zwischen den zahlreichen Fliegenflecken der Scheibe hindurch den Hof beobachtet hat, steht auf, einen Zug von Ekel und Uebermüdung auf dem abgespannten Gesicht. Es gelüstet sie nicht, noch einmal zu sehen, was sie nun seit fünf Tagen vor Augen hat, wie diese Kolosse, um sich zu lagern, die Vorderbeine zum Knie beugen und dann, nach einer Pause, den Hinterkörper mit plötzlichem Ruck sinken lassen; wie die „Schweizer" (in Wirklichkeit stammen sie Alle aus dem Kirchspiel) in ihren rosa Hemden, den Melkschemel hinten angeschnallt wie einen Stachel, sich ans Melken begeben und wie die Viehmädchen das Selbe in hockender Stellung besorgen Da ist auch übergenug Menschliches und Allzumenschliches, Thierisches und Allzuthierisches im Verkehr, was sie abstößt. Noch dazu sind die Thiere heute bei dem drohenden Gewitter doppelt unruhig.

Als sie im Garten angelangt ist, athmet sie auf. Diese weitläufige Anlage mit den Taxuspyramiden, mit der verschnörkelten, zwei Jahrhunderte alten Sandsteinvase inmitten des bunten Mittelbeetes, mit den langen Gängen aus verschnittenen Jasminhecken, imponirt der Städterin. Ein Rest von nutzlosem feudalen Besitz, das Renommirstück des im Niedergang begriffenen Anwesens.

Mit Kindern und Kinderfräulein, mit Hauslehrer und drei Nichten ist die Gutsherrschaft ausgeflogen, um auf einem Nachbargut Geburtstag zu feiern; umständlich hat man sich bei der einzigen Sommerpensionärin entschuldigt, daß man sie allein lasse, — sie, die eigens hierhergekommen ist, um vollste Einsamkeit zu finden. Sie muß lächeln, wenn sie sichs vergegenwärtigt, und obgleich es nichts weniger als ein freundliches Mädchenlächeln ist, giebt es doch dem blasirten Gesicht einen eigenen Charme, der es ganz verändert. Einem Gesicht, auf dem der klügelnde Verstand Alles korrigirte, was die Natur beabsichtigte. Diese prächtig gewölbte freie Stirn sollte nicht durch die senkrechte Falte zwischen den Brauen, das Anzeichen grübelnden Denkens, entstellt sein; dieser Mund ist viel zu zärtlich geschnitten, als daß die Oberlippe sich wie in Hohn und Verachtung hochziehen sollte; das Blitzen der freigelegten weißen Vorderzähne giebt dem Gesicht fast etwas Grausames, das mit dem schmächtigen, aber sanften Oval seltsam kontrastirt; das braune Haar hat Neigung, sich zu locken, aber es ist zu einer berechnet strengen Frisur geordnet. Selbst das Kleid brauchte an diesem warmen Sonntagnachmittag nicht grau und nicht von dieser ausgesuchten, allerdings recht kostbaren Schlichtheit zu sein.

Wenn man sich den Dreißigen nähert, wie Fräulein Asta, vielleicht auch die Linie bereits überschritten hat, sich außerdem längst schon der vollsten Unabhängigkeit erfreut, lächelt man dem Leben nicht mehr unbefangen entgegen. Das Blut beginnt, heftiger und bewußter zu fordern, der Verstand zugleich, kritischer seine Ansprüche zu stellen. Das vereinigte sich nur selten. Man weiß, daß eine Ehe — und so wenig fortgeschritten die Zeit jetzt noch ist, kann man für sich selbst

leider Gottes nur eine richtige Ehe ins Auge fassen — noch etwas Anderes ist als eine Nachmittagsstunde, in der die Gatten zusammensitzen und Muthers Kunstgeschichte lesen. All diese kleinen Körperlichkeiten, die anziehen oder abstoßen, eine Bewegung, ein Duft und dann der große, unergründliche Zug des Geschlechtes: ist Das nicht die Hauptsache? Der Naturmensch giebt sich ihm unbefangen hin und thut damit das Rechte; uns aber, in unserer Ueberkultur, ist es nicht gleichgiltig, wenn Der, auf den unser Instinkt uns weist, am Ende nicht weiß, wer Tiepolo war. Und doch: was bedeuten diese Attribute unserer eingebläuten Bildung gegenüber der sympathischen Menschlichkeit, einer Hand, deren Blutwärme uns wohlig berührt, einer breiten Brust, an ders gut zu ruhen wäre! Fräulein Asta hat ihren nüchternen Verstand zusammen; keinen Augenblick täuscht sie sich darüber, daß sie rechtschaffen verliebt ist, verliebt, wie man es mit dreißig Jahren ist, ohne über das Gefühl selbst sich Illusionen zu machen. Und doch: als sie zwischen den Jasminhecken hinwandelt, im Schatten, der im Verein mit der brütenden Schwüle etwas Krankhaftes hat, meldet sich ein vergessener Rest von der Sentimentalität ihrer sechzehn Jahre. Dunkel müßte es sein, aber aufgehellt durch einen Schimmer von Mondlicht, hier und da ein zitternder Streifen, eine Pelleas und Melisande-Stimmung. Und neben sich müßte mans wissen, warm und vertraut, eine Hand, eine Schulter, und sich dann immer näher und wärmer fühlen, einen starken Herzschlag . . . Lippen . . . Es kostet sie nur eine Zeile, aufs Papier geworfen: Kommen Sie! Ein Telegramm nur . . .

Dieser Kürassierrittmeister macht eine prächtige Figur, wenn er an der Spitze seiner Schwadron reitet, Roß und Reiter eins. Dunkel, das Gesicht von der Luft gebräunt, wie aus Bronze gegossen, ein schwarzer Schnurrbart, der gerade das richtige Maß einhält. Wenn es nicht allzu romanhaft klänge, könnte man von einer „ritterlichen Erscheinung" sprechen. Zwar hat er ein stattliches Don Juan-Register hinter sich; aber sein Ruf ist gut und er liebt sie, — natürlich auch, wie ein Mann von vierunddreißig Jahren (und Offizier obenein) ein reiches Mädchen liebt: ohne Illusionen. Wenn nun auch wirklich seine geistigen Bedürfnisse nicht über die Manövergeschichten des Freiherrn von Schlicht hinausgehen: wird deshalb ihre Ehe unglücklicher sein als jede normale? Werden ihre Kinder dümmer sein, als es üblich ist? Sicher nicht.

Und trotzdem . . . Da ist eine laute, eindringliche Stimme in ihr, die ihr zuruft, was eigentlich eine uralte, ganz banale Weisheit ist: Er soll Dein Herr sein! Wie ihr delikates Empfinden Das auslegt: ihr Herr, nicht durch körperliche Vorzüge, durch brutale Kraft, sondern durch die Ueberlegenheit seiner geistigen Potenz. Sie ist keine Brünnhilde und ein Mann ihrer Kreise hat keine Gelegenheit, durch Kraftleistungen zu imponiren. Sein Geist soll sie unterjochen, das Uebergewicht von Bildung und Wissen sie aufs Knie zwingen. Keine Unterwerfung unter Das, was das Thier in ihr verlangt! Ihr Instinkt zwar weist sie auf den Mann hin, aber ein übersensibles Bewußtsein des eigenen Werthes warnt sie vor der Hingabe. So pendelt sie zwischen Wunsch und Erwägung hin und her, ohne zur Klarheit zu gelangen. Sie hat es mit der Trennung versucht, zuerst mit Reisen, neuen Eindrücken, dann mit der vollen Einsamkeit auf diesem pommerschen Gut, auf das eine Offerte in irgend einer Zeitung sie aufmerksam gemacht hat. Wenn sies recht bedenkt, eine wunderliche Laune.

Ein Schritt auf dem Kiesgrunde reißt sie aus ihren Gedanken. Der Neffe aus Berlin. Er ist viel zu blasirt, um sich mit seinen Verwandten an dem ländlichen Vergnügen zu betheiligen; noch jetzt steckt er, trotz der drückenden Schwüle, vom Mittag her in dem schwarzen Gehrock und dem Montblanc von Halskragen. Bei seinem Anblick überfällt Fräulein Asta sofort wieder die ganze grausame Langeweile dieses Landaufenthaltes, über die die Beschäftigung mit ihrer Person und ihrem in der Wage schwankenden Geschick ihr ein Weilchen hinweggeholfen hatte. Mit einem Gemisch von Wichtigkeit und Schonung tritt ihr der junge Mann entgegen. Natürlich irgend eine üble Nachricht, die ihr schonend beigebracht werden soll. „Ich bitte Sie vor Allem, nicht zu erschrecken, gnädigstes Fräulein: hier ist Etwas geschehen; und da Sie es ohnehin erfahren würden, halte ich es für besser, wenn ich zuvorkomme.“ Also richtig kombinirt. In dem stagnirenden Sumpf dieser Tage wirkt selbst die Aussicht auf etwas Abscheuliches erquickend; sie fühlt einen kleinen prickelnden Kitzel der Erwartung, als sie sehr ruhig sagt: „Nun? Halten Sie mich denn für so schonungbedürftig?“

„Es verlangt allerdings starke Nerven, gnädiges Fräulein.“

„Ist Etwas geboren oder gestorben?“ fragt sie ironisch. Auf dem Lande ist man an den Wechsel von Tod und Leben gewöhnt, wenigstens im Thierbestand; und der ist ja hier das Wichtigste.

„Vielleicht gestorben; man weiß es noch nicht.“ Und nun erzählt der berliner Neffe, wie das Unglück sich zugetragen hat. Beim Melken wars, bei der vorletzten Kuh, als der Bulle plötzlich den einen Schweizer angegriffen, ihn auf die Hörner genommen und zweimal in die Luft geworfen hat, daß er sich dort um sich selber drehte; die Gewitterluft mag das Thier doppelt aufgeregt haben. Der Mann ist liegen geblieben, bewußtlos, blutend, wie ein Toter. Man hat ihn aufgenommen, ein Mensch ist zur Telegraphenstation geritten, um den Arzt zu benachrichtigen, der freilich nicht vor zwei oder drei Stunden eintreffen kann, wenn er nicht auch gerade in Gliddow Geburtstag feiert. Merkwürdig, daß solche Chosen sich immer ereignen, wenn die Gutsherrschaft mal nicht zu Hause ist. „Und nun, gnädiges Fräulein, fassen Sie sich; es ist ein Unglücksfall, bei dem durchaus nichts zu thun ist.“

„Man muß sich doch nach dem Mann umsehen“, erwidert Fräulein Asta, noch immer sehr ruhig. Sie hat es keineswegs nöthig, sich „zu fassen“. Im Gegentheil. Das ist ja einfach gräßlich, was sich da in ihr regt; der Gedanke, irgendwie eingreifen, sich bethätigen zu können, wirkt auf sie wie eine Morphiumeinspritzung, die ihr Blut in freudige Wallung bringt. Sie muß sich selbst ermahnen, daß sie nicht in Laufschritt verfällt. „Aber so kommen Sie doch! Zeigen Sie mir den Weg!“

Der Jüngling ist ganz verdutzt; es scheint ihm wie eine Entwürdigung dieser Prinzessin, wenn sie wirklich mit dem blutenden Kerl in Berührung tritt.

„Gnädiges Fräulein wollen doch nicht etwa selbst?“

„Er muß doch verbunden werden. Ob die Mamsell Das versteht? Diese Menschen können ja niemals Blut sehen.“ Sich selbst traut sie vollkommen; auch ihrer Hand darf sie sicher sein. Vor zwei Jahren hat sie einen Samariterkursus durchgemacht. Das ist jetzt vornehmer Sport; ungefähr wie Automobilfahrten oder Vortragsserien: „Von Buddha zu Christus.“

Wenn Fräulein Asta erwartet hat, schon auf dem Gutshof eine beson-

Sensation zu erleben, muß sie enttäuscht sein. Eben wird der letzte Milchkübel zur Centrifuge gebracht, genau wie an jedem anderen Abend; neben dem Brunnen steht der Statthalter mit ein paar Arbeitern.

„Wo liegt er?"

Als Antwort macht der Statthalter eine Schulterbewegung nach dem Kälberstalle hin, ohne sich von der Stelle zu rühren; dabei spuckt er kräftig aus.

Fräulein Asta hat diesen Stall am ersten Tag, unter Führung des Gutsherrn, betreten; der übliche Orientirungsgang für den eben eingetroffenen Gast. Nur mit Mühe hat sie damals ein Wort des Staunens darüber unterdrückt, daß ein Mensch in diesem winzigen Bretterverschlag, mitten in dieser Kuhstallatmosphäre, schlafen könne. Auch hier geht Alles zu wie gewöhnlich. Das Viehmädchen kommt mit zwei vollen Eimern Magermilch von der Centrifuge und schüttet sie in die Rinne zur Tränkung der Mastkälber. Durch den Stall schießen die Schwalben, die dort ihre Nester haben, und schnappen nach Fliegen.

Asta fühlt es nun doch wie einen Schlag aufs Herz, als sie, den Jüngling hinter sich, den langen Fliesengang hinunterschreitet, dem Bretterverschlag zu. Ihre Phantasie arbeitet, malt ihr einen Toreador in der Arena, zerfleischt, von Blut überströmt, eine ekle Masse. Dagegen ist es fast eine Beruhigung, daß, was dort im Halbdunkel liegt, noch menschliche Form aufweist, daß die Brust sich hebt, die Pupillen unter den geschlossenen Augenlidern hin und hergleiten. Stiefel und Beinkleider hat man dem Verunglückten schon ausgezogen; er liegt da, den Oberkörper mit dem rosa Barchenthemd bekleidet, die Beine mit Blut überronnen. Und dort ist wohl der Quell; dunkel, schwerfällig sickert es hervor.

„Wir müssen ihn von hier fortbringen, irgendwohin, wo man sich rühren kann; hier ist nichts zu machen," bestimmt das Mädchen entschlossen. „Holen Sie Leute, ihrer drei oder vier."

Es dauert lange, bis der junge Mann zurückkommt; allein. Bedauernd zuckt er die Achseln; diese Leute mit ihren Eisenschädeln lassen sich von Niemand Etwas sagen, wenn der Herr nicht da ist; und heute ist obendrein Sonntag. Empört geht Asta selbst. Sind es Menschen, die da stehen, die Hände in den Taschen, die Pfeife im Maul, und sich nicht rühren? Dieser passive Widerstand giebt ihr Haltung; sie befiehlt, herrscht die Leute an: und nun fügen sie sich, wenn auch murrend. Die Bestie duckt sich. Sie ordnet an: so anfassen, hier Einer den Kopf, dort die Füße, der Dritte den Rücken stützen; ein Vierter rücke in der Stube des Stellmachers das Bett von der Wand, damit man bequem hinzukann.

Dem traurigen Zuge voran läuft Asta, läuft wirklich, ohne an ihre Würde zu denken. Die Mamsell und ein paar Mädchen sind nun glücklich herangekommen. Schnell Wasser, Verbandzeug und ein paar Schüsseln; ist Karbol im Haus? Wie entsetzlich lange es dauert, bis die Sachen gebracht werden! Wenn sie zu Haus der Köchin oder der Jungfer Etwas sagt, so ists im Augenblick ausgeführt; aber diese Menschen sind von einer Schwerfälligkeit . . . Endlich, nach einer Ewigkeit, wie sie dünkt, ist Alles zur Stelle, sie selbst hat ihrem Reisenecessaire mit den vergoldeten Stöpseln Watte, eine Pincette, ein Scherchen entnommen. Mit der großen weißen Schürze, die ein Mädchen ihr in Eile über das graue Kleid gebunden hat, sieht sie genau aus wie eine Barmherzige Schwester.

Inzwischen haben sie den Verwundeten auf das Bett des Stellmachers

gelegt. Die Erschütterung beim Tragen mag wohl die Betäubung durchbrochen haben. Die Augen sind jetzt geöffnet, blinzeln blöd und verwundert; manchmal stöhnt er. In dem niedrigen Zimmer ist eine entsetzliche Luft, aus der Ausdünstung von alten Kleidern, morschem Bettstroh, geschmierten Stiefeln, Seife, von Blut und Schweiß gemischt. Als aber Asta das schwere Federbett lüftet, ist es für einen Augenblick um ihre Fassung geschehen. Ob nicht doch Jemand ihr dieses Samariterwerk abnimmt? Sie sieht sich um: in der Thür steht die Mamsell und reißt Leinwand in Streifen für Binden, neben ihr das zierliche Stubenmädchen, an ihrer weißen gestickten Schürze knüllend, weiter draußen allerlei gaffendes Volk. Aber all diese Leute „können kein Blut sehen", wie sie richtig vorausgesagt hatte; der Neffe aus Berlin am Wenigsten.

Fräulein Asta wäscht die Blutkruste von den Beinen. Das eine ist unverletzt, an dem anderen klafft eine breite Wunde; aus dem Wundkanal, den das Horn des wüthenden Thieres gerissen hat, quillt es dunkelroth. Dieses prachtvolle, unverdorbene pommersche Bauernblut hat Kraft: es will sich nicht leicht zurückdrängen lassen; auf dem Betttuch hat es schon eine schwärzliche Lache gebildet, nun feuchtet es auch die zarten nervösen Fingerspitzen der Städterin, bis ihr gelingt, es mit Binden und Wattebäuschen zu bändigen. Der Mann stöhnt wieder; an der Schulter scheint Etwas in Unordnung. Mit Hilfe des Oberschweizers bringt sies endlich fertig, das schmutzige Hemd vom Oberkörper zu streifen. Ihre Nerven revoltiren dabei. Dies sollte ihr wenigstens erspart bleiben; aber sie beißt die Zähne zusammen und greift tapfer zu. Daß sie es überhaupt vermag! Wenn sie nur sieht, daß Jemand den Zahnstocher gebraucht, läuft ihr ein Schauder über den Rücken: und hier, dieser großen Abscheulichkeit gegenüber, bleibt sie ruhig! Aber ihre kritische Art verleugnet sich selbst in diesem Augenblick nicht. Ist, was sie stark macht, Menschenliebe, ein großer Zug, den sie erst jetzt in sich entdeckt? Drang nach Sensation? Eitelkeit? Wenn ihr Chirurgieprofessor sie so sähe . . . Ihr Rittmeister . . .

Eigentlich ein schöner Mann, dieser Schweizer. Solchen Bau muß der farnesische Herkules in seiner Jünglingszeit gehabt haben, ehe seine zwölf Riesenthaten die Muskulatur ins Uebertriebene dehnten. Selbst den Schönheitfehler des Gottes, den kurzen Hals, der den Kopf unvermittelt auf den Thorax setzt, findet sie wieder, daneben auch das kurze, krause, trotzig aufgerichtete Haar der antiken Plastik. Wie weiß die Haut gegen das sonnenverbrannte Gesicht steht! Wäre nur nicht dieser stumpfsinnige Ausdruck! Der Mensch ist doch wohl das anpassungfähigste Lebewesen, daß er sich im Verkehr mit dem lieben Vieh wieder rückwärts bildet Der Arm läßt sich, trotz der Schwellung der Schulter, frei bewegen; auch das Gehirn scheint nicht durch den Fall erschüttert; als die Ohnmacht gewichen und die Blutung gestillt ist, macht der Mann einen viel gesunderen Eindruck, als sie vor einer Viertelstunde für möglich hielt. Das sind eben die prächtigen Bauernnerven, die keine unnütze Denkarbeit geschädigt hat.

Eine Stunde später sitzt Fräulein Asta wieder in ihrem Fürstenzimmer und grübelt, nachdem sie sich gründlich abgeseift und die Kleidung gewechselt hat. Sie ist abgespannt und enttäuscht, auch die Bewunderung, die der Neffe aus Berlin und die Mamsell ihrer Tapferkeit zollten, kann sie nicht für die Erkenntniß entschädigen, daß ein solches Samariterthum in Wirklichkeit nicht so ideal aussieht, wie sie zuvor

gedacht. Für wen hat sie diese Heldenthat der Selbstüberwindung geleistet? Das liegt nun da und läßt sich ohne Scham und Scheu, ja, ohne nur „Danke" zu sagen, von einer Dame bedienen, als müsse es so sein. Kann man Das überhaupt noch als Menschen hinnehmen? Scham ist doch das Kennzeichen bewußten Menschenthumes. Dies ist nichts als die äußere Form eines Menschen, eine Attrappe, ohne den Inhalt Geist. Ihr Bischen Unsterblichkeitglaube, den sie sich mühsam aus Buddhismus und Okkultismus konstruirt, geht in die Brüche. Wozu soll so was unsterblich sein? Und wenns auch nur Material ist, das in höherer Form irgend einem Zweck im Jenseits dienen soll: wie viele Phasen hat es erst durchzumachen, um brauchbar zu werden! Genug, daß es geboren wird, lebt, arbeitet, liebt und mit der stumpfen Ergebung des Bauern stirbt, wenn seine Zeit um ist.

Bei aller Mißachtung fällt ihr ein, ob man wohl ihre Anordnung ausgeführt habe, wonach der Stellmacher auf Stroh und ein paar Bettstücken neben dem Kranken die Nacht zubringen soll. Diese Menschen scheinen von einer unglaublichen Bockbeinigkeit. Am Besten, man überzeugt sich selbst.

Zehn Uhr ist vorüber; und so dunkel ists, wie mans von einem Juniabend nicht erwarten sollte, als Asta den Gutshof überschreitet. Das Gewitter ist etwas näher gekommen, man hört den Donner wie das Rollen eines fernen Eisenbahnzuges, der Wind hat sich aufgemacht und jagt die Schwüle vor sich her; ein Kämpfen in der Luft von Rauheit und Weiche, die Ahnung von gesunder Frische. In den Zweigen der Pappeln beginnt es, zu raunen und zu singen, ein wunderliches Lied; vom Scheunendach her schreit eine Eule, ein paar Kühe brüllen leise; es klingt wie ein Stöhnen. Die Stube des Stellmachers liegt an der Ecke eines Stallgebäudes. Hier hat der Wind freies Spiel, er fegt über die Roggenhalme, daß sie sich demüthig, in flüsterndem Bitten, beugen; ein Ton mehr in dem geheimnißvollen Nachtkonzert. Und dazu der sommerliche Opferduft dieser tausend und abertausend reifenden Körner . . . Hin und wieder zuckt der Himmel in einem schwefelgelben Blitze. Aus dem Fenster bricht ein röthlicher Lichtschein, daneben leuchten im fahlen Schimmer die weißen Dolden des Holunders, wie die Gesichter moderner Asketinnen, in die schmerzliche Bläße des Verzichtens getaucht; ihr übersüßer Duft strömt in Wogen aus, auch schmerzlich, wie eine Klage um all das Köstliche, das da ungenutzt verblüht:

Das Auge der draußen Stehenden kann sich nur langsam in dem gelben Licht des geschlossenen Raumes zurechtfinden; doch bemerkt sie: ihrem Befehl ist gehorcht, die Betten für den zweiten Mann sind hereingebracht. Was aber dort neben dem Kranken kauert, ist nicht der Stellmacher, sondern etwas Hellgekleidetes, Weibliches. Jetzt hebt es den Kopf ein Wenig . . .: das hübsche Zimmermädchen.

In Fräulein Asta wallt es für den Augenblick auf in hergebrachter Empörung; der angekünstelte Abscheu vor der Liebe in einem häßlichen Rahmen. Nur eine reingewaschene, ästhetische Liebe sollte erlaubt sein. Und dann Geist und Seele, um den Trieb zu adeln.

Das hübsche Zimmermädchen ist die Feinste vom ganzen Hof. Oft leistet sie sogar der Gutsfrau Zofendienste. Sie ist die Tochter des Lehrers in Hohenkirchen, ist in der Stadt gewesen und hat sich von dort die modische Frisur und das gutsitzende Korset mitgebracht. Nach gethaner Arbeit parfumirt sie sich mit Maiblume und es geht das Gerücht, daß sie bei einer früheren Herrschaft, einer Schauspielerin, etwas Französisch aufgeschnappt habe. Fräulein Asta hat sie gern

gemocht, trotz der lächerlichen Verfeinerung; schließlich war sie die Einzige hier, mit der mühelos der rechte Ton zu treffen war. Und diese hübsche, kokette Person hockt hier am Bette des Schweizers, der nach Fräulein Astas Begriffen in Allem, was den Mann, den „Herrn" ausmacht, klaftertief unter ihr steht. Sie, mit ihrem gezierten Stadtdialekt, nimmt keinen Anstoß an dem barbarischen pommerschen Platt, der schmutzige, bunt karrirte Bettbezug erregt so wenig ihren Abscheu wie der Schweiß- und Karbolgeruch dieses gräulichen Krankenzimmers, während sie sich sonst die Hände wäscht, wenn sie nur eine Lampe, einen Eimer angefaßt hat. Jetzt ist alle Verziertheit von ihr abgefallen; nichts von Pose, wie sie sich an den Burschen schmiegt. In der Gewitterangst der Landleute zuckt sie bei jedem Blitz zusammen und drückt sich näher an den Mann; man weiß nicht, ob sie bei ihm Schutz sucht, ob sie ihn mit ihrem Körper decken will. Seine Hand umfaßt ihren Unterarm, von dem er den Blusenärmel zurückgeschoben hat, und selbst jetzt, trotz seiner Verwundung, ist es mehr als ein sentimentales Streicheln. Dieses Flüstern! Woher nehmen sie mit einem Male diese weichen, matten Töne? Was entzündet in ihren Augen diesen Brand? Die an einander geschmiegten Körper sind nicht ohne Reiz der Linien. Der Dämmerschein in der Stube verwischt an dem Bilde, was vielleicht unschön und roh ist; und der Duft aus den weißen Holunderbüschen wogt so betäubend ... Fräulein Asta starrt und starrt, merkt, daß die Szene sie abstoßen sollte, und kann sich doch nicht von ihr trennen. Es überläuft sie heiß, der Hals wird ihr trocken, sie muß schlucken, ihre Hand sucht Halt in dem Holunderbusch, die Stirn sinkt ihr, wie in Scham, auf die Blüthen. Und mit der grausamen Selbsterkenntniß, die ihres Wesens bester Theil ist, scheut sie sich nicht vor der Erkenntniß: sie ist neidisch. Neidisch auf diese Naturkinder, die sich nicht zu schämen brauchen, so zu thun, wie die Natur es von ihnen fordert.

Die Beiden „lieben" sich, auch das Mädchen den Mann. Nicht mit unserer Liebe der Ueberkultur, die das Gefühl mit irgend einem phantastischen Schleier verhängen möchte, nein: sie gehorchen dem übermächtigen, blinden Zug der Natur, dem einzig starken, dem großen Herrscher, der von Ewigkeit war und der in Ewigkeit sein wird, wenn Alles, was wir uns an Bildung, Wissenskram, an ästhetischen Bedürfnissen zusammengetragen haben, verweht ist, wie Spreu vor dem Winde. Wir haben diesen Mächtigen entthronen wollen, ihn mißachtet, — und nun sind die Grenzen der Herrschaft verrückt, zu unserem, des Weibes Leid. Dort aber ist noch ein Stückchen Natur, wie der große Schöpfer es gewollt hat bei seinem Werke. Das ist die Liebe, die Adam und Eva im Garten Eden zusammenführte; die das Weib unserer Vorfahren in der Hütte des Mannes hielt, selig als seine Gefährtin, seine Dienerin ... Zurück zur Natur! Schäme Dich nicht, nur Weib sein zu wollen! Beuge Dich dem Manne, als Deinem Herrn!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar schwere Tropfen fallen. Mit abgewandtem Kopf schleicht Asta an dem Fenster vorbei. In ihrer Stube sitzt sie im Dunkeln, die Lippen im Lächeln gewölbt, und sieht in die Nacht hinaus, die nun Blitz auf Blitz zerreißt.

Klara Blüthgen.

Der Kupfertrust.

Wo der Amerikaner die Weltmärkte beherrscht, sorgt er stets für Ueberraschungen. Wer glaubt noch, der Preis werde durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt? Die smarten Söhne Neuenglands haben uns diesen Wahn ausgetrieben. Heute wissen wir, daß die Gewaltigen der Spekulation die Preismacher sind. Nirgends mehr als auf dem Kupfermarkt, wo der amerikanische Ring, die Amalgamated Copper Company, den Ton angiebt. Mindestens zwei Drittel der Kupferproduktion werden von der Amalgamated kontrolirt. Ihr Führer ist John D. Rockefeller; und dieser Name weckt selbst im Hirn Dessen, der ihn bisher nur in Verbindung mit dem Petroleumtrust, der Standard Oil Company, nennen hörte, die Vorstellung einer durch brutale Rücksichtlosigkeit wirkenden Macht. Der Zweibund Kupfer und Petroleum mit „Johnny dem Killer" als Manager ist ein Faktor von ganz anderem Gewicht als der mitteleuropäische Zweibund, dessen Nimbus so ziemlich dahin ist. Wie die Alleinherrschaft des Kupferringes sich bemerkbar zu machen pflegt, lehrt uns die Entwickelung der Kupferpreise, die ernste Bedenken erregen muß. Seit Monaten gab es auf dem Kupfermarkt, der in London und New-York seine Centren hat, eine starke Preisbewegung nach oben. In London war für die verschiedenen Kupfermarken, die dort notirt werden, eine Steigerung von 7 Pfund Sterling für die Tonne im Durchschnitt zu verzeichnen; und der mansfelder Kupferpreis, der für Deutschland maßgebend ist, wurde noch am achtundzwanzigsten August um 5 Mark für 100 Kilo gesteigert. Der Aufstieg dauerte bis zum Tage des Friedensschlusses; seitdem sanken die Preise langsam. Die Abbröckelung war allenfalls durch die Annahme zu erklären, der Konsum werde vielleicht geringer werden; für Kriegsmaterial wurde zunächst nun ja nichts gebraucht. Wer aber möchte zugeben, der Friede könne auf irgendeinem Industriegebiete die Konjunktur verschlechtern? Für das Urtheil über die Preisgestaltung kommt eher ein anderes Moment in Betracht. Als die Statistik am fünfzehnten August eine Zunahme der Kupfervorräthe feststellte, mußte, wenn die Dinge sich natürlich entwickelten, der Kupferpreis niedriger werden. Die Hausse ging aber ruhig weiter. Erstes Wunder. Die Statistik vom Augustultimo meldete eine Abnahme der Kupfervorräthe. Homo sapiens communis mußte nun eine Preiserhöhung erwarten; die Wirklichkeit zeigte aber einen Rückgang. Zweites Wunder. Der amerikanische Kupferring macht eben die Preise und kümmert sich den Teufel um die Grundsätze der Volkswirthschaft. Das Ziel jeder Haussespekulation in Waaren ist stets Knappheit der Vorräthe: dann läßt sich ein hohes Preisniveau halten. Jaluzot und Cronier haben auf dem Zuckermarkt ja erst neulich zu zeigen versucht, wie mans macht. Sie mußten schließlich die Segel streichen, weil sie doch nicht genug Geld hatten, um sämmtliche Vorräthe aufkaufen zu können. Der Kupfertrust ruht freilich auf festerem Grund; doch gegen Einsturz sind auch solche Riesengebäude nicht gesichert. Wer allzu hoch baut, begiebt sich immer in Gefahr. Einer glaubt jetzt sogar steif und fest an einen bevorstehenden Preissturz in Kupfer: Thomas W. Lawson.

Dieser bostoner Spekulant, über dessen Feldzug gegen die amerikanischen Trusts so viel geschrieben worden ist, hat schon einmal eine Panik auf dem Kupfermarkt bewirkt. Damals handelte sichs allerdings weniger um einen Rückgang der Metallpreise als um eine Deroute in Kupferaktien, die am neunten Dezember 1904

zu einer beträchtlichen Kurseinbuße der Amalgamated Copper-Shares führte. Seitdem ist Lawson, dessen hier schon erwähnte Artikelserie „Die toll gewordene Hochfinanz“ lange diesseits und jenseits vom Großen Teich der ergiebigste Gesprächsstoff in Jobberkreisen war, der Lucanus der Kupferhaussiers geworden. Wenn er auf der Bildfläche erscheint, zittern selbst die Nerven der Riesen von Wallstreet. Dabei ist Lawson ein einfacher Contremineur; wenn er nicht starke Leute hinter sich hätte, könnte er seine Absichten nicht so leicht durchsetzen. Der Dezemberfeldzug von 1904 lehrte uns seine Methode kennen. Acht Tage vor der Panik machte er in geschickt abgefaßten Inseraten Reklame für Kupferwerthe. Da las man: „Seit es Amalgamated Copper-Aktien giebt, habe ich sie zu kaufen empfohlen. Ich rieth, sie zu kaufen, als sie von 100 bis auf 75 fielen; als der Kurs von 75 auf 130 stieg; als er von 130 auf 33 fiel; als er von 33 auf 83 stieg.“ So machte ers auch mit anderen Kupferpapieren und trieb die Spekulation und das Publikum zu immer tolleren Engagements; an Kupfer, sagte er, werde man bald 200 Prozent verdienen, denn die Produktion nehme nur sehr langsam zu. Dann, als die Haussepositionen, in denen natürlich meist schwache Hände arbeiteten, hoch genug geworden waren, verkündete Lawson, der „psychologische Moment“, wo er den Markt reinigen werde, sei gekommen. Wer sich noch retten wolle, müsse schnell seine Engagements abwickeln; denn Kupferaktien würden nun bald in ungeheuren Mengen verkauft werden. Daß dieses Pronunziamento wie eine Bombe wirkte, läßt sich denken. Nach den vorhergegangenen Reklamen war Niemand auf solche Wendung des Antreibers gefaßt. Die Panik wurde durch überstürzte Verkäufe und umfangreiche Zwangsexekutionen noch gegesteigert. Lawson aber, den man unter den Trümmern seines eigenen Luftschlosses begraben wähnte, triumphirte. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht mächtige Arme ihn gestützt hätten.

Ist dieser Mann nun ein Phantast, ein Wahnsinniger oder ein mit allen Hunden gehetzter Spekulant? Toll nannte man ihn, als er 30000 Dollars dafür bezahlte, daß eine im Ausland gezüchtete Nelkenart nach seiner Frau genannt wurde; einen verrückten Yankee hieß man ihn, als er sich eine Yacht baute, um gegen den Theebaronet Thomas Lipton um den Amerikapokal zu starten, und, weil sein Aufnahmegesuch vom new-yorker Yachtklub abgelehnt wurde, das Schiff auseinandernehmen und zur Erinnerung an dieses welterschütternde Ereigniß ein Denkmal errichten ließ. Für vollkommen übergeschnappt aber wurde er erklärt, als er sich auf die Literatur warf und in der Zeitschrift Everybodys Magazine seine Aufsätze über die amerikanische haute finance veröffentlichte. Das Blatt wurde dadurch zu einer der gelesensten Reviews; über Lawson jedoch zerbricht man sich noch heute den Kopf. Ich glaube nicht, daß er eine so komplizirte Psyche hat, wie allgemein angenommen wird. Er hat den felsenfesten Glauben, à la baisse spekuliren zu müssen. „Jeder Baissier ist ein Bischen meschugge“, sagte mir einmal ein witziger Großspekulant, der sich glücklich aus diesem Zustande herausgemausert hatte. Vielleicht hat auch Thomas Lawson einen kleinen Stich. Das an diesem unheiligen Thomas Sichtbarste ist aber sein erbitterter Haß gegen den Kupfertrust, gegen die Amalgamated Copper Company und ihren Inspirator John D. Rockefeller. Lawson war Mitbegründer des Ringes; aber die Machthaber der Standard Oil Company, die, wie schon erwähnt, mit der Amalgamated in enger Verbindung stehen, wollten den guten Tom nicht so wirthschaften lassen, wie es ihm beliebte: und so wurde

aus Freundschaft allmählich Feindschaft. Drüben (nur drüben?) braucht man in solchem Kampf dann jede Waffe, die zu erreichen ist. Der Konflikt mit der Amalgamated und dem Petroleumtrust hatte Lawson in die Stellung eines Baissiers gedrängt, von der aus er nun die Kupfermagnaten befehdet. Er arbeitet auch jetzt wieder mit Annoncen, in denen er (die Inserate erschienen vor etwa vierzehn Tagen in amerikanischen und englischen Blättern) behauptet, riesige Mengen von Kupfer und Kupferwerthen seien in den Händen von Börsenspekulanten aufgehäuft und dieser Ueberspekulation müsse ein furchtbarer Krach folgen. Bis hierher klingt die Ankündung ungemein selbstlos; das dicke Ende kommt jedoch nach: die Aufforderung an das p. t. Publikum, sich an einem unter Lawsons Führung zu bildenden Baisse-Pool von 10 Millionen Dollars „zur Bekämpfung der Machenschaften der Großspekulanten auf dem Kupfermarkt" zu betheiligen. Dem gekränkten Contremineur ist, wie man daran erkennt, jedes Mittel recht, um den Gegner zu schädigen; so überlegen der Ring mit seinen Riesenkapitalien einer Baissegruppe mit lumpigen 10 Millionen Dollars wäre: die Oeffentliche Meinung läßt sich vielleicht überzeugen, daß der Kupfermangel nur künstlich, durch Ringkäufe, herbeigeführt sei.

Die Gründer der Amalgamated Copper Company sind keine Neulinge in der Kunst, die Preise zu halten; sie haben früh gezeigt, wie nach ihrem Sinn die Wirksamkeit einer Vereinigung der größten amerikanischen Kupferbergwerke aufzufassen sei. Der Kupferpreis wurde von 11 auf 17 Cents für das Pfund erhöht und sollte, nach dem Willen der Rockefeller und Genossen, auf diesem Niveau bleiben. Das war aber nicht möglich, da bei so ungewöhnlicher Höhe des Preises die Nachfrage sich verringerte und bei der Amalgamated sich große Kupferbestände anfammelten, die allmählich abgestoßen werden mußten. Das ging, weil ein Dividendenverbot des Obergerichtes im Staat Montana die Gesellschaft veranlaßte, den Betrieb auf allen von ihr kontrolirten Kupferbergwerken einzustellen. Die zahlreichen Feinde des Kupfertrusts hatten nämlich erreicht, daß das amerikanische Gesetz, nach dem eine Gesellschaft nicht die Aktien einer anderen besitzen darf (ein Gesetz, das, wie die Trustbewegung lehrt, jeden Tag umgangen wird), auf die Amalgamated Copper Company angewendet wurde; die Dividenden der mit ihr verbundenen Unternehmen konnten ihr also nicht ausgezahlt werden. Die Gesellschaft stellte nun den Betrieb in ihren Kupferminen ein und schützte sich dadurch vor einer lästigen Ansammlung von Vorräthen, die bei dem hohen Kupferpreis und der dadurch bewirkten Konsumverringerung zu fürchten war. Eine der ertragreichsten Nebengesellschaften des Kupfertrusts ist die Boston and Montana Company, von deren Aktienkapital die Amalgamated etwa 98 Prozent besitzt. Diese Gesellschaft hatte in den letzten drei Jahren über 3 Millionen Dollars an Dividenden gezahlt; das gerichtliche Verbot weiterer Dividendenauszahlung an den Trust war für sie also besonders wichtig. Das wußte Augustus F. Heinze, der sich aus einem erbitterten Gegner in einen Protektor des Trusts umwandeln zu wollen scheint, sehr genau: deshalb suchte er die Amalgamated an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen.

Der Name Heinze ist mit der Geschichte des Kupfertrusts eng verknüpft. Im Staat Montana, im äußersten Nordwesten der Union, wo die großen Kupferbergwerke der Copper Company liegen, spielt sich seit Jahren ein heißer Kampf um die Herrschaft über den Kupfermarkt ab; die Häupter der Standard Oil Company ringen dort mit Augustus F. Heinze, der vor zehn, zwölf Jahren noch ein kleiner

Bergingenieur war. Er hat gegen den mächtigen Feind viele Prozesse geführt und dabei alle Künste der Korruption angewandt. Auf einen Schelmen wußte der Trust aber stets anderthalb zu setzen; und so wäre der Kampf zwischen der Amalgamated und Heinze wohl lange unentschieden geblieben, wenn nicht Thomas Lawson den Feldzug gegen den Copper-Trust begonnen hätte. Dessen Folge war eine Annäherung des Trusts an Augustus Heinze. Das Ergebniß der Verhandlungen ist noch nicht vorauszusehen; möglich aber, daß der Uebereifer des bostoner Baissiers zunächst nur die Macht der Amalgamated stärkt. Der Kupferverbraucher würde dann noch abhängiger von der amerikanischen Spekulation und die Geschäftslage noch unsicherer. Wie sich die Weltherrschaft der Amerikaner auf dem Petroleum- und Baumwollmarkt äußert, davon kann der Konsument ein Lied singen; und es ist gewiß kein lustig Lied. Bei Kupfer würde nicht nur der Käufer des Metalls, sondern auch der Erwerber von Kupferaktien die Manipulationen der paar führenden Trustkapitalisten zu fühlen haben. Diese Papiere sind aber sehr beliebt; sonst hätte die Spekulation in Rio Tinto-Aktien nicht so große Verluste gebracht. Rio Tinto gehören zwar nicht zu den amerikanischen Kupferaktien, sind aber dem Kupfermarkt viel zu nah, als daß sie eine dort beginnende Deroute nicht spüren müßten.

Die Kupfer verbrauchende Welt seufzt also unter der drückenden Herrschaft der Amerikaner und fragt angstvoll: Wird von drüben ein vernichtender Blitzstrahl kommen oder werden die Wolken, die sich nach der Prophezeiung Lawsons zusammengeballt haben, sich ohne Entladung wieder verziehen? Wenn diese Zeilen gelesen werden, ist die Frage vielleicht schon beantwortet. Das Gesammtbild wird sich einstweilen aber kaum ändern; auf Jahre hinaus ist die amerikanische Herrschaft gesichert. An den 1904 produzirten 653 000 Tonnen Kupfer waren die Amerikaner mit etwa 447 000 Tonnen, also mit fast 70 Prozent, betheiligt. Davon wurden fast 250 000 Tonnen exportirt. Wenn auch den europäischen Ländern, besonders den drei Staaten mit dem größten Kupferverbrauch (Deutschland 146 000, England 134 000, Frankreich 65 000 Tonnen), noch ein gewisser Einfluß auf die Preisbildung bleibt, so ist gegen den amerikanischen Trust doch nicht aufzukommen. Im Jahr 1904 haben sich die Preise drüben in erträglichen Grenzen, zwischen 12½ und 15 Cents fürs Pfund, bewegt; jetzt aber ist der Höchstsatz von 17 Cents aus den Gründungtagen der Amalgamated wieder erreicht, weil die großen Macher ihre eigenen kleinen Geschäftchen (Ausschaltung des Zwischenhandels u. s. w.) zu besorgen hatten und deshalb große Mengen Kupfer in die Hände bekommen mußten. Wird der Bedarf der Kupfer verarbeitenden Gewerbe, namentlich also der Elektrizitätindustrie, nun groß genug sein, um dem von der Spekulation auf den Markt gebrachten Material ein Unterkommen zu schaffen? In den Berichten einer großen englischen Kupferfirma wurde neulich gesagt, für raffinirtes Kupfer sei ein fester Preisstand zu hoffen, da europäische Fabrikanten noch einen starken Bedarf im laufenden Jahr zu decken haben und der Friedensschluß den Verbrauch nicht wesentlich verringern werde. Dabei wurde an die Wiederherstellung der russischen Flotte und an den industriellen Aufschwung in China gedacht. Doch ist, wie selbst im Kriegsjahr die Spekulation uns gezeigt hat, der Materialvorrath so groß, daß auch die Entwickelung des Schiffbaues und die zunehmende Verwendung elektrischer Kraft noch nicht die Gewähr geben, in naher Zeit könne die Versorgung des Konsums schwieriger werden. Noch glänzt der Kupfermarkt also nicht in rosigem Licht. Lador.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. September 1905.

Südwest.

Wer zum Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika ernannte Herr von Lindequist geht, so lasen wir, mit ganz neuen Plänen übers Meer. Er will versuchen, die Hereros durch Missionare zur Unterwerfung überreden zu lassen, und die ungefährlichen Leute dann auf Pachtland ansiedeln. Die Witboois, die als Arbeiter doch nicht zu brauchen sind, sollen vernichtet oder deportirt werden. Mit Morenga aber, der den Krieg in fast immer anständigen Formen geführt habe, will Herr von Lindequist Frieden schließen. In dem kölnischen Organ unseres Auswärtigen Amtes lasen wirs. Zweck des Artikels: zu zeigen, daß der neue Gouverneur von ganz anderem Kaliber ist als Herr von Trotha. Dem General, soll der Leser denken, sind so vernünftige Dinge natürlich nicht eingefallen. Der wollte nur schießen, Lorber erfechten, drohen und prahlen; drum gebührt sichs auch, daß unsere Witzblätter ihn als unfähigen miles gloriosus darstellen. (Einen Mann, der als Vertreter der deutschen Macht unter den schwierigsten Verhältnissen im Felde steht; einen schon alternden Mann, der, statt dem in solchen Jahren begreiflichen Ruhebedürfniß zu folgen, Leben, Gesundheit, Ruf fürs Vaterland wagt; der seit zwanzig Monaten Tag und Nacht Gift bei sich trägt, um nicht, wie es schon in dem wilden Kampf bei Hamakari leicht geschehen konnte, lebend in die Hände des bestialisch grausamen Feindes zu fallen. Ward irgendwo in einem Lande, das jeden Bülow kränzt, solcher Mann öffentlich je verhöhnt und geschmäht?) Wenn dieser avis au lecteur von den Herren der Wilhelmstraße kommt, dann wird er wider besseres Wissen verbreitet. Denn an dem ausposaunten Plan ist nichts neu. Den Wunsch, die Hereros ohne Blutverlust zur Unterwerfung zu bringen, hatte auch Trotha; nur war er nicht zu erfüllen, so lange die Bantuneger hoffen

konnten, in Hottentoten und Owambos Verbündete und in den Waffenlieferanten der Kapkolonie Helfer zu finden. Die Deportation der Witboois hat auch Trotha geplant; nur über den Ort, wohin sie gebracht werden sollten, bestanden noch Zweifel, scheint man in Berlin anders gedacht zu haben als in Windhuk. Am vierundzwanzigsten Juli telegraphirte der General: „Ueberführung der Togo-Witboois nach einer Binnenstation gänzlich ausgeschlossen. Ueberwachung auch an einem der beiden Küstenplätze ohne Kette von mir abgelehnt. Jeder Deutsche, der von einem dieser hierher gesandten Witboois erschossen wird, kommt auf das Haupt Dessen, der ihre Ueberführung anordnet. Vorschlage, sie nach dem Kilimandscharogebiet im Osten zu senden." Dorthin sollten auch die Leute Hendriks kommen, wenn man sie niedergeworfen hatte. Und der Friede mit Morenga? Schon am achtzehnten Juli meldete der General: „Verhandlungen des Hauptmanns Salzer mit Morenga, der sich auf Grund der Proklamation (Trothas) ergeben will. Deutsche seien ihm immer auf den Fersen, selbst in Gebirgsschluchten, die er für uneinnehmbar gehalten hatte; ließen ihm keine Ruhe und raubten sein Vieh. Kühe gäben keine Milch mehr. Rinder durch ewiges Hin und Her fußlahm. Kleinvieh gehe zu Grunde. Besonders Mangel an Tabak und Kaffee." In Berlin scheint man die Verhandlung damals nicht gern gesehen zu haben. Denn am dreiundzwanzigsten Juli telegraphirte Trotha an den Kanzler: „Euer Excellenz haben, glaube ich, keine Veranlassung, von mir eine schwächliche Kriegführung oder solche Politik vorauszusetzen. Ich muß aber mit den Etapen rechnen und mit den Schwierigkeiten, die ich übersehe. Deshalb erschien mir ein Abschluß mit dem einzigen anständig Krieg führenden Morenga nicht nur erwünscht, sondern geboten. Die Lage ist durchaus nicht so, daß eine Beendigung des Aufstandes vor der Thür steht." Und vorher hatte er über neue Verhandlungen Salzers berichtet und gesagt, gegen Morenga könne sonst noch Jahr und Tag ohne Erfolg gekämpft werden. Ob die schlauen Excellenzen der Wilhelmstraße für oder gegen den Frieden mit Morenga waren: daß Trotha ihn wollte, ist erwiesen. Erst als Salzer nicht ans Ziel gekommen war und Hendrik Witbooi mit beträchtlicher Macht in einem westlichen Nebenrevier des Leberflusses erschien, mußte mit Morenga wieder als mit einem zu bekämpfenden Feind gerechnet werden. Auch damals aber, am dritten August, schrieb Trotha: „Um Zersplitterung zu vermeiden, will ich Morenga nicht gleichzeitig angreifen, sondern alle verfügbaren Truppen gegen Hendrik heranziehen. Wenn Hendrik geschlagen wird, ist weiterer Widerstand auch für Morenga unmöglich." Diese paar Citate (die auf Wunsch vermehrt werden können) beweisen schon, daß der Herrn von Lindequist zugeschriebene Plan nichts enthält, was nicht auch dem General eingefallen war.

Die Versuche, zu einem modus vivendi mit Morenga zu kommen, wurden nach den ersten Mißerfolgen nicht aufgegeben. Als er und Cornelius (die Beide nicht gemordet, ihr Leben also nicht verwirkt hatten) zum zweiten Mal einen Friedensschluß anboten, ritten die Hauptleute von Koppy und Thewalt zu Morenga. Lieutenant von Trotha erbot sich, den ihm befreundeten Cornelius aufzusuchen, wurde dort aber noch vor der Verhandlung von dem Bondelskapitän Johann Christian aus dem Hinterhalt erschossen; Christian hatte seinen Treueid gebrochen, konnte nicht auf Begnadigung hoffen und wollte die Kapitulation seiner Gefährten verhindern, die ihn gezwungen hätte, allein als Vogelfreier durchs Land zu irren. Morenga (in dessen Werft auch zwei eidbrüchige Kapitäne saßen) hatte die Bedingung gestellt, daß während der Verhandlungen alle militärischen Bewegungen unterlassen würden. Das war zugesagt, die Compagnie Ritter in den Karrasschluchten von dem Befehl aber nicht erreicht worden. Als die Verhandlung beginnen sollte, marschirte diese Compagnie zufällig direkt gegen Morengas Werft. Der mißtrauische Herero kam nun nicht zum Stelldichein, ließ die Unterhändler von Scharfschützen umzingeln und gab den Befehl, die Weißen sofort zu erschießen, wenn Ritter noch weiter vordringe. Sechsundzwanzig Stunden lang sahen die beiden Offiziere die Hererogewehre auf sich gerichtet. Zum Glück hielt Ritter sich ruhig. Ohne diesen unvorhersehbaren Zufall wären die Verhandlungen wahrscheinlich gelungen (denn Morenga war sehr friedlich gestimmt), der Süden hätte fortan Ruhe gehabt und der Staat kostbare Menschenleben und hundert Millionen erspart. Der Verlauf der Sache lehrt wieder, daß unsere Offiziere drüben Schlimmeres auszuhalten haben als die Russen in der Mandschurei. Deshalb ist auch die Verlustziffer so groß. Nirgends, schrieb mir neulich ein deutscher Krieger, „ist die Zahl der Offizierverluste bisher richtig angegeben worden. Auch in den Ranglisten der Jahre 1904 und 1905 fehlen die sächsischen, bayerischen, die Reserve- und Landwehroffiziere. Im Bondels-, Herero- und Hottentotenkrieg sind bis Ende August siebenzig Offiziere gefallen; also mehr als, trotz Düppel, im ganzen Feldzug von 1864. Die Gesammtzahl der toten und verwundeten Offiziere ist nach genauer Berechnung 145. Man sollte diese Ziffern einmal den Verlusten vergleichen, die der chinesische ‚Ordensritt' unter Waldersee zur Folge hatte. Wenn ich nicht irre, ist damals von den Offizieren des Expeditioncorps nur einer gefallen (oder ermordet worden) und es gab in der ganzen Zeit nur zwei verwundete. Und mit welcher Tonstärke wurden ihre Thaten gerühmt, mit welchen Ehrenzeichen vom Kriegsherrn belohnt!"

Wer ist dieser Morenga, von dem jetzt beinahe so viel geredet wird wie von einer feindlichen, vielleicht aber für uns zu gewinnenden Großmacht? Ein

baumlanger, schlanker Herero aus Damaraland. Mitte der Dreißig. Ein kluges, ausdrucksvolles Gesicht. Kleidung: entweder deutsche Offiziersuniform oder vornehmer englischer Reitanzug; am Lederriemen hängt das Görzglas. Immer begleitet ihn, der sich Jakob Marinke, den Feldkornet und jetzigen Oberführer der Bondelzwarthottentoten nennt, ein britischer Sekretär und Kriegsberichterstatter. Kein anderer Kapitän im Schutzgebiet hält den Vergleich mit diesem Jakob aus, der auf seine Weise ein ganz genialer Kerl ist. Wo er die Schwarzen geführt hat, ist mehr Blut geflossen als sonst irgendwo; und auch wenn man vorher nicht wußte, daß man ihm gegenüberstehe, war an der Gefechtsanlage auf den ersten Blick zu merken, daß er die taktische Führung habe. Seine Leute zittern vor ihm und schleichen sich auf seinen Wink fast bis in die deutsche Front hinein. Er ist, je nach Bedarf, tollkühn oder vorsichtig und hat den Ehrgeiz, den Krieg nach Europäersitte zu führen. Weil er die feige Ermordung deutscher Farmer und die Verstümmelung der Verwundeten nicht billigte, hat er sich mit Hendrik Witbooi entzweit. Vor drei Jahren, als (am Geburtstag des Kaisers) der verhängnißvolle Kompromißvertrag von Kalkfontein geschlossen und von den Bondelskapitänen eine Glückwunschdepesche an den Kaiser geschickt wurde, versprach eine geheim gehaltene Klausel den Bondelzwarts, sie würden die Gewehre, die sie nach dem Vertrag abzugeben hatten, entweder behalten oder nach ein paar Monaten wiederbekommen. Die Mörder sollten vor einen aus Eingeborenen zusammenzusetzenden Gerichtshof gestellt und die Befugnisse des Bezirksrichters einem den Bondels genehmen Mann anvertraut werden. Allzu strenge Strafe war also nicht zu fürchten. Einen Sündenbock aber mußte man opfern, einen Schwarzen wenigstens henken, um den Landsleuten in der Heimath sagen zu können: Dieser Hauptschuldige büßte für Mord und Raub. Die Wahl fiel auf den Feldkornet Jakob Morenga. Zwar hatte er nicht gemordet noch geraubt, aber er war kein reiner Bondelzwart und sollte, als Grotmann, dran glauben. Das paßte dem klugen Jakob natürlich nicht. Er floh über die englische Grenze, nahm in der Pellamine Arbeit und forderte in einer Eingabe an den Gouverneur (Leutwein) ein Gerichtsverfahren, das ihn von dem Verdacht des Mordes reinigen werde. Dieses Verlangen, das doch nicht unbegründet war, wurde abgelehnt und auf Morengas Kopf ein Preis von tausend Mark gesetzt. (Auch diesen Brauch, ohne den schon Wissmann nicht auskommen konnte, hat also nicht der böse Trotha eingeführt.) Ein englischer Grenzpolizist wollte sich das Geld verdienen. Dadurch wurde Morenga zur Rückkehr auf deutsches Gebiet gezwungen. Er sammelte zunächst ungefähr dreißig Leute um sich und lebte schlecht und recht von Viehdiebstahl und anderen Räubereien. Da er aber ein geborener Führer ist, verfügte er bald über

vierhundert Gewehre. Das Beispiel des kleinen De Wet hatte es ihm angethan. „Was De Wet mit den Engländern gemacht hat, kann ich in meinem Orlog mit den Dutchmen auch machen.“ Leider hat ers nicht ohne Erfolg versucht... Daß dieser beste Mann der Schwarzen gegen uns im Feld steht, ist also eine Folge der Klugheit und Voraussicht deutscher Kolonialbehörden.

Morenga, der sich in holländischer, englischer und deutscher Sprache zu verständigen weiß, hat auch diplomatisches Talent. Er kennt alle Künste der Bestechung und bekommt Alles, was er braucht, von den Briten: Proviant, Waffen, Munition. Warum auch nicht, da er kein Knauser ist? Jedes politische Bedenken schweigt, wenn für zehn Patronen ein Ochse, für fünf ein Stück Kleinvieh angeboten wird. Und der Brite ist nicht undankbar. Nach dem Gefecht bei Bissiport waren hundertsechzig Hottentoten über die Grenze geflüchtet. Prompt meldete der englische Grenzoffizier dem deutschen Verfolger, zehn Großleute und hundertfünf Mann seien übergetreten und würden drüben bewacht; vierzig Köpfe waren also schon unsichtbar geworden. Nach zwei Tagen warens nur noch fünfundsechzig Mann; und in Uppington, dem Ort der Internirung, kamen zwei an. Die Entwaffnung hatte acht, ganze acht Gewehre geliefert; der englische Lieutenant, dem diese Komoedie zu danken war, wurde bald danach freilich versetzt. Daß Morenga trotz Alledem seinen Krieg anständig führt, muß anerkannt werden. So weit sein Auge reicht, werden die Verwundeten nicht gequält, die Toten nicht beraubt, entkleidet, verstümmelt. Zwei verwundete deutsche Soldaten, die er traf, hat er mit Proviant nach Warmbad geschickt, damit sie dort verbunden würden. Eines Tages erschien er bei dem halb gelähmten Farmer Paul und sagte: „Paul, ich brauche Dein Geld und Dein Vieh, werde Dir aber einen Schein ausstellen, auf den Du, wenn der Krieg siegreich beendet ist, Alles bei Heller und Pfennig zurückerhältst.“ Solcher Schein sei werthlos, meinte der Farmer und bat, ihn wenigstens mit dem Nöthigsten in seinem Gehöft zu lassen. „Unmöglich“, antwortete Morenga, „ich brauche das Geld und das Vieh und kann Dich nicht hier als Spion dulden. Ein Billet Erster Kajüte nach Deutschland kostet sechshundert Mark; hier sind sie. Wähle Dir ein Maulthier, reite an die Küste und fahre heim.“ Bei Narondas, wo Oberst Deimling (der nur im Norden und mit seinen Siegesbulletins Unglück hatte) den Hottentoten die ärgste Schlappe bereitet hat, die sie jemals erlitten, wurde Morenga durch einen Shrapnellsplitter am Unterleib schwer verwundet. Seitdem war er, dessen Verbündete sich, als er fehlte, mehrfach überrumpeln ließen, des Krieges müde und bat, ihm Unterhändler zu senden. Während der Verhandlung hatten zwei deutsche Offiziere und vierzig Mann, auf der Suche nach Wasser, ahnunglos einen Platz erreicht, der von zweihundert ver-

steckten Hottentoten dicht umstellt war: Eben sollte das Gemetzel, dem von den Weißen wohl nur wenige entgangen wären, beginnen: da eilte der verwundete Morenga herbei und zwang seine Leute zur Ruhe. Das war nicht leicht; denn sie hatten erfahren, daß zwei Hottentotenparlamentäre von den Deutschen (aus Versehen natürlich) erschossen worden waren, und lechzten nun nach Rache. Als Morenga die Leute gezügelt hatte, ließ er sie aus der Deckung aufstehen, zeigte den Deutschen, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten, und gewährte ihnen freien Abzug. Immerhin war auch er mißtrauisch geworden und, als ihm bald danach ein Ueberfall geglückt war, nicht mehr so friedlich gestimmt.

Trotha hat diesem Gegner die Anerkennung nicht versagt; ließ sie ihm sogar ausdrücklich verkünden. Daß er noch nicht zum Frieden mit Morenga gekommen ist, war nicht seine Schuld, sondern die Folge unseliger Zufälle, die selbst der genialste Führer nicht abwenden konnte. Wenn Morenga die Waffen streckt, ist im Süden Ruhe und der schwerste Theil des Hottentotenkrieges hinter uns; Cornelius, Christian, Morris, Stürmann und die anderen Kapitäne hätten dann keine Hoffnung mehr. Bis wir aber so weit sind, muß gekämpft werden. Und dieser Kampf ist wirklich nicht so leicht und bequem, wie in der lieben Heimath Mancher zu wähnen scheint. Bei den Truppen, die ins Gefecht gekommen sind (nie mehr als zweitausend Mann zur selben Zeit), sind die Verluste ungeheuerlich groß; jeder dritte Offizier, jeder zehnte Mann ist gefallen. Mit dem Kochgeschirr wurde diesen Tapferen von den überlebenden Kameraden das Grab geschaufelt; ein paar Klippensteine drüber und ein rohes Hartebestkreuz in die Scholle gepflanzt. Wer nach zwei, drei Wochen die Stätte dann, etwa auf einem Patrouillenritt, wiedersah, fand das Grab aufgewühlt; ein Stück schwarzweißen Bandes, vielleicht eine Chinamedaille (für Afrika war ja keine Denkmünze nöthig) und ein bleichendes Knochengerüst: mehr hatten die Schakale und die Hereroweiber nicht übrig gelassen. So leben, so sterben und faulen deutsche Menschen in Südwestafrika. Fürs Vaterland? Für die Profite der Häuser Woermann und Tippelskirch? Als Sühnopfer für die unverzeihlichen Fehler der Kolonialabtheilung, die dem Reichstag die Rentabilität der Kolonie beweisen wollte und ihr deshalb das Nothwendigste versagte? Statt mit untauglichen Mitteln jetzt den Beweis zu versuchen, daß Trotha sein Geschäft nicht versteht und nur von dem Mann ihrer Wahl das Heil zu erwarten ist, sollten die Sünder der Wilhelmstraße dafür sorgen, daß der Krieg endlich mit voller Kraft geführt wird und nicht Jeder, der hinübergeht, im Voraus wissen kann, nach der Abschiedsrede im hamburger Hafen habe er von den Landsleuten nur noch Hohn und Schimpf zu erwarten.

Der Reichstag.

Man sagt dem Reichstag nach, daß er nicht gesund sei. Schlechte Blutmischung, schwache Brust, mangelhafte Begabung, senile Schwatzhaftigkeit, Englische Krankheit, Knochenweichheit und noch andere Gebrechen und Mängel werden der gesetzgebenden Körperschaft des Deutschen Reiches mehr oder minder zartfühlend nachgewiesen. Heinrich Heine hat für den alten Deutschen Bund einen noch kürzeren und noch unliebenswürdigeren Krankheitbericht verfaßt in dem Spottvers: O Bund, Du Hund, Du bist nicht gesund! Aber im Grunde ist Das, was dem Reichstag täglich an Kritik vorgesetzt wird, nicht eben freundlicher und tiefer gedacht. Ein nicht gerade dankbares Geschäft wäre, die Vertheidigung und Reinwaschung übernehmen zu wollen, zumal da gewisse Mißstände im Reichsparlamentarismus offenkundig und unbestreitbar sind. Ich nenne nur Absentismus, Beschlußunfähigkeit und als Folgeerscheinung eine höchst verworrene Dynamik der parlamentarischen Arbeit, die sich darin äußert, daß eine radikale Minderheit mit ihren in Berlin ansässigen Berufsparlamentariern und diätarisch besoldeten Genossen den größeren Theil der Redezeit mit Beschlag belegt, durch Nervenüberreizungen das öffentliche Interesse systematisch erschlägt und es dahin bringt, daß wichtige Gesetzesvorlagen in ein unsicheres Gedränge gerathen, daß wesentliche Reichsaufgaben in Uebereilung erledigt oder in die nächsten Sessionen verschoben werden.

Doch gemessen an den übrigen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, an der Regirung, Verwaltung, Rechtsprechung, an Kunst und Wissenschaft, die doch alle im Wesentlichen auch nur Durchschnittsqualitäten zeigen, vermag auch der Reichstag mit leidlichen Ehren zu bestehen. Parlamentarier wie Bassermann, Paasche, Hieber, Müller-Meiningen, Gröber, Bachem, Bebel, Graf Reventlow, Graf Kanitz, Von Oldenburg, Von Vollmar, David sind rhetorische Kräfte, wie sie auch die gute alte Zeit nicht besser gehabt hat. In den Wirthschaftkämpfen, in der mühsäligen Arbeit des sozialen Ausgleiches, in einer Zeit, der die großen nationalen Impulse fehlen, müßte sich auch die glänzendste und verschwenderischste Beredsamkeit, wenn sie im alten Stil wirken wollte, alsbald wund und müd arbeiten. An kritischer Schärfe, an fachmännischer Begabung und an Arbeitfreudigkeit gebricht es dem Reichstag durchaus nicht; und wenn seine vielleicht minder glänzende, aber unter Umständen fruchtbarere Thätigkeit im Volk nicht immer erkannt und anerkannt wird, so liegt die Schuld auch daran, daß der Reichstag eine herzlich schlechte Presse hat. Von den Konservativen und Offiziösen ging es aus, „diesen Reichstag" für faul, schlapp und erbärmlich zu erklären. „Den Kerls auch noch Diäten": mit Wonne wurde das Wort, mag es nun gesprochen sein oder nicht, kolportirt; man meinte, damit einen unsympathischen Bruchtheil des Parlamentes zu treffen,

und schlug zugleich doch auf eine Institution los, die für bestimmte Aufgaben mit gleichen Rechten wie Krone und Bundesrath von der Verfassung ausgestattet ist. Aber weil es gar so billig war und gesinnungtüchtig aussah, folgte alsbald die liberale Presse der reaktionären in der Herabsetzung des Parlaments getreulich nach; von den Parlamentariern wurde auch Vieles grau in grau gemalt, entweder um den herrschenden Parteien, Centrum und Sozialdemokratie, die Freude an ihrer Regirung zu verderben, oder üm dem Bundesrath die Diäten abzupressen, oder auch aus reiner Gedankenlosigkeit, — weils mal so Mode war und ist. Bei Vielen ist es auch eine ungefährlichere Art, das allgemeine Wahlrecht zu verunglimpfen. An das Wahlrecht selbst traut man sich nicht heran; man begnügt sich damit, sein Ergebniß, den Reichstag, zu verekeln. So wird der Reichstag in der Oeffentlichen Meinung nicht selten selbst um das Maß von Kredit gebracht, das er für durchaus gut geleistete Dienste beanspruchen kann. Das kann das einzelne M. d. R. schon ertragen; hat man erst mal die ganzen Freuden eines fröhlichen Wahlkampfes mit Schmutzkübeln durchgemacht, so ist man mit einer ziemlich dicken Haut gegen öffentliche Verunglimpfung versehen und schon über das landesübliche Maß müßte die Eitelkeit Dessen hinausgehen, der sich darob persönlich verschnupft zeigen sollte. Aber der Parlamentarismus als politische Kernzelle unseres staatlichen und nationalen Seins leidet unter dieser fortwährenden schiefen und ungerechten Beurtheilung; wir können nun einmal diesen überaus wichtigen Theil des Staats- und Gesellschaftorganismus ohne Gefahren für das Staatsganze nicht entbehren und müßten einmüthig Einspruch dagegen erheben, wenn das Parlament dauernd in verkehrter und unwürdiger Lage belassen würde.

In der Schlesischen Zeitung wurde neulich, als die Diätenfrage in der Presse allzu ausführlich erörtert worden war, von einer „Lohnbewegung der M. d. R." geredet. Als Einfall recht nett; aber das Problem doch nicht berührend. Die Diskussion wegen der Diäten hängt ja Jedem zum Hals heraus, auch den M. d. R., denen in ihrem Privatleben auf Schritt und Tritt die gut gemeinte, aber schließlich doch etwas langweilige Frage begegnet: „Na, kriegen Sie nun endlich Diäten?" Sonst scheint man bereit, dem Armen einen Dreier zu verabreichen. Der Reichstag sieht in den Diäten immerhin ein Mittel, seine Beschluß- und Arbeitfähigkeit zu erhöhen. Wenn Dem gegenüber die Verbündeten Regirungen sich darauf beschränken, im Stil von Jesus Sirach den Fraktionen größere Disziplin und den Abgeordneten die Tugenden der Pflichttreue zu predigen, so rechnet der sonst so realpolitische Fürst Bülow nicht mit den realen Widerständen des praktischen Lebens, mit denen diese Tugenden hart zu kämpfen haben. Die Reichsboten sind weder Millionäre noch Engel und wünschen von den Regirenden, die wirthschaftlich und seelisch ähnlich organisirt sind wie die Reichsboten, nicht mit transszendentalen Maßen gemessen zu werden. Das

Diätenproblem ist, glaube ich, so ziemlich das unerfreulichste, das wir haben; würde es beseitigt, so wäre in erster Linie den Verbündeten Regierungen selbst ein Dienst erwiesen, denen man dann wenigstens auf diesem Gebiet nicht mehr schäbige und rückständige Politik vorwerfen dürfte. Die Sache schwebt jedoch schon vierunddreißig Jahre und kann noch manches Jahr älter werden; darum treten die Abgeordneten nicht in eine Lohnbewegung mit Perspektiven auf Generalstrike, Massendemonstration und Aussperrungen ein; schon deshalb nicht, weil sie nicht zur Wahrnehmung ihrer persönlichen Interessen, sondern der Interessen des ganzen Volkes nach Berlin geschickt sind. Mag sein, daß eine Strikeperiode die Noth des Parlamentarismus beseitigen oder mildern könnte (sie würde einen festen Willen gegen einen anderen setzen); die meisten der dem Reichstag zugewiesenen Aufgaben sind aber so dringender Natur, daß sie nicht in die Gefahren scharfer und dauernder Konflikte mit dem Herrn „Arbeitgeber" gebracht werden dürfen. Das könnte sich wohl das preußische Abgeordnetenhaus leisten, das deshalb auch größere Achtung genießt. Wir dagegen tragen die Ketten nationaler Pflichten mit uns und müssen fortwährend den Parlamentarismus des Reiches gegen radikale Obstruktion schützen. Wir können schlecht aus unserer Bravheit und Wohlanständigkeit heraus.

Um so mehr liegt freilich ein nobile officium der anderen Gewalten im Staat vor, die Räder des Parlamentswagens nicht heiß laufen zu lassen und ihn nicht muthwillig zu beschweren. Das geschieht aber fortwährend. Ich zähle nur einzelne Symptome auf. Stets kommt der Etat zu spät an den Reichstag; wichtige und schwierige Vorlagen mit dicken Büchern von Begründungen werden den Abgeordneten mit so kurzen Fristen bis zur ersten Lesung überreicht, daß auch der Gewissenhafteste und Sachkundigste sie nur mit Hilfe der Nachtruhe bewältigen kann. Das preußische Abgeordnetenhaus vermag Wochen lang vorher seine Dispositionen zu treffen; wir dagegen müssen von der Hand in den Mund leben und wissen nicht über den dritten Tag hinaus, was zu thun sein wird. Drucksachen (zum Beispiel: die Protokole der Strafprozeßkommission) werden Abgeordneten selbst auf Verlangen nicht zugestellt; man erlaubt ihnen gütigst, diese Akten im Reichsjustizamt durchzulesen, — als wenn sie Zeit hätten, zwischen den Reichsämtern hin und her zu fahren. Ueber die hastige Verjagung des Reichstages am Schluß der Session ist schon genügend gesprochen und geschrieben worden. Das Alles läßt einen bureaukratischen, übellaunigen, mißgünstigen Geist erkennen. Der mit Arbeit überbürdete Reichstag kann wohl mehr Rücksicht verlangen.

Ob unter der herrschenden Mißstimmung nicht die nächste Session leiden wird, die so wichtige Vorlagen wie das neue Flottengesetz, die Reichsfinanzreform, die Militärpensiongesetze und andere bringen wird, ist nicht vorauszusagen. Sie bergen ohnehin so viele Konfliktstoffe in sich, daß ihr Schicksal nicht durch geschäftliche und formelle Ungeschicklichkeiten noch mehr gefährdet

werden sollte. Noch ein Moment mag gegen den herrschenden Reichsbureaukratismus in Feld geführt werden. Wenn in fünf Jahren gesetzgeberischer Arbeit von der Presse, von einzelnen Parlamentariern und vom offiziösen Regierungapparat der Parlamentarismus des Reiches täglich minderwerthig und als quantité négligeable gescholten wird: muß dann nicht bei den Neuwahlen die Arbeit der nationalen Parteien, die es ja schwer genug haben, auf noch größere Hindernisse stoßen? Wer, außer den Radikalen, die stets ihr Geschäft machen werden, vermag sich dann für solchen Armeleute-Reichstag noch zu interessiren, der nur werth sein soll, daß er zu Grunde gehe und durch irgend eine dunkle Macht der demokratischen oder autokratischen Despotie abgelöst werde? Was hilft plötzlich alle nationale Nervenaufpeitschung, was hilft die aufklärende Berichterstattung und Werbearbeit der einzelnen Abgeordneten im Wahlkreis, wenn inzwischen das Unkraut im Weizen schon zu üppig aufgeschossen ist? Die Gegner des Parlamentarismus, seine lauen Freunde und die überscharfen Kritiker des Reichstages fördern nur den Radikalismus. Auch hieran die Konsuln zu erinnern, so lange es noch Zeit ist, muß als Pflicht einer nationalen und von Engherzigkeit freien Politik erscheinen.

Steglitz. Dr. Hugo Böttger,
Mitglied des Reichstages.

Die Treppe von Jade.

Im Vollmondschein liegt weiß die Jadetreppe,
Wie funkelnd Silber blitzt darauf der Thau;
Geschritten kommt die kaiserliche Frau,
Glitzernd benetzt die goldne Seidenschleppe.
Geblendet steht sie vor der weißen Fülle
Im Lusthaus: und von Perlen aus Kristall
Rauscht nun herab des Vorhangs flüssge Hülle,
Wie vor der Sonne Licht der Wasserfall.
Klingend verrieselt die kristallne Welle.
Und lange starrt in wehmuthvollem Traum
Die Kaiserin, wie durch den Perlensaum
Verrinnt des Mondes herbstlich kühle Helle . . .

Li-Tai-Pe
(übersetzt von Theodor Suse.)

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten.*)

So wichtig auch die politischen und wirthschaftlichen Probleme sind, die das amerikanische Volk zu lösen hat: die Rassenfrage steht ihnen an Bedeutung nicht nach. Sie ist durch die Befreiung der Neger aus der Sklaverei nicht erledigt worden, ist vielmehr durch diesen Schritt erst zu der Wichtigkeit gelangt, die sie jetzt besitzt. Die Aufmerksamkeit mag manchmal von ihr abgelenkt werden, aber sie tritt immer wieder in den Vordergrund. Die Union muß ein Mittel finden, das nicht nur das friedliche, sondern auch das für sie selbst und das ganze Land ersprießliche Zusammenleben der beiden Rassen sichert. Darüber besteht kein Zweifel; doch über die Art der Lösung gehen die Meinungen weit auseinander.

Von Denen abgesehen, die noch immer an die Möglichkeit einer Verpflanzung aller in den Vereinigten Staaten lebenden Neger nach Afrika oder einem anderen Erdtheil glauben und deren Zahl so klein wie ihr Plan chimärisch ist, stehen die Vertreter zweier Anschauungen einander gegenüber: der einen, die verlangt, daß der Neger dem Weißen völlig gleichgestellt werde und die auch von der Möglichkeit dieser Entwickelung fest überzeugt ist; und der anderen, die den Neger in einem Zustande der Abhängigkeit erhalten und ihm am Liebsten wieder die bürgerlichen Rechte nehmen möchte, die er erhalten hat. Dazwischen finden wir alle denkbaren Abstufungen; doch darf behauptet werden, daß die Zahl Derer, die eine uneingeschränkte bürgerliche und soziale Gleichberechtigung des Negers befürworten, beständig kleiner geworden ist. Die Maßregeln, mit deren Hilfe die meisten Südstaaten den Negern das Stimmrecht entzogen haben und die ohne Ausnahme gegen den Geist der Bundesverfassung verstoßen, wenn sie auch die Verletzung des Buchstabens mit großer Sorgfalt vermeiden, haben auch im Norden keinen Sturm der Entrüstung erregt, trotzdem es an Versuchen nicht gefehlt hat, die Leidenschaften des Volkes anzufachen. Im Ganzen darf man sagen, daß die überwiegende Mehrheit der Weißen heute geneigt ist, den Südstaaten die Lösung des Problemes zu überlassen, und keine Lust zeigt, Anstrengungen zu machen oder Opfer zu bringen, um den Neger gegen die Vorenthaltung seiner bürgerlichen Rechte zu schützen.

Man könnte aus diesen Zuständen schließen, daß sich das Problem von selbst lösen, der Neger langsam wieder in ein (nur der Form nach von der Sklaverei verschiedenes) Abhängigkeitverhältniß zurücksinken wird. Das ist die Lösung, die dem Süden vorschwebt, wenn ers auch nicht zugesteht, nicht einmal sich selbst. Allerdings muß rückhaltlos zugegeben werden, daß die Bevölkerung der ehemaligen Sklavenstaaten dem Neger nicht direkt feindjälig gegenübersteht; er wird weder schlecht behandelt noch ist ihm die Möglichkeit verschlossen, durch der Hände Arbeit sein tägliches Brot zu verdienen. Er hat in dieser Beziehung sogar dort bessere Chancen als im Norden, wo ihm die regelmäßige Ausübung eines Handwerkes durch die Feindschaft der Arbeiterorganisationen, die Neger entweder gar nicht oder doch nur ungern aufnehmen, fast unmöglich gemächt wird und er daher, so weit er nicht für seine eigenen Rassegenossen thätig sein kann, darauf angewiesen ist, als Dienstbote Beschäftigung zu suchen. Aber trotz aller Freundlichkeit und Fürsorge, die der Südländer dem Neger mehr oder weniger freiwillig entgegenbringt, be-

*) Bruchstück aus einem Buch über Amerika, das im Winter erscheinen soll.

trachtet er ihn doch als eine minderwerthige Rasse, der weder soziale noch politische Gleichberechtigung gewährt werden darf und deren Bestrebungen, sich auf ein höheres Niveau zu schwingen, schwere Gefahren für die weiße Bevölkerung des Landes mit sich bringen und deshalb eingedämmt werden müssen. Daher die immer noch vorhandene, in der letzten Zeit vielleicht sogar stärker gewordene Furcht des Südens vor jeder Einmischung in seine inneren Angelegenheiten; und daher die fast hysterische Aufregung, die jedesmal entsteht, wenn von der Möglichkeit der Erziehung des Negers zum gleichbefähigten und also auch gleichberechtigten Wesen auch nur gesprochen wird.

Nun steht der Süden mit dieser Ansicht heute nicht mehr allein; die Zahl ihrer Anhänger ist auch im Norden immer größer geworden. Die Ueberzeugung gewinnt an Boden, daß die Verleihung des Stimmrechtes an den Neger ein großer Fehler, wenn nicht ein schweres Unrecht gewesen sei. Schon hört man fordern, der Verfassungartikel, der den Staaten verbietet, den Negern das Wahlrecht zu entziehen, müsse beseitigt werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine dahinzielende Bewegung genügend anwächst, um ernste Beachtung zu erheischen; aber die bloße Thatsache, daß ein solcher Vorschlag im Norden erörtert wird, ist bezeichnend, namentlich, wenn man ihn in Verbindung mit der Gleichgiltigkeit bringt, mit der das Volk der von den ehemaligen Sklavenstaaten vollzogenen politischen Entrechtung der Neger zusieht.

Um den Gedankengang zu charakterisiren, der heute den weitaus größten Theil des amerikanischen Volkes erfüllt, seien einige Aeußerungen angeführt, die verschiedenen Quellen entstammen. Professor William Benjamin Smith von der Tulane-Universität in New-Orleans sagt, vom Standpunkte des Südländers: „Das Schicksal, das den Neger erwartet, hat in der selben Weise alle minderwerthigen Rassen betroffen. Wo diese nicht durch das Klima mit einem schützenden Wall umgeben wurden, mußten sie von der steigenden Welle ihrer überlegenen Rivalen verschlungen werden. Dem klaren und leidenschaftlosen Auge der Wissenschaft erscheint das Dilemma, in dem sich diese rückständigen Völker befinden, beinahe hoffnunglos. Sie haben keinen Antheil und kein Interesse an der Zukunft des Menschengeschlechtes, sie werden verworfen wie die Schlacke aus dem dreimal geheizten Schmelzofen. Das mag hart und gefühllos erscheinen, ist es aber in der Wirklichkeit nicht. Denn damit soll nicht gesagt sein, daß die Minderwerthigen ungerecht, unfreundlich und unmenschlich behandelt werden dürfen. Von solchem Wunsch bin ich weit entfernt. Die Gerechtigkeit soll Alle mit gleichem Maß messen. Ich habe niemals mit Wort oder That irgend eine Form der Ungerechtigkeit befürwortet, so bestechend oder scheinbar richtig oder fürsorglich sie erschienen sein mag. Die Prozesse, die ich im Auge habe, sind tiefer als alle Gesetzgebung."

Dem Gelehrten steht der praktische Südländer gegenüber, der den Werth der Arbeitkraft des Negers zu schätzen weiß. Der Kongreßabgeordnete B. G. Humphreys vertritt den dritten Bezirk von Mississippi, dessen Bevölkerung aus 200084 Negern und 32090 Weißen besteht. Er bezeichnet den Neger als verschwenderisch, träg und unfähig, für sich zu sorgen, fügt aber hinzu: „Der Neger prosperirt unter der Regirung des Weißen in einem Grade, der unter einer Negerregirung niemals erreicht worden ist und niemals erreicht werden kann." Auch hier wird es zur ersten und wichtigsten Bedingung gemacht, daß der Neger von dem Weißen regirt wird, also nicht gleichberechtigt ist.

Ein mitten im „schwarzen Gürtel" ansässiger Geschäftsmann, der im Norden geboren und erzogen worden ist und erst im reifen Mannesalter nach dem Süden kam, A. S. M. Caldwell aus Memphis, gesteht zu, daß der Neger zu Wohlstand gelangen kann, wenn er in der richtigen Weise behandelt wird, hält ihn aber auch nicht für fähig, mehr als ein Landarbeiter zu werden. Er sagt: „Ich weiß, daß es Ausnahmen giebt, aber ich glaube, als allgemein giltige Regel darf die Behauptung aufgestellt werden, daß der Neger-Farmer ein besserer Bürger und ein erfolgreicherer Mann ist als der Neger-Geistliche, Arzt, Advokat oder selbst der Neger-Handwerker."

Eine Stimme aus dem Norden liefert die „New York Times", eine Zeitung, die während der Konfliktsjahre in der extremsten Weise für Abschaffung der Sklaverei und für alle von den Abolitionisten vorgeschlagenen Maßregeln eintrat. An eine Rede des Präsidenten Roosevelt knüpft sie die Sätze: „Zwei Dinge erzeugen und nähren Rassenvorurtheil im Süden. Das eine ist der Versuch, den Schwarzen soziale Gleichheit zu verschaffen. Das ist ein weniger wichtiger und stetig schwächer werdender Einfluß, von dem man fast nur noch hört, wenn es sich darum handelt, die Rechte der Neger auf Eisenbahnzügen oder anderen Transportwegen zu beschränken. Präsident Roosevelt ist verständig genug, um anzuerkennen, daß jeder Versuch, soziale Gewohnheiten durch Gesetze zu regeln, thöricht ist. Die andere Quelle der Rassenvorurtheile, die unendlich viel schädlicher wirkt, ist der Versuch, politische Gleichheit für den Neger zu fordern. Das werden die Weißen des Südens niemals zugestehen, weil sie es nicht thun können. Kein civilisirter weißer Mensch auf der Erde, der sich die selben Erfahrungen und Kenntnisse angeeignet hat wie sie, wird in diesem Punkt anderer Meinung sein."

Wir sehen also, daß so ziemlich Niemand mehr an die Möglichkeit glaubt, der Neger könne je dem Weißen ganz gleichgestellt werden. Strenge soziale Scheidung und politische Abhängigkeit, wenn nicht vollständige Entrechtung, verbunden mit Arbeit der schwersten und einfachsten Art, bilden die mildeste Form des Verhältnisses zwischen den beiden Rassen, die dem amerikanischen Volke heute vorschwebt. Nun giebt es in den Vereinigten Staaten aber 8333994 Neger (etwas mehr als elf Prozent der Gesammtbevölkerung) und diese Neger bilden keine träge, selbstzufriedene Masse, die sich ruhig und gelassen, ohne vorwärts zu streben, in das Schicksal findet, das ihr vorgeschrieben wird. Es regt sich mächtig in ihr: sie will mehr erreichen als das bloße Recht, ohne Zwang arbeiten zu können. Mit Gewalt läßt sich dieser Drang nicht mehr unterdrücken, mit schönen Theorien und gelehrten Abhandlungen noch weniger: und die Lösung des Problemes wird daher ganz andere Mittel und Kräfte erfordern als die jetzt angewandten, die der selbstgefälligen Zufriedenheit wohl hinreichend erscheinen mögen, es ganz gewiß aber nicht sind. Um sich darüber klar zu werden, muß man feststellen, was der Neger in den vierzig Jahren, die seit seiner Befreiung aus der Sklaverei vergangen sind, geleistet hat; und dazu ist es nöthig, auch einen Blick auf die Schwierigkeiten zu werfen, die ihm im Wege standen.

Neuerdings ist es Mode geworden, die politische Emanzipation des Negers (Das heißt: die Verleihung des Stimmrechtes an die ehemaligen Sklaven) als eine von krankhafter Sentimentalität und kindlichem Unverstand gezeitigte Handlung mitleidig zu belächeln. Unter Denen, die diesen Schritt befürworteten, waren unzweifelhaft Männer, die sich über die Folgen nicht klar waren und einfach den Grund-

satz der Unabhängigkeiterklärung, „daß alle Menschen frei und gleich geboren sind", für unumstößlich wahr hielten und deshalb auch seine strikte und uneingeschränkte Durchführung forderten. Aber sie führten die Verleihung des Stimmrechtes an den Neger nicht herbei; die erfolgte als eine eiserne Nothwendigkeit, weil auf andere Weise der eben erst befreite und hilflose Schwarze nicht vor der Rückkehr in eine Sklaverei beschützt werden konnte, die unendlich viel schrecklicher gewesen wäre als die, der er eben erst entronnen war. Selbst ein Enthusiast wie Charles Summer, der fest von der politischen Gleichberechtigung aller Menschen überzeugt war, hielt sich nicht an diesen Punkt allein, der für ihn wohl genügt hätte, sondern sagte im Bundessenat (am sechsten Februar 1866): „Es ist zwecklos, auf wirklichen Frieden zu hoffen, so lange der befreite Neger dieses allerwichtigsten Rechtes beraubt ist und eine leichte Beute der Rasse wird, die nur zu bereit ist, sich an ihm für die Bitterkeit der Niederlage zu entschädigen. Das Land, das mit ihm fühlen muß, wird in beständiger Unruhe bleiben. Mit ihm wird das ganze Volk leiden; nur wenn seine Leiden aufhören, wird das Volk von ihnen befreit sein. Wenn er jetzt das Wahlrecht erhält, wird Friede werden. Bekommt er es nicht, so müssen wir ein stehendes Heer haben, das einen traurigen Ersatz für die Gerechtigkeit bildet. Wir stehen vor der Alternative, ob wir uns für den Wahlzettelkasten oder für die Patronentasche entscheiden sollen." Wohl versuchten andere, eben so bedeutende und patriotische Staatsmänner, einen Mittelweg zu finden; aber die Thatsachen waren stärker als die Wünsche. Nicht scharf genug kann betont werden, daß die Zustände keine andere Möglichkeit boten; zwecklos ists deshalb, jetzt noch darüber streiten zu wollen, ob die Verleihung des Stimmrechtes an den Neger eine weise Maßregel war. Sie ließ sich nicht umgehen.

Es wird genügen, einige der Gesetze und Verordnungen anzuführen, die im Süden von Staaten und Gemeinden erlassen wurden, um den Neger, trotz der Emanzipation, wieder in einen Zustand der Abhängigkeit zu zwingen. Der Staat Mississippi verfügte, daß jeder Neger unter achtzehn Jahren, dessen Eltern nicht die Mittel hatten, ihre Kinder zu erhalten, einem Weißen als Lehrling überwiesen werden sollte; und zwar hatte der frühere Eigenthümer den ersten Anspruch auf die Dienste des Kindes. Wo die Bevölkerung so arm war wie im Süden nach dem Krieg, gab es wenige Familien, die den geforderten Nachweis führen konnten, und wohl gar keine farbigen. Alle über achtzehn Jahre alten Neger aber, die keine regelmäßige Beschäftigung hatten, konnten stets als Vagabunden aufgegriffen und zu schweren Geldbußen verurtheilt werden, die sie, falls sie mittellos waren, abarbeiten mußten. Auch in diesem Fall hatte der frühere Eigenthümer das erste Anrecht auf die Arbeitkraft des Verurtheilten. Wenn der Neger sich einem Weißen verdingte, mußte er einen Kontrakt unterschreiben, der so viele Vorschriften und entsprechende Strafen für deren Uebertretung enthielt, daß es schließlich nur von dem freien Willen des Weißen abhing, ob er dem Arbeiter Lohn bezahlte oder nicht. Brach der Neger den Kontrakt vor Ablauf der vereinbarten Zeit, so war er so gut wie vogelfrei; wer ihm Nahrung, Kleidung oder Beschäftigung gab, wurde mit schweren Strafen bedroht und konnte von dem ersten Arbeitgeber auf Ersatz des durch den Kontraktbruch des Negers erlittenen Schadens verklagt werden. Auch konnte der Neger seinen Brotherrn, der den Kontrakt gebrochen hatte, nur auf Schadenersatz verklagen, während er selbst für das selbe Vergehen an den Pranger

gestellt, mit der Knute gezüchtigt oder zu einem Jahr Strafarbeit verurtheilt werden konnte. In Südkarolina mußte jeder Neger, der seinen Lebensunterhalt nicht als Dienstbote oder Tagelöhner, sondern auf andere Weise verdienen wollte, einen besonderen Erlaubnißschein lösen, der so viel Geld kostete, daß nur wenige Farbige ihn erschwingen konnten.

Nicht nur die Freiheit der Arbeit: auch die der Bewegung wurde vernichtet. Kreis- und Gemeinde-Behörden sorgten dafür. Jeder Neger, der sich innerhalb der Grenzen einer Ortschaft antreffen ließ, ohne die schriftliche Erlaubniß seines Arbeitgebers, in der Zweck und Zeitdauer seines Besuches angegeben war, in der Tasche zu haben, wurde mit Gefängniß, Geldbuße oder Zwangsarbeit bestraft. Das selbe Schicksal traf den Neger, der nicht im festen Dienst eines Weißen stand, ohne dessen schriftliche Erlaubniß er für keinen anderen Menschen arbeiten durfte. Auch war es verboten, diese Erlaubniß für einen längeren Zeitraum als eine Woche zu gewähren. Nach Sonnenuntergang waren alle Versammlungen von Negern streng verboten; auch während des Tages durften sie nur nach Einholung polizeilicher Erlaubniß für jeden einzelnen Fall abgehalten werden. Ausgenommen war nur Gottesdienst, wenn er von weißen Geistlichen geleitet wurde. Kein Neger durfte Waaren irgend welcher Art verkaufen oder gegen andere vertauschen, ohne für jede einzelne Transaktion die schriftliche Erlaubniß seines Brotherrn erhalten zu haben. Eine besonders drückende Bestimmung wurde erlassen, als die Neger anfingen, Landwirthschaft zu betreiben und einen Theil der Ernte als Pacht zu erlegen. Ein Gesetz schrieb vor, daß der Pächter die Ernte nicht anrühren dürfe, ehe sie ganz eingebracht und die Theilung zwischen ihm und dem Eigenthümer erfolgt sei. Wenn der Neger auch nur einen einzigen Maiskolben abbrach und für sich verwendete, hatte der Eigenthümer das Recht, den Pachtkontrakt sofort zu annulliren, den Pächter zu vertreiben und von der Farm mit der ganzen Ernte Besitz zu ergreifen.

Diese Beispiele werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß die Neger allerdings aus der Sklaverei befreit waren, aber mit Riesenschritten einem Zustand entgegengingen, der viel schlimmer war. Jede Gelegenheit, sich aus sklavischer Abhängigkeit zu befreien, wurde ihnen abgeschnitten; Selbständigkeit und Verbesserung ihrer Lage waren unmöglich geworden. Sie waren fast rechtlos; denn gegen ihnen zugefügtes Unrecht konnten sie sich nur wehren, indem sie langwierige und so gut wie aussichtlose Prozesse führten, während sie selbst summarisch und streng bestraft wurden, wenn ein Weißer sie anklagte. Da ferner jeder Weiße das Recht besaß und sogar verpflichtet war, jeden Neger zu verhaften, den er im Verdacht hatte, eine der angeführten Bestimmungen verletzt zu haben, so war für den Farbigen keine Spur von Freiheit übrig geblieben. Dagegen hatte der Weiße aber unendlich viel gewonnen, weil er in der Lage war, sich fortwährend mit frischen Arbeitkräften zu versehen, ohne sich um ihre Wohlfahrt kümmern zu müssen. Keine legale oder moralische Verpflichtung lastete mehr auf ihm, für die Neger zu sorgen, die in seinem Dienst alt, schwach oder krank geworden waren; selbst die gesunden, kräftigen Arbeiter konnte er, wenn er wollte, leicht um ihren Arbeitlohn betrügen; auf alle Fälle wars ihm aber ganz gleichgiltig geworden, was aus seinen Arbeitern wurde, sobald sie nicht mehr ein volles Tagewerk verrichten konnten. Der Neger hatte Alles verloren, was ihm die Sklaverei in Gestalt von Vortheilen gebracht hatte, nämlich das Interesse seines Herrn an seinem Wohlbefinden, das sich

oft zu väterlicher Fürsorge entwickelt hatte; das Bewußtsein, daß ihm Obdach, Nahrung und Kleidung nicht fehlen konnten, so lange er sein (meistens nicht übermäßiges) Tagewerk verrichtete, und die Sicherheit der Versorgung im Alter; gewonnen hatte er aber gar nichts.

Man mußte ein Mittel finden, um zu verhüten, daß die eben erst befreiten Neger in einen Zustand verfielen, der schlimmer war, als die Sklaverei in ihrer bösesten Zeit gewesen. Sie standen ihren früheren Besitzern wehr- und schutzlos gegenüber und deren frühere, oft beinahe liebevolle Fürsorge hatte sich vielfach in Haß und Feindschaft verwandelt; denn war der Neger nicht schuld, daß der Süden geschlagen, verwüstet und verarmt war und so viele seiner besten Söhne auf den Schlachtfeldern des Bürgerkrieges gelassen hatte? Der Neger mußte eine Waffe erhalten: das Stimmrecht gab sie ihm. Mit dem Wahlzettel in der Hand wurde er eine Macht, konnte über Wohl und Weh des Staates oder der Gemeinde entscheiden und darum auch Rücksicht fordern. Sein Einfluß war um so größer, als ein beträchtlicher Theil der Weißen noch entrechtet war; denn es dauerte geraume Zeit, bis alle „Rebellen" ihre bürgerlichen Rechte wieder erhielten.

Die ersten Folgen des Schrittes waren fürchterlich. Gewissenlose Demagogen, die zum größten Theil aus dem Norden gekommen waren, bemächtigten sich mit Hilfe der Neger der Regirung. In wenigen Jahren waren alle Staaten, in denen die Schwarzen zahlreich genug waren, um sich die Herrschaft zu verschaffen, ruinirt. Die öffentlichen Gelder waren verschleudert worden und der Kredit erschöpft. Lecky nannte diese Periode mit Recht „eine groteske Parodie auf die Regirung, eine widerliche Orgie von Anarchie, Gewalt, ungezügelter Korruption, unverhüllter, frecher und beleidigender Räuberei, wie sie die Welt kaum je gesehen hat." Und doch kann man diese Zustände nicht nur der Verleihung des Stimmrechtes an die Neger zur Last legen; dieser Schritt allein hätte nicht zu ihnen geführt. Er wäre ja überhaupt nicht nothwendig gewesen und auch nicht gethan worden, wenn seine Zweckmäßigkeit allein in Betracht gekommen wäre. Das Uebel war eine Folge vorhergegangener falscher Schritte und eines durch vielerlei Umstände herbeigeführten falschen Systems in der Behandlung der Südstaaten. Die Hauptschuld trug der Umstand, daß Parteiinteressen immer wieder in den Vordergrund traten und man den Werth jeder Maßregel weniger nach dem Nutzen, den sie den Negern, den Weißen, dem Süden oder selbst dem ganzen Land bringen würde, einschätzte als nach dem Vortheil, den sie der herrschenden politischen Partei verschaffen könnte. Alles stieß auf heftigen Widerstand, was die Macht oder die Zukunft dieser Partei zu schmälern geeignet war, aber jeder Vorschlag wurde bereitwillig aufgegriffen, der ihre Herrschaft befestigen konnte. Der natürliche Rückschlag zeigte sich in dem Entschluß der Südländer, der Negerherrschaft ein Ende zu machen; und da Das auf friedlichem Wege nicht zu erreichen war, schritt man zur Gewalt. Vermummte und bewaffnete Banden zogen in den Nächten durch das Land, bedrohten, mißhandelten und töteten Neger, die sich als Agitatoren verdächtig gemacht hatten, und vertrieben alle, die auf andere Weise nicht zu erreichen waren. Als dann die Negerherrschaft zusammengebrochen war, fand man Mittel, die Schwarzen an der Ausübung des Wahlrechtes zu verhindern, selten durch offene Gewalt, häufig durch Drohungen, am Liebsten aber und zuletzt fast allgemein dadurch, daß Weiße mehrere Wahlzettel in die Urne

steckten und die von den Negern abgegebenen Stimmen nicht gezählt wurden. Die weiße Bevölkerung der ehemaligen Sklavenstaaten erklärte offen, sie werde vor keinem Mittel zurückschrecken, um die politische Herrschaft der weißen Rasse aufrechtzuerhalten; und der Neger mußte sich fügen. Er that es auch und die besonneneren Köpfe fingen an, ihren Rassegenossen vorzuhalten, daß politische Rechte keinen Werth besäßen und keine Vortheile brächten, wenn das Verständniß für ihre Ausübung fehle.

Der Süden ging nun einen Schritt weiter und machte den Versuch, die Neger auf lange Zeit hinaus von den Wahlen auszuschließen. Die dahin zielenden Bestimmungen mußten mit Vorsicht abgefaßt werden, weil die Bundesverfassung verbietet, daß ein Staat bei Festsetzung des Wahlrechtes einen Unterschied wegen der Hautfarbe des Wählers mache. Das war aber nicht schwer. So nahm der Staat Mississippi einen Paragraphen in seine Verfassung auf, der vorschreibt, daß Niemand wählen darf, der nicht einen von den Wahlbeamten ausgesuchten Abschnitt der Verfassung lesen, schreiben oder, nachdem er ihm vorgelesen worden ist, genau erklären kann. Der Staat Virginien verlangt außerdem, daß jeder Wähler ein selbst verfaßtes schriftliches Gesuch einreichen muß, ehe er in die Wählerlisten eingetragen werden darf. In anderen Staaten wird die Bezahlung einer Wahlsteuer und der Nachweis steuerpflichtigen Eigenthumes gefordert. Durch all diese Vorschriften werden die Neger schwerer betroffen als die Weißen, weil sie weniger Eigenthum besitzen und die Zahl der Analphabeten unter ihnen größer ist. Nach der letzten Volkszählung (vom Jahr 1900) waren im Süden 48 Prozent der Neger und nicht ganz 12 Prozent der Weißen Analphabeten. Dazu kommt noch, daß die Wahlbeamten ihre eigenen Rassegenossen glimpflicher behandeln als die Schwarzen. Die Folge dieser Maßregeln ist, daß in manchen Staaten, besonders in denen mit starker Negerbevölkerung, die Schwarzen überhaupt nicht mehr wählen. In allen Südstaaten ist der Prozentsatz der Neger, der sich an den Wahlen betheiligt, sehr klein. In Mississippi wurden über 100 000 Neger und höchstens 2000 Weiße ausgeschlossen; die Wahlen sind aber zur reinen Formsache geworden, denn ihr Ausgang steht von vorn herein fest und die Betheiligung ist daher lächerlich gering. Der Staat hat 641 200 weiße und 907 630 schwarze Einwohner, bei der letzten Staatswahl wurden aber nur 31 300 Stimmen abgegeben. Bemerkenswerth ist, daß die geistigen Führer der dunklen Rasse, von professionellen Agitatoren abgesehen, sich diesen Maßregeln nicht widersetzt haben. Bei der Berathung der neuen Verfassung von Mississippi sprach sogar ein Neger für die geplanten Beschränkungen. Auch er vertrat die Meinung, die immer mehr an Boden gewinnt, daß die Zukunft seiner Rasse in schwerer Arbeit liege und es für sie vortheilhaft sei, wenn sie sich das Stimmrecht erst erwerben müsse, also ein festes Ziel habe.

Die mit der letzten Volkszählung verbundenen Erhebungen lassen uns erkennen, in welcher Weise der Neger die vierzig Jahre seit seiner Befreiung verwerthet hat. Die weiße Bevölkerung hat in den beiden Jahrzehnten von 1880 bis 1900 um 53,9, die schwarze um 34,2 Prozent zugenommen; für den Süden sind die Zahlen 56,5 und 33,1 Prozent. Das Verhältniß hat sich also zu Gunsten der Weißen verschoben. Der Prozentsatz der Analphabeten unter den Negern ist von 1890 bis 1900 von 57,1 auf 44,5 Prozent zurückgegangen. Im Süden leben 77 Prozent aller Neger. Dort ist ihre eigentliche Heimath und die Zukunft der

Rasse wird davon abhängen, wie sie sich dort einrichten kann. Trotzdem kann dem Süden das von ihm mit Nachdruck, der oft in Schroffheit ausartet, beanspruchte Recht, die Rassenfrage allein erledigen zu dürfen, nicht zugestanden werden. Das Problem interessirt das ganze Land und auch die politischen Verhältnisse, unter denen ein großer Theil der Bevölkerung entrechtet ist und der ganze Süden nur aus Opposition gegen den Neger oder aus Angst vor ihm an der selben Partei festhält, was sie auch sonst thun mag, sind auf die Dauer unhaltbar. Und die Zeit wird kommen, wo die jetzigen Schranken nicht mehr genügen, wo der Neger im Stande ist, sie zu übersteigen. Wie wird, wie will man ihm begegnen, wenn er sein Recht fordert? Daß dieser Zeitpunkt nicht so fern ist, wie Viele, ja, wohl die Meisten glauben, beweisen die Zahlen, die uns das Census-Bureau liefert.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Neger sich zuerst der Landwirthschaft zuwandte. Er hatte nichts Anderes gelernt und stieß bei dem Versuch, sich in anderer Richtung zu bethätigen, natürlich auf die größten Schwierigkeiten Auch war im Süden das Land billig und das Klima forderte keine zu großen Anstrengungen und Entbehrungen von Dem, der sich dem Ackerbau widmete, wenn er nur im Stande war, die Sonne zu ertragen. Das vermochte der Neger, von dem man im Süden sagt, er könne nur ordentlich arbeiten, wenn er schwitze, und es sei ihm deshalb unmöglich, im Norden angestrengte körperliche Arbeiten zu verrichten. Auch gab das wichtigste Produkt des Südens, die Baumwolle, besonders günstige Gelegenheit zur Wirthschaftstheilung, bei der Eigenthümer und Pächter je einen bestimmten Prozentsatz des Ertrages erhalten. Daß der Neger diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen ließ, beweist die Thatsache, daß im Jahr 1900 schon 746 717 Farmen mit einem Areal von 38 233 933 Acres von Schwarzen betrieben wurden. Was diese Ziffer bedeutet, erkennt man, wenn man erfährt, daß die von Negern betriebenen Farmen 4,6 Prozent des kultivirten Landes in den Vereinigten Staaten ausmachen. Dem Werthe nach repräsentiren diese Farmen allerdings nur 2,4 Prozent des kultivirten Landes; aber es ist ja auch natürlich, daß der Neger mit seinen geringen Mitteln in der Auswahl des Bodens, den er erwarb, nicht wählerisch sein konnte. Noch bedeutsamer ist die Thatsache, daß 25,2 Prozent aller Neger, die Landwirthschaft treiben, die von ihnen bewirthschafteten Farmen besitzen, nämlich im Ganzen 174 434 Farmen mit einem Areal von 13 621 753 Acres, die einen Werth von 150 557 251 Dollars repräsentiren und auf denen sich Vieh im Werthe von 47 428 553 Dollars befindet. Der Werth aller Farmen, die ausschließlich von Negern als Eigenthümern, Pächtern oder Gewinntheilhabern bewirthschaftet wurden, betrug einschließlich der Gebäude, des Viehbestandes und der Maschinen 499 941 234 Dollars. Die schwarzen Farmer verkauften während des Jahres 1899 landwirthschaftliche Produkte im Werthe von 229 906 992 Dollars, gaben 8 789 792 Dollars für Arbeitlöhne und 5 614 844 für Dungstoffe aus. Im Ganzen waren im Jahr 1900 372 414 Neger die Besitzer der Häuser, in denen sie wohnten, und 255 146 dieser Heimstätten waren unbelastet.

Das sind gewaltige Zahlen, die zu denken geben, wenn man im Auge behält, daß die dunkle Rasse vor vierzig Jahren vollständig recht- und besitzlos war; denn die wenigen Neger im Norden, die bereits etwas Eigenthum erworben hatten, kommen nicht in Betracht. Noch bedeutsamer werden die Angaben, wenn man berücksichtigt, daß der Fortschritt sich fortwährend steigert. Die Zunahme der

Neger-Farmer betrug in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zwiſchen 36 und 38, die der Neger, die Farmen beſaßen, volle 57 Prozent. Hier muß auch gleich bemerkt werden, daß der Prozentſatz der Neger, die Land erworben haben, in den ſogenannten Grenzſtaaten am Höchſten iſt; alſo in den ſüdlichen Staaten, die an nördliche grenzen. Er iſt am Geringſten in dem ſogenannten „ſchwarzen Gürtel", alſo in den Staaten mit der ſtärkſten Negerbevölkerung, nämlich in Georgia, Alabama, Miſſiſſippi, Louiſiana und Südkarolina. Zwei Faktoren ſind dafür in erſter Linie verantwortlich: wo die Neger in großen Maſſen dicht gedrängt zuſammenleben, ſind ſie weniger ſtrebſam und ehrgeizig und der Fortſchritt iſt geringer, wie es ja bei allen unter ähnlichen Verhältniſſen lebenden Völkerſchaften beobachtet werden kann; und wo der Neger in ſeiner Entwickelung aufgehalten wird, weil der Weiße ſich vor der Möglichkeit, er könne politiſche Macht erlangen, fürchtet, erwirbt er ſich auch die einfachen bürgerlichen Tugenden langſamer. Die Thatſache aber, daß, nach konſervativen Schätzungen, die 8 840 000 Neger in den Vereinigten Staaten ſich in vierzig Jahren Eigenthum im Werth von mindeſtens ſechshundert Millionen Dollars erworben haben, von denen jeder Cent mit der Fauſt und im Schweiße des Angeſichtes verdient worden iſt, und die andere, daß der ganzen Raſſe bei ihrer Erlöſung aus der Sklaverei eigene Initiative und der Trieb zur Arbeit im eigenen Intereſſe vollſtändig fremd waren und ihr außerdem tauſend Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, läßt keinen Zweifel übrig, daß der Neger im Stande iſt, ſich ſeine materielle Zukunft zu ſichern. Jedenfalls iſt die vom Süden als Argument gegen die Aufhebung der Sklaverei angeführte und ſeitdem, bis auf den heutigen Tag, immer wiederholte Behauptung, der Neger arbeite nur, wenn er durch körperliche Gewalt dazu gezwungen werde, und die Erwerbung von Kenntniſſen, ſelbſt der einfachſten Art, mache ihn untüchtig zur Arbeit, glänzend widerlegt. Im Norden wie im Süden iſt der Neger auf dem Wege, ſich durch ehrliche, ſchwere Arbeit einen Platz unter dem ſoliden Bürgerthum zu erwerben und zu beweiſen, daß der ihm gemachte Vorwurf, er ſei unfähig zur Selbſtändigkeit, träg, unbrauchbar und unverbeſſerlich, der Begründung entbehrt.

Nun wäre der materielle Fortſchritt der dunklen Raſſe von geringer Bedeutung, wenn ſich ihm nicht ein ſittlicher Fortſchritt geſellte. Ohne gewiſſe ſittliche Eigenſchaften iſt eine Zunahme materiellen Wohlſeins ja gar nicht denkbar; nur genügen dieſe Eigenſchaften nicht, um die Hebung der ganzen Raſſe auf ein höheres Niveau zu ſichern. Und ehe man hier ein Urtheil fällt, muß man wieder bedenken, in welchem Zuſtande der Neger ſich befand, als er aus der Sklaverei befreit wurde. Man muß in Betracht ziehen, daß dem Sklaven die Begründung einer Familie, dieſer wichtigſte Schritt in der Entwickelung des Menſchen, nicht möglich war, daß die ſelbſt bei wilden Völkerſchaften geltenden Familienbande bei dem Sklaven nicht reſpektirt wurden. Allerdings gab es viele Sklavenhalter, welche die Familien ihrer Sklaven nicht trennten (die meiſten vermieden es ſogar, ſo lange ſie konnten), aber geſichert war das Zuſammenbleiben der Familie nie. Der Tod des Pflanzers konnte weniger menſchlich denkende Beſitzer an ſeine Stelle ſetzen, Geldverlegenheiten oder tauſend andere Urſachen konnten jeden Tag eine Abweichung von der Regel herbeiführen. Sklaven verheiratheten ſich ja überhaupt nicht; ſie thaten ſich mit Erlaubniß des Beſitzers zuſammen oder, wie der techniſche Ausdruck lautete: they took up with each other. Ihre Kinder gehörten dem Pflanzer

und von ihrer Zahl und körperlichen Beschaffenheit hing dessen Wohlstand zum größten Theil ab. Selbst wenn er nicht Sklaven für den Verkauf züchtete (was auch geschah), mußte ihm doch viel daran liegen, die Rasse kräftig und arbeitfähig zu erhalten. Sentimentale Rücksichten waren daher auch im besten Fall ganz ausgeschlossen und die Erlaubniß zur Verheirathung, wenn dieser Ausdruck überhaupt gestattet ist, hing vollständig von den körperlichen Eigenschaften des Brautpaares ab; und zwar handelte es sich einzig und allein darum, ob ihre Nachkommen voraussichtlich werthvoll für die Bearbeitung der Plantage und im Nothfall auch mit Vortheil verkäuflich sein würden.

Aus solchen Zuständen trat der Neger in die Freiheit und erhielt das Recht, nach eigener Neigung und nach freiem Entschluß zu heirathen. Ganz richtig ist Das insofern nicht, als er zunächst gezwungen wurde, das Verhältniß, das er auf Veranlassung seines Herrn und Meisters eingegangen war, legalisiren zu lassen. Auch hier wurde, da kein besseres Mittel vorhanden zu sein schien, der immer gefährliche Versuch gemacht, die Sittlichkeit durch ein Gesetz zu sichern. Der Charakter des Negers wurde dadurch natürlich nicht beeinflußt. Der mußte sich erst im Lauf der Jahre bilden. Aus dem Menschen, der nicht für sich selbst zu sorgen brauchte, dem es auch gar nicht erlaubt, dem jede Zukunft abgeschnitten war, der keinerlei Rechte besaß, nichts lernen, sparen, besitzen und nicht einmal eine Familie sein Eigen nennen durfte, sollte aus eigener Kraft ein brauchbares, auf eigenen Füßen stehendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden. Allerdings fehlte es nicht an Hilfe: der Norden lieferte nicht nur Geld, sondern auch Männer und Frauen, die sich der schweren Aufgabe widmeten, den Neger zu erziehen; aber all diese Bemühungen wären vergeblich gewesen, wenn der Schwarze wirklich, wie der Süden damals behauptete und noch behauptet, unfähig wäre, aus eigenem Willen zu arbeiten und sich die Charaktereigenschaften zu erwerben, die der civilisirte Mensch besitzen muß.

Im Anfang gerieth der Neger freilich auf eine falsche Bahn. Es ging ihm wie einem Kinde, das sich seinen Beruf selbst auswählen darf. Er griff nach Dem, was ihm am Besten gefiel, was seiner Eitelkeit zusagte und ihm am Meisten imponirt hatte. Daß er Schritt vor Schritt vorangehen und vom Fundament auf bauen müsse, begriff er nicht; und Viele von Denen, die sich für ihn interessirten, verstanden es auch nicht. Bildung wurde das Losungwort und der Besitz von Kenntnissen schien das allein wünschenswerthe Ziel. Die Neger wollten (und sollten auch nach der Ansicht ihrer Freunde) Prediger, Aerzte, Juristen u. s. w. werden. Die natürliche Folge war, daß eine große Zahl von Halbgebildeten aufkam, die sich zur körperlichen Arbeit zu gut dünkten, thatsächlich auch keine wirklichen und praktisch verwerthbaren Kenntnisse besaßen, aber Vieles gehört und gelesen hatten, das weder ihnen noch Anderen Nutzen brachte. Die Ueberhebung, die diese Menschen zur Schau trugen, wie auch der Eifer, mit dem sie für die sofortige Gleichstellung ihrer Rassegenossen in jeder Hinsicht agitirten, und ferner ihre Werthlosigkeit, so weit nützliche Thätigkeit in Betracht kommt, stärkten die Ueberzeugung, daß der Neger in Unwissenheit erhalten werden müsse, weil Bildung ihn verderbe und daher in seinen Händen ihm selbst schädlich, für den Weißen aber eine große Gefahr sei.

New-York. Georg von Skal.

Kux und Aktie.

Von den Kuxen war jetzt an der Börse viel die Rede. Auch unter den Theoretikern, die eifrig darüber stritten, ob man Kuxe zum offiziellen Handel und zur Notirung an den Effektenbörsen zulassen solle. Für und wider die Hoffähigkeit des ruppigen schwarzen Gesellen wurde zwar Allerlei vorgebracht; aber bis zu einer einwandfreien Entscheidung ist bisher noch Niemand gekommen. Der Mangel an kontrolirbarer Preisgestaltung war beim Kux schon lange fühlbar; die Praxis forderte aber noch keine rasche Beantwortung der Frage. Frankfurt gab das Signal. Dort wurde der Antrag gestellt, tausend Kuxe der Gewerkschaft Roßleben zum amtlichen Börsenhandel zuzulassen, und die Handelskammer, die der Zulassungstelle vorgesetzt ist, erklärte in ihrem Bescheid, daß „der Einführung und offiziellen Notirung von Bergwerkskuxen an der frankfurter Börse prinzipielle Hindernisse oder Bedenken nicht im Wege stehen". Hier droht schon die erste Möglichkeit eines Konfliktes. Muß die Zulassungstelle sich nun an den Spruch der Handelskammer halten oder darf sie selbständig entscheiden? Daß die erste Instanz durch die zweite korrigirt wird, kommt ja nicht selten vor; hier aber liegt die Sache nicht so einfach. Und weiter: hat die frankfurter Handelskammer ihre Erklärung auf eigene Faust abgegeben oder ist sie dazu vom preußischen Handelsminister inspirirt, vielleicht gar autorisirt worden? Die Antwort auf diese Frage könnte zeigen, wie die Zukunft der deutschen Bergbauverhältnisse sich im Kopf des Langen Möller malt. Theodor der Große hat seine Verstaatlichungidee trotz den bisherigen Mißerfolgen sicher noch nicht zum alten Eisen geworfen und denkt jetzt vielleicht: Was mir die Aktie versagte, wird der Kux mir gewähren.

Kux und Aktie sind ihrer Natur nach völlig verschieden, im Lauf der Entwickelung aber einander näher gekommen. Die Ursprünge reichen bis ins Mittelalter zurück. Das ältere deutsche Bergrecht, das auf der Goldenen Bulle Karls des Vierten fußt, zeigt die ersten Spuren der Gewerkschaften; und diese alten Formen des Bergwerkbesitzes boten die Grundlage, auf der sich vom fünfzehnten Jahrhundert an das Aktienwesen allmählich entwickelte. Gleich die Anfänge aber zeigen die Verschiedenheit der beiden Besitztitel: der Kux ruht in der Erde, er ist schwer und bodenständig; die Aktie, die wir zuerst bei den überseeischen Handelscompagnien finden, ist beweglich. Das Genus femininum macht sich in ihrem Wesen geltend; sie ist bald hier, bald dort, nicht an den Ort gebunden und von Jugend an sogar mit kosmopolitischen Neigungen begabt. Je weiter die wirthschaftliche Entwickelung, die ja zunächst hauptsächlich an den Bergbau gebunden war, fortschritt, je mannichfacher und komplizirter die Formen wurden, in denen sie sich äußerte, desto nöthiger wurde eine Organisation, die immer weiteren Schichten des Volkes ermöglichte, wenigstens passiv, also durch Hergabe von Kapital und Mitgenuß der ihm durch Handel und Industrie gewährten Rentabilität, die Fortschritte des Wirthschaftlebens mitzumachen. Diese Möglichkeit gab die Aktiengesellschaft, die ihren Siegeszug durch die Welt antrat und sich, trotz der düsteren Prophezeiung des genialen Rudolf von Ihering, noch heute als beliebteste Institution im Großbetrieb erhält. Während die Aktie sich die Börsen eroberte, blieb der Kux, was er von Anfang an war: ein Ausweis über das Miteigenthum an einer bergbaulichen Gewerkschaft. Die Aktie ist in sämmtlichen Industriebereichen vertreten, der Kux nur im Montangewerbe. Er ist das Kind einer an Kapital

armen Zeit; die Zerlegung der Bergwerksberechtigung in ideelle Theile, in Kuxe, hatte ja den Zweck, fremdes Kapital für den Bergwerksbetrieb heranzuziehen. Man wollte auch den Kreis der nicht Sachverständigen für den Bergbau interessiren und fand das beste Mittel dazu im Kux. Daß er ursprünglich Immobiliarqualität besaß und mit Hypotheken belastet werden konnte, ist ein Symptom, das seine Schwerfälligkeit anzeigt. Die Modernisirung hat der Kux eigentlich der Aktiengesellschaft zu danken, an der gewisse Auswüchse sichtbar wurden und die deshalb den Wunsch entstehen ließ, auf die solidere Form, die Gewerkschaft, wenigstens im Bergbau zurückzugreifen. Das preußische Berggesetz von 1865 brachte die Reform des Kuxenwesens; zunächst wurde die Mobilisirung der Kuxe durchgeführt, die ihnen die Eigenschaft einer beweglichen Sache und die Befreiung von hypothekarischen Belastungen zusprach. Von da an datirt der Aufschwung im Kuxenverkehr, den der Gesetzgeber gleichsam sanktionirt hatte, als er in den Motiven des Berggesetzes einen Vergleich mit der Aktiengesellschaft zog und stets, wo es sich um bergbauliche Unternehmungen handelte, zu Gunsten der Gewerkschaft entschied. Man versuchte sogar, die Umwandlung von Gewerkschaften in Aktiengesellschaften unmöglich zu machen. Vergebens: die Aktiengesellschaft ist auch im Bergbau siegreich geblieben, wie ein Blick auf den Kurszettel und in die Handbücher der deutschen Aktiengesellschaften zeigt. Die ganze Wirthschaftentwickelung wirkte für sie.

Plötzlich soll nun der Aktie wieder durch den Kux Konkurrenz gemacht werden. Man will dem Kux die Börsenfähigkeit zusprechen, die er heute nicht besitzt; weder auf Grund des Börsengesetzes noch durch den Erlaß des Reichskanzlers vom elften Dezember 1896 über die Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel. In den Paragraphen 36 bis 47 des Börsengesetzes, die sich mit dieser Zulassung beschäftigen, wird allgemein nur von „Werthpapieren" gesprochen. Zu dieser Kategorie gehört aber der Kux nicht, da er lediglich den ideellen Antheil an einer Gewerkschaft, einer Form des Bergwerkeigenthumes, darstellt. Einen Werth kann dieser Antheil erst bekommen, wenn das Bergwerk Erträge geliefert hat; so lange solcher Ertrag fehlt, hat man es nur mit der Anwartschaft auf eine Chance zu thun. Die Aktie aber hat einen von vorn herein feststehenden Nominalwerth, dessen Grundlage ein ganz bestimmtes Aktienkapital ist. Die Aktiengesellschaft repräsentirt an sich schon einen Kapitalwerth; die Gewerkschaft ist zunächst nur eine Vereinigung von Personen, die ein Bergwerk betreiben wollen. Wenn man bedenkt, welche Kautelen das ganze Aktienwesen umgeben — ein Mindestbetrag von 1000000 oder 500000 Mark des Grundkapitals ist die Vorbedingung für die Zulassung der Aktien zum Handel an einer deutschen Börse — und wie einfach sich die Konstituirung einer Gewerkschaft vollzieht, so muß man sagen: Kux und Aktie sind zwei ihrer ganzen Natur nach so verschiedene Begriffe, daß man nicht ohne Weiteres die Bestimmungen, die für Aktien gelten, auf Kuxe übertragen kann. Zwei Menschen, die ein Muthungrecht besitzen, vereinigen sich und gründen eine hundert- oder tausendtheilige Gewerkschaft. Das ist sehr einfach. Nur soll man nicht verlangen, daß die Kuxe, die so das Licht der Welt erblicken, das selbe Recht haben wie Aktien, deren Geburt doch beträchtlich höhere Kosten verursacht. Die Gewerkschaft besteht, auch wenn das Bergwerk, das sie betreiben will, nicht in Betrieb ist. Erst im Verlauf der Aufschlußarbeiten kann sich der Werth des Objektes und seine Rentabilität zeigen; vorher kann man einen Nominalbetrag für das Grundkapital der Gewerk-

schaft und den Kux nicht festsetzen, weil man nicht weiß, wie hoch die Zuschüsse sind, die die einzelnen Gewerken leisten müssen, bis das Werk eine Rente zu bringen vermag. Der Besitz eines Kuxes legt also Pflichten auf, die der Aktionär nicht kennt. Das gerade giebt dem Kux mehr Individualität, als die Aktie besitzt, weist ihn aber auch auf einen viel engeren Kreis. Wer Nachschüsse an Kapital für ein Unternehmen leistet, muß Gelegenheit haben, sich von den Fortschritten des Betriebes überzeugen zu können, damit er sieht, ob er sein Geld nicht in eine verlorene Sache steckt. Das Interesse ist hier lokal abgegrenzt. Dem Aktienbesitzer kann Bilanz und Geschäftsbericht, dem Kuxenbesitzer nur der Augenschein genügen. Am Nächsten liegt noch der Vergleich der Kuxe mit den Lokalpapieren der Provinzialbörsen, weil auch diese Werthe ja meist nur im Bereich der engeren Heimath zu finden sind.

Trotzdem ist der Kux in weite Kreise gedrungen; sein Wesen war eben fast unbekannt und sein Handel noch mangelhaft organisirt. Auf den offiziellen Kuxenbörsen in Düsseldorf und Essen werden im Ganzen 77 Gattungen Steinkohlenkuxe, 28 Kalikuxe, 2 Braunkohlenkuxe und 6 Erzkuxe offiziell notirt, während man auf den von den verschiedenen Kuxenhändlerfirmen veröffentlichten Kurszetteln ungefähr 80 Kalikuxe, 30 Erzkuxe, 15 Braunkohlenkuxe und außerdem noch Bohrantheile von Petroleumunternehmen findet; die überwiegende Mehrzahl der Kuxe wird also nicht offiziell gehandelt und notirt. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. In Berlin und Hannover (dem Mittelpunkt der Kalispekulation) entstanden Privatcirkel für den Kuxenhandel und die Preise, die von den führenden Firmen, wie Zielenziger, Hammerstein, Schüler, Stern, oft mit einiger Willkür festgesetzt werden, bedeuten längst mehr als die Notirungen in Düsseldorf und Essen. Auch angesehene Banken und Bankfirmen, besonders der Schaaffhausensche Bankverein, die Deutsche Bank, das Bankhaus Von der Heydt & Co., sind auf dem Kuxenmarkt stark interessirt und haben das Interesse ihrer Kundschaft für diese Papiere zu wecken gewußt; nicht immer zum Vortheil des Kunden, wie vor mehreren Jahren der Zusammenbruch auf dem Erzkuxenmarkt gezeigt hat und die mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehende Deroute auf dem Kalikuxenmarkt eines Tages zeigen wird. Der blinde Eifer, der sich jetzt in der Gründung von Kalibohrgesellschaften bethätigt, läßt deutlich erkennen, wie „populär“ die Kuxenspekulation geworden ist und wie dringend nothwendig deshalb eine dem Börsenhandel in Aktien entsprechende Einrichtung für den Kuxenverkehr erscheint. Daß dem Kux die erforderlichen Voraussetzungen für die Zulassung zu einer der großen Effektenbörsen fehlen, wurde bereits gezeigt; aber eine Organisation des Kuxenverkehrs und eine zuverlässige Notirung der Preise wäre möglich und nöthig. Nach dem Paragraphen 42 des Börsengesetzes bestimmt der Bundesrath den Mindestbetrag des Grundkapitals, der für die Zulassung von Aktien an den einzelnen Börsen maßgebend sein soll, und den Mindestbetrag der einzelnen Stücke der zuzulassenden Werthpapiere; und in dem Erlaß des Bundesrathes, der die Ausführung dieses Paragraphen im Dezember 1896 ordnete, wird die Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel von einem bestimmten Nennwerth, von der vollen Einzahlung des Kapitals und davon, daß die Beträge auf deutsche Währung lauten, abhängig gemacht. Ferner muß im Prospekt der Nennbetrag der Emission und die Höhe des Grundkapitals angegeben werden. Von all diesen Vorbedingungen ist beim Kux nichts zu finden. Man mußte sie also entweder erst schaffen: dann wurde aus dem Kux einfach eine Aktie; oder man mußte

auf sie verzichten: dann wären die Folgen nicht abzusehen. Was für den Kux gilt, müßte schließlich auch für die Antheile an einer G. m. b. H. oder einer Genossenschaft gelten; die Börse würde dann der Spielplatz für allerlei „Werthe", denen die wichtigsten Kautelen für das Publikum fehlen. Ob Das die Solidität des Börsengeschäftes — so weit man von einer solchen überhaupt reden darf — erhöhen würde?

Wer sich den Unterschied von Kux und Aktie recht deutlich vor Augen führen will, braucht nur einmal einen Kuxenprospekt und einen normalen Aktienprospekt zu vergleichen. Jener beschränkt sich auf die Angabe des Sitzes der Gewerkschaft, der Namen der Mitglieder, des Grundbesitzes, der Größe der Belegschaft und des Betrages der schon eingeforderten und der später noch zu zahlenden Zubußen: im Ganzen kaum zwanzig Zeilen. Was dagegen von einem Aktienprospekt gefordert wird, brauche ich hier nicht zu erzählen. Sehr viele Gründe sprechen also gegen den Plan, Kux und Aktie für den Börsenverkehr mit gleichen Rechten zu bekleiden. Verdächtig ist nur, daß die Kuxenhändler den jetzt geltenden Zustand erhalten sehen möchten. Daraus könnte man schließen, daß nur Geschäftsinteressen gegen die Zulassung zum offiziellen Verkehr sprechen. In einer so wichtigen Sache darf man aber nicht nur auf den Wunsch hören, den Kuxenfirmen das oft allzu einträgliche Handwerk zu legen. Schlimmer als die Raubgier eines Kuxenbankiers wären die Folgen einer weiteren „Popularisirung" der Spekulation in Kuxen. Gegen die Ausbeuter des Publikums giebt es noch andere Mittel. Man muß den Sinn des Gesetzes und das innere Wesen des Kuxes willkürlich interpretiren, um ihm im Verkehr die selbe Stelle anweisen zu können wie der Aktie.

Kann ein Papier mit unbestimmtem Kapitalwerth sich überhaupt je für das große Publikum eignen? Die meisten Bergwerksantheile, in denen heute spekulirt wird, sollen ihren Werth ja erst später erhalten; sie verheißen Chancen, sind aber kein sicherer Werthfaktor. Das liebe Publikum reißt sich jetzt aber um Kuxe, das größte Material findet schnell Absatz: kein Wunder also, daß auf dem Kalimarkt seit einiger Zeit so flink gegründet wird. Da nun schwer festzustellen ist, wann der Kux wirklich einen Werth hat, würden entweder nur die paar guten Kuxe (die meist ja schon in festen Händen sind) zum Börsenhandel zugelassen werden und für die anderen Alles beim Alten bleiben; oder man müßte jeden Kux zulassen, der gewissen formellen Anforderungen genügt. Dann stieße die Spekulation auf keine Schranke mehr. Ließe sich aber die Klassirung in börsenfähige und nicht börsenfähige Kuxe durchführen, so würden sich weitere Schwierigkeiten bei der Preisfestsetzung ergeben; denn ein Antheil, der mit 30 oder 40 000 Mark bewertet wird, ist natürlich nicht so leicht zu behandeln wie eine Aktie mit einem Nominalwerth von 1000 Mark. Würden hier die Bestimmungen angewendet, die für die Kursfestsetzung bei den Vereideten Maklern im Gebrauch sind, so ergäben sich bei solchen Riesenbeträgen allzu leicht Spannungen, die zu den tollsten Uebertreibungen führen müßten. Der Kux taugt eben nicht fürs gro Publikum; sein Wesen weist ihn in den engen Kreis der Interessenten, die natürli aus Kuxen mindestens so hohen Ertrag ziehen können wie Andere aus Dividende papieren. Gefährlich ist der Kux nur als Objekt der Spekulation; im Uebrigen bietet nicht weniger Aussichten als jede andere Betheiligung an einem Industrieunternehm Man soll ihm seine Eigenart lassen und nicht, in der Absicht, Mängel zu beseitigen, d schon vorhandene Risiko noch vergrößern. Die deutsche Montanindustrie kann nicht wü sehen, die Zahl der Gewerkschaften übermäßig vermehrt zu sehen; und der Kuxenhan wird sicher nicht solider werden, wenn er sich künftig an den Effektenbörsen absi

Notizbuch.

Der regirende König von Preußen hat die Sitte eingeführt, an den Tagen, die er für Paraden oder Einzüge (so nennt mans heute nun einmal) gewählt hat, die Schulen zu schließen. Ob dabei der vom Sinn der Verfassung vorgeschriebene Instanzenweg beschritten wird, in jedem Fall beschritten werden kann: diese Frage darf dem Bürger nicht die Nachtruhe stören; er muß annehmen, daß die zuständige Behörde dem Gesetz die Herrschaft wahrt. Diesmal wurde die Herbstparade des Gardecorps wegen schlechten Wetters zweimal verschoben und die Schüler aller berliner Lehranstalten hatten drei freie Tage. Bei der Zeitvergeudung, die in der lichtlosen Wirrniß unseres noch immer, trotz den Warnrufen der Sachverständigsten, gerühmten Schulwesens heimisch ist, mögen auch diese drei Tage, selbst in dem kürzesten Quartal des Schuljahres, noch entbehrlich sein. Grund zum Aerger hatten nur die Eltern, deren dringender und ausführlich motivirter Bitte zwei Wochen vorher nicht gelungen war, den Söhnen und Töchtern eine dreitägige Verlängerung der Sommerreiseferien zu erwirken, und die nun die Kinder eben so lange zwecklos in Berlin herumbummeln sahen. Nur selten entschließt sich eine Mutter, das junge Volk ins Paradegedräng zu schicken. Besonders nett ist aber, daß die Mittheilung, ob unterrichtet oder die Schule geschlossen werden soll, den Direktoren von der Polizei zugeht. Nachdem zweimal für den nächsten Tag Ausfall des Unterrichtes verkündet und die Parade in der letzten Stunde dann abgesagt war, fanden sich an einem Montag Lehrer und Schüler pünktlich zur Anfangszeit ein. Da brachte ein Schutzmann die Kunde: „Heute wird nicht unterrichtet!“ Aengstliche Direktoren schickten wohl auch aufs Polizeirevier, um zu hören, ob trotz der Parade unterrichtet werden solle. Nein. Und nun wurden Lehrer und Schüler wieder weggeschickt. Kleine Kinder, die Mutter sonst abholen läßt, schlichen furchtsam heim; größere Schüler und Schülerinnen waren froh, ein paar unkontrolirte (und kaum kontrolirbare) Stunden vor sich zu haben. Und die Lehrer fragten knirschend, ob diese Art, sie kommen und gehen zu heißen, mit dem Begriff würdiger Behandlung vereinbar sei. Welche Frage! Wenn nicht Alles in schönster Ordnung wäre, würde der Demokratentrotz im Rothen Haus und in der Presse sicher ein Machtwort sprechen.

* * *

Herr Rechtsanwalt Dr. Bruno Marwitz schreibt mir:

„Sehr geehrter Herr Harden, in der ‚Zukunft‘ vom neunten September haben Sie das Urtheil besprochen, das das Oberverwaltungsgericht in der Disziplinarsache gegen den Kreisausschußsekretär Knuchel erlassen hat. Die Angelegenheit, die einer Aufklärung im Landtag dringend bedürfte, hat aber noch eine andere Seite, die ich, nachdem der Fall Knuchel einmal öffentlich besprochen worden ist, Ihnen nicht vorenthalten will. Knuchel hatte in seiner Eingabe an den Minister in sieben Punkten Thatsachen behauptet, die den dem Landrath beigeordneten Regirungassessor zu belasten geeignet waren. Die Eingabe ging vom Minister im Instanzenweg an den Landrath und dieser Herr (also der durch die Eingabe Beschuldigte) eröffnet sofort, am zehnten April 1904, das Disziplinarverfahren gegen Knuchel; auch verfügte er die Suspension vom Amt, deren gesetzliche Folge die Sperrung des halben Gehaltes für Knuchel war. Zum Untersuchung-Kommissar ernannte er den Regirungassessor, den in der Eingabe des Knuchel Mitbeschuldigten. Die von Knuchel gegen diese Verfügung erhobene Beschwerde wurde vom Regirungpräsidenten in Düsseldorf am vierundzwanzigsten April zurückgewiesen, da ‚nach einem Berichte des dortigen Landrathes die gegen den Regirungassessor erhobenen Vorwürfe nicht

zum Gegenstande des Disziplinarverfahrens gemacht' seien. Die Untersuchung wurde mit außerordentlicher Eile geführt. Nachdem der Landrath einen Vertreter der Anklage bestellt hatte, wurde die vom dreiundzwanzigsten April 1904 datirte Anklageschrift dem Angeschuldigten durch Verfügung vom fünfundzwanzigsten April zugestellt und er gleichzeitig auf den zweiten Mai vorgeladen. Bereits am sechsundzwanzigsten April stellte der Vertheidiger des Angeklagten den Antrag, ihm Akteneinsicht zu gewähren. Darauf erfolgte nach zwei Tagen der Bescheid: ‚Ihrem Antrag auf Akteneinsicht bedaure ich nicht stattgeben zu können, da das Aktenmaterial bereits seit Beginn der Woche an den Herrn Referenten abgegeben ist.' Der Beginn der Woche fiel auf den vierundzwanzigsten April; die Anklageschrift war am fünfundzwanzigsten zugestellt. Auf den Antrag, die Akten dann wenigstens am Terminsmorgen dem Vertheidiger zugänglich zu machen, erwiderte der Regirungassessor, ‚daß die Akten erst zum Termin wieder in meine Hand kommen und daß ich Ihnen deshalb zu meinem Bedauern keine Akteneinsicht gewähren kann.' Am zweiten Mai verurtheilte dann der Kreisausschuß unter Vorsitz des selben Regirungassessors, der in der Eingabe an den Minister beschuldigt war und der die Untersuchung geführt hatte, den Angeschuldigten zur Entlassung aus dem Dienst. Als Vertheidiger Knuchels beim Oberverwaltungsgericht habe ich das Verfahren nicht gerügt, weil dagegen formaljuristisch und nach unserem jämmerlichen Disziplinargesetz nichts einzuwenden ist; auch lag die Unschuld meines Mandanten so klar auf der Hand, daß ich jede formelle Rüge verschmähen zu können glaubte. Aber als Staatsbürger muß ich denn doch die Frage erheben: Hat der Minister nicht Gelegenheit genommen, sich über die Sache zu informiren? Hat er es gethan: wie verträgt es sich mit den strengen Anforderungen, die wir an preußische Beamte zu stellen gewohnt sind, daß ein Landrath noch immer seines Amtes waltet, dem das höchste Verwaltungsgericht des Landes ‚erhebliche dienstliche Ordnungwidrigkeiten' vorgeworfen und der die dienstliche Anzeige dieser ‚Ordnungwidrigkeiten' mit einem Disziplinarverfahren beantwortet hat, wie ich es geschildert habe und das zu kommentiren überflüssig sein dürfte? Die Veröffentlichung dieses Briefes stelle ich Ihnen ergebenst anheim." Ob der Minister darauf irgendwie antworten wird?

* * *

„Die Belagerung von Port Arthur" heißt ein kleines Buch, das im Verlag des Ostasiatischen Lloyd erschienen ist. Der Verfasser, ein deutscher Kaufmann, der sich Eugen Nord nennt, hat es mir geschickt; wahrscheinlich, um mir zu zeigen, wie er schon vor einem Jahr über den General Stoessel geurtheilt habe. Dieser Bericht eines Augenzeugen, der offenbar von günstiger Warte die Ereignisse mitangesehen hat, ist lesenswerth und sollte auch in Petersburg beachtet werden. Als die Japaner am achten Februar 1904 die Flotte im Hafen von Port Arthur überfielen, war die Festung zu einer Vertheidigung nicht im Geringsten vorbereitet. Stoessel, der seit sechs Jahren Kommandant von Port Arthur war, hatte an den Kriegsfall gar nicht gedacht. Kein Offizier kannte seinen Posten, keiner wußte, in welchen Theil des Geländes er seine Leute führen solle. Die Mannschaft bekam nie genug Munition, denn Stoessel fand, „daß es nicht lohne, gegen die Japaner Kugeln zu vergeuden." Kuropatkin wüthete und wollte den untüchtigen Kommandanten sofort wegjagen. Das war aber nicht so leicht zu erreichen. Der ganze Stab verfügte über zwei Fernsprechapparate; Stoessel selbst hatte bis zur Kapitulation in seiner Dienstwohnung kein Telephon. An den Zaren aber war aus der Kommandantur die Meldung ergangen: „Die Festung ist zum Kampf bereit!" Einmal war Festungmanöver gewesen; in sechs Jahren ein einziges Mal. Die Division aber, die in diesem Manöver Kwangtung einiger-

maßen kennen gelernt hatte, wurde nun an den Yalu geschickt und die Vertheidigung der Halbinsel Mannschaften anvertraut, denen das Gelände völlig unbekannt war. „Den russischen Offizieren war verboten, die Batterieplätze zu betreten; den als Wäscher verkleideten Offizieren des japanischen Generalstabes aber war bis unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges erlaubt gewesen, sich ungehindert dort zu bewegen. Port Arthur wimmelte von ihnen. Sie hatten nicht nur die Möglichkeit, die Festung gründlich zu studiren und Pläne davon aufzunehmen, sondern auch mit mathematischer Genauigkeit die Winkel für das Schießen mit den elfzölligen Haubitzen zu bestimmen." Ende Februar, als Stoessel schon in einem Tagesbefehl gesagt hatte, die Festung sei auf drei Seiten vom Meer umspült und von der vierten Seite sei der Feind zu erwarten, gestattete, begünstigte er noch die Massenausfuhr von Fleisch, Milch, Gemüse, Zucker, Früchten und Konserven. Als man ihm abrieth, antwortete er, die Festung werde höchstens ganz kurze Zeit vom Hinterland abgeschnitten sein, und verbat sich schroff jeden Widerspruch gegen seine Anordnungen. General Fock, Stoessels Intimus und Günstling, sagte vor der Front zu den Truppen, die Japaner seien Dummköpfe; ihre Felddienstordnung zwinge sie, beim Angriff in dichten Schützenlinien vorzugehen. „Die Soldaten benutzten diese Worte zu einem Frage- und Antwortspiel, das sie im Chor übten." Den Beamten wurde von Stoessel öffentlich vorgeworfen, sie schlössen die Bureaux und verkröchen sich, sobald das Bombardement beginne. Er selbst aber hielt sich immer an den ganz ungefährlichen Plätzen auf; „meist in der Kasemate des Fort Nr. 1, das den Japanern fast unbeschädigt übergeben wurde." Als der Chef des Luftschifferdienstes ankam, zeigte sich, daß in der Festung alles Material zur Einrichtung solchen Dienstes fehle. Wo Batterien nöthig waren, stand nur ein Leuchtthurm. „Die Japaner konnten die Festung vernichten, ohne daß sie auch nur eine Antwort auf das Feuer des Angreifers zu geben vermochte." Ein Oberst der Artillerie sagte zu dem Kaufmann, dem wir den Bericht verdanken: „Die Japaner verhöhnen uns, lehren uns, wohin man Geschütze stellen muß. Sechs Jahre die Festung in Händen haben und den Liau-Te-Shan nicht befestigen! Das ist ein Verbrechen. In fünfunddreißig Dienstjahren habe ich nicht solche Schande gesehen, auch in der ganzen Kriegsgeschichte nie Aehnliches gefunden". Der selbe Mann hörte aus Stoessels Munde die Sätze: „Ich bin Schützengeneral und verstehe von Festungen und Befestigungwesen nichts. General Smirnow (der inzwischen ernannte Kommandant) soll ja ein Gelehrter sein. Er mag seine Bücher fragen, was hier zu thun ist. Meine Sache ist der Kampf, nicht die Einrichtung von Festungen. Wie sollen die gelbfratzigen Teufel denn nach Port Arthur gelangen? Sie krepiren ja unterwegs". Am dreißigsten März kam Smirnow und besichtigte sofort die Festung. Er erschrak. „Viele Forts und Befestigungen, die der vom Zaren bestätigte Plan verzeichnete, waren entweder gar nicht begonnen oder noch im ersten Stadium." Mit dem ursprünglichen Plan war nun überhaupt nichts mehr anzufangen. Doch Smirnow und Kondratenko sorgten dafür, daß endlich gearbeitet wurde, und gönnten sich selbst Tag und Nacht keine Ruhe. Stoessel hielt sich in seinem Haus und erzählte den Getreuen, er erwarte die Ordre, zur Yalu-Armee abzugehen. In Petersburg hatte sich aber das Wetterfähnchen wieder einmal gedreht. Am elften April kam der Ukas, der Stoessel zum Chef des Festungrayons Port Arthur-Kinschu ernannte und seinem Befehl sogar Smirnow, den Kommandanten der Festung, unterstellte. „Als Augenzeuge kann ich nur sagen: Wenn Smirnow nicht eine eiserne Willenskraft besessen hätte, wäre Port Arthur nicht erst im Januar 1905 dem Feind übergeben worden, sondern wahrscheinlich schon am dritten September 1904." Seitdem gabs beinahe täglich Friktionen. Stoessel wollte noch

immer die Ausfuhr von Nahrungmitteln gestatten. Smirnow widersprach und der Hofgünstling mußte nachgeben. Weil er aber bei Nikolai gut angeschrieben war und das Vorschlagsrecht für Avancement und Orden hatte, waren die jungen, nach Auszeichnung lüsternen Offiziere für ihn. „Schließlich stieß fast jeder Befehl Smirnows auf einen Gegenbefehl Stoessels." Einer dieser Gegenbefehle bewirkte, daß ein ganzer Eisenbahnzug mit Wäsche, Verbandzeug, Hospitalinventar aller Art in die Hände der Japaner fiel. Aber Stoessel hielt Reden, lange Reden, in denen er den Kaiser und die kaiserliche Familie den Truppen rühmte und die stets mit dem Gelöbniß schlossen, freudig für den Gossudar zu sterben. Den Bewohnern von Talienwan und Dalnij wurde vom Oberbefehlshaber offiziell angezeigt, ihnen drohe keine Gefahr und sie brauchten deshalb nicht an einen Wechsel des Aufenthaltes zu denken. In Kinschu prahlte General Fock, Stoessels Spießgeselle, er werde die ganze japanische Armee vernichten, wenn sie dumm genug sei, hier einen Landungversuch zu wagen. Der Rayonchef war so verhaßt, daß die „Seiten aus einem Tagebuch", die Herr Weriowkin gegen den Bramarbas veröffentlichte, von Civil und Militär in Kwangtung mit Jubel begrüßt wurden. Als das Gerücht durchsickerte, einzelne Generale wollten ein ärztliches Gutachten über Stoessels Geisteszustand einfordern, feierte man die frohe Botschaft bei Sekt und Musik. „Wenn Stoessel eingesperrt wird und nur Smirnow noch zu sagen hat, ist Port Arthur gerettet." Smirnow war für solche Intriguen aber nicht zu haben. Wer von Dalnij nach Port Arthur geflüchtet war, weil er sich hinter den Forts sicherer glaubte, wurde schnell wieder zurückgejagt; Fuhrleute die sich weigerten, die gefährliche Rückfahrt zu unternehmen, ließ Stoessel mit Ruthen peitschen. Drei Tage danach waren Kinschu und Dalnij im Besitz des Feindes. Steinkohle Eisen, Bauholz, ungeheure Mengen von Proviant und Manufakturwaaren, Leder, öffentliche und private Gebäude, Bahn- und Hafenmaterial: Alles fiel unbeschädigt den Japanern zu, weil der Rayonchef bis zum letzten Augenblick den Wahn aufrechterhalten hatte, Dalnij drohe keine Gefahr. Wider alles Erwarten fanden die Japaner Millionenwerthe auf ihrem Eroberer weg. „Wenn Stoessel nicht unverzeihliche Fehler gemacht, wenn er Kinschu nicht nutzlos weggeworfen und die Höhen von Nangalin rechtzeitig besetzt hätte, wäre Port Arthur bis mindestens Ende Juli 1905 zu halten gewesen." In der Meldung, die er an Kuropatkin sandte, sagte Stoessel, er habe Kinschu geräumt, weil der Mangel an Menschen und Munition schon fühlbar geworden sei; der Generalissimus antwortete, er habe oft genug, doch immer vergebens, angeboten, die Garnison zu verstärken. Da Kinschu vom Feind besetzt war, hatte Stoessel eigentlich nichts mehr zu thun und konnte sich ganz der Organisation seines Ruhmes widmen. Er versprach und erwirkte Ordenverleihungen, schickte an Kuropatkin nur Offiziere, auf die er sich verlassen konnte, zwang die Zeitung „Nowi Krai", nur günstige Berichte zu veröffentlichen, ließ verdächtige Privatbriefe konfiszieren und fand in seinem Stab einen sicheren Mann, der in der englischen Presse das Lob Anatols des Großen singen konnte. Doch er blieb dem General Smirnow vorgesetzt und zu wichtigen Entschlüssen war seine Einwilligung nöthig. Die Blokade war noch leicht zu durchbrechen und oft brachten Dam[illegible]r und Dschunken Proviant in die Taubenbucht. Er brauche nichts, sagte Stoessel; erkl[illegible]e dem Kapitän eines französischen Dampfers, der Milch gebracht hatte, er werde das Sc[illegible]i, wenn es noch einmal komme, beschießen lassen, denn in der Festung fehle es höchstens n Delikatessen. Soldaten, die auf der gefährlichsten Position ihre Knochen dem Feuer a[illegible]s gesetzt hatten, Verwundete sogar schalt er Feiglinge; und Civilisten behandelte e[illegible]o schlecht, von oben herab, daß man ihm in der Stadt den Spitznamen Fürst Anatol n Kwangtung gab und seinen Fock den Tollen Mullah nannte. Am ersten August, als e

vorderen Stellungen geräumt waren und die Japaner vor den Thoren der Festung standen, sagte Stoessel zu Smirnow: „Meine Rolle ist ausgespielt; jetzt können Sie handeln.“ Nun erst durfte Smirnows Name in der Zeitung genannt werden. Bald aber ärgerte Fürst Anatol sich, weil von ihm nicht mehr genug geredet wurde. „Was war denn über ihn zu schreiben? Daß er jeden Tag, sobald die Beschießung anfing, nach Fort Nr. 6 oder Nr. 1 ritt, in die kein Geschoß fiel, und, wenn die Beschießung aufgehört hatte, in der Chinesenstadt alle Leute, die ihm begegneten, ausschalt?“ Wenn er von Smirnow sprach, geschah es nur in höhnischen Wendungen. Major Yamaoka hatte die erste Aufforderung zur Uebergabe gebracht. „Solche Frechheit! Haben sie denn meinen Erlaß nicht gelesen, der sagt, daß die Festung nicht übergeben wird, so lange auch nur ein Mann am Leben ist?“ Nur mit Mühe konnte Smirnow ihn überzeugen, daß der militärische Anstand gebiete, die Aufforderung zu beantworten „Ich hätte den feigen gelben Fratzen gar nicht geantwortet. Ich werde ihnen schon zeigen, was eine Festung ist. Aber unser kluger Kommandant will durchaus überflüssige Verhandlungen führen.“ So sprach er am siebenzehnten August. Fünf Tage danach sagte er im Kriegsrath, die Festung könne dem konzentrirten Artilleriefeuer des Feindes nicht länger widerstehen. „Wenn die Japaner die Altstadt beschießen, giebt es ein unnützes Blutvergießen; eine weitere Vertheidigung ist dann undenkbar und mir scheint, wir haben genug Tapferkeit bewiesen.“ Daß die Festung nicht schon damals kapitulirte, war nur Smirnows Verdienst. Trotzdem wurde am Geburtstag des Thronfolgers Stoessel zum Generaladjutanten ernannt und bald danach mit dem Georgskreuz dekorirt. Wo ers vermochte, störte er die Arbeit Smirnows und Kondratenkos. Als der tapfere und weitsichtige Kondratenko (am fünfzehnten Dezember) in der Offizierkasemate des Fort Nr. 2 gefallen war, dachte Stoessel nur noch an die Uebergabe. Seine Frau bestellte in der Militärwerkstätte Reisekoffer und er begann mit dem Ausverkauf seines Privatbestandes an Vieh und Geflügel. „Die Nachricht, daß Frau Stoessel ihre Sachen packe und ihr bewegliches Eigenthum verkaufe, lief durch die ganze Stadt, wurde überall aber als ein boshafter Scherz belacht“. Am dreißigsten Dezember ließ Stoessel das dritte Fort räumen und empfahl im Kriegsrath die Kapitulation. Smirnow widersprach und bewies die Möglichkeit weiterer Vertheidigung. Alle stimmten ihm zu; nur Stoessel und Fock waren für Uebergabe. Nach dem Gesetz darf eine russische Festung nicht kapituliren, so lange im Kriegsrath auch nur eine Stimme dagegen spricht. Stoessel aber schickte heimlich den Lieutenant Maltschenko hinaus, um von den Japanern die Bedingungen der Uebergabe zu erfahren. Am vierten Januar verließ er mit seiner Frau die Festung; von der Garnison hatte er sich nicht verabschiedet ... Der Verfasser des Buches hat oft mit Stoessel gesprochen und stützt seine Behauptungen auf Zeugenaussagen und genau bezeichnete Dokumente. Sein Buch müßte von einem deutschen Verlag billig verbreitet werden. Wenn man das darin Berichtete durch die Mittheilungen ergänzt, die der gefangene General Smirnow dem amerikanischen Oberst Emerson gemacht hat (sie waren am zweiten September hier abgedruckt), bleibt kein Zweifel, daß uns wieder einmal ein falscher Heldenruhm aufgeschwatzt worden ist. Nach den russischen Kriegsartikeln hat der Kommandant, der, ehe alle Vertheidigungmittel erschöpft sind, eine Festung dem Feind übergiebt, den Kopf verwirkt. Wenn er an seinen Vortheil gedacht und der Garnison nicht die günstigsten Bedingungen ausgemacht hat, die zu erreichen waren, wird er mit vier- bis zwölfjähriger Zwangsarbeit bestraft. Wenn er für die Civilbevölkerung der Festung nicht nach bester Kraft gesorgt, wenn er sie und ihr Eigenthum der Willkür des Feindes ausgeliefert hat, verliert er Rang und Orden und wird aus dem Dienst entlassen. Dieja-

panischen Generale haben selbst gesagt, sie seien erstaunt darüber gewesen, daß nicht einmal der Versuch gemacht wurde, die von ihnen gestellten Bedingungen zu mildern. Sie hätten den Kapitulirenden jeden Vortheil gewährt. Anatol Michailowitsch Stoessel hat für seine Thaten das Georgskreuz und den preußischen Orden Pour Le Mérite erhalten.

* * *

Ein Brief. Lieber Herr Harden! Am zehnten September sandte ich an die Redaktion der Münchener Neusten Nachrichten, säuberlich eingeschrieben, den folgenden Brief. „Sie brachten am siebenten September ein Feuilleton von Georg Fuchs. Darin steht der Satz: ‚Haben sie nicht Alle noch vor ein paar Jahren korybantische Hymnen zum Preise Böcklins angestimmt, unter ihnen auch Meier-Graefe, wie ihm Bierbaum bezeugte? Heute scheint Liebermann, der reiche Mann aus Berlin W., eine Macht; und da singen sie: Hosianna Liebermann! Sie werden auch mal wieder anders können, wenn eine andere Macht auf den Plan tritt.' Ich zweifle nicht, daß Herr Fuchs subjektiv den Kausalnexus zwischen dem Reichthum Liebermanns und meinen Schriften nachweisen zu können glaubt; denn sonst hätte er sich einer Verleumdung schuldig gemacht. Außerdem bin ich überzeugt, daß ein von Georg Hirth, dem bekannten Förderer deutscher Sitte und Kultur, geleitetes Blatt andernfalls sicher nicht eine derartige Äußerung eines Mitarbeiters zu einer Kulturfrage dulden würde. Offenbar verdankt Herr Fuchs seine Informationen über meine Bekehrung durch den Reichthum Liebermanns einer unlauteren Quelle. Um seinen guten Glauben sicherzustellen und mir die Möglichkeit zu geben, den oder die unsauberen Gesellen zu belangen, fordere ich Herrn Fuchs hiermit auf, seine Gewährsleute zu nennen. Ich ersuche Sie auf Grund des Preßgesetzes um baldigste Veröffentlichung dieses Briefes an derselben Stelle, an der Sie den Aufsatz des Herrn Fuchs gebracht haben." Ich habe acht Tage gewartet. Die Redaktion der Münchener Neusten Nachrichten hat bisher weder meinen Brief abgedruckt noch irgend eine Erklärung veröffentlicht, die ihren und ihres Mitarbeiters guten Glauben rechtfertigen könnte. Mein Anwalt sagt, ich könne die Herren gerichtlich nicht zur Abgabe einer Erklärung zwingen. Die Leser des münchener Blattes können also ungestört glauben, meine Kunstanschauung sei durch den Reichthum Liebermanns determinirt. Was macht man in solchem Fall? Herzlichen Gruß von Ihrem Meier-Graefe. Antwort. Was man in solchem Fall macht? Nichts, lieber Herr. Sie denken doch nicht etwa an einen Injurienprozeß oder gar an eine Rempelei? Sie, ein guter Europäer? Max Liebermann, den alle Sachverständigen als eins der stärksten Talente unserer Zeit, als den Meister unter den deutschen Malern anerkennen, muß sich seit Jahren nachwispern lassen, er sei ein Schacherjude, arbeite mit besoldeten Kunsthändlern und bestochenen Kritikern und danke den Lorber nur seinem Reichthum. Hats ihm ernstlich geschadet? Ich könnte noch einen anderen Ihnen Bekannten anführen, dem bis auf diesen Tag in allen Gassen nachgeschimpft, jede erdenkliche Gemeinheit zugeschrieben wird und der trotzdem noch keinen werthvollen Freund verloren hat. Sie haben Böcklin einst höher geschätzt als heute. (Sie wissen: ich finde, daß Sie ihn heute gar zu gering schätzen; denn mir bleibt er der große Kerl, der herrliche peintre-poète, selbst wenn er nicht der maître-peintre ist, für den wir ihn früher hielten.) Darin sehen gemüthvolle Teutonen ein Verbrechen. (Warum? Gegen Goethe, Luther, Bismarck, Ibsen, Nietzsche ist Schlimmeres gesagt worden, als Sie gegen Böcklin und Wagner sagen. Ich würde nicht einmal schimpfen, wenn Einer Ihres Kalibers zu beweisen versuchte, daß Velazquez oder Van Eyck kein großer Maler war. Aber Böcklin gehört, wie es scheint, seit einem Veilchen zu den Reichskleinodien der deutschen Seele.) Und weil auch gemüthvollen Teutonen manchmal die

Argumente fehlen, müssen Sie, trotz Ihrem gut germanischen Stammbaum, ein Jude und von Liebermann mit schnödem Geld gekauft sein. (Von dem selben Liebermann, der für meinen Geschmack allzu deutlich gezeigt hat, wie unbequem seiner konzilianten Natur Ihr Feldzug ist.) Keiner, an dem Ihnen liegen kann, glaubts. Keiner, der Sie ein Bischen kennt, zweifelt, daß leidenschaftliche Ueberzeugung Sie ins Treffen lockte. Daß Sies selbst wissen, ist die Hauptsache. Kein fremder Mund kann uns Ehre geben und Ehre nehmen. Was man machen soll? Arbeiten. Jeden Morgen seinen crapaud schlucken (so nannte Zola, Sie wissens, die Lästerartikel) und dann an die Arbeit gehen. Ich freue mich auf Ihr Menzelbuch, das den Sumpfkröten gewiß auch nicht gefallen wird. Denn die Sumpfkröten meinen noch immer, ein Buch müsse absolute Werthurtheile bringen, Urtheile nämlich, die dem jeweiligen Bedürfniß des marais genügen. Zu dumm! Den absoluten Werth Böcklins und Menzels wird die Geschichte feststellen. Mich interessirts, zu erfahren, wie das Lebenswerk der Beiden sich im Hirn des Herrn Meier-Graefe spiegelt. Und gleich nach diesen Germanen wollen Sie uns Corot in Ihrem Licht zeigen. Da haben Sie wirklich an kleine Händel mit der Schweizernachhut keine Zeit zu verlieren.

* * *

Der Kaiser wollte einen Flügeladjutanten außer der Reihe vom Major zum Oberstlieutenant befördern. Der Chef des Civilkabinets fand, diese Beförderung sei nach der Anciennetätliste unmöglich. „Ganz unmöglich?" fragte der Monarch. „Als der Kabinetschef die Frage bejaht hatte, ließ der Kaiser den Flügeladjutanten hereinrufen, sagte zu ihm nur: ‚Ich gratulire, Herr Oberstlieutenant!' und fragte den General dann: ‚Geht es jetzt?'" Diese (recht lehrreiche) Geschichte fand ich in den Zeitungen unter der Ueberschrift: „Ein Bonmot des Kaisers." „Im intimeren Kreis soll der Kronprinz neulich gesagt haben: „Ich bin, wie jeder andere Sterbliche, aus Asche und Staub; die Kronprinzessin aber ist aus Gelbensande." Diese (für den Psychologen auch nicht werthlose) Geschichte fand ich in den Zeitungen unter der Ueberschrift: „Ein Bonmot des Kronprinzen."

* * *

Während der Manövertage (die in diesem Jahr viele Damen miterleben durften) hat der Kaiser ein paar Reden gehalten, über die Manches zu sagen wäre. Zeitungschreiber, die sich für muthig halten, finden, der Kaiser sei ein guter Redner und erinnere in Phantasie und Ausdruck an Friedrich Wilhelm den Vierten. Ich finde, daß Friedrich Wilhelm viel, sehr viel besser sprach, und fordere die Zweifler auf, die Reden der beiden Könige zu vergleichen. Ein Herrscher braucht kein guter Rhetor zu sein; wie Tiberius aber, nach der Mahnung des Marcellus, an die Grammatik, muß jeder redende Kaiser und König sich an die geschichtlich verbürgten Thatsachen halten. Daß Deutschland nicht „Alles Wilhelm dem Großen und seinen Paladinen verdankt", ist hundertmal unanfechtbar erwiesen worden. Einer dieser Paladine, den ein Erbe des Reiches eigentlich nicht ins Viertelduzend rechnen sollte, hat den größten Theil seiner Kraft an der Aufgabe verbraucht, den guten alten König zu den Schritten zu bestimmen, ohne die Deutschlands Ziel nicht zu erreichen war. Der alte König wollte, wie oft festgestellt ist, weder nach Königgrätz noch nach Sedan. Sein Sohn hat überhaupt nicht die Gelegenheit zu nützlich fortwirkenden Thaten gefunden; daß Friedrich weder Feldherr noch Soldat war, läßt sich heute doch nicht mehr bestreiten. Und Einiges, sollte man meinen, dankt das Volk am Ende der eigenen Leistung. Die Kaiserin Friedrich, die nach dem Tod ihres ersten Gatten bei Homburg lebte, soll sich „der hohen Kunst gewidmet, ringsum befruchtend gewirkt und Kultur verbreitet haben". Auch gegen dieses Urtheil eines zärtlichen Sohnes ließe sich Allerlei

einwenden. Merkwürdig war in der homburger Galatafelrede besonders eine Stelle. „Hier hat das erloschene Geschlecht der Homburger gelebt, deren Einem unsere deutsche Dichtung eine der schönsten Figuren verdankt, die je einer unserer deutschen Dichter geschaffen hat.“ Molières grammaire, qui sait régenter jusqu' aux rois, kommt nicht ganz zu ihrem Recht; doch der Sinn des Satzes ist klar. Kleist, meint der Kaiser, verdankt seinen Prinzen dem Hause Homburg. Das ist ein seltsamer Irrthum. Friedrich der Zweite von Hessen-Homburg, der Landgraf mit dem silbernen Bein, der am Tage von Fehrbellin zweiundvierzig Jahre alt und längst zum zweiten Mal verheirathet war (er hat noch eine dritte Frau genommen, im Lauf seines Lebens fünfzehn Kinder in die Welt gesetzt und als Praktikus immer an seinen Vortheil gedacht), hatte mit Kleists schwärmenden Nervenprinzen keinen Wesenszug gemein. Der preußische Dichter hat die Gestalt frei erfunden. Nicht ganz so frei den Konflikt mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Der Homburger brachte am achtundzwanzigsten Juni 1675, nach hitziger Verfolgung, in früher Morgenstunde die schwedische Hauptmacht unter Waldemar Wrangel beim Dorf Linum zum Stehen, drängte sie rückwärts bis Hakenberg und hielt sie dort fest, bis der Kurfürst angelangt war und den Angriff wagen konnte. Nach dem Sieg entstand zwischen dem Brandenburger und dem Homburger wegen des Kriegslohnes ein Zwist. Der Kurfürst wollte dem tapferen Haudegen aus Homburg gern „einige extraordinair Ergötzlichkeit zuwenden“ und bat, den Streit zu vertagen. „Euer Liebden thun mir so wohl, wie ich das Vertrauen zu Sie habe: so wird sich das Uebrige schon Alles zu beiderseits Vergnügung finden.“ Friedrich der Große erst hat in seinen „Denkwürdigkeiten“ die Legende aufgebracht, der Homburger habe bei Fehrbellin gegen den Befehl des Kurfürsten die Schweden angegriffen, das Glück des Preußenstaates aufs leichtfertige Spiel gesetzt und Friedrich Wilhelm gezwungen, ihn herauszuhauen. Nach der Schlacht habe der Kurfürst zu dem Reiter mit dem Silberbein gesagt: Si je vous jugeais selon la rigueur des lois militaires, vous auriez mérité de perdre la vie; mais à Dieu ne plaise que je ternisse l'eclat d'un jour aussi heureux en répandant le sang d'un prince qui a été un des principaux instruments de ma victoire. Diese Legende, die von der Geschichte widerlegt ist, hatte den Maler Kretschmar zu einem Bild angeregt, das Kleist 1800 auf der berliner Kunstausstellung gesehen haben kann. Auch nach Fritzens Darstellung kams aber nicht zu einem Konflikt, in dem das Leben des Homburgers bedroht war, sondern nur zu einer Theaterszene auf dem Schlachtfeld. Kleist hat wohl öfter an Schillers Max und an den Zwiespalt, den er selbst als Lieutenant im Preußenheer empfunden hatte, gedacht als an den derben hessischen Reitersmann. Alles, was dem Prinzen von Homburg im Reich der Poesie Bürgerrechte verleiht, ward ihm von Dichters Gnaden geschenkt. Nicht der Dichter hat also dem Landgrafengeschlecht, sondern dieses Geschlecht hat dem Dichter zu danken, der den Namen eines Dutzendgenerals in den Rang der Unsterblichen erhöhte. Grund zur Dankbarkeit hatte auch das Haus Hohenzollern und der preußische Staat, der in diesem wundervollen Werk sein erstes (und bis heute letztes) Historiendrama empfing. Doch der arme Kleist hat keine Aufführung seines Dramas erlebt. Weder die Königin Luise noch die Prinzessin Wilhelm, der es, als einer Hessen-Homburgerin, gewidmet war, hat sich für das vaterländische Schauspiel bemüht. Und Treitschke wurde gescholten, als er im fünften Band seiner Deutschen Geschichte beim Fall Alexis von der Undankbarkeit der Hohenzollern sprach, „dem unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. September 1905.

Moritz und Rina.

Kreſſin, Thekla 1905.

Max und Moritz!

Max: von wegen der unſäglichen Herbſtprüfung. Vergeſſen? Iſt ja 'ne ganze Ecke her; lieber nicht nachrechnen. Mir immer wie vorgeſtern. Tollſte Blamage meines Lebens (außer der Gattenwahl, verſteht ſich). Wie alles moskowitiſch Angehauchte, ſchwärmte der Kurländer natürlich für Schiller; „großartig, dieſes Pathos freeheetlicher Entrüſtung". Und wir mußten dran glauben. Rudenz und Bertha. Max und Thekla: c'était trop. Du natürlich! Sänger und Held. Alles am Schnürchen; Schüchternheit nie Dein Fehler. Dreifaches Erz, das nicht mal Tante Fränzes Pfeilblicke durchlöchern konnten. Mir trieben ſie das Blut in die Gegend, wo, nach Deiner liebenswürdigen Anſicht, nur der Herr der Schöpfung ein Gehirn ſitzen hat. Zuerſt wurden die Mullärmel ſiedeheiß; dann ſtiegs ins Fichu; Brühkloß im Hals; ſchwarz vor den Augen: aus. Keine Sterbensſilbe mehr; nicht für rügenwalder Gänſebruſt (mein Höchſtes donnemals). Nie verwunden. Dabei eigentlich gar nicht ſo übel, daß ein Landfräulein ſich ſchämt und nicht vor Sippen und Gekunkel auswendiggelernte Liebe herunterflötet. Aber die gute Mutter nahms wie perſönliche Niederlage. Für Vater war Unſereins ja immer ein halber Menſch. Er triumphirte: ſein Junge hatte das Rennen gemacht. Hab' ich geheult! Und die Wunde vernarbt nicht. Jetzt, nach der Silbernen, fahre nachts noch manchmal auf und denke: Es geht los! Une obsession. Ewiges Neckthema der Kinder. Kommt dann der Tag, wo Thekla auf dem Abreißkalender ſteht, ſo muß ich an die andere denken und erlebe den ganzen Jammer noch einmal. Nichts dagegen zu wollen. Zu dumm, da doch nie vom Ehrgeiz geplagt, auf die Bretter zu hopſen und fremder Leute Gefühle herzuleiern. Item, es iſt ſo. Seit Fünf dröhnt heute

der alte Schädel wieder vom Hufschlag der Pferde, mit denen das rauhe und kalte Schicksal spazieren fährt. (Oder reitets? Nie recht klar geworden; bin aber, wegen der Temperatur, mehr für Schlitten.) Deshalb Max und Moritz. Vielleicht heitert die Erinnerung an diesen ersten Sieg über das schwache Geschlecht (wenns der erste des vierzehnjährigen Birschgängers war!) die Seele Eurer Lordschaft ein Bischen auf. Denn offenbar tiefste Ungnade. Ohne zu ahnen, in welches Fettnäpfchen ich getreten habe. Besuch, für den von Trinitatis an Alles vorbereitet, unter fast beleidigenden Vorwänden abgesagt; und seitdem keine Zeile. Während bei uns und draußen die wildesten Geschichten passiren. Endgiltiger Bruch mit armen Verwandten? Das Los des Schönen auf der Erde.

An Allem, sagte in Varzin die berliner Küchendonna, kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nicht. Mein Fall. Herbst überhaupt schon ein halbes Sterben (und diesmal so gräßlich früh!); und sicher der letzte, den ich mit dem Mädel verlebe. Miezens Ruhe ist hin; mit einem Fuß mindestens aus dem Haus. Redet mit mir und denkt an den Marinirten. Erröthet plötzlich und kriegt dunkle Pupillen. Hohe Zeit. Wird denn auch geschneidert, daß die Lappen fliegen. Ohne vierzehn Tage Reichshauptstadt (si dönc!) ists aber, wie ichs auch drehe und wende, nicht zu machen. So gegen Ende Oktober wohl. Kannst die lästigen kleinen Leute ja ignoriren; nur keine Opfer, Edelster und Bester! Wenn der Schnee schmilzt, gehts dann so sacht ans Aufgebot; und Deine Ergebenste bleibt mit dem fabelhaften Landwehrmajor allein auf der Klitsche. Nicht auszudenken. Dein geehrter Dante mit Fegefeuerphantasien der reine Waisenknabe dagegen. Den Kindern fällt so was nicht ein. Die Kinder! Der Junge hätte sich am Liebsten nach Südwestafrika gemeldet und läge dann irgendwo unter Klippen. Meinetwegen blieb er nicht im Land; nur, weil die Meldung nach drüben noch immer Verdacht erregt, man habe einen Fleck in der Conduite. (Netter Zustand; und dabei werden Sedanbulletins verlangt.) Das Mädel zersehnt sich nach dem Trautsten mit den Goldlitzen und erträgt die Quengelmama wie ein nicht lange mehr nothwendiges Uebel. Dafür hat man Pelikan gespielt. Prügeln könnte ich die Rangen. Wenn sie Einem nicht so ans Herz gewachsen wären. Ihnen thuts nichts. Sie reißen sich los und rennen ins Freie (so nennen sies; als ob Ehe und Freiheit ein Vers gäbe). Wir mögen sehen, wie wir drüber wegkommen.

Neulich (es regnete schon vier Tage; sonst bin ich nicht so gesprächig) ließ mich verleiten, dem Mann Deiner Wahl Aehnliches vorzustöhnen. Wurd furchtbar gestraft. Der Ausgepichte schlug Herzenstöne an. Mir war, als hät ich einen Malzbonbon im Mund. Schließlich: „Bleibe ich Dir nicht, Kind? Das ists ja gerade, wollte ich sagen. Doch die gute Kinderstube trägt ma

sein Leben lang mit sich herum und scheut sich, corsaire et demi zu sein. Spendirte ihm also einen besseren Mouton (den er, glaube ich, schon wegen des Namens Rothschild liebt) und entschwebte. Hast Du aber Worte? Hund und Katze führen gegen uns ein einträchtiges Familienleben. Kein Schimmer von innerer Gemeinschaft. Er konnte mich schon nach der Schweizerreise de rigueur nicht ausstehen. Und ich... Davon frühstens nach Neune. Und er wagt, meinen Mutterschmerz in zerlassene Butter zu tunken! Die hat er jetzt immer auf Lager; und bildet sich ein, mein Gaumen schmecke das Ranzige nicht. Gesegnete Mahlzeit! In seiner ekligsten Epoche war er noch verdaulicher. Wüst, brandroth und kollerig, daß man sich vor Fremden die Augen aus dem Kopf schämen konnte, wenn er über Thron und Altar loslegte; aber ein Mann mit Haaren auf den Zähnen. Jetzt? Auf Gebißbrücken wächst nichts. Himbeerwasser mit Sahnenbaisers (unser Kreis, sagt der Landrath, hat ja noch keinen Cholerafall). Anständigen Zorn giebts nicht mehr. Abgeklärt, daß man die Wände rauflaufen möchte. Berlin war sonst sein Tollpunkt. Was dort seit dem Jahr der drei Achten geschah, von vorn herein oberfaul. Längst vorbei. Er lächelt mild. Geruht allenfalls noch, ein Lächeln zu riskiren; mehr nicht. „Wir ändern doch nichts." Niedliche Ausrede. Wenn Jeder so denkt, rollt die Karre in den Graben. Aendern! Vor Gott und Menschen haben wir die Pflicht, uns den werthen Kopf zu zerbrechen. Kommt nichts heraus, dann haben wir wenigstens nicht durch Trägheit und Feigheit gesündigt. Das Vaterland ist doch kein Pappenstiel, der sich auch anders anstreichen läßt.

Mir wirds von Jahr zu Jahr mehr. (Die plombirte Heiterkeit des großen Bruders schreckt mich nicht, wie Du siehst.) Zu Eheglück und ähnlichen Raritäten nie gebracht; und nun entläuft mir peu à peu auch die junge Brut. Was bleibt? Das Bischen Wirthschaft füllt Deines Posa Herz nicht aus. Die verhöhnte Borussin ist nicht unterzukriegen. Nur redet sie nicht mehr darüber. Mit Dir nicht, weil Du Dich taub stellst, und mit Deinem Schwager nicht, weil er die Sprache eines Preußenherzens nicht versteht. Keine Menschenseele also; ganz vereinsamt. Lotten hast längst glücklich so weit, daß sie glaubt, Politik sei nichts für Weiber. Was in Damenkleidern hier ins Haus kommt, langt höchstens für Gespräche über Ernte, Leutemisere, Hofdamentratsch und Rangliste. Brav, aber eng. Leicht ists nicht. Mieze den halben Tag über der Schreibmappe, den anderen halben in der Nähstube, wo ausgesteuert wird. Der Junge weit, der Bruder stumm, der Mann, mit Respekt zu vermelden, ein Philosoph. Früher begriff ich nicht, daß Bismarck, als er weggeschickt war, von früh bis spät Zeitungen las. Jetzt mache ichs genau so. Man lebt doch mit. Kann sich die Sachen zurechtlegen und sich einbilden, dans le mouvement zu sein.

Knirscht sich bis zur Schlafenszeit durch. Denn zu einem Wuthanfall reichts jeden Tag wenigstens. Der dicke Doktor beschwört ja, daß Aerger gesund macht. Dann begräbst mich noch lange nicht.

Eitelkeit, hoffte ich, lockt den Befestigten aus dem Bau. Hast ja auf der ganzen Linie mal wieder gegen die blödsinnige Schwester Recht behalten. Kein Gedanke an Krieg. Den die Patriotin herbeigewünscht, die Offiziersmama gefürchtet hatte. Wie es scheint, mit den Franzosen schauderhaft befreundet. Zwar riecht mir die Geschichte nicht gut; was da aber gekocht wird, kann ein Altweiberauge natürlich nicht erkennen. Kriegen wir was in Marokko (mir liegt nichts dran; ich wollte einen ordentlichen Happen Europa und ein Dutzend Milliarden haben) oder wars wieder nur Bewegungsucht und der Wunsch, im Gerede zu sein? Auch gegen England abgewiegelt. Alles erfunden, lese ich täglich; sogar der Groll des King. Niemand habe drüben Etwas gegen uns und von Kriegsgefahr könnten nur Narren faseln. Also bleibt Alles, wies war? Will mir nicht in den Kopf. Nach solchem Krieg; nach Allem, was in Rußland passirt ist und noch passirt! Ja, Rußland: auf diesen Theil Deiner Prophezeiung bist wahrscheinlich besonders stolz; kannst auch. Trotzdem die theuren Reussen nicht, wie der Peer im Hansaviertel annahm, mit einiger Verspätung gesiegt haben. Immerhin leidlich davongekommen. Die gelben Kerlchen thaten mir leid (wenn ich auch „Preußen des Ostens" etwas heftig finde). So gehts aber heutzutage. Tapferkeit hat keinen Preis mehr. Alles Geschäft. Der Schlauste trägt die Beute heim. Herr Roosevelt, Herr Ballin (Brillanten zur Zweiten Klasse! Das Herz stand mir still) und ähnliche Typen. Oder Herr Adolf, dem Du die Schwester gefreit. Sohn eines der ältesten Pommerngeschlechter, in zwei Kriegen vom König ausgezeichnet und nun so herunter, daß er morgens, wenn die Zeitung auf dem Tisch liegt, alles Politische überschlägt und zuerst nachsieht, ob sich in seinem Kalischwindel nicht seit gestern was verändert hat.

Das nennt sich jetzt Preußen. Und unsere Nachbarschaft wundert sich, wenn sie liest, was das rothe Gesindel in Jena zu reden wagt und welche Niederträchtigkeiten der arme Podbielski auch in Berlin zu hören bekommt, weil er krankes Vieh nicht über die Grenzen läßt. Wenn mans bei Licht besieht, ist Alles aus der selben Kiste. Ni dieu ni maître: nur Schacher. Dafür haben unsere Besten gekämpft. Fleischnoth! Möchte nur in unserer Gegend die Bande mal durch die Ställe führen; so viel Fleisch, daß Berlin sich dreimal täglich den Magen dran verderben könnte. Weil wir im vorigen Jahr fast überall schwere Futternoth hatten, sind die Preise jetzt endlich ein Bischen höher. Nicht viel; auf dem Land sicher nicht; wenn in der Stadt, dann stecken Viehhändler

und Schlächter das Geld ein. Die natürlichste Sache von der Welt. Und ein Geschrei, als hätten wir Jammergutsbesitzer bei Cohn und Itzig eingebrochen. (Was wollen die Juden eigentlich? Ob Schweinefleisch theuer oder billig, kann ihnen, da fies nicht essen, doch gleichgiltig sein.) Daß der Lächelnde aus einem anderen Loch pfeift, versteht sich am Rande. „Industriestaat, mein Kind; billige Ernährung der Massen oberstes Gesetz; wenn wir nicht danach handeln, schnappen die Anderen uns die Aufträge weg." Die ganze Leier. Antwort kurz und nicht mißzuverstehen: Verzichte auf den Genuß, mit einem Börsenspekulanten über das Schicksal der deutschen Landwirthschaft zu streiten. Der Hieb saß. Bis zum Abend wurde nicht wieder gelächelt. Meine Angst ist nur, ob Pod nicht aus dem Steigbügel gleitet. Auf Bülow ist kein Verlaß und oben wehts für uns schon lange rauh. Du wirsts wissen; aber nicht sagen. Auch nicht, warum Alvensleben so geräuschvoll abgesägt wird und wer Petersburg bekommt. Ob Hellmuth Moltke nun doch Schlieffen beerbt und der Herr Möller das Amtliche segnet. In welcher Assiette wir uns einzurichten haben. Nichts. Trotzdem hundert Eingeweihte Dir tausend Dinge zutragen. Warum denn? Auf Eis, denkt der Ritter, hält sich treue Schwesterliebe am Besten.

Moltke wäre mir wegen des Jungen lieb; hat ihn mal angeredet und nach Vater gefragt, dessen „Entwickelung" er, Gott sei Dank, nicht ahnt. Könnte dem Jungen nützen, der sonst nirgends einen Stein im Brett hat. (Manöver übrigens gut überstanden. Als sichere Nachricht mitgebracht, daß die Aerzte S. M., der nicht schlecht aussah und manchmal lustig schien, für die Wintermonate wieder wegschicken wollen; beunruhigend? Viel über Südwest gehört; zum Heulen trostlos.) Et vous, Monseigneur? Seit Tirol geschäftig im alten Revier? Einer der beneidenswerthesten Menschen unter der Sonne. Aber gefährlich. Wie eine Rüster, die auf Kosten der Nächsten groß wird. Lotka weiß ein Lied davon zu singen. In diesem Gefühl sind wir Schwestern. Hätte ich sie nur hier! Die Haide blüht zwar nicht mehr; aber die Sonne guckt seit ein paar Tagen wieder heraus und findet noch allerlei Buntes. Natürlich nichts gegen die Lessingstraße mit Benzinparfum. Müssens eben leiden. Da Euer Liebden nach der dritten Seite den Brief weggelegt haben spare ich Abschiedsceremonien. Vielleicht liest die unvergleichlich bessere Hälfte zu Ende; ich küsse sie und verlange von großstädtisch beschäftigter Standesherrschaft keine Antwort. Den ersten leidlichen Rehbock kriegst Du doch, trotz Landesverrath. Und ich bleibe noch unter dem Hufschlag Deiner Pferde (oder ists schon ein Automobil?) die alte

Rina.

Westerland, am Tag von Straßburg; aber 1905.

Reinette? Thekla? Niobe!

So muß ich Dich heißen. Aus Deinem Geschätzten vom Herbstanfangstag klingts wie Schluchzen. Nimmst nächstens wohl Trauerpapier. Warum denn, ὦ ποποί (Adolf spricht Griechisch wie Ulysses)? Ist das ernste Schwarz schon zur gewohnten Tracht der Kressinerin geworden? Daß Weiß dazu gehört, dürfte die letzte Borussin niemals vergessen. Kein hitziger Herrgott hat Dir die Kinder zerschossen. Kerngesund und gut gerathen. Aber so seid Ihr frommen Royalisten. Mit Gott für König und Vaterland! Nur weh solls nicht thun. Der Junge trägt Königs Rock, das Mädel kapitulirt vor der Marine, legt ihre Zukunft also auf das Wasser (zu dem unsere am Ende aller Enden werden kann): und Mamachen flennt. Statt ihrem Gott dafür zu danken, daß sie dem Staat, dem König etc. pp. zwei tüchtige Menschen hingeben darf. Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen: Das steht in Eurem heiligsten Buch. Ists aber so weit, dann fleußen die Thränen und die Christenseele findet die Kindlein undankbar. Wir Heiden sind konsequenter. Uebrigens hast Du Beide noch; und behältst sie. Ehe bei uns mobil gemacht wird, hat der Junge 'ne Division oder sitzt mit dem Excellenztitel am Neroberg. Dafür, daß der Eidam nicht vor dem künftigen Herbst für den Pastor fällig wird, lasse ich Tirpitz sorgen; und nachher wird aus der Tochter eine Freundin und Du kannst die Kinderstube Deines Herzens den Enkeln einräumen. Frohlocke, sing', scherze! Uns ists nicht so gut im Leben geworden. Wir altern wirklich einsam. Zähne zusammen; und vorwärts, so lange das Piedestal hält. Freilich: das sogenannte Glück ist eine Konstante. Man hat es oder hat es nicht. Aeußere Umstände geben und nehmen nicht viel. Jeder bringt seine Portion fürs Leben mit und muß sehen, wie er auskommt. Die Rüster rauscht, denkst Du und ziehst die berühmten, noch heute beneideten Schultern hoch. Nichts zu machen, Königliche Hoheit. So bist Du.

Warst immer so; auch mit Mullärmeln und rosa Schärpe. Sehe Dich noch vor mir. Das Malheur kam weder von schlechtem Gedächtniß noch von Tante Fränzes Bohrblick. Nein: ma mie konnte sich nicht entschließen, zärtliche Gefühle zu äußern. Bertha von Brunneck ging. Die zankt und politisirt, Thekla ging nicht. Wer wird denn zeigen, daß er liebt? Nicht mal dem Bruder. Möchtest Dir einreden, daß nur stocktest, weil auswendiggelerntes, nicht eigenes Gefühl? Schöner Wahn, Traute. Hättest, so nah Dir das Weinen war, am Liebsten vor dem Altar laut gekichert, damit nur ja Keiner glaube, Kathrinchen sei ergriffen. Bin nicht sehr für die Kordelien. Kratzen Einen manchmal und. Altpreußisch? Meinetwegen; grenzt aber ans Unmenschliche. Meinst,

zum Beispiel, Deine Brut ahnt, was sie Dir ist? Keine Spur. Seit von der Brust, immer mit der Kratzbürste geschrubbert. Jeder kleine Fleck mit Faßseife und Lauge weggescheuert. Nur nicht Wärme zeigen. „Kinder dürfen nicht verzärtelt werden.“ Ach, Ihr Armen! Mieze hats von Dir. Wette, daß sich bei dem Gedanken an Trennung sämmtliche Augen ausweint. Aber Mama darf nichts merken. Die beste Mutter und die zärtlichste Tochter: spielen Versteck und mickern sich schamgefühlvoll ab. Diese Art Preußenthum mache nicht mit. Zu frostig. Und Madame plaudert von Eiskonserven.

Ganz einig sind wir über Deinen Adolf. Ganz. Das giebts unter Männern nur einmal. Prachtexemplar in Goldschnitt. Schließlich doch auch Preuße; aber von anderer Sorte. Weiß, daß ohne Wärme nichts gedeiht (siehe Schweninger: „Kälte schützt höchstens vor Fäulniß.“) Weiß, was entre nous kein Kinderspiel ist, Dich zu nehmen. Bleibt, auch wenn Igelchen alle Stacheln sträubt, sanft und zärtlich. Und als Hausvater! Als praktischer Kopf! Früh eingesehen, daß Körnerbau den Mann (und erst die Frau!) nicht mehr nährt: also Vieh, Spezialitäten, vorsichtige Industriegeschäfte. Mieze und der Bengel können lachen. Ihr Papa stets behutsam im richtigen Kahn. Paß auf: in drei Jahren ist er die zweite Hypothek los und hat noch Bargeld. Nur so klettert man heute auf grüne Zweige. Nur natürlich, daß ihn anbetest. Wie er Dich vom ersten Tag an.

Personalia sunt turpia (Auch als Uebersetzer ist er ohne Konkurrenz). Deshalb nur kurze Rechtfertigung. Lotte mit Ischiasansatz war nicht pommernreif. Besuchsabsage also erzwungen und „Ausrede“ landesübliche Ungerechtigkeit. Mußte Tirol sein. Ungnade? Majestät überschätzen mir. Bin froh, wenn nicht im Silberhaar noch die Ruthe kriege. Habe übrigens geschrieben. Zwei Karten vom Karersee und einen Brief (an den Herrlichsten von Allen) mit Alarmirung für die Nordsee. Leider vorbei gelungen. Sitze nun solo hier und pilgere abwechselnd nach List, zu den Hünengräbern, in den verzauberten Friesenhain. Ueber alle Vorstellung schön. Ganz leer (rieche bekanntlich Tang noch lieber als Volksseele), Herbstsonne, Dünengebirge, für die alle Gletscher hingäbe, und Wolkenbildungen, von denen lange träumen werde. Welche Wonne, daß nach Blick auf Poststempel selbst Schwesterleinfein mich nicht für „informirt“ halten kann! Woher denn? Seit Wochen nur mit Wirth, Kellner, Pflaumenmarie (ungefähr Dein Parteistandpunkt) und Badefriesen gesprochen. Mit Wilmowski, der neben mir wohnt (und, seit S. M. in Dänemark Allerhöchstselbst über Nordschleswig verhandelt, wohl nur das zum Abschiednehmen rechte Wetter abwartet), nicht mal auf Grüßfuß. Doch ohne Politik thust Dus nicht. Wenn ich noch gehorsamst melde, daß die Pferde (Los des Schönen), wie mir scheint, nicht vor den Schicksalsschlitten gespannt,

sondern von Marens Schwadron geritten wurden, bin ich mit dem Intimeren zunächst wohl zu Ende. Und kann mich Deinen Sorgen ums Gemeinwesen zuwenden. Weils denn nicht anders darf sein.

Recht zu behalten, war kein Kunststück. Wenn man so lange mitläuft! Weise, Text, Verfasser: Alles nicht seit vorigem Donnerstag bekannt. Krieg? Werden sich hüten. Kann mit der besten Armee (ob wir die noch haben, lasse, nach Generalstabsleistung für Südwest, dahingestellt) schief gehen; und wo man heutzutage Rückkehr mit geschlagenem Heer wagen will, muß anders regirt worden sein. „Wer weiß, wie Süddeutschland sich dazu stellen würde?" Authentisch aus Kiel. Marokko programmgemäß. Zuerst: Frankreich existirt für uns nicht; wir verhandeln nur mit Sultan und Maghzen. Wie lange verhandeln wir jetzt schon „nur" mit Frankreich? Als der eben so ralliirte wie süße Pole nicht fertig wurde, schickten wir gar einen Sühneprinzen: Herrn Dr. Rosen. Das vierte R zu Rouvier, Radolin, Revoil. Wenn die Franzmänner wirklich in die Klemme gebracht wären, hätten sie uns Bourgeois gesandt. Fiel ihnen nicht ein. Uns aber. Aus dem joli pot de roses stiegs ihnen angenehm in die Nase. Reden kann der Herr; und mit Interviewern umgehen. Gutes Einvernehmen, Kulturvölker und so weiter. Lange Ziererei (wie in Portsmouth), noch länger aber entschlossen, in die Laube zu gehen. Resultat war immer vorauszusehen. Viel Lärm um nichts. Kein Landerwerb; denn wir sind nicht „begehrlich". Enttäuschung des Westensultans; denn er hatte, seit Tanger, erwartet, wir würden ihn von Frankreich erlösen, und nun heißt die Firma Rouvier, Rosen & Co. Anwachsen gallischen (und galligen) Hochmuthes; denn die Leute vergessen nie, daß wir sie kläglich schwach sahen und doch nicht zuschlugen. Deutsche Anleihe (die unter falschem Aushängeschild erreicht, da Banque de Paris das Privilegium hat) machen die Franzosen mit. Franco-Russe und Franco-Anglaise durch Wuth über Deutschland befestigt. Ungemein lohnender Ertrag. Bülow kanns nicht, beim besten Willen; kein Politiker; durfte nie über Staatssekretariat hinaus. Auch bei S. M. guter Wille nicht zu bezweifeln. Beunruhigt aber die Leute. Immer im Verdacht, ihre Geschäftspläne durchkreuzen zu wollen. Warum, zum Beispiel, nach Aerger mit Eduard, gerade Besuch an sämmtlichen Ostseehöfen? Dahinter sucht man was; ob mit Unrecht, ist gleichgiltig. Gespräche unter vier Augen, sogar mit Botschaftern; höchst ungenirt und aufgeknöpft. Das wird weitergetragen (siehe Eduard in Ischl, das Giftfläschchen im Gewande), vielleicht entstellt: und das Unheil nimmt seinen Lauf. Unter keinen Umständen dürften politische Geschäfte ohne Beisein des Kanzlers beredet werden. Der auch früher nicht huldvoll geduzt wurde. Um mit Marokko abzuschließen: Frankreich be-

kommt, was es braucht; und unser Ziel ist längst nur noch, uns gegen Nackenschläge zu sichern, die von der Konferenz ausgehen könnten. Von der Konferenz, die unser Geschrei erzwungen hat. Wer solche Politik nicht schöpferisch findet, zahlt einen Thaler. Bitte: an die Kasse!

Mit England läppert sichs zusammen. Finanziell haben sie den Burenkrieg (Folge der Depesche an Krüger: hinc illae lacrimae) noch nicht überstanden; und die Liberalen, die ungeduldig die Krippe umschnuppern, müssen natürlich unterm Friedenspanier marschiren. Nächste Absicht: Verständigung mit Rußland. Wir dann ohne Glanz isolirt und nicht gefährlich. Ueberhaupt nicht, so lange wir nicht weiter wollen; was wir aber müßten. Endlose Fehlerliste. Ohne Einschränkung des Landheerbestandes nie genug Kähne; vorher Auseinandersetzung mit Frankreich so oder so unvermeidlich. Und die Kähne ohne Geräusch bauen. Keine Taufe; nichts von Dreizack, Wasserzukunft, Weltherrschaft. Wozu denn? Macht kein Anderer. Von hohem Stapel läuft sichs nicht gut. Der unermeßliche Ballin konnte ja zwei Dutzend Schiffe für seine ausgeben. Demaskirung erst, wenns Zwölf geschlagen hat. Jetzt ists Treppenwitz. In Afrika lehrt der Cousin uns die Flötentöne. Unsere sehr unheiligen Kolonialbonzen telegraphiren sich die Seele aus dem Leib: Trotha solle Schluß machen, weil die Sache zu theuer werde. Stimmt. Die Milliarde kommt nie wieder 'rein. Noch kostspieliger ist aber der Verlust an Prestige, den diese à la russe unvorbereitete Kriegführung dem armen Reich bei Weißen und Schwarzen bringt.

Was über Eduard erzählt, Verstimmung, böse Glossen, Norwegen: natürlich Alles wahr. Auch, daß Bull mit Dänemark feste Verabredung hat. Alles und noch mehr. Trotz Ableugnung und Gespött. Unsere Leute verwenden ihre ganze Zeit ja auf Beeinflussung der Presse. Das können sie; viel besser als der schwefelgelbe Kürassier mit Bucher und Lindau. Hilft nur nicht. Noch nie waren wir in ähnlich übler Lage. In der Welt hat sich seit Kuropatkins Abschlachtung (seitdem ja auch neuer Kurs im Marokkostreit; kein Augenmaß) viel verändert; nur für uns nichts zum Besseren. Gelegenheiten zu versäumen, ist unser edelster Beruf. Die Rechnung kommt noch. Laß mal die Bebelgeneration (Jena war wirklich jammervoll) wegsterben und die Rothen aus dem Pathetischen ins Praktische wachsen: dann ruiniren sie uns, wie den Engländern die Trade Unions (nur die sinds), die Industrie und wir merken, daß die verpaßte Stunde zur Erweiterung des Nahrungspielraumes nicht wiederkehrt. S. M. glaubt, Entwickelung aufhalten zu können; hat in sozialpolitischem Gespräch erklärt, er habe Bülow gesagt, „nun sei die Kompotschüssel voll und vorläufig genug für die Arbeiter geschehen". Die wollen aber viel mehr; und werdens erreichen. Dazu Konkurrenz der Japaner; die nicht

zu bedauern brauchst. Noch schlauer als tapfer. Genügsam, fast alkoholfrei, fleißig und ohne Christenfurcht. China sammt Mandschurei vor sich. Heute schon industriell auf ansehnlicher Höhe und prädestinirt für Fabrikarbeit. Sichere Amerikanisirung. Da sie in Friedenszeit ihr Geld im Land doppelt so hoch verzinsen können, werden sich zunächst von den inneren Anleihen entlasten und den neuen Nimbus vom Ausland durch Riesenpump bezahlen lassen. Zu verdienen giebts da bald genug; doch erstens sind wir als politisches Russenkonsortium noch verdächtig und zweitens war Kiautschou ein abenteuerlicher Fehler. Wird bureaukratisch verwaltet, ist nicht zu vertheidigen, für Englands Rachebedürfniß nah bei der Hand und den Gelben ein Pfahl im Fleisch. Unglaublich falsch, dorthin zu gehen, statt Schlesien, Sachsen, Rheinland Absatz suchen zu lassen. Wenn ich Kanzler wäre, würde ich öffentlich Lösung aller europäischen Pachtverträge mit China vorschlagen; in Anbetracht der veränderten Machtverhältnisse. Wer dann nicht will, mag die gelbe Suppe in ein paar Jährchen allein auslöffeln. Wohl bekomms!

Ueber welche Punkte soll ich noch vernommen werden? Rußland: kennst mein Credo. Wenn Nikolai die Nervenruhe behalten hätte (diese Einschränkung machte ich immer), wäre ihnen nichts passirt; wahrscheinlich Similisieg. Marschall Yamagata hat dieser Tage bestätigt, daß Japan am Ende seiner Möglichkeiten und von einem zähen Rußland ganz zu erschöpfen war. Daß ich für den Antisemitismus aus Deiner Schachtel nicht zu haben bin, weißt Du. Aber zwei sehr ernsthafte Sachen. Erstens, da Deutsche und Juden in Russenpolitik nicht das selbe Interesse haben, müßten die für Journale schreibenden Israeliten offen sagen: „Wir hassen Rußland, weil es unseren Stammesgenossen die Menschenrechte versagt, und werden es ohne Erbarmen bekämpfen, bis es sie emanzipirt." Der Haß ist ehrenwerth und berechtigt, darf aber nicht die deutsche Flagge mißbrauchen und Deutschland schädigen. Ob der Zar eine Duma oder einen Sobor beruft: Ruhe bekommt er nicht, ehe er die Juden befriedigt. Neun Zehntel aller revolutionären Umtriebe gehen von ihnen aus; und damit mans nicht merke, lassen sie die Attentate durch Andere machen. Nicht nur bequem, sondern nöthig. Witte weiß Bescheid, fürchtet aber, als Bestochener verschrien zu werden, und sagt, nur Pobedonoszew kön den Juden helfen. Zweitens dürften die geehrten Schreiber nicht, weils ihr peinlich werden könnte, jede verständige Erörterung der Rassenprobleme h dern. Fast Alles, was wir erlebt haben, auch Straßburg, das heute im L lender steht, wird früh vergessen. Oszillationen ohne dauernde Bedeutu Daß die Gelben die Weißen niedergerungen haben, bleibt in der Weltschichte. In den Zeitungen wird das Ereigniß kleingemacht. Wider den Aug

schein behauptet, alle Rassen seien gleich, mit gleichen Gehirnen, Psychen, Rechtsansprüchen. Weil die Juden, die diese Zeitungen schreiben, nicht den Muth haben, zu sagen: Wir sind Juden, in manchem Stück also anders als Ihr. Was haben sie angerichtet! Rußland gilt als sterbender Staat, Japan als das Eden idealer Menschlichkeit. Der Offizier ist Geck oder rauhbeiniger Leuteschinder, der Junker Rindvieh oder Drohne. Als in Frankreich die zweite Patriotenliga entstanden war, die mit Deutschland gegen England gehen wollte, wurde sie, weil contra Dreyfus, uns als Strolchschaar geschildert; und konnte uns doch sehr nützlich werden. Diese Dinge machen mir Angst. Die Leute sind enorm klug und geschickt. Haben in fünfzig Jahren bei uns mehr erreicht als je ein anderes Volk; und thun, als seien sie noch geknechtet. Schätze sie, bewundere sogar. Alle Quellen der Bildung sind von ihnen besetzt. Va bene. Aber das Ideal ihrer Intellektualität braucht nicht unseres zu sein; sie dürfen uns nicht zwingen, mit ihren Augen zu sehen, noch gar, für ihre Interessen unsere hinlänglich bedrohte nationale Zukunft zu opfern.

Auch Fleischnothtaktik bewundernswerth. Da Frontalangriff auf neuen Handelsverträge mißlungen, wird jetzt Umgehungmanöver versucht. Industrien setzen die Preise herauf; neulich die elektrische, weil Kupfer theurer. Alles still. Wir haben voriges Jahr theuer gefüttert; woraus jedes Kind Viehpreissteigerung folgern könnte. Ungeheurer Lärm. Schlächter können, ohne ausgelacht zu werden, behaupten, ihr Gewerbe bringe keinen Gewinn mehr. Nach Zwischenhandelsprofit wird nicht gefragt. Wer hat je erlebt, daß Fleisch und Brot billiger wurde, weil der Landmann weniger Geld dafür bekam? Welche Hausfrau hat gemerkt, daß auf dem Weltmarkt Kaffee- und Zuckerpreis ungefähr um die Hälfte gesunken ist? Bei jeder Schwankung denkt der Zwischenhändler zuerst an sich. Kein Verbrechen. Statt nun, wie Lueger in Wien, den Fleischbedarf der Städte selbst zu befriedigen, hängen sich unsere kommunalen Gernegroßen an die Sturmglocke. Weh der Stadtverwaltung, die den Kuhhändlern, Schweinewucherern und Schlächtern Konkurrenz macht! Das Spiel der Kräfte muß frei bleiben und Manchester das Bethlehem unserer Wirthschaft. Den Agrariern wird gesagt: „So lange Ihr nichts Rechtes dran verdient, kaufen wir Euch das Fleisch ab; sonst dem Ausland.“ Und daß weder von „Noth“ zu reden noch die Theuerung halb so schlimm ist, wie sie gemacht wird, versteht sich. Bruder und Schwester also ziemlich d'accord. Ziemlich. Eure Position hat einige schwache Stellen. Seuchengefahr ist Vorwand. Gegen Seuchen giebts Schutz. Was vom März 1906 an herein darf, könnte schon heute durch den Schlagbaum. Keine Industrie verbietet generell Einfuhr; jede hilft sich durch Zölle. Wenn die Männer an der Spritze Muth

hätten, verböten sie weder Büchsenfleisch noch russische Schweine, sondern erhöhten den Zoll so, daß Import nicht lohnt. Dann wäre das Feld rein und nichts zu vertuschen. Frage: Muß der Landmann billiger liefern, als ers bei Normalverdienst kann? Muß, weil andere Länder mit geringeren Kosten produziren? Und: Muß der deutsche Arbeiter nicht so bezahlt werden, daß er sich zu den in der Heimath üblichen Preisen zu ernähren vermag? That is the question. Adolfi Einwand ist aber berechtigt. Exportindustriestaat (und Caesarismus) hat keine dringendere Sorge als billige Massenernährung. Soll die Reise dahin gehen, dann Ade, Du alte Junkerherrlichkeit. Nur endlich mal Muth und Aufrichtigkeit. Nicht den Entschluß von heute auf morgen vertagen; sonst wirds, wie für Franz Joseph in Ungarn, zu spät. Und Reinette erträgt noch Zeitungen! Solltest an die Redaktion schreiben, ob auch Jubellieder sänge, wenn ihr Verleger für einen Spottpreis japanische Reisesser als Redakteure miethete. Das Bischen Deutsch von der Preßqualität lernen die Kerlchen schnell; machen den Kram sicher famos. Und der Konsum muß nach neuster Theorie doch so billig wie möglich befriedigt werden; auch Konsum an (Du lieber Himmel!) „geistiger" Nahrung. Also Japaner an die Meinungmaschine!

Schluß von Herzblättchens Zeitvertreib. Daß des neuen Zolltarifes Freude keinem irdischen Junker ungemischt zu Theil wird, wage ich, zu prophezeien; nicht aber, Ministern das Horoskop zu stellen. Podbielski hatte seit Kanal von oben den Blattschuß und wird unten gehaßt, weil nicht pathetisch und Herz keine Mördergrube. Längst auf Alles gefaßt und hätte jetzt guten Abgang. „Mir kann Keener; mein Auto is jeheizt." Bleibt aber vielleicht noch; denn es soll immer anders kommen. Herr Möller von Hinzpeters Gnaden war schon beim Berggesetz im Herrenhaus für die Herbstguillotine zugesagt. Um sich zu retten, läßt er im Lokalanzeiger erzählen, die rheinischen Granden, die schlecht angeschrieben, forderten seinen Kopf; hofft, S. M. werde sagen: Nun gerade nicht. Das alte Vexirspiel. Abwarten und Thee trinken. Was liegt daran, ob ein Mechanismus Lack- oder Thranstiefel trägt? Minister sind nicht mehr wichtig. Eher Diplomaten. Da ist die schlimmste Misere. Alvensleben (der auch verbraucht) im Wurstkessel, weil im Februar 1904 steif und fest behauptet, der Krieg komme nicht. Da ers aus dem Munde des Zaren hatte finde ich ihn nicht strafbar. In Petersburg konnte er nichts Anderes glauben. Die Wahrheit mußte der gutmüthig ahnungslose Engel aus Bayern melden, der in Tokio sitzt. Und mindestens eben so früh Herr Wolff-Metternich. Jeder Broker in London wußte, daß der Krieg kommt. Unser Botschafter nicht. Als Eckardstein aus kommerzieller Verwandtschaft die Meldung nach Berlin schickte, wurde ihm nicht geglaubt; auch nicht, als er sie nachdrücklich wiederholte. Nachher dann Scham, Staunen, Wuth. Wer sich einbildet, mit Metternich

in London und Arco in Tokio heutzutage Geschäfte machen zu können, hat das volle Recht, sein Lehrgeld zurückzuverlangen. An keinem der Hauptplätze sind wir zuverlässig vertreten. Und der ganze Nachwuchs scheint verhagelt. Falsche Erziehung. Zwei Jahre Deutsche Bank, zwei Elektrizitätgesellschaft im Exportdienst: Das wäre heute das Richtige. Petersburg habe nicht ich, wie anzunehmen scheinst, zu vergeben. Keinen Dunst. Früher war Kiderlen, das Anekdotenspätzle, Kandidat; aber ins Hintertreffen gerathen. Der Bibersteiner ist ein großer Mann (Möllerformat) und Bülows Stiefeidam kann einer werden. Wer das Amt (nebst Zubehör) kriegt, wird der Reichsanzeiger verkünden. Dito, wer Schlieffen beerbt. Moltke ist der Nächste dazu und wird sich nicht ewig sträuben. Doch wenn wir auch nicht Hellmuth den Zweiten erleben: Deinem Jungen entgeht Kaiserin und Corps nicht. Einstweilen freut mich, daß gut aus dem Manöver heim. Sehr anstrengend ist die Sache bei uns ja nicht mehr für die Knochen, seit Automobil, Damenflor, Prunkzelt und immer Feste. Der alte Franz Joseph neun Stunden unter Wolkenbruch in triefendem Sattel, Haar und Bart klatschnaß, dann ins kahle Nachtquartierstübchen mit Strohstühlen: Bilder aus alter Manöverzeit. Daß S. M. ernstlich leidend, glaube nicht; wenn Aerzte für Winterreise gen Süden, kommen sie wohl nur höherem Wunsch entgegen. In diesem Bestreben unterscheidet der Hofarzt sich nicht vom Hausarzt, der auf Wunsch Karlsbad verordnet. ... Die Badestunden versäumt, wie ein „leitender Staatsmann" die Kriege in Asien und Afrika. Nichts im Magen; trotzdem für heute Känguruhschwanzsuppe und Junger Seehundsrücken mit Tomaten verheißen war. Dünenpromenade geopfert. Alles umsonst. Bleibe Rüster, unbrüderlich, Landesverräther. Wenn Madame ahnte, wie gleichgiltig hier, wo das Meer spricht und dem wachen Träumer die Friesenzeit aus Gräbern steigt, alles Tagespolitische wird, würde sie wenigstens Eifer anerkennen. Bin aber von Gerechtigkeit längst entwöhnt. Tröste sogar noch. Gieb Dich drein! Auch Reiche haben Ebbe und Fluth. Man muß nur lange genug hinsehen. Und Niobe muß nicht Latonen beneiden. Wir werden nicht übermäßig klug regirt; haben aber tüchtiges Menschenmaterial: der Bürger so fleißig und pfiffig wie der Japaner, der Soldat bei Keetmanshoop so tapfer und beharrlich wie einst vor Straßburg. Sursum corda! Gottes Mühlen mahlen und die Preußen schießen nicht schneller, als ihnen vorgeschrieben ward. Du wildes Herz, komm doch zur Ruh'! Aber nicht vor November. Freue mich diebisch auf Deinen Feuerkopf. Trotzdem er so oft schon den Lockenrest Dessen sengte, der nach Deiner Ansicht an jedem Morgen fürs Römische Reich sorgen sollte. Und den Natur doch nur einer Herrin als Lehnsmann verpflichtet hat; mit Haut und Haarboden einer.

Moritz.

Großdeutschland.

Der Herausgeber der „Zukunft" kommt im politischen Contredanse gewöhnlich dos-à-dos mit der Oeffentlichen Meinung zu stehen. Wenn ich aber in diesen weltgeschichtlichen Tagen noch einmal meine Schrulle auftische, wird man ihn sofort Arm in Arm mit der genannten Dame sehen. Zwar denkt er auch über die Russen anders als sie, aber in der Ablehnung der Folgerungen, die ich aus den Schicksalen Rußlands ziehe, werden Beide einig sein. Uebrigens handle ich gegen meine Grundsätze durch solche Veröffentlichungen. Dergleichen Gedanken, habe ich schon vor zwölf Jahren geschrieben, müßte man nicht drucken lassen, sondern freimaurerisch von Mund zu Mund verbreiten. Doch die wenig zurückhaltenden Alldeutschen haben schon so viel Argwohn gegen uns geweckt, daß die Phantasien eines einflußlosen Eingängers das Uebel nicht steigern werden, besonders, da ich am Schluß zu beweisen gedenke, daß sie wirklich nur utopische Phantasien sind. Der Leser möge das Nachfolgende nur als eine Einladung betrachten, sich zur Abwechselung einmal auf den Kopf zu stellen und zu schauen, wie sich in dieser Situation die politische Welt ausnimmt.

Der Boden des Deutschen Reiches genügt unserer wachsenden Kopfzahl und Volkskraft nicht. Das bestreitet heute kaum noch Jemand. Expansion nach englischem Vorbild soll Abhilfe bringen. Das besagt Dreierlei: 1. Ausfuhr selbstfabrizirter Industriewaaren; 2. exotische Kolonien; 3. Ansiedlerkolonien.

1. Wie haben die Engländer ihren Vorsprung im Welthandel, in der Industrie und im Reichthum gewonnen? Sie waren, mit den Holländern zusammen, die letzte der Nationen, die ein Monopol des Kolonialwaarenhandels hatten und darin mit mehr als hundert Prozent Gewinn arbeiteten. Sie verschafften sich ein Monopol des ungemein einträglichen Sklavenhandels. Die Navigationakte und die Besiegung der Holländer sicherten ihnen das Monopol des Frachthandels. Sie raubten den Iren nicht nur ihr Land, zogen ihnen nicht nur durch grausame Strafgesetze gegen die Ausübung der katholischen Religion den letzten Penny aus der Tasche, sondern verboten ihnen auch die Woll- und Fleischausfuhr, jede Art von Industrie und den Heringsfang an ihrer eigenen Küste. Sie verboten auch ihren amerikanischen Kolonisten jede Art von Industrie und Auslandshandel und zwangen sie, alle Industrieartikel, alle Kolonialwaaren aus und durch England zu beziehen, was freilich den Verlust des besten Theiles dieser Kolonien zur Folge hatte. Sie verschafften sich durch den großen Armenhauskindermord die billigste Arbeit der Welt — China und Indien nicht ausgenommen —, vernichteten so die indische Musselin-, deutsche Leinwandweberei und sicherten sich auf mehrere Jahrzehnte das Privilegium, die ganze Menschheit in Kattun zu kleiden. Für ihre Spinnerei [illegible]

Weberei bildeten sie zuerst von allen Völkern das Maschinenwesen aus, versorgten eine Weile alle Völker mit Lokomotiven und Maschinen und beuteten diese Völker durch die industriellen Unternehmungen aus, die sie bei ihnen anlegten. Von all diesen Wegen der Bereicherung ist heute kein einziger mehr gangbar, auch für die Engländer nicht. Diese verlieren ihren Vorsprung Schritt um Schritt und fangen an, von dem angesammelten Fett zu zehren. Der heutige Handel und die heutige Reichthumsbildung sind von dem Handel und der Reichthumsbildung in der bis zu den Opiumkriegen reichenden Zeit der Conquistadores grundverschieden. Der damalige Handel war ein Räuberhandwerk und Kriegsschiffe waren sein Instrument. Die heutige Flottenschwärmerei beruht auf einer falschen historischen Analogie von kindischer Oberflächlichkeit. Es giebt keine nationalen Monopole mehr. Nur Individuen, nicht Nationen, können sich heute noch durch Raub (in legalen Formen) bereichern. Die Nationen werden heute nur noch durch die Arbeit reich, die sie bei der erlangten fabelhaften Produktivität mit Kleiderstoffen, Hausgeräthen, Luxuswaaren, künstlichem Licht, Reise- und Korrespondenzmitteln überschüttet (nur leider nicht mit den wichtigsten Gütern, die im Gegentheil immer seltener und theurer werden, als da sind: reine Luft, reines Wasser, Wohn- und Ellbogenraum, Fleisch, Eier, Milch, Obst). Dazu kommen in den Statistiken Scheinreichthümer wie der städtische Grundstückwerth, der in Wirklichkeit Volksarmuth bedeutet, da er den Miethern die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse schmälert, die sie außer dem Wohnbedürfniß noch haben. Einen Handel, der ein Volk auf Kosten des anderen bereicherte und jenem die Möglichkeit lieferte, die im eigenen Lande nicht mehr produzirbaren Nahrungmittel zu kaufen, einen solchen Handel giebt es nicht mehr. Der Auslandshandel ist heute im Wesentlichen Austausch von Produkten zwischen den Kulturnationen, der eine Bereicherung nur insofern darstellt, als jedes Volk vom Ausland manche Spezialitäten so gut bekommt, wie es sie selbst nicht herstellen könnte, und als die erweiterte Konkurrenz den technischen Fortschritt fördert. Dieser Welthandel, dessen Ausgestaltung die verrückten Tarifkämpfe wohl verzögern, aber nicht hindern können, ist nur die Erweiterung des binnenländischen Austausches, der, zum Beispiel, darin besteht, daß badische Maschinenfabriken ihre Erzeugnisse in Schlesien, schlesische ihre in Baden absetzen. Besonders schlimm sind bei der Unmöglichkeit, in solchem Austausch positive nationale Bilanzen zu erzielen, die Länder daran, die ihre Nahrungmittel im Ausland kaufen müssen. Der exotische Handel macht vom Welthandel nur noch einen kleinen Theil aus. Man frage die englischen Kaufleute und Fabrikanten, ob sie um Marokkos willen die deutsche Kundschaft durch einen Krieg auch nur auf sechs Monate verlieren möchten, und man richte die selbe Frage an unsere Exporteure in Beziehung auf die englische Kundschaft. Daß Engländer und Deutsche den Handel, den sie mit einander treiben,

durch einen Krieg nicht fördern können, liegt auf der Hand. Damit ist die Frage, ob die Handelskonkurrenz heute noch Kriege der Kulturvölker unter einander zur Folge haben könne, entschieden.

2. Exotische Kolonien haben nicht die Bedeutung, die ihnen von Kolonialschwärmern beigelegt wird. Nur aus dem einen Indien zieht England baren Gewinn; und ein zweites Indien giebt es nicht. Plantagen und Faktoreien werfen heute nur noch bescheidenen Gewinn ab und ihr Betrieb setzt nicht voraus, daß der eigene Staat Besitzer des Landes sei, in dem sie liegen. Der deutsche Kaufmann macht in Venezuela keine schlechteren Geschäfte als in Kamerun. Die Kolonien kosten England mehr, als sie ihm bringen, hat schon Adam Smith geschrieben (Indien wurde damals erst von den Mitgliedern der Ostindischen Compagnie ausgebeutet, noch nicht vom ganzen englischen Volk); Kolonien sind in handelspolitischer Beziehung werthlos, schreibt heute Carnegie; und der selbe geniale Großunternehmer sagt und beweist es: der Handel folgt heute nicht mehr der Flagge. Ihren moralischen Werth haben ja überseeische Kolonien. Sie geben den jungen Leuten Gelegenheit, sich in der Welt umzusehen, den unruhigen Köpfen einen Spielraum, sich auszutoben, den heimischen Gelehrten ein Arbeitfeld, fördern Muth und Thatkraft der Nation, erweitern ihren Blick und bewahren sie vor philisterhafter Verkümmerung und Versauerung. Darum müssen wir einige haben und zur besseren Verständigung mit den wilden Völkern darin auch ein paar Kriegsschiffe. Aber eine Lösung des Bodenproblems sind sie nicht. Nota bene: Nordafrika ist für Frankreich keine exotische Kolonie, sondern bei seiner Nähe und seinem dem südfranzösischen ähnlichen guten Klima eine französische Provinz. Darum soll man den Franzosen Marokko ruhig überlassen. Das Bischen deutscher Handel braucht dabei nicht zu Schaden zu kommen. Zwar wären die Spanier und die Italiener eigentlich die Nächsten dazu, aber Don Quijote macht nur noch im Phantasieland Eroberungen und der Gracioso ist zu zart für eine Balgerei mit den nördlich wohnenden groben Vettern, kommt übrigens bei der Vertheilung nicht zu kurz, denn die Franzosen hindern die reichliche italienische Einwanderung in Tunesien nicht und können sie nicht hindern.

3. Ansiedlerkolonien sind das einzige Mittel für ein wachsendes Volk in einem engen Lande, seinem Volksüberschuß und sich selbst zu helfen. Die Besiedelung Nordamerikas, Australiens und Südafrikas hat Hunderten von Millionen Menschen ein glückliches Dasein beschert. Und diese Kolonien hab die Angelsachsen zur größten und zur herrschenden Rasse unter den Kulturrassen gemacht. Leider oder vielleicht auch zum Glück giebt es für uns ei solches Besiedelungsgebiet jenseits vom Ozean nicht mehr. Die gemäßigte Striche Südamerikas hätten uns vor vierzig Jahren noch zur Verfügung gestanden; jetzt gehören sie den Italienern.

Oder vielleicht auch zum Glück, habe ich gesagt, weil überseeische Ansiedlerkolonien bei allem Segen, den sie dem Volk bringen, die Macht des Staates nicht erhöhen, sondern, da sie geschützt werden müssen, schwächen. Geographische Lage, Geschichte und Volksart weisen die Deutschen auf die Ausdehnung zu Land hin, die zugleich einen Machtzuwachs für den Staat bedeutet. Natürlich kommen dafür der Norden, Süden und Westen nicht in Betracht. Ein dicht bevölkertes Land von gleicher Kulturhöhe erobern wollen, wäre eine sinnlose Barbarei; und jeder Versuch einer solchen müßte scheitern. Seit der letzten Grenzregulirung mit Frankreich, die aus geographischen und nationalen Gründen nothwendig war, und weil dynastische Kriege nicht mehr vorkommen können, besteht kein Anlaß mehr zu einem Krieg zwischen den Völkern Mittel- und Westeuropas. Unser Kolonisationgebiet liegt seit tausend Jahren im Osten Europas und im Westen Asiens. Nicht die Päpste haben das alte Deutsche Reich zu Grunde gerichtet, sondern die Hohenstaufen, die sich der Barbarei schuldig machten, das Land der damals höchsten Kultur, Oberitalien, unterjochen zu wollen, und dann die Thorheit begingen, den Schwerpunkt ihrer Macht nach Unteritalien zu verlegen. Dadurch haben sie dem deutschen Territorialfürstenthum zur Selbständigkeit verholfen, das weder die Macht noch das Nationalgefühl besaß, die nöthig gewesen wären, um das Aufkommen der Zarenmacht zu verhindern. Diese ist nicht nur Deutschlands größter, sie ist sein einziger Feind, die einzige Macht, die sein Leben bedroht, da sie ihm das einzige vorhandene Expansiongebiet sperrt. Der russische Boden gehört selbst zu diesem Gebiet. Die Kulturrassen haben von je her das Recht, tiefer stehende Nationen zu unterjochen, aus ihrem eigenen Kulturberuf abgeleitet. Das gilt auch für uns Deutsche den Russen gegenüber. Die Russen besitzen ein Land, das wir brauchen und das sie selbst nicht zu benutzen im Stande sind: sie verhungern auf dem besten Weizenboden Europas, lassen diesen kostbaren Boden versanden, versumpfen, berauben ihn seiner ungeheuren Holzbestände. Wenn die Deutschen die Kultur dieses Landes in die Hand nehmen, so fügen sie den Russen nicht nur kein Unrecht zu, sondern erweisen ihnen eine Wohlthat, denn sie werden sie in die Schule nehmen, sie tüchtiger machen, geordnete Verhältnisse und eine vernünftige Verwaltung herstellen, das ganze Volk in eine bessere Lage bringen. Es ist thöricht, für die jetzige Lage den Zaren oder die Bureaukratie verantwortlich zu machen. Die russische Bureaukratie taugt nichts, weil das russische Volk nichts taugt. Der Russe hat Gemüth, Phantasie, Verstand, aber keine Willenskraft, keinen Charakter. Er kann ein großer Maler, Musiker, Dichter, Gelehrter werden, aber niemals ein tüchtiger Landwirth oder Verwaltungbeamter. Daran kann alles Toben der Semstwos und der revolutionären Studenten nichts ändern. Die Zaren, von denen ja manche tüchtiger waren als der jetzige, haben Etwas vermocht, weil

sie seit hundertvierzig Jahren Deutsche sind und aus den baltischen Provinzen deutsche Staatsmänner und Generale beziehen können. Seit den Warägerzeiten sind, mit Ausnahme des genialen Wilden Peter und einiger Feldherren, Alle, die aus Rußland einen halbeuropäischen Staat gemacht haben, bis zu den Vorarbeitern in den Fabriken hinunter, Nichtrussen, hauptsächlich Deutsche gewesen. Durchgeführt werden konnte jedoch bei dem Ueberwiegen des slavischen Menschenmateriales die Europäisirung nur in den ganz äußerlichen Gebieten des Militärs, der Finanzen und der Diplomatie. Die wirkliche Kultur, die eine Schöpfung des ganzen Volkes ist und zu der ein gesundes Wirthschaftleben, die solide Grundlage dauerhafter politischer, militärischer und finanzieller Erfolge gehört, konnten die Russen aus sich selbst nicht erzeugen; soll sie entstehen, so muß sie durch deutsche Masseneinwanderung importirt werden. Das russische Zarthum ist das von Deutschen gegen Deutschland nach europäischem Muster militärisch organisirte Slaventhum. Eine aus dem ersten Uebel, dem Zerfall des deutschen Staates, hervorgehende Kette von weiteren Uebeln brachte es mit sich, daß sogar Bismarck unseren Erbfeind unterstützen mußte, während unsere auswärtige Politik und die Industrialisirung Deutschlands zusammenwirkten, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts neu erwachten gesunden Instinkt unseres Volkes wieder zu ersticken und den nach Osten gerichteten Expansiondrang (sächsische Landwirthe kauften sich in Schlesien, schlesische in Posen, Galizien, Russisch-Polen an) wieder umzulenken und die heutige falsche Blutcirkulation im Volkskörper zu bewirken. Grundfalsch ist der Kampf der preußischen Regirung gegen ihre Polen; denn alle Feinde unseres vom internationalen Kapital gestützten Todfeindes sind doch unsere natürlichen Freunde.

Ein gesunder deutscher Volksinstinkt würde das folgende Programm durchführen. Cisleithanien wird ins Deutsche Reich aufgenommen, unter einem Habsburger, und falls keiner will, ohne einen solchen Für die Czechen mag aus dem Innern Böhmens und Mährens eine Enklave herausgeschnitten werden, in der sie so viele Wenzel krönen dürfen, wie ihnen beliebt. Damit ist zunächst der historisch, ethnographisch, geographisch, militärisch und wirthschaftlich gebotene Mindestumfang Deutschlands wiederhergestellt. Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen, Russisch-Polen mit Galizien, das baltische Land werden formell unabhängige Staaten, die bei der politischen und wirthschaftlichen Unmündigkeit ihrer Bewohner in thatsächliche Abhängigkeit vom Deutschen Reich gerathen. Die berühmte politische Begabung der ritterlichen Magyaren ist im Grunde nur die raubritterliche Frechheit, mit der ihr Betteladel die Schwäche der cisleithanischen Deutschen ausbeutet. Diese Deutschen haben bisher den Ländern Ungarn und Galizien wirthschaftliche Scheinhilfe in der Weise geleistet, daß sie ohne Nutzen für Land und Volk den lüderlichen Magnaten und Schlachzizen viele Millionen deutscher Steuergulden in den unersättliche

Rachen warfen. Nach der Neuordnung werden die Deutschen nicht eine solche Scheinhilfe, sondern wirkliche Hilfe bringen und sie sich durch die Arbeit dieser Völker gut bezahlen lassen. Die ganze Balkanhalbinsel fällt in die deutsche Einflußsphäre und Saloniki wird ein deutscher Hafen.

An Rußland stellt die deutsche Regirung die Forderung, daß es seine Grenzen dem deutschen Import und der deutschen Einwanderung öffne und die deutschen Einwanderer deutsche Unterthanen bleiben lasse. Wenn die Neuorganisation Großdeutschlands rasch genug vor sich geht, hat sich Rußland von den jetzt erlittenen Schlägen noch nicht so erholt, daß es die Forderung mit den Waffen zurückweisen könnte. Unterstützung von irgend einer Macht hat es nicht zu erwarten, denn die erleuchteten Regirungen Mittel- und Westeuropas haben die Thatsache, daß Interessengegensätze zwischen ihnen nicht obwalten und daß ein Krieg von zweien unter ihnen unmöglich ist, zur Grundlage eines Vertrages gemacht, der den Deutschen im Osten freie Hand läßt und dadurch den einzigen Grund zum Mißtrauen gegen die Deutschen, ihr unbefriedigtes Expansionbedürfniß, für den Westen aufhebt. Sollte aber Rußland den Krieg wagen, so würde die Sache für Deutschland weder schwierig noch gefährlich sein. Abgesehen von den bekannten russischen Zuständen, ist Rußland bei der heutigen Verkehrstechnik kein Skythien mehr, das Eroberer-heere durch seine bloße Größe verschlingt. Schon deshalb kann als Gegenbeweis nicht der Feldzug von 1812 angeführt worden, der noch dazu viel zu spät im Jahr unternommen wurde und, wie der Feldmarschall von Boyen nachgewiesen hat, schlecht vorbereitet war. Widerstand wird also leicht zu überwinden sein. Die überschüssige deutsche Intelligenz findet dann drüben reichlich Arbeit; ein Strom junger deutschen Landwirthe ergießt sich über das große Reich. Sie kaufen von den bankeroten russischen Adeligen und Bauern billiges Land und wirthschaften mit billigen slavischen Arbeitern. Handwerker ziehen ihnen nach und gründen kleine Städte. Die Deutschen siedeln sich in Gruppen von Dörfern und kleinen Städten an Jede solche Gruppe von Orten bildet eine kleine Republik, die sich unter Aufsicht von reichsdeutschen Beamten selbst regirt und deren junge Mannschaft von reichsdeutschen Offizieren als Miliz ausgebildet wird. Den Leichnam des Zarenreiches lösen diese kleinen Freistaaten allmählich auf. Zur slavischen Bevölkerung steht die deutsche ungefähr in dem Verhältniß, bei dem sich die baltischen Deutschen sieben Jahrhunderte lang vortrefflich befunden haben; nur müssen die deutschen Gutsbesitzer im eigentlichen Rußland humaner sein, als die in den Ostseeprovinzen manchmal waren. Ueber Rußland und über die europäische Türkei dringen deutsche Kolonisten in Vorderasien ein und erobern die alten Kulturländer Kleinasien, Syrien, Babylonien der Kultur zurück. Auch auf den Zwischenstationen, in Polen, Ungarn, den Balkanländern, wird so manches Stück Kulturarbeit zu

leisten sein, von Kräften, die ohne diese Erweiterung des Spielraumes sich in der Heimath nur als Spekulanten, Schacherer, unnütze Schreiber und im Verbrechen bethätigen können oder in einem nützlichen Gewerbe, unter übermächtiger Konkurrenz sich abquälend, verkümmern müssen. Mittel- und Osteuropa sammt Westasien wird so — mit Einschluß der schon vorhandenen Balkanstaaten; die Skandinaven werden es vortheilhaft finden, sich anzugliedern — einen Staatenbund mit dem Deutschen Reich als Vormacht bilden, der in Autarkie und Unangreifbarkeit den Vereinigten Staaten Nordamerikas nahkommt, und in diesem Gebiet wird die Ausbreitungmöglichkeit eine nichtproletarische deutsche Bevölkerung heranwachsen lassen, die es in Kopfzahl und Tüchtigkeit mit den Angelsachsen aufnimmt.

Schade, daß dieser Traum — ein Traum bleiben muß! Nicht etwa, weil er etwas an sich Utopisches enthielte. Ist doch die ganze Weltgeschichte ein Kolonisationprozeß von der beschriebenen Art. Auch nicht, weil die gestellte Aufgabe die Kräfte von 56 Millionen Deutscher überstiege. Was die kleinen Stämme der Bayern, Franken, Schwaben und Sachsen in der Kolonisation des Slavenlandes von Elbe und Inn bis an den Peipussee und die Transsylvanischen Alpen, was die paar Millionen Engländer in Indien und Amerika geleistet haben, ist größer. Aber am berliner Hof sind die legitimistischen und Familientraditionen zu stark für die vorgeschlagene Politik. Eher würde man bereit sein, mit Waffengewalt die wankenden Throne in Petersburg und Wien wieder zu befestigen und in beiden Reichen die Ordnung wieder herzustellen.

Naive Völker handeln, vom Instinkt der Selbsterhaltung geleitet, manchmal vernünftig. Reflektirende, von Parteien zerrissene, von der Presse, von Literaten und Advokaten verwirrte schon darum niemals, weil es bei ihnen zu einer einstimmigen Ansicht nicht kommen kann. Die Franzosen, im Privatleben nüchtern verständig, in der Politik verrückt, werden von ihrer Revanchenarrheit nicht lassen. Zwar wird dem nationalistischen Feuer weniger Nahrungstoff zugeführt, seit Sozialismus und Demokratismus den Klerikalismus und Militarismus keinlaut gemacht haben. Aber die Franzosen werden niemals zugeben, daß ihre Niederlage von 1870 reichlich verdient und die Grenzregulirung eine Nothwendigkeit war, und werden, sekundirt von den auf unsere Industrie eifersüchtigen Engländern, stets so viele gefährliche Redensarten und diplomatische Ränke liefern, wie unsere Flottenschwärmer und Anglophoben brauchen. Damit werden sie unseren Kohlen- und Eisenbaronen den größten Dien[st] erweisen, die nie genug Schiffspanzer und Kanonen haben und deren Ge[l]mittel hinreichen, die Flottenbegeisterung lebendig und die für sie nothwendi[ge] Politik im Gang zu erhalten.

Unsere norddeutschen Jesuitenfresser werden Deutschland lieber zum d[rei]eckigen Königreichlein zusammenschrumpfen lassen, als daß sie zehn Millior

österreichische Katholiken ins Reich aufnehmen, werden lieber Deutschland zur russischen Satrapie hinabsinken lassen, als daß sie den katholischen Polen eine Selbständigkeit gönnen, die zur freiwilligen Abhängigkeit von Deutschland führen würde. Die Katholiken wiederum wollen auf die dekorative Apostolische Majestät und die einzige noch übrige katholische „Großmacht" nicht verzichten und mögen darum von der Zertrümmerung der habsburgischen Scheinmonarchie nichts wissen. Den Zuwachs an Glaubensgenossen würden sie als eine Entschädigung für die Verminderung des Glanzes ihres Kirchenthumes nicht ansehen, weil der verlotterte österreichische Katholizismus die deutsche Centrumspolitik vielfach kompromitiren würde.

Endlich die Hauptsache: wir haben nicht mehr das bäuerliche Material für eine Kolonisation großen Stils. Wir sind in dieser Beziehung noch nicht so auf dem Hund wie England, das die eroberten Burenstaaten nur mit Spekulanten, Schacherern, Tingeltangelkünstlern und Kulis „besiedeln" kann und daheim den vernichteten Körnerbau nicht wiederherzustellen vermag, weil es gar keine Bauern mehr hat. Aber unsere Bauernschaft reicht quantitativ und qualitativ nicht einmal mehr zur Durchführung der (auch zu kostspieligen und durch die Verquickung mit der Antipolenpolitik verdorbenen) inneren Kolonisation Ostelbiens. Nicht die schlechten Getreidepreise, sondern der Industrialismus, das Militär, das Uniformen- und Titelwesen, die Götzen „Standesgemäß" und „Berechtigung", Schule und Presse, die Mode und der falsche Glanz der Großstadt haben den Landleuten das bäuerliche Leben verleidet, für dessen Schönheiten und Vorzüge sie blind geworden sind. Die Bauern und Bäuerinnen wollen nicht mehr so heißen, sondern Herren und Damen sein, die Bauernsöhne mögen nicht mehr hinterm Pfluge gehen, sondern erstreben eine Uniform, sei es auch nur die eines Pferdebahnschaffners; sie wollen dienen, statt als freie Männer auf eigener Scholle zu walten, und das bäuerliche Gesinde läuft einfach fort.

So werden wir denn in der eingeschlagenen Bahn verharren. Wir werden uns weiter industrialisiren, die schöne deutsche Landschaft vollends zerstören, unsere Flüsse in Schiffahrtkanäle, unsere klaren Forellenbäche in schmutzige, stinkende Höllenwässer verwandeln, Gifte kochen, statt Nahrung und Wohlgeschmack spendende Früchte zu bauen, das ganze Vaterland, mit Ausnahme des verödenden östlichen Zipfels, in eine ungeheure Rauchwolke einhüllen. Die Söhne unseres Volkes, von denen jeder fähig wäre, ein Landgut zu bewirthschaften und ein Häuflein slavischer Arbeiter zu regiren, werden wir, so weit sie nicht aus Mangel an Beschäftigung verlumpen, in Fabriken, Gruben, Schreibstuben und Kneipen verkümmern lassen. Dabei muß auch die Militärtüchtigkeit allmählich schwinden. Die Zahlen der Statistiker aus Brentanos Schule vermögen mich vom Gegentheil nicht zu überzeugen. Und

es handelt sich keineswegs nur um Körperkraft und körperliche Gesundheit, sondern auch um die Schätzung des Soldatenstandes. Nur Bauernvölker sind Soldatenvölker. Handelsstaaten und gewerbliche Staaten haben den Militärdienst immer gehaßt und verachtet und ihre Kriege mit Söldnern geführt. England, dessen Bauern, als es noch welche hatte, ausgezeichnete Soldaten waren, macht keine Ausnahme. Buckle und Herbert Spencer haben nur der Ueberzeugung ihrer Nation Ausdruck verliehen, wenn sie lehrten, Kulturfortschritt bedeute die Verdrängung des military type durch den industrial type und es sei ein Zeichen von Barbarei, wenn in einem Staate der Offizier für vornehmer gehalten werde als der Krämer. Und da der Mittelstand (womit nicht die mittlere Steuerklasse, sondern der Stand mittlerer und kleiner selbstständiger Existenzen gemeint ist) vollends aufgelöst, das ganze Volk, so weit es nicht zur Kategorie der Beamten gehört, in die zwei Stände der besitzenden Unternehmer und der besitzlosen Lohnarbeiter geschieden wird, so wird der durch keine Sozialpolitik zu versöhnende Haß zwischen den wirthschaftlichen Herren und den Beherrschten immer grimmiger und der Widerspruch zwischen Staatsverfassung und Wirthschaftverfassung immer unerträglicher werden

Ein Staat gleichberechtigter Bürger ist nur möglich, wenn diese Bürger zwar nicht an Besitz gleich, aber unabhängig von einander sind. Den Gutsherrn und seinen Knecht, den Fabrikbesitzer und seinen Arbeiter als gleichberechtigte Staatsbürger neben einander stellen wollen, ist eine Lächerlichkeit. Auf dem oberschlesischen Städtetag in Neisse bildeten den Hauptgegenstand der Berathung die Schullasten im oberschlesischen Industriebezirk. In sechs Städten betragen sie 129 bis 223 Prozent der Staatseinkommensteuer. Festgestellt wurde, daß diese Last die Reste des eigentlichen Bürgerstandes vollends erdrückt, und die Forderung begründet, daß die Großindustrie, die durch Anhäufung von Arbeitermassen daran schuld sei, einen angemessenen Antheil übernehme. Diese Schulverhältnisse sind in doppelter Beziehung charakteristisch; erstens zeigen sie, in wie vielfacher Weise die Großindustrie den Kleinbürgerstand erdrückt und aufreibt, dann aber auch, in welchem Grade der Arbeiterstand abhängig ist. Keins seiner Bedürfnisse vermag er aus eigener Kraft zu befriedigen, auch nicht die Schulung seiner Kinder; und wenn einmal alle verdunkelnden Folgewidrigkeiten beseitigt sind, die Sorge für den Arbeiter und seine Familie ausschließlich Dem zugewiesen ist, dem sie gebührt, dem Unternehmer, dann wird Dieser vor aller Welt Augen als der Brotherr dastehen, der er im vollen Sinn des Wortes ist, und es wird nicht mehr möglich sein, von der Staatsbürgerwürde des modernen Hörigen zu faseln und auf diese Lüge eine Scheinverfassung zu bauen.

Dem so zugerichteten deutschen Volk wird nun ein erneuertes Rußland gegenüberstehen. An Einwanderern wird es dem zerrütteten Land nicht fehlen;

nur Bauern werden nicht darunter sein. Die Einwanderung wird zunächst Kapitalien liefern, dann Unternehmer, Industriearbeiter und Intelligenzen. Die meisten Einwanderer werden Deutsche sein und diese Deutschen werden also ihren Geist und ihre Kraft nicht auf die Begründung eines neuen Großdeutschland verwenden, sondern auf die Wiederherstellung unseres jetzt zusammenbrechenden Todfeindes. Schon durch seine Größe ist er unser Todfeind. Geographisch verhält sich Deutschland zu Rußland wie die Schweiz oder Holland zu ihm. Den europäischen Kleinstaaten gewährt die Eifersucht der mittel- und westeuropäischen Großstaaten Schutz. Diesen Schutz hat Deutschland Rußland gegenüber nicht zu hoffen, weil die Westmächte von Rußland nichts zu fürchten haben; denn seine Grenze über die Linie Elbmündung-Adria vorschieben zu wollen, hätte keinen Sinn. So weit aber muß es gehen, wenn es eine wirkliche europäische Großmacht sein will, der eisfreien Häfen wegen, die es jetzt in Ostasien einbüßt, — mit Recht; denn, abgesehen von einem friedlichen Handelsverkehr, der nicht sehr bedeutend werden wird, hat Europa bei den Völkern einer alten, selbständigen und noch lebensfähigen Kultur so wenig Etwas zu suchen wie sie bei uns; sind sie doch schon froh, wenn wir sie ungeschoren lassen. Rußland also wird seine eisfreien Häfen am Bosporus, an der Adria, an der Ost- und Nordsee finden.

Neisse. Karl Jentsch.

Heinrich Mann.

„Die Jagd nach Liebe" heißt ein Roman, den Heinrich Mann bei Albert Langen in München veröffentlicht hat. Der Eindruck der Lebendigkeit, den die Gestalten in diesem Buch machen, erzeugt sich schnell und stark. Man spürt ihre Leiblichkeit. Auf der Straße würde man ihre Stimmen erkennen. Man interessirt sich für sie, wie man sich für Bekannte interessirt, mit denen man auf einer Reise zusammen gelebt hat. Man nimmt mit einer Art körperlichen Vertrautheit Antheil an ihnen, empfindet bei ihren Geberden Zärtlichkeit oder Ekel oder Achtung, immer wie Lebendigen gegenüber. Es geschieht aber, daß das Nahe allzu nah wird, das Farbige grell, das Vertraute unheimlich. Man sieht nicht mehr plastisch, sondern flächig; wenige Farben, starkes Licht, tiefe Schatten.

Ich sehe die Eigenart Heinrichs Mann in dieser unglaublich eindrucksvollen Leiblichkeit der Gestalten, die mit den brutal stilisirenden Mitteln des Karikirten und Typisirten hervorgebracht wurde und die durch ein geistreich

tiefsinniges Lichterspiel von Beziehungen in ein unsichtbares Netz ideeller Deutbarkeit eingewebt ist. Die Figuren, die noch eben eine dumpfe Lebensschwere mittheilten, werden zu Schatten von Marionetten, bewegt von Drähten, die die Hand des Dichters leitet, nicht von dem Licht der eigenen Seele durchleuchtet, sondern durch ein Licht von außen: die dichterische Idee. Mit dem raffinirten Können lateinisch-gallischer Zucht vollzieht sich jede künstlerische Anspannung und Gestaltung im Dienste dieser Idee, die in der grausig schönen Schlußvision sich verkörpert. Das Thema ist die Jagd der Menschen nach Liebe. Alle stürmen nach dem selben Ziel. Die Variationen, die Formen, in denen der Dichter die Idee schillern läßt, zeigen Lebenseinsichten von fast antiker Prägung. Bei den eleusinischen und bacchischen Mysterien gab es in dem tiefsinnigen Bilderspiel fünf Stationen, bevor die Seele zur höchsten Reinigung und Weihe gelangte. In dem Liebesspiel der Menschen ist das letzte Ziel die große erfüllte Liebe, die Sinne und Seele erlöst.

Ute und Claude versäumen die Erlösung, die sie aus der Gebundenheit ihres Wesens befreien würde. Die Stunde, in der die Herzensstarre Utes schmilzt, die sie zur Hingabe fähig findet, trennt die Beiden für immer. Sie hebt den Vorhang, naht sich Claude in hüllenlos schimmernder Schönheit, auf den hauchenden Lippen das Wort, das seinen Lebenstraum erfüllt. Sie findet nur eine Jammergestalt, deren verdorbene Säfte die Durchschütterung der Seligkeit nicht ertrugen. Ein Cretin grinst sie an.

In Flauberts „Éducation Sentimentale“ liebt ein junger Mann viele Jahre lang mit Leidenschaft ein Weib, ohne erhört zu werden. Endlich giebt sie sich ihm. Er umarmt sie, sieht ihr ergrautes Haar, — und schaudert vor der Alternden zurück. Der griechische und germanische Mythus, das deutsche Volksmärchen kennt die Fabel von dem versäumten Glück, von der furchtbaren Kluft zwischen dem erharrten und dem erfüllten Augenblick. Nur die ganz Wohlgeborenen, die Sonntagskinder, die der Götter Lieblinge sind, gewinnen den Schatz; den Anderen zerrinnt er, weil sie zur richtigen Stunde nicht bereit waren. Wenn Ute und Claude auf der Jagd nach Liebe weit voran sind, so verkörpern die anderen Gestalten niedrigere Möglichkeiten. Da ist Claudes Vormund, der zum Dämon der sinnlichen Augenblicksluft wird; die Francini, ein junges, zartes Weib von verzerrter Leidenschaftlichkeit, eine bacchantische, taumelnde, sternenlose Natur; Bella, eine nüchtern materielle Person, die sich versorgen will; ein Polizeidetektiv in Florenz, ein Theaterdirektor und die bekannten verkommenen Gestalten des münchener Quartier Latin. Auch sie ihnen führen spinnwebdünne Fäden zur Idee. Sie greifen in Utes und Claudes Geschick ein. Sie ziehen sie hinab, haben an ihrem Thun, an ihrer Verschuldung Theil. Alle sind Menschen von müder oder überreizter Sinnlichkeit, von nüchterner oder hochgespannter Verständigkeit, von zerfließendem oder übe

fließendem Gefühl. Es giebt zu denken, daß unter allen Gestalten nicht eine einzige ist, die eines reinen Enthusiasmus fähig wäre, eines ehrfürchtig religiösen Weltgefühles, nicht eine harmonisch reiche Natur. Man sagt, daß durch ein verborgen wirkendes Gesetz die Geschöpfe des Dichters mit einem Funken aus seiner Seele begabt werden. Jedenfalls sind immer Schlüsse gestattet von dem Stofflichen eines Werkes, der Fabel, den Gestalten zu seinem Schöpfer hin. Und eine Beziehung besteht zwischen dem gewählten Thema und dem Charakter der Kunst, dem Charakter des Künstlers.

Die harmonische Kraft des schöpferischen Genius äußert sich in einer Qualität des Kunstwerkes, die man Stil nennt. Eine immer gegenwärtige Intensität des Gemüthes stattet alle Gebilde mit dem selben väterlichen Verantwortungsgefühl aus. Schließlich ist es seelische Fülle und Sicherheit, die einem Kunstwerk das vollkommene Gleichmaß schenkt, aus dem der ästhetisch befreiende, erfrischende Eindruck entsteht.

In der „Jagd nach Liebe" giebt es tote Punkte. Realitäten, Stoffliches, das nicht von der Idee durchleuchtet wurde, oder Ideelles, das nicht restlos Bild geworden ist. Seine südlich sinnliche Freude an betonter Aeußerlichkeit sammelt sich da zu strahlendem Eindruck, wo Situationen nicht aus dem Centrum der Persönlichkeiten erwachsen, sondern ihre architektonische Plastik und Geschlossenheit in sich tragen: das Räumliche von Straßen, einer ganzen Stadt, eines Theaters, eines Parkes, einer Wiese wird mit hellseherischer Sicherheit fühlbar gemacht. Daneben giebt es Situationen, wo die Aeußerlichkeit sich bis zum Maskenhaften steigert, die Geschehnisse die Grenze des Kolportage Ereignisses streifen und dann wiederum das starke intellektuelle Verantwortungsgefühl der Idee gegenüber das blühende Leben in seiner abrundenden Gestaltung beschneidet. Es ist, wie wenn die Figuren sich in einem Rahmen bewegten; kein Horizont, keine Luft über ihnen; ihre Lebensschwere wirkt dumpf, ihr Schicksal drangvoll und perspektivlos. Sie sind gleichsam abgeschnitten, ohne Hintergrund, ohne Atmosphäre des Ewigen.

In einer feinen Episode läßt Heinrich Mann einmal Utes schauspielerische Kunst eine Niederlage erleiden. Die Francini steht auf der Bühne. Ihre kindhaft echten Töne, die aus dem von wahrhaftiger Leidenschaft durchschütterten Herzen kommen, vermögen über das Publikum eine Wirkung zu üben, die Ute, wie sie sich selbst mit knirschendem Zorn gesteht, niemals erreichen kann. Wir sagen uns von dem Werke Heinrichs Mann, wie der Zuschauer vor Utes Kunst, daß viel Arbeit darin steckt, viel Kultur, ernster, kunstverständiger Wille und Schönheit, Schönheit. Warum versagt sich der hinreißende Sieg über das Gemüth? Der große Schauspieler, der überwältigt, ist nicht nur „Darsteller", wie Ute. Ein geheimnißvoller Vorgang („Transfiguration") verwandelt ihn. Er „wird" zu dem Menschen, den er spielt.

Dem so Verwandelten gelingt die Bezauberung. Manns Kunst ist eine „darstellende", eine artistische. Wir spüren die Hast, mit der er den Bildern und Situationen zueilt, die sich wie göttliche Wolken öffnen, um den aufgespeicherten Glanz von Schönheit zu ergießen. Doch ist die harmonisch gleichwirkende Kraft des Gemüthes nicht in ihr, die einem Kunstwerk den lebendigen Athem der Seele schenkt, die Größe, Einfachheit und Verwandtschaft mit dem Ewigen.

Im Herbst 1901 sind die Novellen „Flöten und Dolche" von Heinrich Mann erschienen „Pippo Spano", die bedeutendste, behandelt das Thema „Der Dichter und die Liebe". Für Mario Malvolto ist die Welt das Leben, das Erlebniß nur „Stoff, um Sätze daraus zu formen". Einmal nur wird er vom Leben, von einer starken Empfindung überwunden. Er will seiner sterbenden Geliebten folgen, nimmt den Dolch und spricht zu ihr: „Siehst Dus? Und erkennst Dus an? Ich thus, weil Du zusiehst, nur für Dich!" Aber er erblickt die glasigen, gebrochenen Augen einer Toten; und lebt weiter, ein steckengebliebener Komoediant. Mario Malvolto und Ute: Beide werden von einem hingebenden, lebendigen Gefühl bezwungen, aber für Beide bedeutet der Sieg eine Niederlage.

„Professor Unrat" oder „Das Ende eines Tyrannen" ist die Geschichte eines bösartigen, tückischen Gymnasiallehrers, dem die Welt — und die Schule bedeutet ihm die Welt — nur Stoff ist für sein Machtgelüsten, seine haßerfüllte Herrschsucht. Er ist ein nicht minder Isolirter als Mario Malvolto, der die Welt als Stoff für seine Sätze in Besitz genommen hat, und als Ute, der sie ein Podium für ihre wohlgepflegte Persönlichkeit bedeutet. Auch beim Professor Unrat kann man von einer Umkehr und einer Niederlage reden.

Da ist der Schüler Lohmann, der einzige, der dem Professor ein menschlich überlegenes, gütig und klug verstehendes Mitleid entgegenbringt. Seine bloße Existenz erregt einen Krampf der Wuth und des Hasses in ihm, weil der Intelligente und groß Fühlende vom Tyrannen als Urfeind empfunden und gefürchtet wird. Dieser äußerste Haß wird Unrats Schicksal und Verderben. Statt den Schüler Lohmann, den er im Getändel mit seiner Frau trifft, zu hassen und zu zerschmettern, liefert er selbst sich ihm und der triumphirenden Welt aus. Er vergißt das Ziel; nicht Haß, sondern die betrogene Liebe und Eifersucht wird zum Impuls, der ihn zum Dieb und mörderisch Angreifenden macht. Und Lohmann geht zur Polizei und der Tyrann wird „gefaßt" und gestürzt.

Wie dieses grünäugig fauchende Schulmeisterlein aus dem rührend Komischen und Grotesken herauswächst und etwas großartig Scheusäliges wird Das ist mit unwiderstehlicher Lebendigkeit dargestellt. Und bei allen Mitteln betont typisirter Gestaltung geschieht es, daß die Menschen und Begebenheiten von einem Licht aus symbolischer Tiefe und Leuchtkraft gestreift werden. Man kann

das künstlerische Wachsthum Manns ermessen, wenn man die Individualisirung der Herzogin von Assi mit der Unrats vergleicht. In dem Roman der Herzogin fühlte man immer: die Personifikation der Liebe, der Sinnlichkeit, der Wollust ist gemeint. So flammend das Bild aufglühte: man spürte nicht Ueppigkeit, sondern Allegorie der Ueppigkeit, Allegorie der Sinnlichkeit, Allegorie der Dumpfheit. Undurchdringlicher steht die Gestalt des Professors vor uns. Mit entschlossener Intensität ist sie zum Träger des schlank epischen einzigen Begebenheitstammes gemacht. Bewundernswerth, wie sie wachestes Interesse, eine nie ermüdende Spannung zu erhalten vermag. Der stark dramatische tonus des Buches ist daraus zu erklären, daß der Held, ein überwiegend handelnder und wollender Mensch, so breit den Vordergrundsraum einnimmt und die eigentlich epischen Mächte des Begebenheitlichen, Widerstehenden, einwirkend Umwandelnden in starker Verkürzung gehalten sind. Lehrreich ist, daß trotz sorgsamster Herausarbeitung auch die Hauptfigur oft flächig wirkt. Die vollendete Plastik einer Gestalt scheint doch nur dann erreichbar, wenn die Gruppirung einer Anzahl bedeutender Figuren verschiedenster Art dem Helden einen Reichthum an Bewegungmotiven gestattet. Die Gestalt Unrats leidet unter einer begrenzten Einförmigkeit der Bewegung und Haltung.

Noch in anderer Weise macht sich der Mangel an bedeutend gehaltenen Nebenfiguren geltend. Man gewinnt keine rechte Perspektive zu einer Gestalt, wenn sie Einem immer vor Augen steht. Es ist eine wichtige Aufgabe der Nebenfiguren, daß ihr intermittirendes Auftreten den Helden verschwinden und auftauchen läßt, daß sein Wesen durch das Medium ihrer Beurtheilung ins Bildhafte gerückt wird. Allzu große Nähe wird künstlerisch Unaufgelöstes, Aufdringlichkeit und in der Wirkung den Mangel des Geheimnißvollen, des Erhabenen bedeuten.

Glücklicher, freier, von weniger gequälter Phantasie als in Manns früheren Büchern scheint mir in diesem neusten das Detail behandelt. Eine ungewöhnlich reizvolle, konsequente und scharfe Psychologie, von so viel Tiefe und so viel Oberfläche, um Wirkungen der Satire und Farbe und Glanz des Poetischen zusammenzuweben. Vielleicht ist es die Art solcher Kunst, zu stark um Interesse zu werben. Vielleicht ist es das Wesen dieses Kunstverstandes, zu stark mit den Gewichten der Interessantheit, der Spannung, des Amusements beladen zu sein. Darum entsteht die hauchhaft empfundene Nuance des Uebertriebenen, Absichtlichen, Nackten. Man kann sagen, daß ein Kunstgebild seine Unschuld verloren hat, wenn ein überwachsender Kunstverstand die gelenkigen Finger reckt, dem eigenen Geschöpf ein Mal aufprägt und es so im letzten Sinn entwerthet.

Wien. Julie Speyer.

Komm!

Du bist von mir gegangen, Liebster. Ohne Wort, ohne Gruß. Du hasseſt Abſchiedsſzenen; ich weiß. Du haſt es mir ſo oft geſagt. Bei jedem Sehen mußte ich bangen, ob es das Ende ſei, und jede Zärtlichkeit genoß ich zitternd, mit geſchärften Sinnen. Nun biſt Du gegangen; und ich wußte es nicht. Du haſſeſt Abſchiedsſzenen. Und Dein Wollen nur galt.

Du biſt gegangen und ich blieb allein. Allein an der Stätte, wo tauſend Erinnerungen mit mir trauern und weinende Märchen von dem Glück wiſſen, das jung war und lachte und ſterben mußte. Und Niemand ſagte dem armen Glück, warum. Ich bin allein in dem ſtillen Raum, wo noch der Rhythmus Deines Ganges ſchwingt, wo an den Wänden das weiche Echo Deiner Stimme ſchläft und Polſter und Kiſſen noch den Druck bewahren von der Laſt, die ſie lachend getragen, wo die leuchtende Spur Deines Geiſtes auf jedem Blatt iſt, das in meine bebenden Finger fällt. Und wenn ich hinausgehe, weil ichs dort nicht ertrage... Ich haſſe die Bäume, die fühllos nicht wiſſen, daß ſie ohne Dich rauſchen, daß ſie ihre Melodien verſchwenden, die ſonſt Deine Lieder beflügelt; ich haſſe das Waſſer, das wühlend ſeine weißen Wellen ans Land wirft, wo ſie gleichgiltig, läſſig ſich zum Schlafe legen, und das nicht aufſchreit vor Sehnen nach Dir, wie ich. Starr ſtehe ich dort am Strand, allein, wo ſonſt Du und ich geruht. Ich horche dem Brüllen und Brauſen und Branden und fühle es manchmal ſtill werden in mir, wenn ich mich müde geſchrien und gerufen wie ein Kind . . . Das thut wohl.

Du haſt mich nicht geliebt; ich fühle es jetzt. Trotz all den herrlichen Worten, die Du dafür gewußt; geliebt haſt Du mich nicht, ſonſt hätteſt Du ſo nicht von mir gehen können, ſo nicht mich mir ſelbſt laſſen. Aber ſo ſtolzlos bin ich nun, daß ich nicht darum weine, nicht Dieſes erſehne. Nur noch einmal ſein dürfen, wo Du biſt, Deine Nähe athmen, Dein Schweigen fühlen dürfen, Dein Schweigen, das reicher iſt und tiefer als Alles, was all die Anderen reden! Komm wieder, für eine Weile nur komm, nur einmal noch! Ich flehe mit Allem, was Dir heilig geweſen und heilig iſt im Leben, bei Deiner Jugend Erinnern, bei Deiner Kunſt flehe ich: Komm! Ich will nicht ſagen, wie ſonſt wohl: Rede, wenn Du ſtumm ſein willſt, nicht ſagen: Bleibe, wo Du wandern willſt; ich will mich nicht wie Ketten an Dich hängen, die hemmend Deine Hände in der Arbeit halten: wie Mondſchein, nun weiß ichs, wie Mondſchein nur will ich um Dich ſein. Wie Mondſchein, der ſich ſtill zu Dir ins Zimmer ſtiehlt, Dich leis mit ſeinem Licht übergießt, der Dich nicht ruft, der Deine Ruhe nur ruhiger macht und das Süßeſte Deiner Seele wachküßt und Dich ſegnet.

Wie der Mondſchein liebt, wollte ich Dich lieben. Und Du konnteſt mich laſſen? Kannſt Du? Ich glaube es nicht.

Weißt Du, was Du einmal geſprochen? ‚Schreibe, wenn Du allein wirſt. Suche zu ſchreiben. Es wird Dir Ruhe und bald auch Freude geben. Man ſchläft in Dir.‘ Und klug dozirend haſt Du hinzugeſetzt: ‚Alle Frauenliteratur unterdrücktes Sehnen, glimmende Gluth‘. Ich glaube ſogar, ‚Sinnlichkeit‘ haſt du geſagt; aber das häßliche Wort mag ich nicht wiederholen. Ich fühle mich von ſeinem heißen, verhaßten Hauch. Meine Seele nur hat Dich geliebt und Deine Seele geſucht, Deine Seele, immer und überall nur Deine Seele, auch wenn

verborgen lächelst drum; meine Sinne haben nichts von Dir gewollt. Sie hatten Stunden, wo sie Dich beinahe haßten.

Und weiter meintest Du: ‚Wenn Frauen zu fein und zu fromm oder auch nur zu faul und zu feig sind, einen Freund zu finden, schreiben sie und nennen sich Schriftstellerinnen.‘ Und kein Blick auf meine Liebe hemmte Dich im Reden und wandte Dir die Zunge. Das Wort: zu treu, um einen anderen Freund zu wünschen, hätte zu den alliterirenden Rhythmen, in denen Du Dich schon unbewußt wiegtest, nicht gestimmt. Und es war Dir immer wichtiger, dem Ohr Wohlklang zu geben, auch wenn Du Wunden damit berührtest, als suchend Etwas sagen zu wollen, das ein Herz beglücken konnte. Und doch wußtest Du, daß nun für mich nirgends auf der Erde Glück sein könne, daß ich in jedem anderen Erleben nicht genießen, nur Dich entbehren würde, daß Friede, mein Friede auf der Welt nur wohnt, wo Du bist.

Gieb mir Frieden! Ich flehe Dich drum. Laß mich noch einmal an Deinem Knie lehnen, Deine Hände, Deine heiligen Hände halten und alle fiebernden Worte hinsprechen zu Deinen feinen Fingern. Bis meine Küsse der stolzen Kühle Deiner Hände die Gluth meines heißen Gesichtes gegeben. Wenn auch meines brausenden Blutes Schlagen nichts auslöst als ein Lächeln auf Deinen Lippen und ein Fünkchen fragend erwachender Güte in den Augen, die Du träumend ins Ewige schickst.

Komm! Diese Frühlingstage sind schrecklich in der Einsamkeit. Ich bin wie ein vom Wind verwehtes Blatt, das neidvoll zitternd zuschaut, wie die anderen grünen und ihre süßen Lieder in die Sonne singen, wenn der Lenzwind sie mit goldenen Händen bewegt.

Abend vor Abend schreibe ich Dir; und immer ist es der selbe Schrei: Komm! Für einen Tag nur komm! Wenn ich Dich noch einmal gesehen habe, werde ich ruhig werden, ruhig und ohne Wunsch. Nur einen Tag noch, einen einzigen! Was ist Dir ein Tag? Mir wird er ein ganzes lachendes Leben sein und jede Finsterniß vergolden.

In Schmerzen habe ich ja nun die ‚schönste‘ der Künste gelernt, die Kunst, enden zu können, die Du bedauernd uns Frauen absprichst; um uns nicht ‚dilettiren‘ zu sehen, gehst Du ohne Abschied. Ich habe sie begriffen. Kein Wort der Klage sollst Du hören, kein Seufzen fühlen und kein Weinen. Leuchtend, jubelnd will ich Dich erwarten und Dir und mir mit Jauchzen ein Fest bereiten. Und danken, nur danken will ich Dir und mich verschwenden in Deinen Armen. Ich bin ja Dein. Denn Du erst hast erschaffen, was ich bin, das Weib, das weiß, daß Liebe sein Schicksal war, seines Lebens Erlösung und Erfüllung.

Einen Tag nur! Dann sollst Du gehen. Und nie wieder wird klagend ein Klang von mir zu Dir kommen, es sei denn ein Echo, das Du gewollt und geweckt. Nicht mehr Erinnern fordere ich als ein Feuerwerk, das zum Himmel aufprasselte, dem Du nachschautest, bis es erlosch und die Luft kalt und fröstelnd finster ließ, nachschautest, bis Du Dich wieder zum Licht wandtest. Ich weiß: Du wirst kommen. Weil Du stark bist, wirst Du kommen. Du wirst liebreich meine wildlohende Liebe sehen und sanft zur Ruhe singen und meine starren Augen im Abschiedskuß noch einmal lächeln lehren; dann wirst Du gehen. Ich weiß. Aber ich weine nicht. Ich liebe Dich nur. Komm!“

Koepenick. Rose Raunau.

Anzeigen.

Jahre der Jugend. Roman von Karl Federn. Berlin, Gebrüder Partel.

1901 erschien ein Roman von Karl Federn, „Rosa Maria“, und wurde „von den meisten Lesern bei Seite geschoben“, wie es in Raabes „Schüdderump“ heißt. Und doch ist „Rosa Maria“ ein feines Buch, voll Leidenschaft und Schönheit Es erinnert leise an D'Annunzio; mit solcher Kunst der Sprache sind die einzelnen Szenen geschrieben. Die Geschichte eines Menschen, der eine Frau liebt und sie zu einer Höhe führen will, für die sie nicht geschaffen ist, und der nun sein schmerzlich es Glück darin findet, vergangene Tage noch einmal in der Erinnerung zu durchleben. Ni les sens ni le coeur ne triompheront jamais de vos souvenirs: Das steht vor diesen Blättern des Erinnerns. Wer Federns Essays kennt, wird noch eine besondere Freude beim Lesen gehabt haben; denn die Gedanken der Menschen, über die er schrieb, klingen ganz fein in den Rhythmen des Romans wider. Für Federn ist Dante wohl das „Ereigniß“ gewesen; über ihn hat er eine gute Monographie veröffentlicht und des größten Italieners Verse findet man oft in „Rosa Maria“. Nun ist im vorigen Jahr wieder ein größerer Roman des wiener Dichters erschienen: „Jahre der Jugend“. Keine streng aufgebaute „Handlung“; dafür entschädigen wieder die Einzelszenen. Durch das Ganze tönt die eine große Melodie der Jugend, die sich sehnt und strebt. Viele Personen beleben das Buch und alle haben Persönlichkeit. Was da erzählt wird, können wir Alle einmal erlebt haben; es sind wirklich Jahre der Jugend, die vorüberziehen in ihrem Glanz, mit ihren Hoffnungen und ihrer tiefen Tragik, erlebt von nicht gewöhnlichen Menschen. Wie wundervoll ist das Geburtstagsfest geschildert! Es ist eine Freude, zu sehen, wie die Persönlichkeit Federns gewachsen ist, seine ganze Art, groß zu denken. Hat das Buch Fehler? Ich mag sie nicht suchen. Es ist sicher poetisch, so wie Heinrich von Stein diesen Begriff formulirt hat: ein Werk, in dem jedes Gebilde in Charakteren und Situation, jeder Vers, jeder Vergleich, ja, die Schreibweise und Interpunktion Gefühl verräth, eine bestimmte Art, so und nicht anders zu empfinden, zum Ausdruck bringt; ein solches Werk würden wir zwar vielleicht noch nicht im höchsten Sinn künstlerisch, aber in jedem Fall poetisch nennen.

Köln. Max Francke.

Die Grundübel im Deutschen Wirthschaftleben und ihre Hebung. Karl Heymann, Berlin.

In der „Zukunft“ vom sechsten August 1898 veröffentlichte ich unter dem Titel: „Ein neuer Stand“ einen Aufsatz, in dem die neue gesellschaftliche Stellung betrachtet wurde, die sich der Techniker jetzt erzwungen hat Die Plauderei schloß mit den Worten: „Unsere Techniker sehnen sich nach einer einheitlichen, selbständige Verwaltung, nach einem Ministerium für Technik, und wir wollen hoffen, daß ih berechtigter Wunsch nicht allzu lange auf Erfüllung zu warten hat.“ Diese Zeile haben Beifall und Widerspruch hervorgerufen. Sie führten auch zu einer Agitation die sich die Begründung einer gewerblich-technischen Reichsbehörde zum Ziel setzte In der Brochure, die ich hier anzeige, ist auf Grund einer Umfrage an die Industrie die Angelegenheit historisch und kritisch behandelt worden.

Halensee. Franz Bendt.

Vers et Prose. Receuil trimestriel de littérature. Paris. Redaktion: Paul Fort. Erstes Heft. 1905.

Unter dem Titel „Vers et Prose“ und mit der Erläuterung darunter „Défense et Illustration de la haute littérature et du lyrisme en prose et en poésie“ ist eine Vierteljahrsschrift erschienen, die dem deutschen Kunstfreunde mit herzlicher Empfehlung angezeigt zu werden verdient. Sie vereinigt den Kreis jener französisch schreibenden und dichterisch fühlenden Menschen, die innerhalb der Oede, Geschwätzigkeit oder pikanten Gleichförmigkeit der zeitgenössischen gallischen Produktion die künstlerisch zeugende Kraft zwar nicht sehr laut, aber sehr intensiv darstellen. Unter ihnen sind: Francis Vielé-Griffin, Henri de Régnier, dessen „Double Maîtresse“ einer der stärksten neuen Romane ist, André Gide, Emile Verhaeren, dessen Gedichte eine latente Energie der Leidenschaften besitzen, wie man sie in Deutschland heute doch vergeblich suchte, Jean Moréas, Maeterlinck, W. B. Yeats, Stuart Merill, Robert de Souza, wohl auch Lerberghe. Wie man sieht, eher ein belgischer als ein pariser Kreis; man wird so wiederum aufmerksam auf die Stärke der vlämischen Produktion, die doch in einer Generation Dichter und Bildende Künstler wie Maeterlinck, Verhaeren, Lemonnier, Meunier, Minne, Lemmen hervorgebracht hat. Das Ziel der neuen Schrift ist, die rhythmisch gehöhte Dichtung zu zeigen, die nicht Symbolismus nach dem alten Kennwort zu sein braucht, wohl aber von der Unmittelbarkeit durch Stärke des Gefühles oder den heißen Athem einer Persönlichkeit oder die Kultur der Form entfernt ist. Beim Lesen der theoretischen Wünsche in dieser Publikation und der Dichtungen, die sie begleiten, wird man an einen Satz erinnert, der zur Zeit gerade wohl auch wieder von ein paar Deutschen gelesen worden ist; er steht in einem Brief, den Goethe im November 1797 an Schiller schrieb: „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden“. Und gezeigt wird, wie der Unterschied zwischen Poesie, womit rhythmisch gehöhte Darstellung gemeint ist, und Prosa dem deutschen Publikum „gänzlich aus den Augen verloren ist.“ „Indessen ist das Uebel so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sieht, ja, daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten.“ Und dann: „Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen gerichtet; und wer gesteht denn Das jetzt unter unseren fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten?“ Aus dem Inhalt des ersten Heftes darf man hervorheben: eine schöne Geschichte von Maeterlinck: „Le Massacre des Innocents“, das erste Werk des Dichters aus dem Jahr 1885; stärker und reiner als seine letzten, muß leider hinzugesetzt werden. Und einen interessanten Rechenschaftbericht, der mittheilt, wie im letzten Jahrzehnt in der pariser Presse die dichterische Produktion von Werth kritisch behandelt worden ist. Ein ähnlicher Beitrag zur Kulturpolitik, der nachweist, in welchem Ton bei uns in den sogenannten großen Journalen die Künstler, in welchem die Macher besprochen werden, könnte auch der Erkenntniß deutscher Zustände nur nützlich sein.

Paris. W. Fred.

Fontes Melusinae. Ein Menschheitmärchen von Karl Ernst Knodt mit Bildern von G. Kampmann. Stephan Geibels Verlag in Altenburg.

Es giebt heutzutage noch Menschen, die von weißen Wegen träumen, von

Wegen, die zu Quellen lebendigen Wassers führen, Menschen mit Ekel vor dem Absynth, den uns das schreiende Leben der Gasse kredenzt; Menschen, die fort möchten aus dem unreinen Gewühl des Alltagsmarktes, um einzukehren in unentweihte Hallen des Friedens. Für solche Quellen- und Friedesucher ist „Fontes Melusinae" geschrieben, das Hohelied des Waldes, der Quelle, der Menschheit. Das ist kein Buch zum Durchfliegen; es will genossen sein als ein Brevier, in das man sich vertieft, um die Melodie jedes einzelnen Theiles auf sich wirken zu lassen. Wer keine Zeit hat, lasse die Finger davon. Aber für Den, der manchmal ein paar Augenblicke frei hat für andere Dinge, als der Werktag sie mit sich bringt, für Den sprudeln Melusinens Quellen. Er wird die Seele rein baden vom Staub der Landstraße und über dem Rauschen und Raunen der Wipfel des Heiligen Haines wird er den geheimnißvollen Lockruf der vergessenen Heimath hören. „Der Hornruf aus Thule schwebt über dem Wald!"

Düsseldorf. Anna von Krane.

Gauthos und die Menschin. Dionysische Märchendichtung in drei Akten. E. Piersons Verlag, Dresden 1905. Zwei Mark.

„Mit einer für keusche Seelen unerhörten Gluth der Bildersprache zeichnet der Dichter das groteske, geistvolle Märchen . . ." Dieses Segment einer belobigenden Besprechung vom Herrn Ludwig Hartmann in den Dresdener Neusten Nachrichten bietet zugleich das erklärende Verdikt, weshalb dem Drama bisher die Bühne versperrt blieb. So muß ich es vorläufig als Buchdrama betrachten. Wie aber ein Vater fast nie die sündige Anlage seines vermeintlich gerathenen Kindes aus sich selbst gewahrt, so erscheint auch mir das Kind meiner Phantasie ungefährlich, weil ich glaubte, das Beste, Reinste, Edelste in die Frucht meiner Seele gesenkt zu haben. Außer der „Menschin", der Christin Anthylla, schuf ich allerdings keine Kulturwesen in unserem Alltagssinne, sondern Naturgeschöpfe dionysischen Kultes, der urwüchsigen, von Lebenskraft strotzenden Romantik hellenischer Antike, als symbolische Typen der Menschheit. Leben sie nicht weiter unter uns, die dem Orgiasmus, des Lebens Ueberschwang huldigenden Satyrn und Mänaden, gleich Dionysos, dem Naturgott genießender Lebenslust, trotz dem Christengott? Was uns die Tragoedie des Gauthos, des Satyrs mit dem höchsten Idealverlangen in der Brust, hören und schauen läßt, ist das Ewig-Menschliche: die Sehnsucht, das Irren und die Enttäuschung des Lebens, in ein antikisirtes Märchengewand moderner Verse gehüllt, das die Mysterien der Erotik unbedenklicher erscheinen lassen dürfte, als es die in ein lüsternes Nachthemd realistischer Prosa gekleideten Stücke thun, die das große Publikum unbeanstandet hinnimmt. So hoffe ich, das Buch möge mir doch einmal einen Bühnenleiter zuführen, der durch die That den Erweis erbrächte, daß „Gauthos und die Menschin" von der Bühne herab wen erotisch als ethisch wirkt. Und wenn zum Schlusse Silen, auf die vor der Betst hingesunkene Anthylla weisend, zu dem Bakchentroß und zu Gauthos sagt: „Gr Laßt sie beten! Sie fand ihren Gott und Du den Deinen wieder" und Gaut darauf, mit wildem Griff die Hüfte seiner Mänade umschlingend, ausruft: „Por komm! Durchs Leben wieder, wie zuvor zu rasen, bis unser dumpfes Hirn springt", dann dürfte Keinem der schwere Kern der Dichtung verborgen bleil

Wilhelm Steiner-Osten

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten.*)

Das Verdienst, anerkannt zu haben, daß der dunklen Rasse auf anderem Wege geholfen werden müsse, kommt — und Das ist ein wesentlicher Punkt — den Negern in weit höherem Maße zu als ihren weißen Freunden. So berechtigt die schwärmerische Verehrung des Amerikaners für die Volksschule an und für sich ist, so übertrieben ist sein Glaube an ihre Fähigkeit, alle Probleme zu lösen. Auch hier war das Volk wieder beinahe einstimmig in der Ueberzeugung, daß die Fibel und die amerikanische Lehrerin der eben von ihren Banden befreiten Rasse Alles geben könnten, was sie brauchte. So fehlte es bald nicht an Schulen; aber den gewünschten Erfolg brachten sie doch nicht. Daß in diesem Fall die einfachste Grundlage fehlte, weil die Eltern ja auch in fast jeder Beziehung Kinder waren und daher weder ein gutes Beispiel noch Ermahnungen liefern konnten, wurde übersehen. Eben so wenig dachte man daran, daß die Charaktereigenschaften, die jeder gesittete Mensch besitzen muß, hier nicht geweckt oder gefestigt, sondern vollständig neu geschaffen werden mußten. Diese Wahrheiten hat als erster Samuel C. Armstrong zur Grundlage der Bemühungen um das Wohl der Neger gemacht. Er war während des Krieges als General der Bundesarmee beauftragt worden, für das Wohl der Sklaven zu sorgen, die von den Plantagen geflohen waren. Die Einsicht, daß die Neger und ihre Kinder nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen werden müßten, kam ihm sofort. So gründete er 1867 das Hampton Normal and Agricultural Institute, in dem jährlich etwa 1200 Schüler aus fast allen Staaten der Union unterrichtet werden. Mit Ausnahme von 120 Indianerkindern, die seit 1878 dort aufgenommen werden, sind alle Schüler Neger. Das Institut wird nach dem Grundsatz geleitet, daß alle Erziehung nur dann wirklichen Werth haben kann, wenn sie durch eigene Anstrengung erlangt worden ist. Die Schüler werden für alle denkbaren Berufe ausgebildet, die meisten zu Landwirthen und Handwerkern. Viele wirken als Lehrer an den zahlreichen Instituten, die seitdem nach dem Muster des Hampton-Institutes gegründet worden sind. Die bedeutendste dieser Töchteranstalten ist das Tuskegee-Institute in Tuskegee im Staate Alabama, das von Booker T. Washington (der in der Sklaverei geboren und in Hampton erzogen worden ist) gegründet wurde. Washington, ein Mann mit einem ganz ungewöhnlichen Fonds von gesundem Menschenverstand, warnt seine Zöglinge vor der Sucht nach rein äußerlichen Erfolgen, die nur die oberflächliche Eitelkeit befriedigen. Er bekämpft den Hang, durch Betheiligung an der Politik Aemter zu erlangen, die in Wirklichkeit nichts bedeuten, aber den Glauben an die eigene Wichtigkeit erhöhen. „Nichts von Allem, was die Politik oder irgend ein anderer Lebensweg bietet", sagt er, „ist in diesem Augenblick auch nur im Entferntesten von der selben Wichtigkeit für den Neger wie die Pflicht, sich ein eigenes Heim zu sichern und ein Steuerzahler zu werden." Washington will den Neger zunächst zu einem tüchtigen Arbeiter machen, der fähig ist, sich selbst und seine Nachkommen weiter zu bringen. Er will, mit einem Wort, seine Rasse innerlich festigen, ehe sie nach einer höheren Stufe strebt. Die Erfolge dieser beiden und der kleineren ähnlichen Institute (die übrigens fast ganz vom Philanthropen aus

*) S. „Zukunft" vom 23. September 1905.

dem Norden erhalten werden, denn das Schulgeld ist sehr gering) sind unbestritten und die Richtigkeit der angewandten Methode wird jetzt allgemein anerkannt. Als ein schlagender Beweis für die Vorzüglichkeit der Erziehung kann die Thatsache angeführt werden, daß von den Tausenden, die in Tuskegee oder Hampton ausgebildet worden sind, nicht ein Einziger im Gefängniß gewesen ist. Und von den Schülern aller ähnlichen Institute im Süden ist kein halbes Dutzend mit dem Strafgesetz in Berührung gekommen. Die Leiter dieser Schulen wachen nämlich mit väterlicher Fürsorge über ihre Zöglinge, nachdem diese die Anstalten verlassen haben, und alljährlich werden Versammlungen abgehalten, in denen ehemalige Zöglinge über ihr eigenes Fortkommen und das ihrer Kameraden berichten. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist auch die vom Leiter des Hampton-Institutes angeführte Thatsache, daß dort, wo etwa 350 Mädchen und 450 Knaben gleichzeitig erzogen werden, in siebenzehn Jahren nur drei Verstöße gegen die Sittlichkeit vorgekommen sind; und diese Verstöße waren von der leichtesten Art.

Aehnliche Resultate dürfte kaum ein anderes Internat in der ganzen Welt aufzuweisen haben. Thatsachen wie diese beweisen unwiderleglich, daß die ganze Rasse eine sittliche Hebung erlebt, die innerhalb absehbarer Zeit den ihr so oft gemachten Vorwurf, sie stehe in Lebensweise und Sitten wie in Bezug auf bürgerliche Tugenden tief unter dem Weißen, gegenstandlos machen dürfte. Dabei muß betont werden, daß die Behauptung, die Neger seien durchweg unmoralisch und, zum Beispiel, kaum im Stande, zwischen Mein und Dein zu unterscheiden, niemals berechtigt war. Es geht ihnen in dieser Beziehung ähnlich wie den Juden; die ganze Rasse wird für die Sünden jedes einzelnen ihrer Mitglieder verantwortlich gemacht und die Fehler oder unangenehmen Eigenschaften, die durch ganz ungewöhnliche und der Entwickelung hinderliche Umstände erzeugt worden sind, werden als unveränderliche Rasseneigenschaften bezeichnet.

Bei dieser Gelegenheit muß erwähnt werden, daß der Süden durchaus nicht so viel für die Erziehung des Negers thut, wie er gern erzählt. Die Negerschulen (im ganzen Süden giebt es keine gemischten Schulen und die Rassen werden getrennt unterrichtet) sind keine so furchtbare Last für die Weißen, wie oft behauptet wird. In den acht Bezirken, die den sogenannten „schwarzen Distrikt“ in Florida bilden, bezahlen die Neger 24000 Dollars Steuern, wovon nur 20000 für ihre Schulen verausgabt werden; der Rest fließt den Weißenschulen zu. In Mississippi, einem Staat, in dem die Neger über 58 Prozent der Bevölkerung ausmachen, erhielten ihre Schulen nur 20 Prozent des allgemeinen Schulfonds (rund 250000 Dollars), während die farbige Bevölkerung 280000 Dollars Steuern bezahlte. Noch 1900 wurde in allen früheren Sklavenstaaten zusammen für die Weißenschulen 4,92, für die Negerschulen aber nur 2,21 Dollars pro Kind ausgegeben.

Richtig ist, daß der Neger ein Naturell besitzt, das ihn vom Weißen unterscheidet. In mehr als einer Beziehung ist er buchstäblich ein Kind. Seine Sucht, den Weißen nachzuahmen, seine Eitelkeit, die ihn nur zu leicht verführt, sich in grotesker Weise aufzuputzen, und sein Hang zum Prahlen machen ihn oft zur komischen Figur, die um so mehr Heiterkeit hervorruft, als er sich gern bemüht, in seinem Auftreten übertriebene Würde an den Tag zu legen. Das sind aber Eigenschaften, die man bei unerzogenen Völkerschaften fast immer findet. Ihnen stehen andere gegenüber, die erwärmend wirken, so die fast nie versagende gute Laune, die ihr

auch in schweren Zeiten nicht verläßt, echter Humor und immer vorhandene Hilfsbereitschaft. Dazu gesellt sich (oder daraus entspringt) eine beinahe unbezähmbare Sucht nach Vergnügungen jeder denkbaren Art. Ob es dem Neger gelingen wird, die seinem Naturell entspringenden Schwächen verschiedenster Art überhaupt abzulegen, und ob ers thun kann, ohne zugleich einige seiner guten Eigenschaften zu verlieren, entzieht sich aller Berechnung. Man kann nur darauf hinweisen, daß es in Washington, wo der Neger genau die selben Rechte hat wie der Weiße, schon jetzt sehr viele Schwarze giebt, die sich in Bildung, Auftreten und Benehmen von der „höheren" Rasse in keiner Beziehung unterscheiden. Man findet solche Neger vereinzelt wohl überall, aber in Washington sind sie in so großer Zahl vorhanden, daß man mit der Möglichkeit, die ganze Rasse auf das selbe Niveau zu heben, rechnen darf.

Die Entwickelung des Negers ist nicht nur durch die Sklaverei und die Zustände, die dem Bürgerkrieg folgten, verzögert worden. Noch heute gilt der Neger im ganzen Land, Washington und verschwindend wenige andere Orte ausgenommen, als ein untergeordnetes Wesen. Noch heute ist ihm in den meisten Südstaaten verboten, in den Eisen- oder Straßenbahnwagen zu fahren, die von Weißen benutzt werden. In Theatern und allen anderen Vergnügungstätten darf er sich nur in besonderen Abtheilungen aufhalten; Hotels und Restaurants, die von Weißen besucht werden, sind ihm verschlossen. In den meisten Nordstaaten bestehen allerdings Gesetze, die den Besitzern von Theatern, Hotels, Restaurants u. s. w. verbieten, Neger auszuschließen; aber diese Gesetze sind undurchführbar. Immer lassen sich Mittel und Wege finden, sie zu umgehen. Mit Ausnahme der wenigen Neger, die sich eine besonders hervorragende Stellung erworben haben, kann kein Mensch mit dunkler Hautfarbe Aufnahme in ein Hotel erster Klasse finden, einen Parquetsitz in einem Theater erhalten oder in einem besseren Restaurant eine Mahlzeit einnehmen. Selbst in dem Bemühen, eine Wohnung zu finden, stößt der Neger auf Schwierigkeiten. Im Süden und Westen, wo fast jede Familie ihr kleines Häuschen hat, ist es nicht so schwer, aber in den großen Städten (wie New-York) hat der Einzug einer Negerfamilie in ein Miethhaus die unausbleibliche Folge, daß alle Weißen entfliehen. Das Schlimmste dabei ist, daß der gebildete und gut erzogene Neger wohl oder übel gezwungen ist, mit seinen tief unter ihm stehenden Rassegenossen Thür an Thür zu wohnen; denn inmitten von Weißen, die ihm gleich stehen, findet er keine Unterkunft. Aehnlich verhält es sich mit der Erwerbsthätigkeit. Im Süden ist der Neger nicht nur Landwirth oder Dienstbote: er kann auch als Fabrikarbeiter, Handwerker oder Kaufmann thätig sein und trotz allen Vorurtheilen scheut sich der Weiße dort nicht, mit ihm in geschäftliche Berührung zu kommen. Im Norden ist er ganz darauf angewiesen, Arbeiten der niedrigsten Art zu verrichten, Dienstbote zu werden oder sich in einem Beruf auf die Thätigkeit unter seinen Rassegenossen zu beschränken. Regelrechter Handwerker oder Fabrikarbeiter kann er nicht werden; denn kein Weißer arbeitet neben und mit ihm und die Gewerkschaften nehmen ihn nicht als Mitglied auf. Ausnahmen giebt es natürlich (die Asphaltarbeiter sind ausschließlich Neger) aber sie ändern nichts an der Regel, daß der Neger nirgends Beschäftigung finden kann, wo Weiße thätig sind. Ein Restaurant stellt als Kellner nur Weiße oder nur Neger an; niemals sind die Rassen gemischt.

Hierin liegt eben die Bedeutung des Problemes. Mag das Vorurtheil gegen den Neger noch so ungerecht und unsinnig sein: es ist vorhanden und man muß

mit ihm rechnen. Die unbestreitbare Thatsache, daß ein Theil der Einwanderung sicher nicht wesentlich (wenn überhaupt) höher steht als ein großer Theil der Neger, ändert nichts an der Wahrnehmung, daß der Schwarze wegen seiner Hautfarbe, allgemein gesprochen, geächtet wird. Eine Feindsäligkeit gegen den Neger besteht nicht, aber eine Abneigung, die das Gefühl völliger Gleichberechtigung nicht aufkommen läßt. Der Weiße, vor Allem der Theil des amerikanischen Volkes, der germanischen Ursprunges ist, will sich nicht von dem Schwarzen beherrschen lassen und fürchtet, daß die Anerkennung der vollen Rechte des Negers wenigstens in einzelnen Theilen des Landes unfehlbar zur Negerherrschaft führen müsse. Es handelt sich also nicht nur um die in der großen Masse ja immer vorhandenen Vorurtheile, sondern auch um echte Besorgniß für die Zukunft des Landes.

Wirklich schlecht ist der Neger in den Vereinigten Staaten niemals behandelt worden. Selbst während der Sklaverei waren Gräuelszenen, wie sie in tendenziösen Werken beschrieben wurden, seltene Ausnahmen. Die Pflanzer mußten für das physische Wohlbefinden ihrer Sklaven sorgen, die ja einen großen Theil ihres Besitzes bildeten. Auch wurde in der Regel keine übermäßig anstrengende Arbeit gefordert; denn man weiß heute, daß der Ertrag der Plantagen unter der Sklaverei im Verhältniß zur Zahl der Arbeitkräfte sehr gering war. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptungen lieferte das Verhalten der Sklaven während des Bürgerkrieges. Aus ganzen Landstrichen waren damals alle Männer und Jünglinge zu den Waffen geeilt und hatten Frauen und Kinder unter dem Schutz der Sklaven zurückgelassen. Hätten diese Neger Haß und Bitterkeit gegen ihre Herren empfunden, so wäre damals die Gelegenheit zur Rache gewesen. Aber nicht nur fanden keine Ausschreitungen statt, sondern die Sklaven sorgten auch in opferfreudiger Weise für die schutzlosen Frauen und Kinder. Als dann die Uniontruppen den ausgesogenen Süden besetzten, waren es die aus entflohenen Sklaven gebildeten Regimenter, welche die zurückgebliebenen Familien der im konföderirten Heere dienenden Pflanzer ausgiebig unterstützten. Schwarze Soldaten unterwarfen sich willig Entbehrungen und selbst Strafen, um Frauen und Kinder des ehemaligen Herrn vor Noth zu bewahren, wenn sie zufällig in die Nachbarschaft der alten Plantagen kamen. Die schlimmen Ausschreitungen, die in der Zeit der Rekonstruktion von Weißen an Negern verübt wurden, haben keine dauernde Feindschaft hinterlassen. Auch die Lynchgerichte, die oft unheimlich zahlreich wurden, waren nicht auf den Süden beschränkt und haben in den letzten Jahren abgenommen. Natürlich wurde diese Art von Volksjustiz nicht nur zur Bestrafung des einen Verbrechens, der Vergewaltigung weißer Frauen, ausgeübt. In diesem einen Fall hatte der Südländer eine Vertheidigung, die nicht ohne Weiteres abgewiesen werden kann. Er behauptete, schnelle Justiz sei nöthig, um die Neger von der Begehung solcher Schandthaten abzuhalten, und ferner, die Ueberführung des Verbrechers werde nur möglich sein, wenn das unglückliche Opfer in öffentlicher Gerichtssitzung (Ausse der Oeffentlichkeit ist in den Vereinigten Staaten in Mordprozessen nicht erla den Hergang erzähle. Das müsse um jeden Preis vermieden werden. Es w wenige Menschen geben, die diese Argumente verwerfen. Wären die Lynchgerich auf dieses eine Verbrechen beschränkt geblieben, so hätte man sie wahrscheinlich bedauerliche Vorfälle bezeichnet, aber ruhig mitangesehen. Doch bald wurden Ne wegen aller denkbaren Verbrechen gelyncht, ohne daß man sich erst die Mühe

die Schuld des Opfers der Volkswuth festzustellen. Es scheint nun, als ob ein Umschwung eingetreten sei und der Süden erkannt habe, was die öffentliche Meinung im Norden sowohl wie auch die besonneneren Elemente im Süden stets warnend hervorgehoben haben, daß nämlich die Bereitwilligkeit, das Recht in die eigene Hand zu nehmen, die Achtung vor Gesetz und Recht untergrabe und rettungslos zu anarchischen Zuständen führe. Jedenfalls sind die Lynchgerichte seltener geworden und die Behörden bemühen sich, sie zu verhindern, während sie früher mit verschränkten Armen unthätig zusahen, wenn die erregte Menge mit dem Strick oder dem Scheiterhaufen Recht übte.

Nach sorgfältiger Erwägung aller Thatsachen darf man behaupten, daß die Weißen in den ehemaligen Sklavenstaaten dem materiellen Fortschritt des Negers kein Hinderniß bereiten, ja, daß ein großer Theil der Bevölkerung eifrig bemüht ist, der dunklen Rasse in dieser Beziehung behilflich zu sein. Der Süden ist aber, allgemein gesprochen, überzeugt, daß die Afro-Amerikaner, wie sie sich selbst gern nennen, geistig und sittlich minderwerthig sind und durch höhere Bildung zu einer schweren Gefahr für das ganze Land werden müßten. In vielen Gegenden wird das zum Unterhalt der Negerschulen erforderliche Geld nur unwillig und mit Widerstreben bewilligt und nicht nur die höheren Lehranstalten für Neger, sondern auch so segensreiche Institute wie das Booker T. Washingtons in Tuskegee könnten ohne die Hilfe, die von Philanthropen im Norden geleistet wird, nicht bestehen. Der Süden wehrt sich mit krankhafter Energie, die bei dem kleinsten Anlaß in hysterische Leidenschaftlichkeit umschlägt, gegen jeden Versuch des Nordens, die Rassenfrage zu lösen; er besteht darauf, daß nur der Süden den Neger kenne und zu beurtheilen vermöge, was für ihn gut sei, und daß der Süden daher auch allein das Verhältniß zwischen den beiden Rassen richtig zu regeln berufen sei. Und der Süden ist einstimmig in der Ansicht (wenn sie auch nicht immer und überall offen ausgesprochen, häufig sogar in Abrede gestellt wird), daß der Neger in einem Zustande dauernder Unterwürfigkeit, der sich nur wenig von Leibeigenschaft unterscheidet, oder wenigstens in untergeordneter Stellung erhalten werden müsse, ihm aber, wenn möglich, gar nicht oder doch nur in beschränkter Weise die Ausübung der Bürgerrechte gestattet werden dürfe. Auch die günstige materielle Entwickelung der dunklen Rasse wird die auf gänzliche Vernichtung ihrer Rechte hinzielende Bewegung nicht aufhalten, wenn sie einmal in Fluß gekommen ist.

Bisher sieht der Norden den Bestrebungen der Südstaaten ziemlich gleichgiltig zu und nur einzelne Persönlichkeiten oder Gruppen von Männern stehen dem Neger zur Seite; doch beschränkt sich ihre Hilfe fast ausschließlich auf das erzieherische Gebiet. Wäre der Neger nicht zu einer werthvollen Figur auf dem Schachbrett der Politik geworden, so hätten die Südstaaten wohl schon längst ihren Plan ausgeführt. Die republikanische Partei, die gegründet wurde, um die Abschaffung der Sklaverei durchzusetzen, hat längst vergessen, daß sie dem befreiten Neger gegenüber noch ernste Pflichten zu erfüllen hat. Sie verwerthet ihn nur noch für ihre eigenen Zwecke. Er ist ihr treu geblieben und ein schwarzer Demokrat ist noch viel seltener als ein republikanischer Irländer. Sie erhält sich diese Freundschaft, indem sie einige Aemter mit Negern besetzt. Meist sind sie untergeordneter Art; manchmal, aber fast nur im Süden, wird auch ein wichtiges Amt einem Schwarzen gegeben. Protestirt dann die weiße Bevölkerung, weigern sich etwa